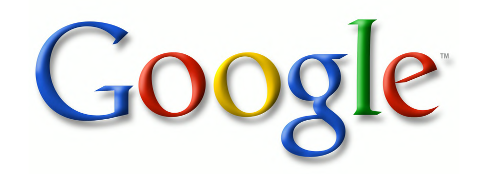
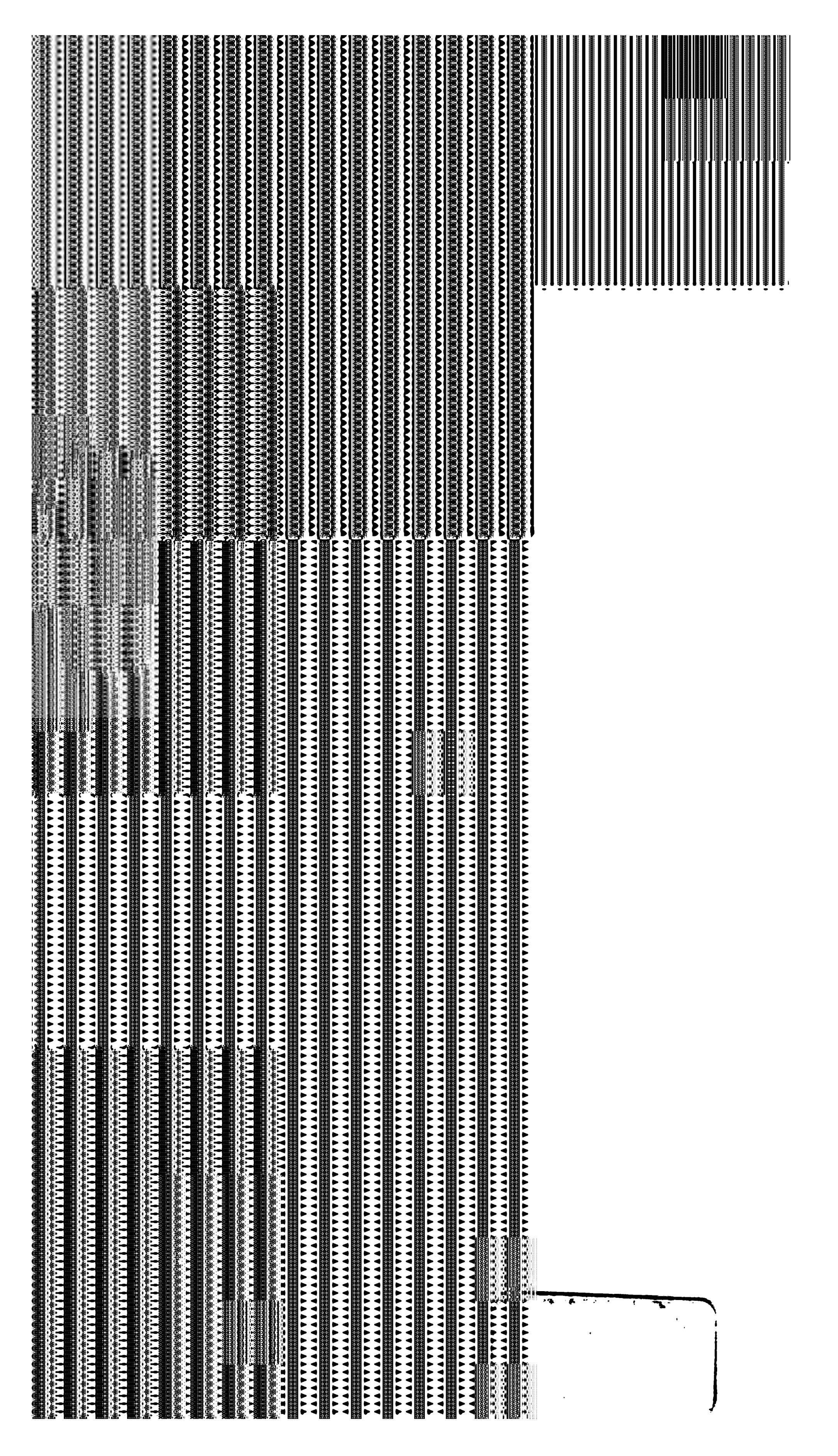
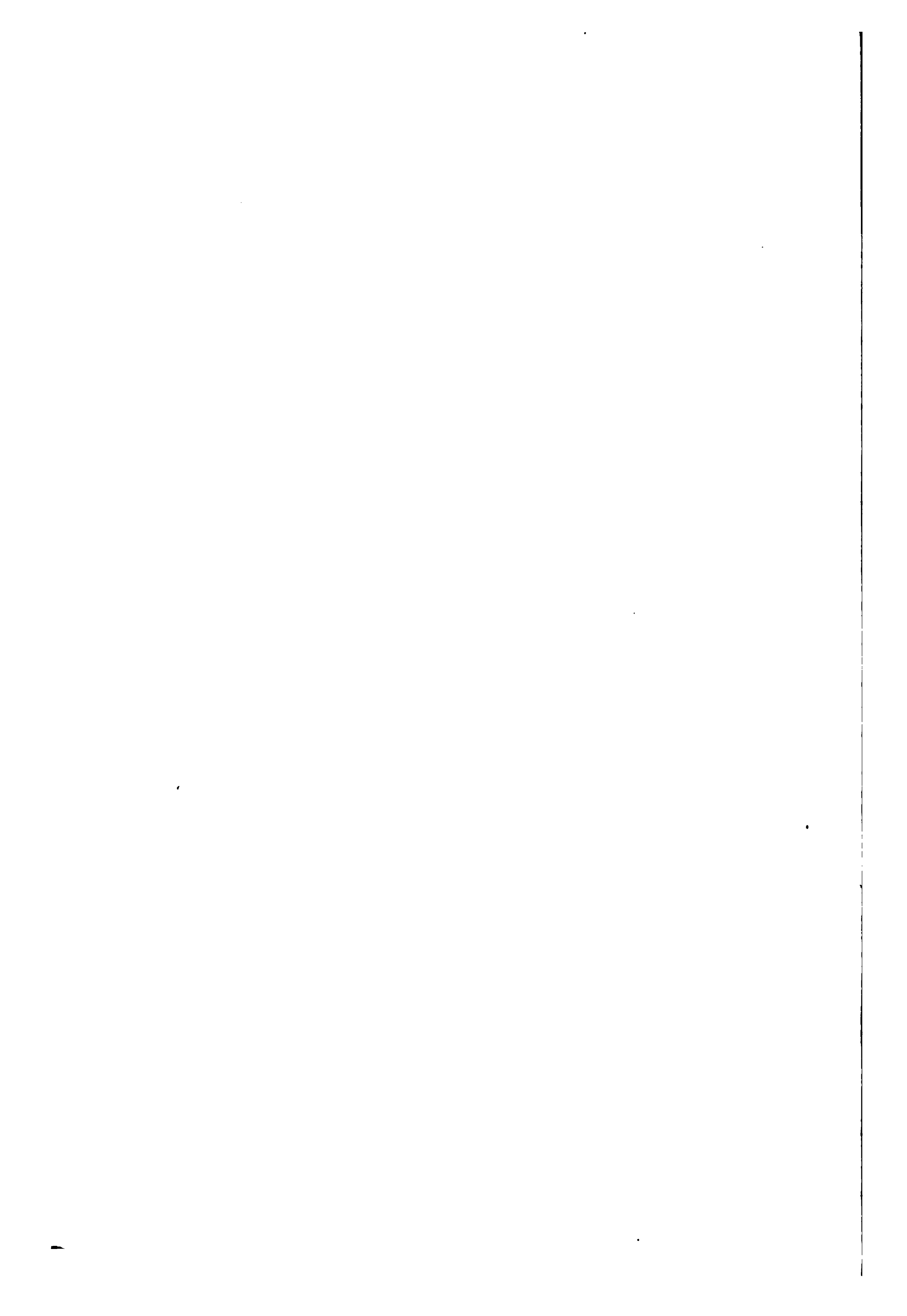
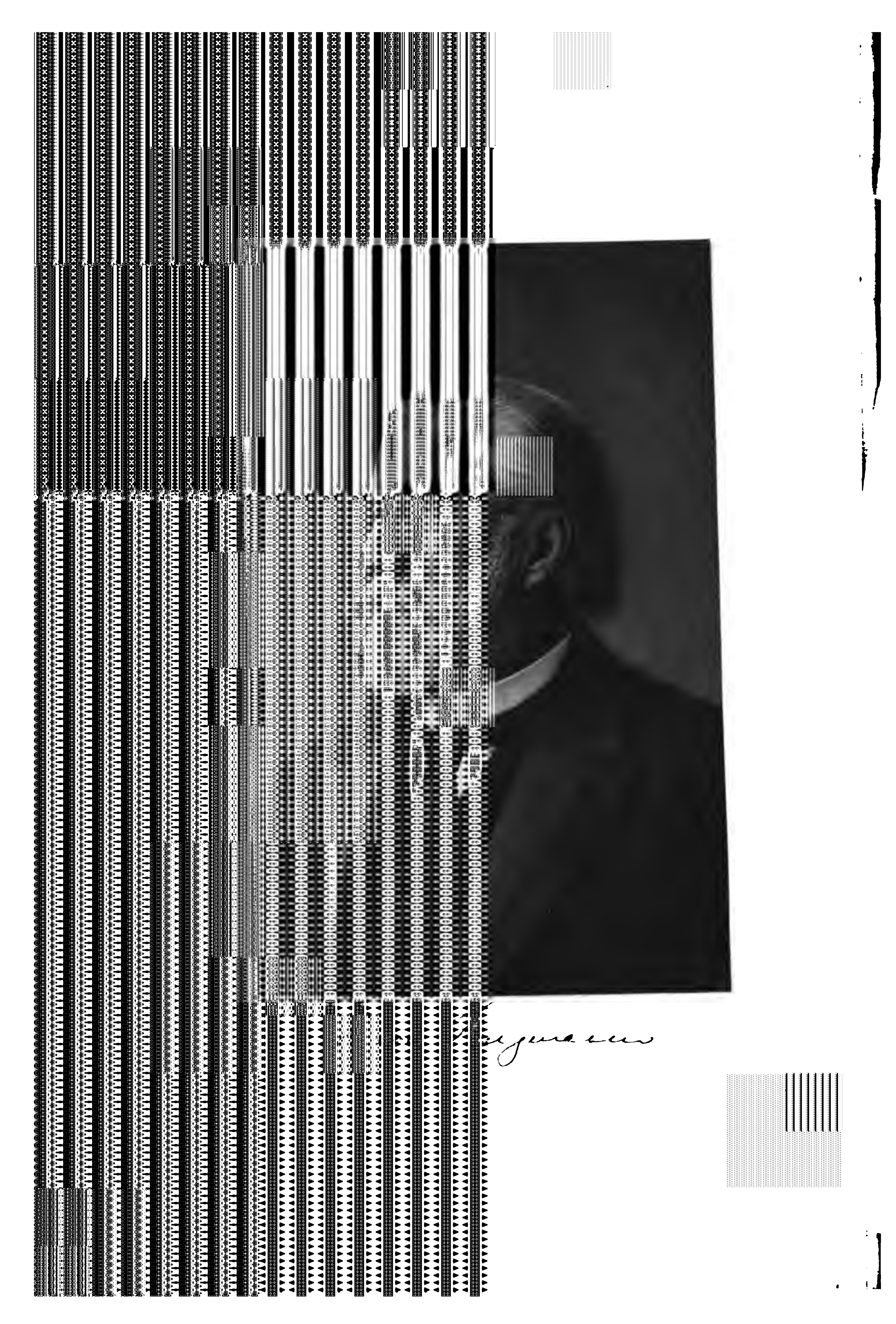


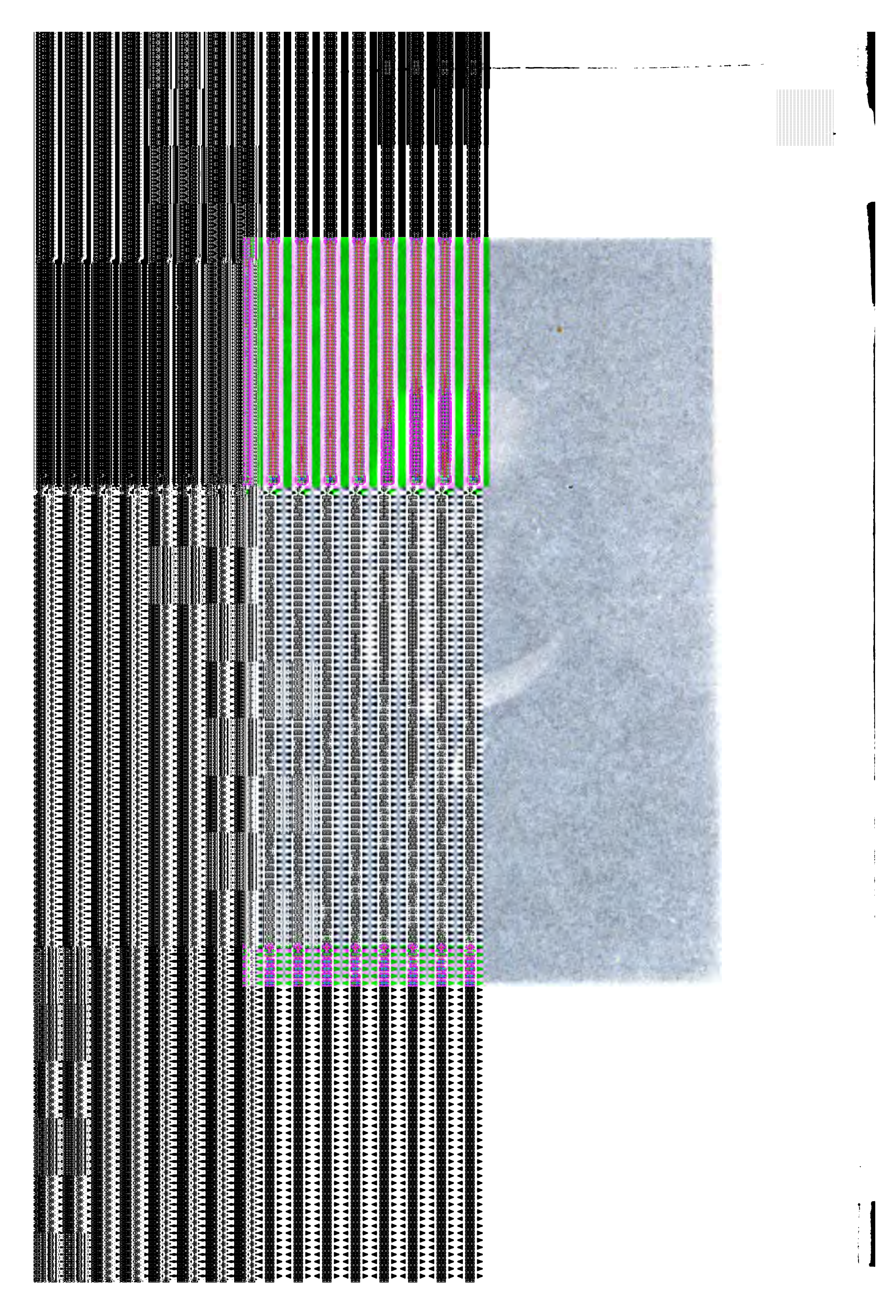








1911



Ernst von Bergmann

von

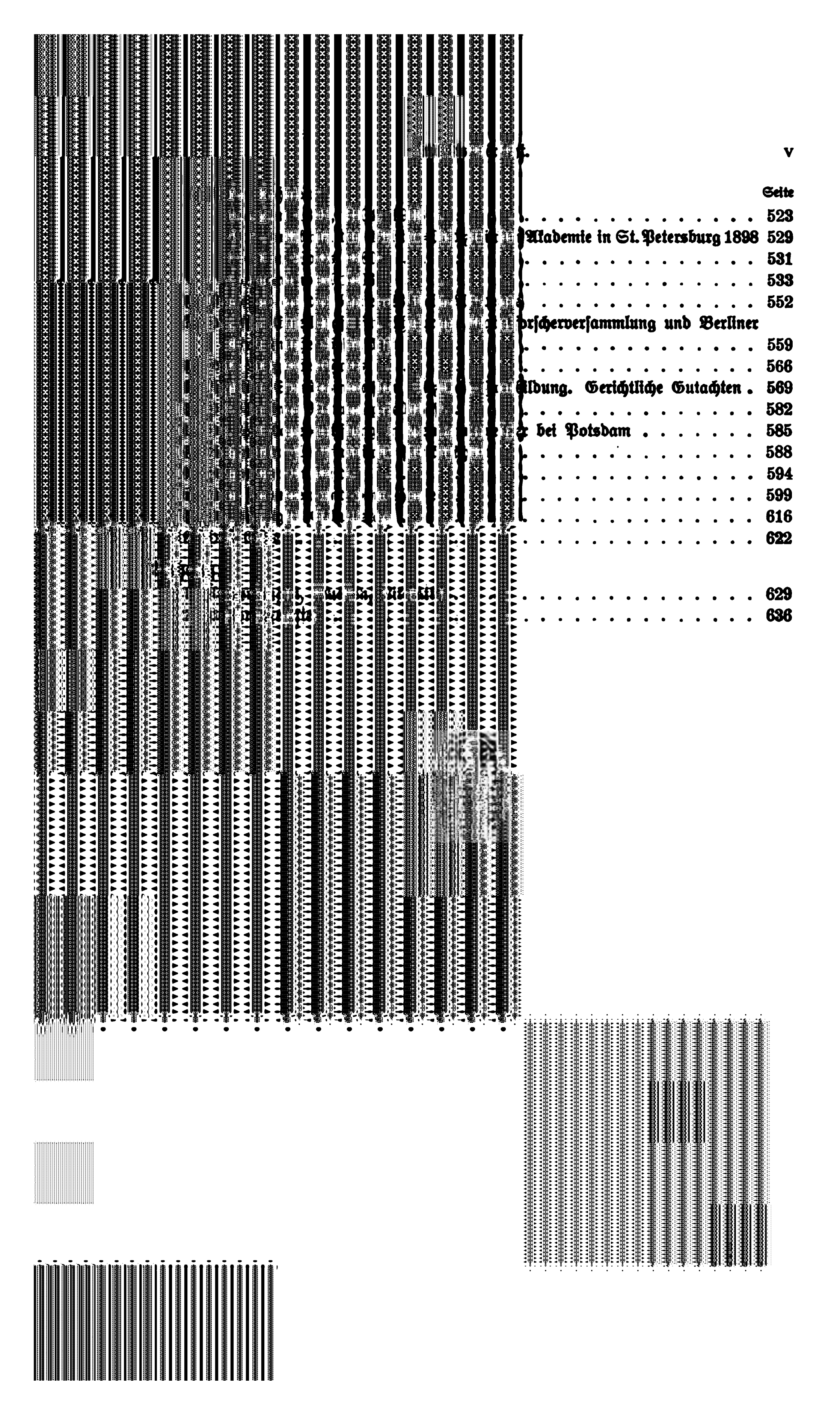
Arend Buchholtz

Mit Bergmanns Kriegsbriefen
von 1866, 1870/71 und 1877



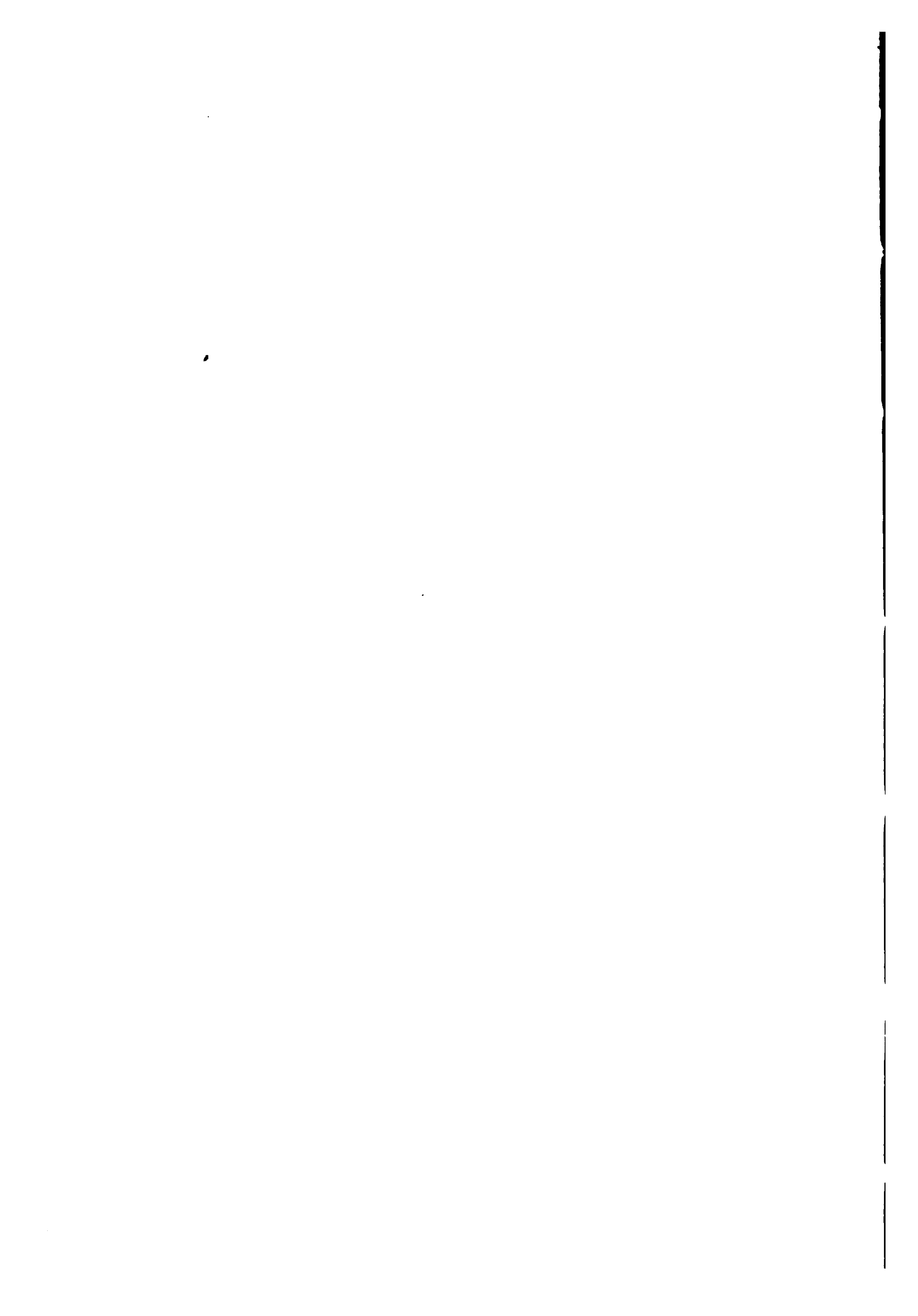
Leipzig 1911
Verlag von F. C. W. Vogel

Inhaltsübersicht.





Heimat und Vorfahren



1. Einleitung.

Seit den glücklichen Tagen der Kindheit, da die liebevolle Mutter jedem ihrer Sprößlinge einen Fleck des ländlichen Pfarrgartens mit einem Obstbaum und ein paar Stachelbeersträuchern überließ, hatte Ernst v. Bergmann oft gewünscht, auf eignem Boden Herr zu sein, zu säen und zu ernten. Aber erst in seiner Berliner Zeit ist ihm diese Sehnsucht langer Jahre in Erfüllung gegangen: er kaufte sich in Potsdam an, baute sich ein stattliches und wohnliches Haus, und ringsum in den märkischen Sand pflanzten wetteifernd Mann und Frau einen Reichtum edler Bäume. Ihres Schattens hat sich Bergmann noch lange gefreut. Hier hat er, dem Lärm der Großstadt entrückt, in Sommer- und Herbstwochen und an Sonn- und Feiertagen nach der die Kraft überspannenden Hast und den Aufregungen des Berufs Ruhe und Erholung gefunden. Hier sah man ihn im Kreise der Seinen mit Behagen leben und die traditionelle Gastfreundschaft seines Vaterhauses fortsetzen. Den starken Körper in sommerliches Weiß gekleidet, auf dem Kopf einen Hut von extravaganten Formen, in der Hand die Heckenschere, die hier einen Stamm von wucherndem Schlingkraut, dort einen andern von abgestorbenen Ästen befreite, so pflegte er in anregenden Gesprächen sein Reich zu durchschreiten in dem Gefühl der Genugtuung: Diesen schönen Besitz hab i ch mir geschaffen. Aber auch Pläne für die Zukunft beschäftigten ihn, für eine Zeit, in der man, wie sein alter Ahnherr einst gesagt hatte, wohl noch in der Welt, aber doch schon aus der Welt ist. Wenn das Alter mit seinem Ruhebedürfnis gekommen, und ein Vierteljahrhundert seiner Berliner Tätigkeit beschlossen war, dann sollte ihm das Havelhaus die letzte Zufluchtstätte sein. Dorthin wollte er sich die Erinnerung zu Gaste laden und dort sein reiches und stürmisches Leben, wie er es oft genannt hat, beschreiben: „Potsdam und nur Potsdam und ein Schwelgen in den Kämpfen, Strebungen und Erquickungen der vergangenen Tage!" schrieb er einem Jugendfreunde, aber, als wenn er dieses Ziel doch auch verfehlen könnte, nicht ohne den vorsichtigen Zusatz: „Querstriche dürfen freilich nicht kommen!" Den Querstrich machte der Tod, der ihn uns nahm, ehe der letzte Potsdamer Traum Leben gewonnen, und das Buch der Erinnerungen aufgeschlagen war. Vollendet aber hat er in seiner Potsdamer Villa schon lange vor seinem Hingang ein andres biographisches Werk, ein

Denkmal der Pietät, den im Jahre 1896 als Manuskript gedruckten ersten Teil einer Geschichte seiner Vorfahren, machte doch auch er dieselbe Erfahrung wie einst Goethe, der in einem Brief an Nees von Esenbeck schreibt, die historische Neigung nehme mit den Jahren immer mehr überhand.

Ernst v. Bergmann gehörte zu den Naturen, denen die Vergangenheit lebendig geblieben ist, und die ihrer auch über dem Genuß der Gegenwart gern gedenken. Schon als Knabe kannte und liebte er die Geschichte seiner livländischen Heimat, die aus den Trümmern ihrer Schlösser und Kirchen eine allzu beredte Sprache zu ihm redete, und seine Kindheit stand unter dem Eindruck der Überlieferungen eines Pfarrhauses, das damals schon durch drei Generationen vom Vater auf den Sohn übergegangen war. Er selbst hatte sich noch im Kreise der alten Freunde des Bergmannschen Hauses im verlassenen Heimatlande bewegt, und seine Erinnerung reichte bis auf den Großvater und dessen Erzählungen aus seiner und der Väter Vergangenheit zurück. Aber sein einziger Sohn war nicht mehr in dem angestammten Lande geboren. Für ihn sollte der Schatz der Überlieferungen nicht verloren sein. Was er daher zur Geschichte seiner Familie nur hatte zusammenbringen können, Urkunden und Aktenstücke, Briefe und Reden, Aufzeichnungen, Stammbücher und seltene Drucke, vereinigte er zu einem ungewöhnlich reichen Archiv, dem er in seinem Potsdamer Hause einen besondern Raum anwies. In diesem halbunterirdischen Gelaß, in das er sich, so klein es war, doch auch ein Stück Sonnenschein einfing, hat er oft vom frühen Morgen, bis ihn der dumpfe Klang des Gongs zu Mittag rief, über den vergilbten Blättern gesessen, mit rührender Liebe nach den Zeugnissen erloschenen Lebens getastet und auf ihnen die Geschichte seiner Vorfahren aufgebaut: Bilder allgemeinen Menschenloses, Lebensläufe von Männern, deren Taten sich in engen Schranken und auf kleiner Bühne vollzogen haben, meist Predigern und Gelehrten, in denen aber etwas vom Feuer des Prometheus glühte. So mancher Geistes- und Charakterzug dieser aus Kernholz geschnitzten Gestalten ist auch im Enkel nicht zu verkennen: der lebendige Verstand, das tiefe wissenschaftliche Interesse, eine starke, weitzielende Lebens- und Willenskraft, die sich von keinem Sturm beugen läßt, aber auch der festgefügte Körper, die Frohnatur, die Lust zu fabulieren sind von den Vätern vererbte Gaben, denn wenn Bergmann sich auch nicht zu der atavistischen Theorie bekannte, die das Individuum restlos unter seine Vorfahren aufteilt, so war doch auch ihm das Leben keine zufällige Mischung von Elementen, sondern gebunden an eine Reihe vorangegangener Geschlechter. In ihm selbst strömte das Fluidum der Bergmanns in Geist, Seele und Körper doppelt stark, weil er auch von mütterlicher Seite her von

ihnen abstammte. Und weil er es für eine Pflicht des denkenden Menschen hielt, nach denen zu forschen, die vor ihm waren, hat er sich gern in die Vergangenheit seiner Familie vertieft und von den Vätern, in deren Kette er eingereiht war, erzählt, oft an stillen Sonntagnachmittagen, wenn wir am Havelufer um ihn saßen, bis die Sonne ihre letzten Strahlen auf diese glückliche Landschaft senkte, und der Abend über Fluß und Garten seine Schatten breitete. Darum beginnen wir diese Biographie füglich mit den Vorfahren, aus deren schlichtem Wandel der Enkel, der ihn beschrieben, gelernt hat, „daß das Leben nicht ein Mittel zum eignen Glück, sondern eine Aufgabe zum Wohl andrer sein soll", und lassen Bergmann selbst das Wort nehmen.

2. Von Ostpreußen nach Livland.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts lebte auf einer die Ostsee von dem Frischen Haff scheidenden Landzunge, die ihrer Gestalt wegen der Haken genannt wurde — heute steht auf ihr die Stadt Pillau — ein schlichter Ackerbürger: Ambrosius Bergmann. Seine Familie scheint von langer Zeit her in jenem Gebiet ansässig gewesen zu sein, denn schon 1581 begegnet uns dort ein Pfund- und Geheimschreiber dieses Namens, der über die Beschaffenheit des Seegatts berichtet. Der kleine Ort umfaßte außer schönem Wiesenland und einer Festung nur noch wenige Häuser und Fischerhütten, deren Bewohner in der See und im Haff ihrem Gewerbe nachgingen. Die Stürme einer Zeit, in der die Kriegsfurie fast unaufhörlich durch Deutschland tobte, und der Würgengel wohl an keiner Tür vorüberging, hatten auch dieser Landschaft Wunden geschlagen. Wiederholt war mit Schiffen und Truppen König Gustav Adolf vor Pillau erschienen, und wenn es auch nicht zum Kampfe kam, so litten doch die sich ohnehin ärmlich nährenden Bewohner schwer unter den ihnen auferlegten Lasten. Auch Ambrosius Bergmann klagte über den „unwiederbringlichen Schaden und Untergang, so er bei schwedischem Kriegswesen an seinem Kruge, Acker und Wiesen in der Pillau" habe ausstehen müssen. Erst die Gnade seiner Landesherren half ihm aus dem Elend: der Herzog in Preußen Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, verlieh ihm das ausschließliche Privileg des Wein- und Branntweinschanks auf dem Haken, wofern er jährlich ein Oxhoft guten Franzweins an die kurfürstliche Hofhaltung abliefere, und sein Nachfolger, der Große Kurfürst, schützte ihn durch Erneuerung des Privilegs vor unbequemer Konkurrenz. Seitdem hat Ambrosius wieder bessere Tage gesehen: seinem Sohne konnte er eine gute Erziehung geben, und seine Mitbürger übertrugen ihm das Amt des Richters im Ort.

Ambrosius dem Jüngern wurde nachgerühmt, daß er in Gottesfurcht und allen christlichen Tugenden herangewachsen und ein fleißiger Student der Theologie in Königsberg gewesen sei. Aber ihn hielt die Scholle nicht: er schloß sich dem Strom der Auswanderer an, die schon seit fast fünfhundert Jahren — oft die besten Kräfte des deutschen Volks — ihr Glück in dem nahen Livland suchten.

Einst die blühendste Kolonie des Deutschen Reichs und ihm staatsrechtlich angehörend, ein Staatenverband auf ständischer Grundlage, war das alte Livland seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der Zankapfel mächtiger Nachbarn geworden. Die Heere Iwan Grosnis hatten es zerstampft, und wie einst die Mongolen die uralte Kultur Vorderasiens bis auf die letzte Spur vertilgt, so hatten die Truppen des moskowitischen Zaren, jenen asiatischen Horden nicht unähnlich, gesengt und gemordet, ganze Einwohnerschaften weggeschleppt und Livland in eine Wüste verwandelt. Was Wunder, daß es erschöpft und ausgesogen, von Kaiser und Reich im Stich gelassen, schließlich elend zusammenbrach? Nun hatten die Nachbarn leichtes Spiel mit dem Lande. Während Schweden Estland behauptete, nahm sich Polen Livland und machte Kurland zu einem von seiner Gunst abhängigen Lehnsherzogtum. Ihrer Zeit erschien die polnische Macht unerschütterlich, und da sie im Bunde mit dem Jesuitenorden fest entschlossen war, das ketzerische Land dem Katholizismus wiederzugewinnen, so konnte der Erfolg nicht zweifelhaft sein, sowenig Spuren der alten Kirche sich auch im Lande zeigten. Es begann die Zeit des polnischen Gewissensdrucks: in den Städten wie auf dem flachen Lande, überall wuchsen katholische Kirchen wie Pilze aus der Erde, die lutherischen Prediger wurden aus ihren Ämtern gejagt, das Landvolk mehr oder weniger gewaltsam zum Katholizismus bekehrt, jeder Widerstand brutal erstickt. Dennoch wurde die große polnisch-katholische Idee zu Schanden. Diesmal kam die Rettung von Schweden. Nach langjährigen heftigen Kämpfen erlag Polen, und Livland wurde schwedisch. An einem Septembertage 1621 öffnete Riga seine Tore dem König Gustav Adolf. „Die Seelen atmeten auf; die Geister folgten dem Zuge; es war eine Zeit voll Erwartung, voll Freude, eine Zeit des Aufbaus, der Erneuerung, der Gewißheit: daß nun aller Jammer auf ewig überstanden sei.“ Noch heute ist im Lande das Andenken an den großen König und so manche seiner Segnungen nicht erloschen. Vor allem verdankt die lutherische Kirche ihm ihre feste Organisation und die sichere Grundlage ihrer Existenz, und auch für das Schulwesen hat er viel getan: wenige Monate vor seinem Tode unterzeichnete er im Feldlager vor Nürnberg die Stiftungsurkunde der Universität Dorpat. Unter seinen Nachfolgern hat Schweden noch in langen blutigen Kämpfen seinen livländischen Besitz verteidigen müssen, bis

endlich der Friede von Kardis, Juni 1661, seine Ansprüche auf Liv- und Estland besiegelte.

Einige Jahre nach diesem denkwürdigen Ereignis wanderte Ambrosius Bergmann in Livland ein, als Lehrer und Erzieher in ein adliges Haus verschrieben. Es erging ihm wie unzähligen andern vor und nach ihm auf demselben Wege ins Land verschlagenen jungen Theologen: er erlernte die Sprache des Landvolks und tat damit den ersten Schritt, dauernd unter ihm Fuß zu fassen, wurde dann Adjunkt eines Predigers und schließlich selbst Pastor: zu Ubbenorm im Rigaschen Kreise. Seinem Leben war nur ein kurzes Ziel gesteckt, denn schon im Jahre 1677, an einem Sonntage, ist er, nachdem er noch seiner Gemeinde gepredigt und von ihr ergreifenden Abschied genommen, unter Gebet und Gesang, erst siebenunddreißig Jahre alt, gestorben. Als er die preußische Notecke verließ, um sich besser zu betten, mag ihn so manche schwellende Hoffnung in das Land seiner Wahl begleitet haben — wie wenig war davon in Erfüllung gegangen! Er hat sich kümmerlich unter drückenden Entbehrungen durchgeschlagen. In einer an den Rat der Stadt Riga gerichteten Bittschrift klagte er in rührender Sprache, wie elend und kläglich er sich behelfen müsse: sein „Feldchen" — es spricht noch der Ostpreuße aus ihm — bestelle nur ein einziger auf Wochenlohn angenommener Arbeiter, und sein Pastorat sehe so aus, als wenn es niemals bewohnt worden wäre. Kurz vor seinem Tode verlor er noch durch eine Feuersbrunst „fast alle seine Armut und seine letzten Bücher". Der Prediger, der ihm die Leichenrede hielt, hatte für die junge Witwe und die vier unmündigen Waisen keinen andern Trost, als den, daß Gott, der die jungen Raben anhöre, wenn sie zu ihm schreien, auch nicht gegen ihr Weinen und Wehklagen taub sein werde.

Von den Kindern setzte der Sohn Palm, der diesen seltsamen Namen erhielt, weil er am Palmsonntag geboren war, den Stamm fort. Er war im städtischen Waisenhause zu Riga erzogen und Kaufmann geworden. Ein langes Leben der Arbeit brachte ihm Wohlstand; er ist erst 1751, beinahe achtzig Jahre alt, gestorben. Auch sein Leben war in eine Zeit großer politischer Wandlungen und in einen verhängnisvollen Krieg gefallen. Schon als er ein Kind war, waren die Erwartungen, mit denen man einst die schwedische Herrschaft in Livland begrüßt hatte, den Gefühlen schwerer Enttäuschung und grenzenlosen Hasses gewichen. Unter Karl dem Elften setzte die Ära der Vergewaltigungen und des harten Drucks ein. Durch die unter dem Namen der Güterreduktion berüchtigten räuberischen Akte ruinierte der König den größten Teil des grundbesitzenden Adels; er hob die livländische Landesverfassung auf und gab das reichste Gebiet seines Königreichs, die Kornkammer Schwedens, wie man Livland

genannt hat, der Willkür seines im alten Ordensschloß zu Riga residierenden Statthalters preis. Wohl hat das Land sich nach Kräften gewehrt, und hat an den Stufen des Throns Johann Reinhold v. Patkul mit offener Stirn und unbeugsamem Mut das Recht seines Landes vertreten und König, Reichsrat und Stände an das Schicksal Polens erinnert, das auch Verträge beschworen, gebrochen und darüber das Land verspielt habe: es war alles vergeblich. Seitdem zum erbitterten Feinde schwedischer Macht geworden, hat Patkul seine Lebensaufgabe darin gesehen, Livland von Schweden zu befreien, Rußland, Polen, Sachsen und Dänemark zur Zertrümmerung des skandinavischen Kolosses anzustiften.

Zehn Jahre lang haben Livland und Kurland die Schrecken des Nordischen Krieges durchlebt. Sächsische, schwedische, russische Truppen haben das Land überschwemmt und mit wechselndem Glück gekämpft. Einen Verwüstungszug nach dem andern unternahm der russische Feldmarschall Scheremetew durch das Land, bis er dem Zaren melden konnte: der allmächtige Gott habe seinen Wunsch erfüllt, in dem feindlichen Lande gebe es nichts mehr zu verheeren; „alles ist verwüstet, alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet". Über Erwarten lang hielt sich aber die Stadt Riga. Neun Monate dauerte die Belagerung; Hunger und Pest wüteten in ihren Mauern; dennoch widerstanden Garnison und Bürgerschaft, bis sich endlich durch Vertrag, nicht durch Eroberung, Stadt und Ritterschaft dem Zaren unterwarfen.

Schwer hatten die langen Kriegsjahre auf Land und Stadt gelastet. Der einst blühende Handel war vernichtet. Die Geschäfte stockten. Zerschossen und entvölkert lag die alte Hansestadt da, nur ein Schatten ihrer frühern Bedeutung.

3. Mag. Balthasar Bergmann, Pastor zu Neuermühlen.

Zu dem Geschlechte, das sich auf ausgesogenem Boden wieder aufraffte und mit deutscher Zähigkeit emporarbeitete, hat auch Palm Bergmann gehört. Die Belagerungszeit hatte er überstanden, seine Frau aber war der Pest zum Opfer gefallen. Aus ihrer Ehe mit Palm hinterließ sie einen sechsjährigen Sohn, Balthasar, geboren 1703. Die frühste sich dem Gedächtnis unvergeßlich einprägende Erinnerung des aufgeweckten Knaben war der Gang, den er mit seinem Vater aus den Toren Rigas in das russische Lager gemacht hatte. Er besuchte die Domschule, in der der Rektor die wenigen von der Pest verschonten Kinder gesammelt hatte, und bezog 1722 die Universität Jena. In seinen Schuljahren soll er einen Trieb zum Apothekerberuf gehabt und sich hinter dem Rücken des Vaters in die Geheimnisse des Laboratoriums haben einweihen lassen: der erste in

der Familie, dem naturwissenschaftliche Studien am Herzen lagen, und der Medizin studierte. Er gewann sogar die Zuneigung des vielseitigen Professors Teichmeyer so sehr, daß er ihn zu seinen Kranken begleiten und bei chemischen Experimenten unterstützen durfte. Der Medizin aber wurde er unter dem Einfluß seines liebsten Lehrers und Freundes, Jakob Carpovs, abtrünnig, um sich der Theologie zuzuwenden: er hörte in Wittenberg kirchengeschichtliche und daneben mathematische Vorlesungen und erwarb in bester Form den Magistergrad der Philosophie. Nach Beendigung seines akademischen Studiums kehrte er in die Heimat zurück und wurde Landpastor zu Schujen in Südlivland, 1734 aber zu Neuermühlen, Westerotten und Zarnikau, zwei Meilen von Riga, in einer von der Stadt durch einen Ring von Seen, Flußläufen, Wäldern und Sanddünen geschiedenen Landschaft. Über die Ärmlichkeit des Pfarrhauses, wenn der unscheinbare Bau diesen Namen verdiente, mochten die liebliche Lage am Ufer des Weißen Sees, der Blick auf das Wasser, die Inseln, den nahen Wald und die Kirche die, die darin lebten, ein wenig hinwegheben, aber schlimmer war, daß die Gemeinde zusammengeschmolzen, verarmt und verwildert, die Bauernhöfe nur notdürftig wiederhergestellt, die zu schwedischer Zeit geschaffenen kirchlichen Gemeindeverbände in Auflösung geraten waren. Oft wurden damals weitausgedehnte Kirchspiele nur von einem einzigen Pastor besorgt. War es schon schwer, die Pfarren mit der Sprache des Landvolks kundigen Predigern zu besetzen, so war selbst die kümmerlichste Elementarbildung der Bauern durch Schulunterricht fast unmöglich geworden. Aber auch den äußern Bestand des Kirchenwesens hatte der unruhige Übergang von der schwedischen zur russischen Herrschaft nicht in Ordnung halten können. Die Erträge der Pfarrländereien, auf die die Prediger angewiesen waren, boten ihnen meist nur ein kärgliches Dasein. Der Hilfsmittel zur Pflege frommer Erkenntnis der christlichen Heilslehre gab es nur wenige: die Bibel, das Gesangbuch, der Katechismus und ein paar Postillen hätten ausgereicht, wenn sie nur der Mehrzahl zugänglich gewesen wären. Die Prediger lebten meist vereinsamt, ihr geistiger Verkehr untereinander war nur auf die Nachbarn beschränkt. Schwer drückten die Leibeigenschaft und ihre Geschwister, der Branntwein und die Rutenstrafen, auf das Landvolk; Menschenkauf und -tausch stand noch in Blüte. Freilich drängte die Zeit unaufhaltsam vorwärts, und im Adel wie unter den Predigern gab es Männer, die auf bessere Zustände hinarbeiteten. Doch den Umschlag hat unser Balthasar Bergmann nicht mehr erlebt.

Auch in Neuermühlen waren, als er dort seinen Einzug hielt, die Furchen, die Krieg, Hungersnot und Pest tief in das Land gezogen hatten, noch sichtbar. Aber kerngesund, ungewöhnlich kräftig und mit

eisernem Willen schlug er sich allmählich durch und wurde auch mit der stark heruntergekommenen Gemeinde fertig, freilich erst nach mancherlei harten Kämpfen. Ein Übermaß von Selbstgefühl und hochfahrendem Wesen schuf ihm in seinen ersten Jahren viele Feinde, die ihn bei den Kirchenvisitatoren verklagten: er vernachlässige sein Amt, kümmere sich nicht um den Unterricht der Bauernjugend, führe keine Kirchenbücher und sei eigennützig. Dieser letzte Vorwurf gründete sich allerdings auf ein unsern Vorstellungen kaum glaublich erscheinendes drastisches Mittel, die Gemeinde an ihre Pflichten gegen ihn, ihren Seelsorger, zu erinnern: er hatte, um ihr die bei der schneidenden Winterkälte doppelt notwendige und ihm schuldige Holzeinfuhr ins Gedächtnis zu rufen, an einem Neujahrstage am Schluß des Gottesdienstes unterlassen, den Segen zu sprechen.

Leicht zum Jähzorn gereizt, verlor er die Herrschaft über sich, und in solchen Augenblicken haben seine lettischen Bauern mitunter die stählerne Kraft seiner Muskeln an ihrem Leibe zu fühlen bekommen. Besonders schlimm verfuhr er mit seinem Küster. Balthasar hatte gehört, daß er wegen einer an einer Frau verübten Bosheit in Riga im Stockhause gesessen hatte, und verbot ihm, den Gottesdienst mit seinem Gesange einzuleiten; als der Schulmeister dennoch zu singen begann, stürzte der Pastor vor versammelter Gemeinde auf ihn los, riß ihn aus dem Gestühl und wäre noch tätlich gegen ihn geworden, wenn sich nicht die lettischen Kirchenvormünder (Kirchenältesten) hindernd dazwischengeworfen hätten. Für Balthasar hatte dieses Vergehen im Bunde mit manchen Akten der Willkür die Folge, daß er auf ein halbes Jahr des Amtes enthoben und zu einer Buße von fünfzig Talern verurteilt wurde. Die unbändige Leidenschaft lernte er seitdem meistern. Wieder in sein Amt zurückgekehrt, hat er es noch fast dreißig Jahre erfolgreich ohne Tadel verwaltet und sich die Liebe seiner Eingepfarrten auch dadurch gewonnen und erhalten, daß er von seinen in Jena erworbenen medizinischen Kenntnissen weiten und wohltätigen Gebrauch machte.

Uns ist noch sein Bildnis in einer in seinem Alter geformten Wachsbüste erhalten: die aufgerissenen unheimlich streng blickenden Augen, die mächtige Adlernase, der breite wie im Eigensinn geschlossene Mund illustrieren den Charakter, wie er uns überliefert ist.

Im ganzen Lande war Balthasar durch seine herkulische Körperstärke weit und breit bekannt, und man erzählte sich davon fabelhafte Dinge. Große Balken schob er mit Leichtigkeit vor sich, und zinnerne Teller rollte er wie Teigfiguren zusammen. Eines Morgens wurde ihm gemeldet, daß ein Haufe russischer Soldaten auf dem Zuge nach Preußen (1757) die Fischreusen des Pastorats plündre. Er machte sich sofort in Schlafrock und Pantoffeln ohne Waffen auf den Weg, um sie zu

züchtigen. Er fand sie, faßte einen nach dem andern und schleuderte sie ins Wasser, und, als die Gebadeten sich wiederum zusammenrotteten und auf ihn eindrangen, da ergriff der starke Mann eine vor ihm liegende Egge und rückte damit den Russen entgegen, die alsbald dem Kampf entsagten, indem sie ausriefen: „Das ist ja kein Mensch, es ist der Teufel selbst."

Aber dem Bilde dieses gewalttätigen Mannes fehlte nicht der freundliche Zug: er war ein zärtlicher Ehemann und ein liebevoller, nachgiebiger Vater seiner dreizehn Kinder. Seine Frau, Anna Elisabeth Depkin, stammte aus einer altangesehenen Familie Rigas, die dem Lande eine Reihe hervorragender Prediger geschenkt hat. Balthasar Bergmanns Schwiegervater, dem Oberpastor Bartholomäus Depkin, einem alten Rostocker Magister, verdanken wir unter anderm eine Geschichte und Beschreibung der Pest; er selbst war während der Belagerung Rigas im Jahre 1710 an der Bubonenpest erkrankt, aber glücklich genesen. Dieser seiner eignen Krankengeschichte hat sein Nachkomme Ernst v. Bergmann so viel Bedeutung beigelegt, daß er sie in einer dermatologischen Zeitschrift veröffentlichen wollte. Der Vater von Bartholomäus, Liborius Depkin, hat die Lieder Paul Gerhardts in das Lettische übertragen.

Durch seine Frau kam Balthasar mit einer Anzahl alter, vornehmer Rigascher Familien, den v. Dreiling, Berens, v. Himsel, in nahe verwandtschaftliche Beziehungen. Von Neuermühlen aus hat er viel mit ihnen verkehrt. Die Nähe der Stadt hat auch seine literarischen Studien und Liebhabereien, denen er treu geblieben war, gefördert. Riga fühlte sich nach den Drangsalen des Nordischen Krieges unter den Fittigen des russischen Adlers geborgen. Der Handel erhob sich zu neuer Blüte; es kam wieder Reichtum in die Stadt, die Jahrzehnte gebraucht hatte, ihre Wunden zum Heilen zu bringen. Ein wohlhabender und gebildeter Bürgerstand freute sich edlen Lebensgenusses. In Balthasars letzten Lebensjahren stand seine Vaterstadt unter dem geistigen Einflusse eines Mannes, der, wie einst der Großvater Ambrosius, aus dem dürren Ostpreußen als Lehrer berufen, hier die ungebundenste und glücklichste Zeit seines Lebens mit übermütigem Behagen genoß: Johann Gottfried Herders. Aber auch er hinterließ als Lehrer, als Prediger und als tonangebender Liebling der Familienkreise, in denen er aus und ein ging, unauslöschliche Eindrücke durch die anregende Lebendigkeit seines Geistes, die Anmut und den Zauber seiner Persönlichkeit. Daß Balthasar in der Rigaschen Gesellschaft Herder begegnet ist, ist aber unwahrscheinlich, weil er die letzten Jahre seines Lebens, von 1763 bis 1768, an der Wassersucht leidend, ein klägliches Dasein im Lehnstuhl fristete; doch wird ihm sein Sohn Liborius erzählt haben, daß er, wie es in einem

Briefe von ihm an Herders Frau heißt, an keinem Unterricht mit größerer Lust teilnehme, als an dem des jungen Kollaborators aus Mohrungen.

Balthasar Bergmann ist der Stammvater einer über Livland, Rußland, Deutschland, Schweden weitverzweigten Familie geworden. Von seinen Kindern gehen uns aber hier nur zwei an: seine Söhne Gustav und Liborius, die Urgroßväter Ernst v. Bergmanns.

4. Gustav von Bergmann, Pastor zu Salisburg und Rujen.

Gustav Bergmann, 1749 geboren, von dem Vater stets freundlich, von seiner Mutter und Hauslehrern hart behandelt, sooft er die Fehler seines Alters gar zu gern verriet, wurde von seinem vierzehnten Jahr an auf dem Wilhelm-Ernst-Gymnasium zu Weimar erzogen, das Balthasars alter Lehrer Jakob Carpov leitete, und im Herbst 1767 als Student der Theologie in Leipzig immatrikuliert. Ein einseitiges Brotstudium lag niemals im Geschmacke der Familie, und darum hat auch er, seine Zeit aufs beste nützend, neben theologischen sprach- und naturwissenschaftliche Kollegia gehört, aber auch zu Füßen Gellerts und seines Nachfolgers Clodius gesessen. Gellerts Vorlesungen über Sittenlehre haben unverkennbar die spätere praktische Richtung des jungen Theologen beeinflußt. Ein reiner Wille und eine warme, aufrichtige Teilnahme an den Arbeiten und Schicksalen seiner Zuhörer konnten auf ein weiches, jugendliches, nach Tugend ringendes Gemüt nicht ohne tiefen Eindruck bleiben. Clodius setzte Gellerts Manier fort. Sein Praktikum, in dem er die Arbeiten seiner Schüler streng und viel besserte, bestand wesentlich in Stilübungen. Es ist möglich, daß einige an Gellertsche Fabeln erinnernde Gedichte in Gustavs hinterlassenen Papieren Produkte solcher Übungen gewesen sind.

Zu den schönsten Erinnerungen seines Leipziger Lebens zählte Gustav noch in seinem Alter die Freundschaft mit der Buchhändlerfamilie Breitkopf. Er hat in ihrem Hause gewohnt, ist für ihren Verlag als Übersetzer tätig gewesen und hat dank ihr den Umgang mit zahlreichen geistig hochstehenden Gästen genossen. Ein besseres Los konnte dem aus der Fremde gekommenen jungen Studenten nicht zuteil werden. Ebensogern wie bei den Breitkopfs, deren jüngere Generation ihm eng befreundet war, verkehrte Gustav in der Familie des Kupferstechers Stock, die die Mansarde des Breitkopfschen Hauses bewohnte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Gustav zu den Livländern gehört, die bei dem Weinhändler Schönkopf die angenehme Tischgesellschaft bildeten, der sich Goethe angeschlossen hatte. Es liegt nahe, anzu-

nehmen, daß er und Gustav sich auch in den ihnen beiden bekannten Familien Breitkopf und Stock begegnet sind, haben sie doch auch in Bertuch und Doktor Reichel gemeinsame Freunde gehabt. Eine von Familie und Freunden gut beglaubigte Überlieferung berichtet aber auch von einem Zusammenprall der beiden gleichaltrigen Kommilitonen. Goethe, so wird erzählt, habe eines Abends im Schauspielhause Gustav mit einigen andern jungen Studiengenossen getroffen und, gegen seine Bekannten sich wendend, laut bemerkt: „Hier stinkts nach Füchsen!" Kaum daß er diese Worte gesprochen, habe ihm Gustav eine Ohrfeige gegeben. Die Folge war eine Mensur, bei der Goethe am Oberarm verwundet wurde. Ergänzt wird diese Darstellung durch die Mitteilung eines alten Schülers und Freundes Gustav Bergmanns, Andreas v. Löwis of Menar: das Duell habe in einer Eifersuchtsanwandlung Goethes bei dem Verkehr Kätchen Schönkopfs mit den Gästen in ihres Vaters Weinstube seinen Grund gehabt. Mehr als dreißig Jahre nach jenem Leipziger Erlebnis schreibt Löwis aus Jena Bergmann, er habe in Weimar Schiller, Wieland, Herder teils gesehen, teils gesprochen. „Unter anderm hatte ich Gelegenheit, Goethe an einem Feste, das wir Livländer und Kurländer den Professoren gaben, zu sprechen, und erinnerte mich mit wahrem Vergnügen der Attitüde, in welcher Sie ihn einst in Leipzig hinter der Tür gefunden haben..."

Den Freuden und wohl auch den Ausschreitungen des Studentenlebens ist der von Kraft strotzende, geistig rege und für Witz und selbst derben Spaß empfängliche livländische Pastorssohn nicht fern geblieben. Der Abschied von Leipzig fiel ihm schwer: er hätte gewünscht, sein Leben in dieser Stadt verbringen zu können. Im Frühling 1770 war er wieder in der Heimat, wo ihm ja der Weg vorgeschrieben war. Schon im Jahre darauf wurde er Pastor in dem lieblich gelegenen Arrasch im Wendenschen Kreise. An der Seite einer geliebten Frau, der Tochter seines Amtsvorgängers, einer Urenkelin des bekannten Komponisten und Domorganisten in Riga Johann Valentin Meder, führte er ein idyllisches Leben. Er weckte das Echo des Sees und baute sich auf der in seiner Mitte gelegenen Insel eine Hütte, in der er oft die helle Sommernacht verbrachte und dem Zwitschern der Vögel und dem Flüstern des Schilfs lauschte. Auch war er ein so leidenschaftlicher Jäger, daß er auf den Fahrten zu den Kranken und Sterbenden, denen er den letzten Trost bringen sollte, die Flinte unter dem Schurzleder des Wagens mitzunehmen nicht vergaß. Wenn dann in der Dämmerung der Auerhahn balzte, oder ein Rehbock aus dem schützenden Waldessaum trat, dann schlich er sich an das Wild heran und verfehlte selten das Ziel. Das hat im jagdlustigen Livland niemand dem Pastor übelgenommen, im Gegenteil mag es beigetragen haben, ihn

seinen altadligen Eingepfarrten näher zu bringen und so beliebt zu machen, wie er es geworden ist: in Arrasch wie in seinen spätern Pfarren Salisburg und Rujen.

Hier wie dort alter geschichtlicher Boden. In Rujen, unweit der Grenze des lettischen und estnischen Sprachstamms, ist, wie es scheint, schon in den Anfängen der deutschen Kolonisierung das Christentum gepredigt worden. Die Kirche, ursprünglich nach dem heiligen Bartholomäus genannt, geht bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zurück, und um dieselbe Zeit baute sich der Ordensmeister Burchard von Hornhusen hier ein Schloß, von dem sich, als Ernst v. Bergmann in Rujen aufwuchs, noch stattliche Mauerreste erhalten hatten, aber als sich der Müller an der Ruje eine Mühle und, um das Wasser zu stauen, einen Damm baute, holte er sich die Steine der ehrwürdigen Burgruine dazu; erst ein auf Betreiben der Kaiserlichen Archäologischen Gesellschaft erlassenes Verbot setzte diesem pietätlosen Unfug ein Ziel. Vom alten Schloß aus, das die Kämpfe zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts zerstört haben, hatte sich längs dem Rujefluß eine Ansiedlung hingezogen, die gleichfalls den kriegerischen Ereignissen zum Opfer fiel. Das heutige „Hakelwerk" Rujen ist ein dorfähnlicher Flecken, der erst zu Gustav v. Bergmanns Zeiten entstanden ist.

Zu dem Kirchspiel Rujen, einem der größten des Landes, gehören gegen zwanzig Rittergüter. Das Patronat steht der Regierung zu, die es aber der Mehrheit der adligen Eingepfarrten übertragen hat. Gustav verdankte seine Berufung der Familie von Engelhardt, die schon seit den Zeiten Gustav Adolfs hier ansässig ist. Die Wahl fiel einstimmig auf ihn „in Betracht seiner bisher bezeigten Treue im Amte, exemplarischen Lebenswandels und ausgebreiteter theologischer Wissenschaft".

Das Leben eines livländischen Pastors galt zu jener Zeit sprichwörtlich für behaglich, einkömmlich und bequem. Schon als Deutscher gehörte er zu den Herren im Lande, und, war ihm auch verboten, in einer Kutsche zu fahren, weil das ein ausschließliches Privileg des Adels war, und durften seine Töchter nur Mamsell und nicht Fräulein genannt werden, so bebaute er doch wie der Edelmann sein eignes Landgut, das Pastorat, und herrschte gleich ihm über eine Schar leibeigner Bauern. Ein livländischer Pastor, äußerte Bergmanns Amtsbruder, der aus Thüringen eingewanderte Pastor Hupel, werde mit einem sächsischen und preußischen Superintendenten nur tauschen, wenn er noch mehr Ruhe zu finden, sparsamere Mahlzeiten zu halten und seinen bequemen Wagen ungenutzt stehen zu lassen wünsche. Die Geistlichen waren gegeneinander tolerant, die Konsistorien entfernt, die Pröpste auch nur Landprediger. Wen man nicht für orthodox hielt, den hielt man doch für einen ehrlichen, brauchbaren Mann, bis das Gegenteil erwiesen war. Der bekannte publizistische Bekämpfer

Napoleons Garlieb Merkel, selbst in einem livländischen Pastorat aufgewachsen, erzählte gern, die Obliegenheiten des Predigers hätten kaum in etwas anderm bestanden, als einer lettischen oder estnischen Predigt am Sonntage und selten einmal einer zweiten, deutschen; im übrigen darin, die Gemeindeglieder zu taufen, in Masse zu konfirmieren, ihnen das Abendmahl zu reichen, sie zu trauen und zu begraben, alles gegen gute Gebühren und nach seiner Bequemlichkeit. Hin und wieder hätte er freilich im Winter eine Betfahrt zu den Bauern der einzelnen Güter unternommen, wofür er aber jeden Abend mit schwer beladenem Schlitten voller Geschenke heimgekehrt wäre. Daß Gustav Bergmann nicht zu dieser Klasse Prediger gehörte, beweist sein Leben, hat auch seine Gemeinde bestätigt, die bei seinem Tode aussprach, ihr wäre er mehr als ein Pastor, ihr wäre er ein Prophet gewesen.

Gerade zu seiner Zeit war Livland reich an unermüdlich für das Wohl des Landvolks tätigen Predigern, zugleich bedeutenden Gelehrten, Männern von Geist und Leben und von den vielseitigsten Kenntnissen. Fast ohne Ausnahme waren sie in ihren jungen Jahren aus Deutschland eingewandert. An der Spitze der Geistlichkeit stand der aus Köslin gebürtige und unter den hallischen Pietisten aus der Schule Speners aufgewachsene Generalsuperintendent Christian David Lenz, der außerhalb Livlands unbekannte Vater eines sehr bekannten Sohnes, des nach Goethe genialsten Dramatikers des Sturmes und Dranges, des unglücklichen, im Elend verkommenen Jakob Michael Reinhold Lenz. Lenz der Vater hat sich durch strenge und gewissenhafte Handhabung der kirchlichen Disziplin und das Vorbild seines lautern, frommen, selbstlosen Lebens um den Predigerstand verdient gemacht. Einer der merkwürdigsten Landpastoren, die jemals auf einer livländischen Kanzel gestanden haben, war der aus Franken dahin verschlagene Johann Georg Eisen von Schwarzenberg. Neben einem livländischen Edelmann, dem Freiherrn Schoultz von Ascheraden, hat er zuerst den Gedanken der Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft gehabt. Auch um die Einführung der Blatternimpfung hat er sich Verdienste erworben, und seine verschiedenen Versuche der Kräutertrocknung machten ihm auch in Deutschland einen bekannten Namen. Einer der gelehrtesten und durch eine fruchtbare dem Landvolke wie der Wissenschaft nützende schriftstellerische Tätigkeit verdienstvollsten Prediger war der bereits genannte Pastor Hupel zu Oberpahlen im estnischen Livland. Gleichfalls unter dem Estenvolke waren der Großvater und Vater Viktor Hehns tätig; das ungewöhnliche Sprachtalent des Großvaters, der Fabeln in Dorpatestnischer Mundart und eine estnische Grammatik verfaßte, hat der Enkel, der Verfasser der „Kulturpflanzen und Haustiere“, des klassischen Buches über Italien und der „Gedanken über Goethe“, von ihm geerbt. Seinen

Vater freilich, der ebenso rege wissenschaftliche Interessen hatte, veranlaßte sein Skeptizismus gegenüber den kirchlichen Dogmen, die Kanzel mit einem weniger verantwortlichen Berufe zu vertauschen.

Als Theologe steckte Gustav Bergmann wie fast alle livländischen Prediger seiner Zeit, den Generalsuperintendenten Lenz ausgenommen, tief in den Schuhen des Rationalismus. Der Glaube war ihm die durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft. Die Vernunft forderte den Glauben an einen persönlichen und fühlenden Gott, der, wie er die Welt geschaffen, sie auch erhält und regiert und sich um sie müht. In seinen Predigten waren es nicht die Geheimnisse der Menschwerdung Gottes und der Erlösung, die er seiner Gemeinde vorhielt, sondern das Beispiel Christi in seinem Wandel auf Erden und seiner Sittenlehre. Der Gläubige war ihm nicht derjenige, der das Bekenntnis im Munde führte, sondern der mit seinem Wandel bewies, wie überzeugt er von den göttlichen Wahrheiten war. Er lehrte die Besserung des Menschen durch sein vom lebendigen Gottesglauben gefordertes Tun und Lassen in der Ausübung der Tugend.

Unter seinen lettischen Bauern fand er freilich noch viele heidnische Bräuche im Schwange. Einen alten Baum oder einen öden Platz, worauf ein abgebranntes Haus gestanden hatte, zäunten sie ein und brachten von dorther meist am Georgstage der Erdmutter ein Opfer an erster Milch, Butter und Hühnern. Diese Opferstellen wurden für sehr heilig erachtet; wer sie beschädigte, über den Zaun sprang, mit dem Pfluge darüber fuhr, einen Zweig brach oder den Baum fällen wollte, dem drohte Unglück: er starb plötzlich oder wurde blind oder sprachlos. Das Predigen und Handeln gegen diese abergläubischen Vorstellungen, gegen Götzentum und Zauberei war aber oft wirkungslos: die Opfer an heiligen Stellen in Wald und Feld haben sich in Livland lange erhalten. Gustavs Urenkel Ernst v. Bergmann hat in seiner Kindheit noch seinen Vater zu einem solchen Orte begleitet, den er mit eigner Hand umpflügen mußte, um die Anwohner von der Angst vor der unheimlichen Wirkungsstelle finstrer Mächte zu befreien.

Dem Mystizismus und Pietismus, der sich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Livland im Herrnhutertum, dessen Stifter, der geniale Zinzendorf, einst selbst in Livland erschienen war, auszubreiten begann, trat Gustav Bergmann schon in jungen Jahren tatkräftig, wie einst Lessings Vater in ähnlicher Gefahr, entgegen. Er billigte die Maßnahmen der Regierung gegen „die herrnhutischen Unruhen", die Sektierer, die ihre besondre Sprache, ihre Verachtung andrer und ihre Selbstbevorzugung zur Schau trugen. Ihm, dem lebensfreudigen Manne mit klarem Verstande und gütigem Herzen, war die Welt kein Jammertal, sondern an Freuden reich und die Schule zu einem zukünftigen ewigen und glückseligen Leben.

Gustav Bergmann gehörte zu den bekanntesten Gelehrten des Landes, und in seinem Pastorate herrschte ungewöhnlich reges geistiges Leben. Die Muße, die ihm seine Pfarrgeschäfte ließen, war von wissenschaftlichen Studien und gemeinnützigen Versuchen und Unternehmungen ausgefüllt. Er war einer der besten Kenner der ihm von Kindheit an vertrauten lettischen Sprache und einer der gelesensten lettischen Schriftsteller. Noch hundert Jahre nach ihrem Erscheinen fand man in so manchem Bauernhof des Rujenschen Kirchspiels die von ihm verfaßte lettische Predigtpostille, die sich durch volkstümlichen Ton und Anpassung an den Gedankengang und die Glaubensweise des Volks auszeichnete. Er gab eine christliche Glaubenslehre für die Letten heraus, sammelte ihre Volkslieder, war an der Herausgabe lettischer Gesangbücher beteiligt und hinterließ handschriftlich ein völlig ausgearbeitetes lettisch-deutsches Lexikon.

Aber auch die livländische Geschichtschreibung und die deutsche Mundart des Landes sind ihm zu Dank verpflichtet. Gustav Bergmann war der erste, der eine für weite Kreise bestimmte Geschichte von Livland schrieb. Wenn er sie „nach Bossuetischer Art" entworfen nennt, in Erinnerung an den Verfasser des Discours sur l'histoire universelle, des ersten Versuchs einer philosophischen Behandlung der Geschichte, so geschah es wohl nur, weil sein Abriß beweisen sollte, wie nach grausamen Land und Leute verderbenden Kriegen Livland endlich zu einer friedlichen Selbstentwicklung durch den Schutz des russischen Zepters gekommen war. Die Philosophie einer livländischen Geschichte lehrt, wie das Land zum eignen Glück und Gedeihen des Anschlusses an die unerschütterlich scheinende Macht des riesigen Rußlands bedurfte.

Das bedeutendste schriftstellerische Verdienst hat sich Gustav Bergmann durch seine Sammlung livländischer Provinzialwörter erworben, die erste dieser Art, die ihn schon wenige Tage nach seiner Rückkehr von der Universität zu beschäftigen begann. Im Lauf der Jahrhunderte hatte die deutsche Sprache in Livland eine Menge von eigentümlichen Wörtern und Wortschattierungen in sich aufgenommen und dadurch ihre reiche Lebenskraft bewiesen. Nur zum kleinsten Teil sind es Wörter und Ausdrucksweisen, die die Sprache von dort herrschenden und beherrschten Völkerschaften annahm; meist sind es Überbleibsel des Niederdeutschen oder der ältern deutschen Sprache überhaupt oder Erweiterungen und Abänderungen des ursprünglichen Wortbegriffs. Die deutschen Einwanderer hatten ja alle die Sprache ihrer Landschaft mitgebracht, was die Veranlassung war, daß sich in der durch Verschmelzung so vielfacher Elemente entstandenen Mundart Wörter und Ausdrücke finden, deren Heimat sich in der Pfalz und am Rhein, in Westfalen und Ostpreußen nachweisen läßt.

Was Gustav Bergmanns 1785 erschienenem Buche noch eine besondre Merkwürdigkeit verleiht, ist, daß er es in seiner eignen Druckerei hergestellt hat. Er hatte sich aus Halle Pressen und Lettern kommen lassen, stellte seine Söhne an den Setzkasten und druckte selbst. Es kann sein, daß ihm dabei die Erinnerung an die Breitkopfsche Druckerei vorschwebte; aber das treibende Moment wird bei der Mangelhaftigkeit der Posteinrichtungen in dem damaligen Livland die Schwierigkeit gewesen sein, eine Buchdruckerei schnell zu erreichen. Aus der Salisburgschen und Rujenschen Handpresse sind in den Jahren 1782 bis 1810 gegen zweihundert Drucke hervorgegangen; die allermeisten waren freilich nur von geringem Umfang und verdankten ihr Erscheinen festlichen Gelegenheiten; die Auflagen waren auch in der Regel nur winzig klein. Von ihnen unterscheidet sich aber in Umfang und Inhalt eine Gruppe von Drucken, die wie die Sammlung der Provinzialwörter wissenschaftliche Bedeutung beanspruchten oder wie die mancherlei Ausgaben seltener livländischer Geschichtsquellen die Kenntnis der vaterländischen Vergangenheit verbreiten halfen. Wir staunen, wenn wir nur die Titel der vielen in den verschiedensten Sprachen gedruckten Bücher und Blätter überfliegen, die aus der Handpresse eines Landpredigers ihren Weg zu Freunden und Bekannten fanden, denn auf den Markt sind sie nicht gekommen, und schon lange sind sie bibliographische Raritäten geworden, denen man in keinem Antiquariatskataloge begegnet, und unter ihnen ist wohl das seltenste und merkwürdigste Stück eine in Sedezformat gedruckte französische Ausgabe von Voltaires Henriade.

Treu bis ins Alter blieb ihm die Lust an der Lektüre lateinischer Klassiker. Seine Bibliothek, die er zärtlich liebte, enthielt einen Reichtum seltener Ausgaben und Kommentare, den er trotz spärlicher Einkünfte und seiner das Haus füllenden Kinder durch glückliche Käufe zusammengebracht hatte. Als sein ältester Sohn in Jena und Leipzig studierte, erhielt er fast in jedem Briefe Aufträge des Vaters, dieses und jenes kostbare Werk zu kaufen oder zu ersteigern. Am bedeutendsten war seine Bibelsammlung, die heute zugleich mit einem andern Teile seiner Bibliothek die Universität Dorpat besitzt.

In diesem geistig so angenehm belebten Hause ging es aber auch sehr gesellig her: mit den adligen Eingepfarrten des Kirchspiels lebte Gustav Bergmann in Salisburg wie in Rujen in lebhaftem freundschaftlichem Verkehr, wozu eine von ihm gestiftete Lesegesellschaft, in der aus Deutschland verschriebene literarische Novitäten die Runde machten, viel beitrug.

Der interessanteste Mann im Lande war bis zu seinem 1808 erfolgten Tode der Graf Jakob Johann Sievers, der vertraute Mitarbeiter an den Reformen Katharinas der Zweiten, der Schöpfer der

Wasserstraßen zwischen Ostsee und Wolga. Von der Höhe seiner ungewöhnlich einflußreichen Stellung gestürzt, zog er sich in die Einsamkeit seiner livländischen Güter zurück und suchte in seinem bescheidenen Landhause Trost und Frieden, u. a. im Umgang mit dem geistbelebten Gustav Bergmann, der sein ebenso häufiger wie gern gesehener Gast war, und den er bei reichen Fischzügen aus dem Burtnecker See mit den vielgerühmten Brachsen (einer Karpfenart) zu beschenken pflegte. Auch ein paar Maulbeerbäume erhielt Gustav von ihm, so daß er einen kleinen Seidenbau anzulegen dachte. „Ich halte diese Beschäftigung eines Philosophen nicht unwürdig", schreibt er seinem Sohne Benjamin. Aber auch die ernsten politischen Sorgen des Landes und die die Welt erschütternden Ereignisse der Französischen Revolution wurden zwischen dem klugen, erfahrenen Staatsmann und seinem Freunde, dem Landpfarrer, eifrig erörtert. „Die Welt hat so viele Abwechslungen", bekannte der alte Graf, „daß es ein Glück ist, wenn man einen geliebten Winkel besitzt, der uns Ersatz, sogar Tröstungen verspricht, die durch den mächtigen Zauber der Natur Genüsse werden".

So menschenfreundlich und so besorgt auch Gustav Bergmann um das Wohl seiner Bauern war, so konnte doch auch ihm die Zornesader schwellen, und dann mußte die derbe, ungestüme Kraft sich austoben. Einst hörte der sonst so würdige geistliche Herr beim Eintritt in sein Haus das wüste Gekeife eines Bauern, der sich gegen die Hausfrau grob benahm. Schnell wie der Wind flog der stämmige, untersetzte Pastor auf die Küche los, woher das Geschrei kam, packte, rot wie ein Truthahn, aber ohne ein Wort zu sprechen, den Schreier beim Gürtel und tauchte, indem er ihn aufhob, seinen Kopf dreimal in das nahestehende Wasserfaß. Erschrocken beschwor die Frau den erzürnten Mann, den Bauer doch nicht zu ersäufen, bis er ihn zur Tür hinauswarf, wo er halberstickt allmählich wieder zur Besinnung kam.

Ein jeder Pastor Bergmann ist auch ein wenig Arzt gewesen, freilich ohne die Venia practicandi gehabt zu haben. Aber in einem Lande, wo es auf viele Meilen Entfernung keinen Arzt gab, wurde die Frage nach dem Doktordiplom und der Berechtigung zur Praxis kaum aufgeworfen. Auch Gustav Bergmann kannte keine größere Freude, als wenn er einen Kranken durch selbstbereitete Arzneien von seinem Schaden heilen konnte. Ihm vertrauten sich die Bauern wie die eingepfarrten adligen Familien an, und er hatte Glück mit seinen Kuren: bei einer im Pastorat ausgebrochenen Typhusepidemie erhielt er alle Patienten am Leben. Am meisten hat er auf dem Gebiete der Schutzblatternimpfung geleistet. Noch bevor die Kaiserin Katharina die Zweite den englischen Arzt Thomas Dimsdale nach Petersburg berief, um sich und die kaiserliche Familie impfen zu lassen, hatte sich

der Pastor zu Rujen für die prophylaktische Blatternimpfung interessiert. Schon in seinen Knabenjahren stand er unter dem Eindruck der furchtbaren Krankheit, die ihm Freunde und Verwandte dahinraffte, und in den ersten Jahren seiner Rujenschen Amtsführung sah er gegen hundert Kinder ihr erliegen. Seinem Charakter entsprach der kühne Versuch und seiner Menschenfreundlichkeit dessen wunderbare Wirkung. Er hat in seinem Kirchspiel viele Jahre lang unermüdlich und mit dem allerbesten Erfolge geimpft. Ein freilich wenig beachtetes medizinisches Verdienst von ihm liegt in seinen Versuchen, die Wirkungen des Impfstoffs zu mildern, ohne ihm seine Schutzkraft zu nehmen. Fast ein Jahrhundert verging, ehe die Lehre von der Abschwächung der Virulenz krank machender Mikroorganismen in den Vordergrund des medizinischen Interesses trat. Gustav verdünnte einfach seinen Impfstoff mit Wasser und erzielte dadurch einen mildern Verlauf der Schutzblattern. Daher verlor er keinen der Geimpften. Der Ruhm seiner Humanität drang bis zum Kaiser Alexander, der ihm eine goldne Medaille mit der Widmung „Dem Pastor Gustav Bergmann" verlieh. Als der Kaiser im Frühling 1804 durch Livland reiste, hatte Gustav Gelegenheit, ihm für die Auszeichnung zu danken.

Er setzte seine ganze Kraft an die Hebung des geistigen und leiblichen Wohls des Lettenvolks, nahm an den ersten Anfängen eines geordneten Volksschulwesens teil, trat für die Verringerung der Frondienste, die Abschaffung der Staupe, die Erhöhung der Branntweinpreise ein, forderte, daß kein achtzehnjähriger Bauernbursch dem Soldatenstand entgehe, und kein Bauernmädchen heirate, ehe es Proben seines Fleißes gegeben habe.

Mit seiner Frau hat er in glücklichster Ehe gelebt, und seine zehn Kinder, sieben Söhne und drei Töchter, hat er zum Teil selbst unterrichtet. Um seine wirtschaftliche Lage, die durch Mißernten und Viehseuchen gelitten hatte, aufzubessern, dachte er daran, ein Landgut zu erwerben und selbst zu bewirtschaften, aber da nur der indigene Adel das Recht des Güterbesitzes hatte, half ihm auch nichts, daß 1787 Kaiser Joseph der Zweite ihn zugleich mit seinen Brüdern Balthasar und Liborius in den Adelstand des Römischen Reichs erhoben hatte: er mußte auf seinen Plan verzichten.

Gustav Bergmanns Stilleben, wie er unter seinen Büchern mit Erinnerungen, Gedanken und Plänen beschäftigt war, hat einst ein ungenannter Poet in herzlichen Tönen besungen, die in die Strophen ausklingen:

> Was ich finde, konnt' ich's träumen?
> Eine Nacht voll süßer Ruh',
> Einen Pfarrhof unter Bäumen
> Und den besten Freund dazu.

Sollt' ich einst ein Pfarrer werden,
Wünscht' ich so ein Leben mir.
Wohnt der Friede noch auf Erden,
Wohnt er ganz gewiß bei dir.

Nach langem qualvollem Leiden starb der treffliche Mann tiefbetrauert an einem Junitage 1814. Der Prediger, der ihm die Leichenrede hielt, legte ihr keinen Bibeltext, sondern das schöne Wort Leonore Sanvitales aus dem „Tasso" zugrunde:

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.

5. Dr. Liborius von Bergmann, Oberpastor zu Riga.

Ähnlich wie Gustavs Prediger- und Gelehrtenleben ist auch das seines jüngern Bruders Liborius, des Urgroßvaters Ernst v. Bergmanns mütterlicherseits, verlaufen. Schon in den Schulen seiner Vaterstadt Riga fiel er, der Schüler Herders, durch geistige Begabung und eine für seine Jahre ernste Lebensauffassung auf. Den bessern Teil seiner Bildung verdankte er der Universität Leipzig, an der um jene Zeit stets eine kleine Kolonie von Livländern Studien oblag. Im Herbst 1774 immatrikuliert, studierte er Theologie und Philosophie. Von seinen Lehrern haben ihm Ernesti, Eck und Morus besonders nahe gestanden. Da er sich mit dem geringen Wechsel, den ihm die Mutter gab, „erbärmlich, ganz erbärmlich" behelfen mußte, erschien es ihm wie eine Rettung aus der Not, als ihn die Familie Breitkopf, wie einst den ältern Bruder, in ihr Haus aufnahm und ihm Gelegenheit gab, sich durch Übersetzung eines französischen Lehrbuchs der Mineralogie die ersten literarischen Sporen und das erste Schriftstellerhonorar zu verdienen. Gustavs Empfehlungen führten ihn auch in die Familie Stock ein; der Vater war kurz vorher gestorben, aber mit der Frau und besonders mit den Töchtern unterhielt er einen so angenehmen Verkehr, daß sich in Livland die Überlieferung erhielt, er habe sich mit einer von ihnen verloben wollen, doch habe die Mutter zur Bedingung gestellt, daß er in Deutschland bleibe, woran dann der schöne Plan gescheitert sei. Die Familien Breitkopf und Stock förderten auch Liborius' schon in Riga betätigtes Interesse für die Kunst. Im Breitkopfschen Hause wurde viel musiziert, und Dora und Minna Stock malten: jene wurde später die Braut Ludwig Ferdinand Hubers, der aber um Therese Forsters willen mit ihr brach, und Minna heiratete Schillers Freund Körner und wurde die Mutter Theodor Körners. Anregend wirkten ferner auf ihn der Umgang mit dem aus Goethes Dichtung und Wahrheit wohlbekannten Direktor der

Leipziger Malerakademie Adam Friedrich Oeser und dem Kupferstecher Bause, wie der fleißige Besuch der Leipziger Kunstschätze. Auf dort gewonnene Eindrücke und Kenntnisse ist zurückzuführen, daß Liborius nicht nur selbst in seinem spätern Leben einen ansehnlichen Besitz an Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen zusammenbrachte, sondern in Riga auch die Gründung eines städtischen Museums betrieb.

Was dem jungen gescheiten Livländer oft die Beziehungen zu interessanten Leuten erschloß, war, daß er als Freimaurer in der Leipziger Loge Minerva zu den drei Palmen eine führende Stellung einnahm. Er wurde mit dem Großmeister der Freimaurerlogen Herzog Ferdinand von Braunschweig bekannt, er besuchte Lessing in Wolfenbüttel, lernte Klopstock kennen: überall gewann er Bekannte und Freunde, die meisten auf einer nach Abschluß seines Studiums unternommenen Reise durch Deutschland, das Elsaß, die Schweiz, Frankreich und England. Besonders nahe ist ihm in Zürich Lavater getreten, mit dem er Tage herrlichen geistigen Genusses verlebte, die nie aus seinem Gedächtnis schwanden. Lavater hat das von Lips gestochene Bild seines jungen Freundes in seinen berühmten Essai sur la physiognomie aufgenommen und es mit folgenden Worten charakterisiert: „Das nenn' ich mir ein grundehrliches Gesicht, dessen Temperament aber anzugeben schwer ist. Ein sehr gesunder Verstand, aber, offen gestanden, ohne Genialität; Zartheit frei von jeder übertriebenen Empfindsamkeit; Geradheit auf Charakterstärke gegründet; Klugheit, die aus jeder Erfahrung lernt und vorteilt; Klarheit in den Gedanken, edle Ausdrucksweise, kaltblütig und kraftvoll, wenn es zu handeln gilt, bescheiden, aber nicht kleinmütig." Auch bei dem alten Bodmer trat er damals ein und freute sich des schönen weiten Blicks, den man von seinem von Gärten umgebenen, herrlich gelegenen Hause über die Stadt, den See und die Alpenkette hatte. Genf, Paris, London, wo er drei Monate lebte, waren die Hauptstationen der langen genußreichen Reise, die ihn im Spätherbst 1778 in seine livländische Heimat zurückführte.

Unter den Eindrücken der in Deutschland verlebten Jahre und dieser Reise, die ihn mit einer großen Zahl wahrhaft bedeutender Männer zusammengebracht, hat Liborius' ganzes Leben gestanden: er hatte gelernt, mit anderm Maß als so viele seiner Landsleute zu messen, und mußte sich naturgemäß in der Heimat gerade von denen angezogen fühlen, die wie er in den Kulturzentren des Westens weitere Gesichtskreise gefunden hatten. Zunächst machte er die dem zukünftigen Pastor vorgeschriebenen Prüfungen beim Konsistorium, predigte ein paarmal und gefiel als Prediger, so daß ihm jede Landpfarre offen gestanden hätte: da aber wies ihm der Einfluß eines Mannes,

den er schon in Leipzig kennen gelernt hatte, des Freiherrn Woldemar von Budberg, einen andern Weg. Budberg, ein Schüler Hamanns, lebte in der Nähe Rigas und hatte mit den geistig belebten Kreisen der Stadt regen Verkehr. Er war Dichter und Maler. Seine Dichtungen verraten den Mann von Geist und Gemüt, dem einst Herder geschrieben hatte: „Genieß, o Freund, die Zeit der schönen Jugend und laß die Musen der Philosophie, der Tonkunst und der Poesie Freundinnen Deines Herzens bleiben.“ Oeser hatte von ihm gesagt, auf solch einen Zeichner könne Livland stolz sein, und Raffael Mengs hat ihn noch in spätern Jahren als Muster besonders in der genialen Behandlung seines Gegenstands gepriesen. In das Haus dieses Freundes trat Liborius als Lehrer und Erzieher. Die anderthalb Jahre, die er dort verlebt, erschienen ihm wie eine Fortsetzung seines Leipziger Stillebens, unerschöpflich reich an Anregungen im freundschaftlichen Verkehr mit diesem für alles Schöne begeisterten, ideenreichen und edlen Künstler. Der frühe Tod Budbergs setzte diesem Bunde ein vorzeitiges Ziel.

Im Hause des Freundes lernte Liborius seine spätere Frau kennen, die dort als Lehrerin tätig war: Charlotte Pauline le Grain; sie stammte aus einer Refugiéfamilie, die aus Frankreich nach Danzig und Königsberg verschlagen worden war. Sie heirateten, als der Bräutigam die Stelle des Pastors-Diakonus am Dom zu Riga erhalten hatte. Auf der üblichen Stufenleiter rückte er bis zum Oberpastor der St. Petrikirche und Senior der Stadtgeistlichkeit auf. Zu keiner Zeit ist Riga an geistig bedeutenden Männern so reich gewesen, wie zu Ende des achtzehnten und im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Nur wenige deutsche Städte haben sich damals einer solchen Fülle und Höhe geistiger Interessen und einer solchen unmittelbaren Rückwirkung dieser auf die Verwaltung und Entwicklung der Kommune erfreut, wie die alte Hansestadt. Dem Kreise der Berens, Schwartz, Wilpert, Hartknoch stand Liborius v. Bergmann besonders nah als Mann von Geist und vielseitiger Bildung wie als Prediger, der zum Verstande wie zu den Herzen und Gewissen der Bürgerschaft sprach. Als Kaiser Paul die Liv- und Estland von seiner Mutter aufgezwungene Statthalterschaftsverfassung, den ersten Versuch der russischen Regierung, die deutschen Ostseeprovinzen unter eine für das ganze Reich erlassene Verwaltungsordnung zu stellen und die dort geltenden Rechtsgrundsätze mit dem Gesamtstaat zu uniformieren, aufgehoben hatte, war es Liborius, der in einer vor der Wahl der neuen Stadtobrigkeit in Riga gehaltenen Predigt, die sich ihren Hörern unvergeßlich einprägte, über das Thema sprach: wer ist euer Mann?

Liborius v. Bergmanns Christentum war duldsam, versöhnlich, eine Religion der Liebe. Seine Predigten atmeten den Geist des

Rationalismus der Aufklärungszeit, waren voller Gedanken, ohne jedes Wortgepränge. Seine Erscheinung war voller Kraft und Würde. Rat und Bürgerschaft waren ihm blind ergeben. Wo er auftrat, hörte jede Kritik auf. Er fuhr in seiner Kutsche, die mit zwei Pferden zu halten seine Mittel ihm erlaubten, in die Vorstädte und die weitere Umgebung der Stadt, um bei seinen zahlreichen Beichtkindern — er hatte die größte Gemeinde — zu amtieren. Er hielt sich frei von jeder Streitsucht, von jeder Schwärmerei und Frömmelei, rein von Haß und Verfolgung oder Nichtachtung Andersgesinnter.

Im Gedächtnis der Nachwelt lebt Liborius namentlich durch seine literarische und gemeinnützige Tätigkeit fort. Er war ein gründlicher Kenner der Geschichte Livlands und Rigas, der Kirchen-, Prediger- und Schulgeschichte, und seine auf den mannigfaltigsten Gebieten betätigte Schriftstellerei hatte reichen Ertrag. Groß stand er als Sammler von Münzen und Medaillen, von Handschriften und Büchern da. Seine numismatische Sammlung bildet heute einen Teil des Münzkabinetts der Stadt Riga; seine umfangreiche und kostbare Bücher- und Handschriftensammlung hat zu der Bibliothek der Livländischen Ritterschaft den Grund gelegt. Ein großes Verdienst um die livländische Geschichtsforschung erwarb er sich durch den Ankauf des aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts stammenden Kodex der Livländischen Reimchronik, der, aus Livland ins Ausland entfremdet, von ihm der wissenschaftlichen Forschung gewonnen und durch den Druck bekanntgemacht wurde. Auch die alte naturwissenschaftliche Liebhaberei seiner Familie lebte in ihm fort. Als vielbeschäftigter Prediger fand er noch Zeit, Vorlesungen über Magnetismus, Elektrizität und Lufterscheinungen zu halten und durch Experimente zu beleben.

Bleibendes hat Liborius in seiner Vaterstadt durch seine umsichtige und hingebende Tätigkeit zur Linderung und Überwindung des geistigen und leiblichen Elends der Armen geleistet. Sein Christentum fragte nicht nach Symbolen und Dogmen, sondern äußerte sich vor allem in Werken der Liebe. Die Quellen des Unglücks und der Verarmung suchte er zu verstopfen, der verschämten Armut Hilfe zu gewähren, der Bettelei Einhalt zu tun, die Arbeitskraft zu stählen und die Erwerbsmittel zu vervielfältigen. Auf seine Bemühungen ist die Gründung des noch heute bestehenden Nikolai-Armen- und Arbeitshauses zurückzuführen. Er hat aber noch mehr getan. Mit zwei gleichgesinnten Freunden, dem Generalsuperintendenten Sonntag und dem Pastor Albanus, trat er in Verbindung, um mit ihnen nach dem Vorbilde gewisser in Deutschland bestehender Gesellschaften einen Verein zu gründen, dessen Zweck sein sollte, gemeinnützige Kenntnisse unter ihren Mitbürgern jeden Standes, denen es an Zeit, Kraft, Mitteln und Gelegenheit zu ihrem Erwerb fehlte, zu verbreiten. Sie

wollten jedes der Allgemeinheit dienende Ergebnis des menschlichen Wissens, Denkens und Empfindens auf das praktische und bürgerliche Leben anwenden. Hieraus entstand die noch heute, mehr als hundert Jahre nach ihrer Gründung, in einer großen Zahl gemeinnütziger Anstalten und Unternehmungen im Geist ihrer Stifter segensreich wirksame Literärisch-praktische Bürgerverbindung, deren erster Direktor Liborius war.

Bei seinem Tode, Juli 1823, hinterließ er nur Töchter, deren jüngste, Eva Wendula, verheiratet mit dem Kaufmann Ernst Johann Krüger, die Großmutter Ernst v. Bergmanns mütterlicherseits ist. Mit ihr und seinem Großvater väterlicher Seite Benjamin v. Bergmann beginnt die Generation, die er selbst noch gekannt hat.

6. Dr. Benjamin von Bergmann, Pastor zu Rujen.

Benjamin v. Bergmann, Gustavs ältester Sohn, 1772 geboren, wuchs in der Studierstube seines Vaters unter Büchern und Handschriften auf, von ihm und Hauslehrern, zuletzt in Rigaschen Schulen unterrichtet. Er studierte auf seines Vaters Wunsch in Leipzig Theologie, siedelte aber bald nach Jena über, wo er in einen Kreis ihm schon bekannter und zum Teil verwandter Landsleute trat. Den jungen Livländern rühmte man im Gegensatz zu dem rohen und renommistischen Studentenleben der kleinen Universität, die von den fürstlichen Protektoren wie eine Macht gleichen Ranges geschont und gefürchtet wurde, Feinheit und Adel des Benehmens nach. Unzweifelhaft hat der Jenenser Bursch damals wie früher jeden Zwang, auch den der guten Sitte, verabscheut. Trotz aller Freiheiten, die er sich nahm, hat er aber auch die Versuchungen der Zügellosigkeit so zu überwinden vermocht, wie es die hervorragendste Persönlichkeit in Benjamins Freundeskreise, Ernst Moritz Arndt, von sich erzählt. Wie ihm half auch Benjamin wohl am meisten das gute Beispiel aus dem Vaterhause, daß er nicht leichtfertig wurde. Er hat keineswegs ein Klausnerleben geführt, hat auch einmal auf der Mensur gestanden — sein Gegner hieß Langenbeck und war ein Oheim des Berliner Chirurgen, die erste Begegnung dieser beiden berühmten Familien — und hat manche fröhliche Nacht durchzecht; in den von dem früh verstorbenen Friedrich Arndt hinterlassenen, von seinem Bruder in die „Schriften für und an seine lieben Deutschen“ aufgenommenen Papieren wird oft „des lieben Benjamin“ erwähnt, aber, wie es dort heißt: „Die Jugend hat in einer eignen unschuldigen und phantastischen Idealität gegen Verderben und Liederlichkeit schon Waffen, welche für spätere Jahre auf einem ganz andern Amboß ausgeschmiedet werden müssen.“

Benjamin v. Bergmann, der Landpfarrerssohn, und der „aus autochthonischem Bauernstamm" entsprossene Ernst Moritz Arndt hatten manchen verwandten Zug. Beide frisch und unverdorben, von kleinem Wuchs, aber kräftigem Muskelbau, mit hellen Augen und scharfem Blick. Schnell flammte ihnen der Zorn auf, um ebenso schnell wieder zu verrauchen. Trotz ihres festen, männlichen Charakters hatten sie beide ein Kindesgemüt. Die wenigen in Jena gemeinsam verbrachten Semester machten sie zu Freunden fürs Leben. Noch fünfzig Jahre nach jenen Tagen schäumender Jugend hat Arndt seinem Benjamin, seinem „alten Schwedenkopf", wie er ihn nannte, aus Bonn nach Rujen geschrieben: „Sei tapfer und komm einmal an den Rhein! Du sollst sehen, es ist ein herrlicheres Wasser als Wolga und Don." Die Freude des Wiedersehens haben sie leider nicht gehabt.

In Jena schloß Benjamin aber auch innige Freundschaft mit einem Landsmanne, der ihm der liebste in seinem ganzen Leben gewesen ist: mit Karl Petersen, dem zu seiner Zeit einzigen populären Dichter der baltischen Lande. „Heitern sich nicht alle Stirnen auf, wenn ein Vers von ihm rezitiert wird?" schreibt sein Biograph Viktor Hehn. „Auch wer fernhin verschlagen ist, an die Wolga oder an den Baikal, unter die Juden von Podolien oder die Tataren von Orenburg oder weit hinten auf ein Landgut, da wo man sein Vermögen nach Seelen berechnet, und die Wassermelonen fuderweise geerntet werden — den heimelt's wunderbar an, wenn er etwa unter seinen Papieren auf ein Blatt stößt, auf dem er einst ein Gedicht von Petersen sich abgeschrieben. Und schamhaft hüten wir diese Gedichte; wir sagen sie nur her, wenn wir unter uns sind, und zeigen sie keinem Fremden — was würde der von ihnen, was von uns halten? Jahrelang auch wurden Petersens Verse nicht gedruckt, bezogen auch nach dem Drucke keine Messe und stehen in keinem Verzeichnisse. Verlegt hat sie der fabelhafte Peter Hammer, der in demselben Jahre nach Köln kam, wie die heiligen drei Könige. Und so gebührt sichs für diese Kinder der Gelegenheit." Petersens frühste dichterische Versuche erregten schon die Aufmerksamkeit der lebensfrohen Jenaer Welt durch witzige Zusammenstellungen und übermütige Laune, wie jenes unter dem Namen „Der alte Bursch" bekannte Gedicht, das ihm unter mehrern Bewerbern den drauf gesetzten Preis von einigen Flaschen Champagner einbrachte und in lebendigen Farben jene Ausschreitungen des Jenaer Burschenlebens schildert, die „nur die Gegenseite der geistigen Freiheit waren und wie eine rauhe Schale die innere Unschuld bedeckten".

Früher, als sie fürchteten, trennte das Schicksal die beiden Freunde: Petersen zog nach Halle, Benjamin zurück nach Livland, wo ihn der Vater sehnlichst erwartete. Ihm war nicht lange vor der silbernen Hochzeit das zehnte Kind geboren worden: woher sollten denn da die

Mittel kommen, den studierenden Ältesten über Wasser zu halten, mochten auch der Oheim Liborius und die allzeit bereiten Familienlegate redlich mithelfen? „Eile nun, zehre nicht länger in dem hungrigen Jena, fliehe in Dein Vaterland, wo itzt teure Zeit und schlechte Nahrung ist", so trieb ihn der Vater zum Aufbruch an, und schweren Herzens nahm der gehorsame Sohn im Frühjahr 1795 über Lübeck den Kurs auf Riga.

Benjamin war ein fleißiger Student gewesen. „Nun wirst Du Dich wohl wieder recht über Deinen Büchern vergraben, nicht wahr?" schrieb ihm damals ein Jenaer Freund. „Nur gut, daß Du noch alle Tage ein Stündchen fichtst, sonst würde Dich kein Teufel hinter Deinem Tische hervorholen können, und Du würdest am Ende bei lebendigem Leibe selbst zu einem Buche werden." Weit mehr als das theologische Brotstudium zogen ihn Sprachwissenschaft und Geschichte und der Zauber der neuen deutschen Dichtung an. Er hat in Jena zu Füßen Schillers gesessen, gerade in den Tagen, da sich das Freundschaftsband mit Goethe knüpfte, und Schillers Vorbild wird sein schon aus dem Vaterhause mitgebrachtes Interesse für Geschichte und Literatur belebt haben. Bereits bei seiner Rückkehr nach Livland saß die Abneigung gegen den Predigerberuf so tief in ihm, daß er dem beneideten Lose des Landpfarrers das kärgliche des Hauslehrers vorzog. Drei Jahre unterrichtete er in Riga, worauf er nach Moskau ging, um dort sein Glück zu versuchen. Aber schon die Erfahrungen der ersten Monate waren derart, daß er sich aus dem Gewühl der großen Stadt in die ländliche Einsamkeit seiner Heimat zurücksehnte. Der herrschende Ton, der Geist der Knechtschaft waren mit seinem Charakter, der sich nur in ein unabhängiges Leben hätte fügen können, unverträglich; sie erforderten ein Gemüt, das gegen Kränkungen abgehärtet war. Nur allmählich wichen die ersten niederschlagenden Eindrücke einer zufriedenern Stimmung, und die ihm bis in das höchste Alter eigne Bedürfnislosigkeit half ihm, sich durchzuschlagen. Sein Bett war ein harter Tisch, das Essen erbärmlich, Tee und Kaffee unbekannte Genüsse; seinen Durst löschte er mit Quaß, einem gegorenen säuerlichen Getränk aus Roggenmehl mit einem Zusatz von Malz, aber auch darauf verzichtete er, als ihm bekannt wurde, daß die Händler, um das Getränk kühl zu erhalten, Frösche hineinwarfen. Überhaupt brachte ihn die Unsauberkeit oft in verzweifelte Stimmung. Das Haus eines reichen Generals verließ er, weil die Stuben vor Schmutz starrten, und die Kinder sich während des Unterrichts das Ungeziefer vom Kopf lasen. Endlich waren ihm in einem andern Hause, bei dem General Lunin, nach vielen Entbehrungen und Kränkungen glückliche, zufriedene Tage beschieden. Den Sommer 1799 verbrachte er auf einem Landgute des Generals tausend Werst weit von Moskau in der Nähe der Stadt Sarepta.

Dieses Leben in den Wolgasteppen entschied über Benjamins nächste Jahre: er lernte damals den mongolischen Nomadenstamm der Kalmücken, dessen Sprache, Religion, Sitten und Bräuche kennen, und ihre gründliche Erforschung nahm ihn bis zu seiner Rückkehr nach Livland in Anspruch. Inzwischen aber machte er auch mit dem General Lunin schlimme Erfahrungen, die ihn seine Stellung aufzugeben nötigten. Erst das dritte Moskauer Haus, in das er kam, bot ihm ein angenehmes und behagliches Leben unter gebildeten, liebenswürdigen und anständigen Leuten. Keine Mittel wurden gescheut, den einzigen Sohn der Familie, einen musikalisch reich veranlagten Knaben, in Kunst und Wissenschaft zu fördern. Drei Hofmeister, mehrere Stundenlehrer und ein Orchester von dreißig bis vierzig Musikern bildeten den Apparat dazu. Nikolai Gontscharow ist später ein in Rußland bekannter Musiker und ausgezeichneter Violoncellspieler geworden; eine Tochter von ihm heiratete den Dichter Puschkin. Weit über die Zeit hinaus, die Benjamin im Gontscharowschen Hause verlebt hat, ist er zu seinem einstigen Schüler in freundschaftlichen Beziehungen und im Briefwechsel geblieben.

Aber das bequeme Leben in dem vornehmen Hause, wo er wie ein guter Freund behandelt wurde, lenkte ihn doch nicht davon ab, seine auf die Erforschung der Kalmücken gerichteten Pläne auch noch weiter rührig zu betreiben. Nachdem ihm geglückt war, eine Geldunterstützung aus der kaiserlichen Schatulle zu erhalten, trat er im Februar 1802 nochmals die beschwerliche Reise an die untere Wolga an. Es wurde Tag und Nacht gereist, unter mancherlei Lebensgefahren, bis endlich Sarepta erreicht war. Von dort ging es weiter in die Steppe zu seinen nomadischen Freunden, unter denen er von da ab fünfzehn Monate gelebt hat, mit wechselndem Aufenthalt, Nahrung und Trank der Kalmücken teilend, ohne daß ihn die Hindernisse des Steppenlebens schreckten: im Winter lebte er in einer zerlöcherten Hütte ohne Schutz und die geringste Bequemlichkeit, ohne warme Stiefel und nur mit wenig warmen Kleidern, und doch fühlte er sich so wohl, als wenn er zwanzig Jahre jünger geworden wäre.

Die Verständigung mit den Nomaden fiel ihm nicht schwer, da er das Mongolische beherrschte. Mit zähem Fleiß drang er immer tiefer in ihr Volkstum ein. „Die Erweiterung der Menschenkunde ist das große Ziel, nach dem ich strebe“, schrieb er seinem Vater. Die Religion, die Sprache, die Lebensweise und die Geschichte des Volksstamms wollte er ergründen, um sich durch seine Arbeiten den Weg zu einer ausschließlich wissenschaftlichen Tätigkeit und einer Lebensstellung, am liebsten an der Petersburger Akademie der Wissenschaften, zu bahnen. Aber da waren es gerade die maßgebenden Petersburger Stellen, die zu seinen Bitten um eine nochmalige bescheidene Unterstützung

seiner kalmückischen Reisen hartnäckig schwiegen und ihn wider Wunsch und Willen nötigten, seine Pläne, auf die er alle Hoffnungen gesetzt hatte, — dazu gehörte auch eine Expedition nach Tibet, der Mongolei und dem Baikal — abzubrechen, heimzukehren und seinem Vater als Adjunkt zur Seite zu treten. Damit begann die große Tragik seines Lebens: er wurde in einen Beruf gezwungen, dem er hatte entgehen wollen. Zunächst freute er sich noch der Muße, sein gründliches und lebendig geschriebenes dreibändiges Reisewerk, die „Nomadischen Streifereien unter den Kalmücken in den Jahren 1802 und 1803" für den Druck zu redigieren; sie erschienen in Riga 1804 und haben seinen Namen über sein Vaterland hinaus bekannt gemacht; kleinere Mitteilungen aus demselben Gebiet waren ihnen vorausgegangen und folgten ihnen, aber damit nahm er von dem Lande seiner Liebe dauernden Abschied. Zwei Jahre nach Erscheinen des bedeutenden Werks bot sich ihm noch einmal die Gelegenheit, an einer von dem Minister Grafen Rjumanzew geplanten Expedition, die diesmal in das Innere Asiens führen sollte, teilzunehmen. Der Minister selbst wollte Benjamin hierfür gewinnen, er selbst sollte seine Bedingungen stellen. Aber auch dieser schöne Plan wurde zu Wasser, und damit war über Benjamins Zukunft entschieden: im Jahre 1806 wurde er Pastor zu Erlaa im Wendenschen Kreise und noch vor seines Vaters Tode dessen Nachfolger in Rujen.

Unlust am Amt und Amtsvernachlässigung brauchen sich nicht zu decken. Einmal in den Kreis bestimmter Pflichten gestellt, ist der gewissenhafte Mann ihm gerecht geworden, mochte auch die Sehnsucht nach den Arbeiten seines Sinns ihm die Pflichten der Kanzel und des Seelsorgeramts um so unbequemer und lästiger erscheinen lassen, je größer die Gemeinde war, und je mehr sie ihm zu schaffen machte. „Ich armer Schlucker in Jesu", klagte er in seiner drastischen Weise seinem Freunde Petersen, „habe jetzt schon zwei ganze Wochen zu tun gehabt, daß mir der Angstschweiß herabträufelte". Ein andres Mal: „Ich armer, geschlagener Mann habe eben hundertneunzig von Gott und Menschen verlassene zweibeinige, federlose Geschöpfe generis masculini vor, um ihnen Glaube, Liebe und Hoffnung einzutrichtern, daß man darüber toll werden könnte ... Es sind Marterwochen für mich, da ich die jungen Galgenstricke selig sprechen, Böcke zu Lämmern schnitzen soll."

Was ihm allein Zufriedenheit und volles Genügen schaffte, war die stille schriftstellerische Arbeit. Am Schreibtisch in seine sprachlichen und geschichtlichen Studien vertieft, vergaß er, wonach Wollen und Wünschen stand, selbst morgens den Kaffee und mittags das Essen. Arbeit- und Schlafstätte hatte er in einem von seinem Vater im Garten erbauten Häuschen, der „Herberge", aufgeschlagen. Dort, wo des

Dieses Leben in den Wolgasteppen entschied über Benjamins nächste Jahre: er lernte damals den mongolischen Nomadenstamm der Kalmücken, dessen Sprache, Religion, Sitten und Bräuche kennen, und ihre gründliche Erforschung nahm ihn bis zu seiner Rückkehr nach Livland in Anspruch. Inzwischen aber machte er auch mit dem General Lunin schlimme Erfahrungen, die ihn seine Stellung aufzugeben nötigten. Erst das dritte Moskauer Haus, in das er kam, bot ihm ein angenehmes und behagliches Leben unter gebildeten, liebenswürdigen und anständigen Leuten. Keine Mittel wurden gescheut, den einzigen Sohn der Familie, einen musikalisch reich veranlagten Knaben, in Kunst und Wissenschaft zu fördern. Drei Hofmeister, mehrere Stundenlehrer und ein Orchester von dreißig bis vierzig Musikern bildeten den Apparat dazu. Nikolai Gontscharow ist später ein in Rußland bekannter Musiker und ausgezeichneter Violoncellspieler geworden; eine Tochter von ihm heiratete den Dichter Puschkin. Weit über die Zeit hinaus, die Benjamin im Gontscharowschen Hause verlebt hat, ist er zu seinem einstigen Schüler in freundschaftlichen Beziehungen und im Briefwechsel geblieben.

Aber das bequeme Leben in dem vornehmen Hause, wo er wie ein guter Freund behandelt wurde, lenkte ihn doch nicht davon ab, seine auf die Erforschung der Kalmücken gerichteten Pläne auch noch weiter rührig zu betreiben. Nachdem ihm geglückt war, eine Geldunterstützung aus der kaiserlichen Schatulle zu erhalten, trat er im Februar 1802 nochmals die beschwerliche Reise an die untere Wolga an. Es wurde Tag und Nacht gereist, unter mancherlei Lebensgefahren, bis endlich Sarepta erreicht war. Von dort ging es weiter in die Steppe zu seinen nomadischen Freunden, unter denen er von da ab fünfzehn Monate gelebt hat, mit wechselndem Aufenthalt, Nahrung und Trank der Kalmücken teilend, ohne daß ihn die Hindernisse des Steppenlebens schreckten: im Winter lebte er in einer zerlöcherten Hütte ohne Schutz und die geringste Bequemlichkeit, ohne warme Stiefel und nur mit wenig warmen Kleidern, und doch fühlte er sich so wohl, als wenn er zwanzig Jahre jünger geworden wäre.

Die Verständigung mit den Nomaden fiel ihm nicht schwer, da er das Mongolische beherrschte. Mit zähem Fleiß drang er immer tiefer in ihr Volkstum ein. „Die Erweiterung der Menschenkunde ist das große Ziel, nach dem ich strebe", schrieb er seinem Vater. Die Religion, die Sprache, die Lebensweise und die Geschichte des Volksstamms wollte er ergründen, um sich durch seine Arbeiten den Weg zu einer ausschließlich wissenschaftlichen Tätigkeit und einer Lebensstellung, am liebsten an der Petersburger Akademie der Wissenschaften, zu bahnen. Aber da waren es gerade die maßgebenden Petersburger Stellen, die zu seinen Bitten um eine nochmalige bescheidene Unterstützung

seiner kalmückischen Reisen hartnäckig schwiegen und ihn wider Wunsch und Willen nötigten, seine Pläne, auf die er alle Hoffnungen gesetzt hatte, — dazu gehörte auch eine Expedition nach Tibet, der Mongolei und dem Baikal — abzubrechen, heimzukehren und seinem Vater als Adjunkt zur Seite zu treten. Damit begann die große Tragik seines Lebens: er wurde in einen Beruf gezwungen, dem er hatte entgehen wollen. Zunächst freute er sich noch der Muße, sein gründliches und lebendig geschriebenes dreibändiges Reisewerk, die „Nomadischen Streifereien unter den Kalmücken in den Jahren 1802 und 1803" für den Druck zu redigieren; sie erschienen in Riga 1804 und haben seinen Namen über sein Vaterland hinaus bekannt gemacht; kleinere Mitteilungen aus demselben Gebiet waren ihnen vorausgegangen und folgten ihnen, aber damit nahm er von dem Lande seiner Liebe dauernden Abschied. Zwei Jahre nach Erscheinen des bedeutenden Werks bot sich ihm noch einmal die Gelegenheit, an einer von dem Minister Grafen Rjumanzew geplanten Expedition, die diesmal in das Innere Asiens führen sollte, teilzunehmen. Der Minister selbst wollte Benjamin hierfür gewinnen, er selbst sollte seine Bedingungen stellen. Aber auch dieser schöne Plan wurde zu Wasser, und damit war über Benjamins Zukunft entschieden: im Jahre 1806 wurde er Pastor zu Erlaa im Wendenschen Kreise und noch vor seines Vaters Tode dessen Nachfolger in Rujen.

Unlust am Amt und Amtsvernachlässigung brauchen sich nicht zu decken. Einmal in den Kreis bestimmter Pflichten gestellt, ist der gewissenhafte Mann ihm gerecht geworden, mochte auch die Sehnsucht nach den Arbeiten seines Sinns ihm die Pflichten der Kanzel und des Seelsorgeramts um so unbequemer und lästiger erscheinen lassen, je größer die Gemeinde war, und je mehr sie ihm zu schaffen machte. „Ich armer Schlucker in Jesu", klagte er in seiner drastischen Weise seinem Freunde Petersen, „habe jetzt schon zwei ganze Wochen zu tun gehabt, daß mir der Angstschweiß herabträufelte". Ein andres Mal: „Ich armer, geschlagener Mann habe eben hundertneunzig von Gott und Menschen verlassene zweibeinige, federlose Geschöpfe generis masculini vor, um ihnen Glaube, Liebe und Hoffnung einzutrichtern, daß man darüber toll werden könnte ... Es sind Marterwochen für mich, da ich die jungen Galgenstricke selig sprechen, Böcke zu Lämmern schnitzen soll."

Was ihm allein Zufriedenheit und volles Genügen schaffte, war die stille schriftstellerische Arbeit. Am Schreibtisch in seine sprachlichen und geschichtlichen Studien vertieft, vergaß er, wonach Wollen und Wünschen stand, selbst morgens den Kaffee und mittags das Essen. Arbeit- und Schlafstätte hatte er in einem von seinem Vater im Garten erbauten Häuschen, der „Herberge", aufgeschlagen. Dort, wo des

Vaters Bibliothek untergebracht war, und nur die besten Freunde bei ihren Besuchen einquartiert wurden, lag seine Welt, „fünf kühle Zimmerlein, vom Teller- und Tassengeklapper fern wie vom Rüdengeheul und Domestikengekeife“.

Schon in seiner Moskauer Zeit hatte sich Benjamin viel mit der Geschichte Peters des Großen beschäftigt; eine Vorarbeit waren die von ihm nach dem russischen Schriftsteller Golikow bearbeiteten „Neuen Anekdoten von Peter dem Großen“. In Erlaa gewann er Interesse an livländischer Geschichte. Seine 1806 erschienenen „Historischen Schriften“: „Patkul vor dem Richterstuhl der Nachwelt“ und „Die Kalenderunruhen in Riga in den Jahren 1585—1590“ sind einst viel gelesen worden. In Rujen aber kehrte er zu seinem Peter zurück, und es entstand der Plan eines ausführlichen biographischen Werks über den großen Reformator seines Reichs und Volks, ein bei der Entfernung von Archiven und Bibliotheken besonders gewagtes Unternehmen. Aber ein eiserner Fleiß, der keine Mühe scheute, hat ihn das weitgesteckte Ziel in jahrelanger unablässiger Arbeit erreichen lassen. Von den Sorgen und Plagen, die damals ein livländischer Schriftsteller hatte, können wir uns heute kaum ein richtiges Bild machen. Obwohl Freund Petersen Benjamin bereitwillig mit Büchern und Zeitschriften aus der Dorpater Universitätsbibliothek, die er verwaltete, versorgte und ihm über die Zensurschwierigkeiten nach Möglichkeit hinwegzuhelfen suchte, geriet der arme Verfasser doch oft infolge der sich immer wieder neu auftürmenden Hindernisse in Verzweiflung. Was ihn aber noch weit mehr verletzte, war, daß selbst der treuste Freund, der in allen literarischen Dingen treffend urteilte, mit seiner Kritik des „Peter“ ängstlich zurückhielt und sich hinter allerlei witzigen Ausflüchten versteckte: er wolle lieber Pfandspiel spielen oder auf Schrot knien, als ein Opus lesen, das von russischer Geschichte handle, oder er verstünde von dem historischen Stil so viel, wie ein Huhn von Heraldik. Benjamin forderte Aufrichtigkeit, Petersen aber kannte nur zu gut die Empfindlichkeit des alten Freundes, die er durch ein offenes Urteil zu verletzen fürchtete, denn die Mängel des Werks waren ihm ebensowenig verborgen, wie dem gelehrten Petersburger Akademiker Krug, der dem Verfasser seine schonungslose Kritik als bittern Trank mit freimütigem Vertrauen einschenkte, um ihm und dem Werke zu nützen. Die sechs Bände „Peter der Große als Mensch und Regent“, die zwischen 1823 und 1830 erschienen, dürfen nur das Verdienst einer allerdings sehr fleißigen Kompilation für sich beanspruchen. Mochte der alte Freund Petersen noch so sehr mahnen, zu raspeln und zu feilen,

> Daß der alte Riesen-Peter
> Über dich nicht schreie Zeter,

so ließ sich Benjamin doch keine Zeit, tiefer in den Stoff einzudringen und seine Darstellung lesbarer zu gestalten, bäumte sich vielmehr gegen den Vorwurf der Flüchtigkeit auf: „Wenn ich den Verfasser des Anacharsis ausnehme, so hat noch kein menschgeborener Halunke so sichs sauer werden lassen, als der Pfaffe zu Rujen. Sag mir lieber: das Gekralle ist keinen Schuß Pulver wert, ist ein steinreicher Acker, und keine Egge geht darüber, gut, aber flüchtig?"

Mit turmhohen Hoffnungen hatte Benjamin seinen „Peter" in die Welt gesandt, so daß Petersen zu den rosigen Zukunftsträumen verlegen lächelte und ihm freundlich vorwarf: „Du liebes altes Bruderherz, was bist Du für ein Meister nicht nur in der Architektur der Luftpaläste, sondern auch in der Malerkunst mit dem größen Traumpinsel in die blaue Himmelswand!" Darum traf ihn doppelt schwer die Enttäuschung: die Aufnahme des Werks war auch dort, wo man am allermeisten auf ein wohlwollendes Interesse hätte rechnen müssen, mehr als kühl, die Druckkosten stürzten ihn in Schulden; es war alles so ganz anders gekommen, als er erwartet hatte. Der Lohn der Mühen, die der Verfasser ein halbes Menschenalter lang an die Würdigung des großen Zaren gewendet hatte, fiel dem Übersetzer zu, den Kaiser Nikolaus reich beschenkte, und die russische Kritik so günstig beurteilte, daß er eine zweite Auflage seiner Übersetzung veranstalten konnte.

Mochte Benjamin nach der unfreundlichen Aufnahme der ersten Bände seines Werks gelegentlich äußern, er sei ruhig und gefaßt, auch diese letzte Spekulation scheitern zu sehen, und werde dann ohne große Gemütsbewegung seine Schreibereien zum Fensterverkleben hergeben, diese Erfahrungen haben doch seine Produktionslust unterbunden, nicht aber seine gelehrten Studien, die, je älter er wurde, sich um so ausschließlicher seiner alten Leidenschaft für die Linguistik, namentlich das Sanskrit, zuwandten.

Sein wissenschaftliches Interesse, die Teilnahme an der literarischen Welt und ihrem Treiben fanden immer neue Nahrung in den Besuchen, die er teils in Dorpat seinem alten Freunde Petersen, der erwärmenden und belebenden Seele eines Kreises geistig bedeutender Männer, abstattete, teils in seinem Pastorat empfing. Auch hier waren wenige so herzlich willkommen, wie Karl Petersen, der mitunter wochenlang mit Weib und Kind der Gast des Freundes war. Wie herzlich freuten sich beide schon lange voraus auf das Wiedersehen, „auf die ländlichen Saturnalien bei Rum und Bier", wenn die Landmaus die Stadtmaus zu ungestörtem Genuß aufnahm, oder auf die Winterfreuden in der alten Embachstadt, wo sie

> Geschwelgt in des Lebens Lust und Pracht,
> In Goethes und Shakespeares Zauberwelten ...
> Und wo unter Ernst und tollen Possen
> Wohl mancher geniale Funken
> Geknistert und wieder in Asche gesunken.

Zwischen den gegenseitigen Besuchen aber ging ein lebhafter Briefwechsel hin und her. Petersens Briefe waren im Lande so berühmt, daß man sagte, man könnte über ihnen seine schönen Gedichte vergessen. Die Sprache beider Freunde war freilich oft so derb, als wenn immer noch zwei alte Jenaer Bursche einander schrieben. Durch jeden Brief aber geht ein erfrischender Ton unerschütterlicher Freundschaft, die erst mit Petersens frühem tragischem Tode ein Ende fand. Er war zu Weihnachten 1822 bei strengem Frost aus Dorpat ausgefahren, um in einer Landpfarre, wo sein Sohn Freimund erzogen wurde, die Feiertage zu verleben. Bei der Fahrt über einen See, den Wirzjerw, brach er mit dem plumpen Schlitten in einen offenen Spalt. Viele Stunden mußte der dicke, unbeholfene Mann auf dem Eise zubringen, bis Hilfe kam. Um die Kälte zu bezwingen, sang er alle Lieder, die ihm einfielen, und immer wieder Goethes „Fischer". Als er geborgen wurde, fand er wohl die alte frohe Laune wieder und zitierte des Tiefenbachers Wort: „Das Haupt ist frisch, der Magen ist gesund, die Beine aber wollen nicht mehr tragen", doch wenige Tage später erlag der prächtige Mann diesem tückischen Zufall in der Blüte seiner Jahre.

Seitdem wurde Benjamins Leben ärmer und einsamer. Lag es schon in seiner Natur, sich gegen die Welt abzuschließen und sich in sich selbst zurückzuziehen, so fehlte ihm nun der einzige Freund, dem er sich offen und herzlich erschlossen hatte. Eine mit leicht erregbarem Mißtrauen gepaarte Empfindlichkeit, ein schnell verletztes Ehrgefühl ließen ihn die Menschen sich möglichst fern vom Leibe halten. Wer auf sich und seine persönliche Würde hält und eifrig über sie wacht, läuft oft Gefahr, in Dingen, die anders gedeutet werden müssen oder dessen nicht wert sind, einen Angriff gegen sich und eine Mißachtung ihrer Person zu sehen. Darunter haben er und sein Verkehr viel gelitten. Wenn er selbst getroffen sofort in Harnisch geriet und aus der Schale seines Zorns verletzende Worte auf das Haupt des Gegners schüttete, mitunter auch Hand und Faust zu Hilfe nahm, so regte ihn ein an Freunden und Feinden verübtes Unrecht nicht minder auf; der alte Hitz- und Blitzkopf geriet leicht aus allen Nähten, auch beim geringsten Anlaß, und es gelang nicht so bald, Öl in die Brandung zu gießen. Wenn der Wagen über einen Stein fuhr, und dessen in Gedanken versunkener Insasse dadurch unsanft aufgeschnellt wurde, sogleich hatten es die Wange oder das Genick des Kutschers zu fühlen. Als Benjamin eines Abends mit dem ihm befreundeten und benachbarten Baron Engelhardt Schach spielte, und dessen Sohn, ein Knabe, die Dochte der beiden das Spiel beleuchtenden Talgkerzen zu schneuzen hatte und sie zu kurz mit der Schere fassend auslöschte, fühlte er links die Ohrfeige seines Vaters und rechts die seines Partners: beide alte Herren waren aufgesprungen, um den Jungen zu verprügeln.

Glücklich war Benjamin in seiner Ehe dank der Selbstlosigkeit und unerschütterlichen Liebe seiner Frau, einer Tochter des aus Parchim in Mecklenburg eingewanderten Justizrats Polchow, der als Advokat und Herzoglich Kurländischer Hoffiskal in Arensburg, Riga und Mitau gelebt hatte. Seiner Frau überließ Benjamin die ganze Sorge für das Haus und die Führung und Erziehung seiner Kinder. Aber auch in seiner Familie traf ihn schweres Leid. Besonders ans Herz gewachsen war ihm sein jüngster Sohn Gustav. Reich begabt und um seiner liebenswürdigen Eigenschaften willen von jedem geliebt, teilte er die wissenschaftlichen Interessen seines Vaters, der ihm denn auch den Beruf erschließen wollte, dem er einst hatte entsagen müssen. Er studierte in Berlin klassische und orientalische Philologie, und zu seinen Freunden gehörten unter andern Ernst Curtius, der große Hellene, und Heinrich Kruse, der Publizist und Dichter. Fünfzig Jahre nach jenen Studientagen erzählte Curtius Ernst v. Bergmann von seinem Jugendfreunde und bemerkte ihm in wehmütiger Erinnerung: „Den Onkel hätten Sie in Berlin als Professor vorgefunden, wenn er am Leben geblieben wäre." Gustav starb aber schon als Student an Tuberkulose im Winter 1836. Zwei ihm im Alter unmittelbar vorausgehende jung und glücklich verheiratete Schwestern folgten ihm in den Tod, so daß der alte Vater in seinem Schmerze äußerte, er würde von untenauf gerädert. Es gibt Schläge des Schicksals, die den Trost zum Bettler machen. In seinen jüngern Jahren hatte er wohl seinem Freunde Petersen nach dem Tode eines geliebten Kindes geschrieben: die Kraft, die unsre Schickungen lenke, gebe uns auch den festen, unbesiegbaren Geist, der uns gegen die furchtbarsten Schläge wappne, und den heilsamen Trotz, es mit dem Schicksal selbst aufzunehmen; nun aber war jede Widerstandskraft gelähmt; immer wieder holte er die von seinem Sohne unvollendet hinterlassenen Arbeiten, Kollegienhefte, Briefe hervor, ordnete sie, versenkte sich in ihren Inhalt, konnte aber nie verwinden, daß alle die schönen Hoffnungen, die er auf ihn gesetzt hatte, wie Luftschlösser zerflattert waren.

In seinem siebzigsten Jahre übergab er sein Amt seinem Sohne Richard, verließ Rujen und zog sich auf sein bei Wenden gelegenes Gütchen Blussen, das er aus einer seiner Frau zugefallenen mecklenburgischen Erbschaft erworben, zurück. Dort ist er, die tragischste Gestalt unter Ernst v. Bergmanns Vorfahren, beinahe vierundachtzig Jahre alt im August 1856 gestorben, geistig tätig und körperlich beweglich, bis das letzte Sandkorn verrann.





Das Vaterhaus

1. Richard v. Bergmann, Pastor zu Rujen.

In dem Pfarrhause, worin Ernst v. Bergmanns Vater Richard v. Bergmann, geboren 1805, aufwuchs, zuerst in Erlaa, dann in Rujen, herrschten einfache Sitte und ein ernster Sinn. Der Vater erzog seine Kinder in strengem Gehorsam und hielt sie zur Wahrheitsliebe und einem unanstößigen Leben an. Erlaa ist eine der lieblichsten Gegenden Livlands. Früh zog die kindliche Einbildungskraft aus der schönen Natur, aus dem lebhaften Verkehr mit der Familie des Gutsherrn, aus den Reisen zu den Großeltern nach Rujen, das wie das Land erschien, da Milch und Honig fließt, so manche Anregung. Aber auch die umwälzenden kriegerischen Kämpfe auf der großen Weltbühne warfen ihre Wellen in dieses sonst so stille, anmutige Tal. In dem aufmerkenden Knaben hafteten am tiefsten die Eindrücke, die das im Sommer 1812 nahe bei Erlaa manövrierende russische Korps Osten-Sacken auf ihn machte, das die Aufgabe hatte, den jenseit der Düna, in Kurland, eingerückten linken Flügel der napoleonischen Invasionsarmee, das Korps Macdonald, in Schach zu halten; abends, wenn der Siebenjährige, der sich den Tag im Schlosse im Spiel mit seinen Kameraden vertrieb, zum Vater zurückkehrte, führte ihn der Weg an dem Lagerfeuer der Soldaten vorüber. Auch als die Kinder im März 1815 nach Rujen übersiedelten, wohin der Vater in die Stelle des alten Großvaters berufen war, blieb den jungen Herzen das fröhliche Erlaa als Tummelplatz der ersten sorglosen Kinderzeit in schöner Erinnerung.

Um seinen ältesten Sohn möglichst lange unter Augen zu haben, nahm Benjamin Pensionäre ins Haus, die er mit Hilfe eines Lehrers zusammen mit seinen ältesten Kindern unterrichtete. Eine besondre Freude war ihm, Richard in die Welt und die Sprachen des klassischen Altertums einzuführen. Mit dem Vater in Hippels „Lebensläufen" hätte auch er zu seinem Sohne sagen können: „Inokuliere alles auf dein Lieblingsstudium." Im übrigen erschöpfte sich in dem Unterricht sein Anteil an der Erziehung seiner Kinder: das belebende Element im Hause war die Mutter. Zur Ehrbarkeit und Verschlossenheit des Pastors bildeten die Liebenswürdigkeit, Heiterkeit, Gesprächigkeit der Pastorin einen wohltuenden Gegensatz. Dem Vater nahte sich ein jedes von seinen Kindern nur mit stiller Scheu und Ehrfurcht;

keins wagte ihm auch nur die Hand zu küssen, da ihm dergleichen Bezeigungen der Pietät ein Greuel waren. An der Mutter aber, die mit ihren Kindern eine zweite Jugend durchlebte, hingen sie alle mit zärtlicher Liebe. Ihr echt weiblicher und poetischer Sinn weckte in ihnen die Empfänglichkeit für die Schönheiten der sie umgebenden Welt. Sie machte sie aber auch mit Schillers Dichtungen bekannt und sang sich ihnen mit schöner Stimme durch viele Lieder ins Herz hinein. Bürgers Lenore in der Zumsteegschen Komposition hörten sie besonders gern. Aber noch ein andres altes Lied, vermutlich aus einem Singspiel oder einer komischen Oper und süße Erinnerung aus ihren Jugendtagen, blieb ihnen in freundlichem Gedächtnis. Ihr Sohn hat es oft seinen Kindern vorgesagt, und so mag es, weil es die Rujensche Kinderstube zweier Generationen erfreut hat, hier seinen Platz finden:

Wenn ich eine Gräfin wär'!
Himmel, welche Freude
Flößt' mir diese Nachricht ein,
Und das Kleid von Seide.

Selbst die Mißgunst muß sogar
Diesen Anzug preisen,
Schon krümmt sich mein blondes Haar
Um das heiße Eisen.

Welch' Karosse schön bespannt
Mit sechs raschen Pferden,
Die sich stolz auf meinen Stand
Königlich gebärden!

Du mein Gärtchen und mein Feld,
Das ich stets umgraben,
Wirst von mir nicht mehr bestellt,
Hänschen soll dich haben.

Hänschen war mir herzlich gut,
Ach, der liebe Kleine
Flocht mir meinen Schäferhut
In dem Birkenhaine.

Hänschen, warum grämst du dich?
Willst du mich betrüben?
Kannst du denn als Gräfin mich
Nicht so zärtlich lieben?

Diesen kleinen Eigensinn
Will ich schon bestrafen:
Wenn ich eine Gräfin bin,
Mach' ich dich zum Grafen.

Aus Rujen kam Richard v. Bergmann auf das Dorpater Gymnasium, und im Januar 1826 wurde er an der Landesuniversität als Student der Theologie immatrikuliert. Es war die Zeit, in der der Rationalismus aus allen seinen Winkeln verscheucht wurde, und die sich auf die reine Lehre Luthers gründende kirchlich-konfessionelle Richtung allmählich die Herrschaft gewann. Mehr als der aus Marburg berufene Vertreter der systematischen Theologie Sartorius, der spätere Generalsuperintendent von Preußen, hat Gottlieb Eduard Lenz, Professor der praktischen Theologie, auf die Entwicklung des jungen Theologen eingewirkt: was er an Liebe zu seinem Beruf besaß, verdankte er dem keineswegs grundgelehrten, wohl aber wahrhaft frommen,

selbstverleugnenden Lenz. Auf seine Anregung reichte er als Preisarbeit eine Predigt ein, die mit der silbernen Medaille gekrönt und, was mehr sagen wollte, für würdig befunden wurde, auf Kosten der Universität gedruckt zu werden.

Konnte das damalige Dorpat es in wissenschaftlicher Regsamkeit mit jeder Universität Deutschlands aufnehmen, so hatte es vor ihnen den Vorteil, daß es sich jeder politischen Betätigung fernhielt: die Dorpater Studentenverbindungen hatten nichts mit den politischen Tendenzen der gleichzeitigen deutschen Burschenschaften gemein. Ein zweiter Vorzug Dorpats vor den andern deutschen Hochschulen war die beispiellose Innigkeit, die die persönlichen Beziehungen der Dorpater Studenten zueinander auszeichnete. Richard v. Bergmann gehörte als farbentragendes Mitglied der Korporation Livonia an, deren Angehörige bei aller Verschiedenheit der Begabung und des Temperaments gleichsam eine geistige Familienähnlichkeit hatten: sie waren von einer Lauterkeit der Gesinnung, von einer Herzensreinheit, einer verläßlichen Festigkeit und Treue, daß dieses Leben unter ihnen und mit ihnen einen wohltätigen, ja durchschlagenden Einfluß auf die ganze spätere Zukunft behauptete.

Mit keinem seiner Dorpater Freunde hat Richard v. Bergmann so fest zusammengehalten, wie mit Gustav Heinrich Kirchenpauer, dem spätern berühmten Bürgermeister von Hamburg, dessen Leben und Kraft bis zum letzten Atemzuge der alten Hansestadt gehörten. Ein Reichtum gemeinsamer Jugenderinnerungen verband sie beide bis in das Alter, auch an Rujen, wo der Freund des Sohnes in den Sommerferien beim alten Benjamin und seinen Töchtern, damals blühenden Mädchen, stets freundliche Aufnahme fand. Sie wohnten dann in der um jene Zeit besonders mit alten Folianten und Urkundenmaterialien zur Geschichte Peters des Großen angefüllten Bibliothek, aber trotz aller Gelehrsamkeit verflossen ihnen die Tage und Wochen im ländlichen dolce far niente über Erwarten schnell.

Auch in Berlin, wo Richard nach Ablauf des Dorpater Trienniums und einer Reise durch Deutschland und die Schweiz das Wintersemester 1829/30 bis in den Sommer hinein verlebte, waren die Freunde oft zusammen.

Auf der Höhe seines Ansehens stand damals der einflußreichste Lehrer seiner Zeit, der Stolz der Berliner Universität, Hegel. Sowenig gewinnend seine äußere Erscheinung, so schwerfällig und stockend sein Vortrag war, der Jugend imponierten die Klarheit, die Strenge, die maßvolle Ordnung seines Systems. Einen größern Zauber als Hegels Kolleg über Geschichte der Philosophie übten Schleiermachers Vorlesungen über das Leben Jesu auf den jungen livländischen Theologen. Der ihm immer gegenwärtige Verlust seines

einzigen Sohnes, des neunjährigen Nathanael, hatte Schleiermacher milder gemacht; man fand, daß sein Wesen wie von einer höhern Weihe erfüllt wäre. Richard hat im Auditorium und in der Kirche zu Füßen dieses großen Reformators der Theologie, der wie kein andrer die Wissenschaft seiner Zeit beherrschte, andächtig und dort und in Dorpat gewonnene Eindrücke vergleichend gesessen: die Erinnerung an seinen früh verstorbenen geliebten Lehrer Lenz aber hat selbst Schleiermacher in ihm nicht auslöschen können. Neben diesen beiden Heroen der Berliner Hochschule hörte er noch bei Böckh, Karl Ritter, Michelet.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat unterrichtete er in Riga in verwandten Häusern und nahm dann eine Hauslehrerstelle in einer Forstei des kurischen Oberlandes an: eine ihn beglückende Tätigkeit, die Zeit des erwachenden Selbstbewußtseins, der Unabhängigkeit vom Vater. Eine zweite Hauslehrerzeit im Pastorate Salisburg folgte, worauf ihn sein Vater zum Adjunkten nahm und ihm namentlich die deutsche Gemeinde anvertraute.

Zwischen Vater und Sohn gab es so manche Gegensätze. Stand der alte Benjamin von seinen Jenaer Jahren her noch ganz unter dem Geiste des Vulgärrationalismus, der ja dem Rujenschen Pfarrhause zweier Generationen das Gepräge gab, so bekannte sich Richard unter dem nachwirkenden Einfluß seiner Dorpater Lehrer zum strenggläubigen wenn auch keineswegs unduldsamen Luthertum. War der Vater immer nur widerwillig auf die Kanzel gestiegen, wie er den Predigerberuf überhaupt sein Leben lang als eine Last getragen hat, so verlangte der Sohn nach keinem andern Glück als dem des geistlichen Amts, das er schon früh als seinen Beruf erkannt hatte. Er ist niemals mit seinem Glauben in Konflikt geraten, hat ihn vielmehr namentlich in einer für die Landeskirche kritischen Zeit mit fester Entschiedenheit bekannt. War endlich der alte Pastor Benjamin eine still in sich versenkte Natur, die selten und ungern aus sich heraustrat, so war sein Nachfolger ein offener Mensch, der keine Rätsel aufgab, der wenn auch ohne viel Phantasie und Kanzelberedsamkeit so doch warm und eindringlich zu seiner Gemeinde predigte. Aber trotz großer Verschiedenheit in Begabung und Charakter ist es zwischen Vater und Sohn niemals zu ernsten Differenzen, höchstens hin und wieder zu Verstimmungen gekommen, unter denen der Jüngere mehr zu leiden hatte, als der Ältere.

Die Anfänge des jungen Predigers waren deswegen so glücklich, weil sein Vater auf ein ganzes Jahr zu einer an einen Landpfarrer in Schlesien verheirateten Tochter gereist war, und der Sohn in seiner Tätigkeit keine hindernde Hand fühlte. Die spätern Jahre bis zur Emeritierung des alten Benjamin aber waren für ihn und die junge

Frau, die er den Eltern zuführte, um so schwerer. Sie lebten mit den Alten unter demselben Dach, an demselben Tisch, und es ist das Verdienst der jungen Frau Pastorin, daß sie sich, obwohl sie den Haushalt führte, mit feinem Takt unter das Zepter der Schwiegermutter beugte, bescheiden in den Hintergrund trat und ihrem Richard beschwichtigend die Hand auf den Arm legte, wenn ihm das heiße Blut allzu ungestüm in den Adern rollte, und sich nicht immer das rechte Wort zwischen Vater und Sohn fand.

Die Wahl Richard v. Bergmanns zum Nachfolger seines Vaters, August 1841, fiel in eine stürmische Zeit. Unter den livländischen Bauern, die samt und sonders der evangelisch-lutherischen Kirche angehörten, war der irrige Glaube verbreitet worden, daß sie irgendwo in Rußland Land erhalten und von den Frondiensten befreit werden würden, wofern sie nur zur griechischen Kirche übertreten wollten. Da strömten sie denn, durch Hungersnot und Mißernten um ihren Willen gebracht, in Scharen nach Riga, um sich bei der griechischen Geistlichkeit für den neuen Glauben „anschreiben" zu lassen. Die Regierung aber dachte nicht daran, diese Gärung, die doch auch ihr gefährlich werden konnte, zu unterdrücken, nährte vielmehr durch Unsicherheit und halbe Maßnahmen das Mißtrauen der Bauern. Es kam unter anderm auch im Rujenschen Kirchspiel zu Unruhen, gegen die militärische Gewalt aufgeboten werden mußte. Damals wurde die Bewegung noch bezwungen, ohne daß Übertritte zur griechischen Kirche stattfanden. Aber was 1841 mißlungen war, hatte 1845 andern Erfolg. Alle die Jahre hatte die griechische Kirche unter dem Schutze der Regierung Vorbereitungen getroffen, das Landvolk in Livland der angestammten Kirche abtrünnig zu machen. Unter anderm wurden außerhalb des Landes junge lettische und estnische Bauernsöhne in einem griechisch-rechtgläubigen Seminar für den Agitationsdienst in ihrer Heimat geschult, und religiöse Schriften der griechischen Kirche in die Sprachen der Landbevölkerung übersetzt. An die oberste Verwaltungsstelle der Ostseeprovinzen aber trat in dem General Golowin ein höchst tatkräftiger und verwegener Mann, der bereit war, gegen die verhaßte lutherische Kirche und das nicht minder verhaßte Deutschtum den tötlichen Schlag zu führen. Als wiederum Mißernten, Seuchen und Hungersnot die Bauern für die Verheißung materieller Vorteile besonders empfänglich machten, hielt man den geeigneten Augenblick für gekommen, mit den alten Mitteln von neuem einzusetzen. Man sprengte diesmal aus, daß den zur griechischen Kirche übertretenden Bauern nicht etwa Land in einer unbekannten Gegend des großen Reichs, sondern die Güter ihrer Herren oder der Krone als Eigentum zufallen würden; wer aber nicht überträte, sollte wieder das Joch der Leibeigenschaft fühlen. Zu Tausenden ließen sich die durch Versprechungen

verführten Bauern firmeln und schworen nun auf einen neuen Glauben, und über das Land breitete sich ein Netz griechischer Kirchen.

Auch Rujen verlebte damals schwere Tage. Die alte Zeit des Vertrauens nach oben wurde gewaltsam erschüttert. Nicht jeden aber trafen die Drohungen und Schläge so tief und schmerzlich, wie den Pastor Bergmann. Alle kannten sein leicht erregbares Blut, und deswegen suchten ihn alle zu schützen. Aus seiner Kindheit erinnerte sich sein Sohn Ernst, wie einst spät in der Nacht die Glocke am alten Hause ertönte, und der Ordnungsrichter (Landrat) Baron Vietinghoff angefahren kam, um seinen Vater auf das Erscheinen der griechischen Popen vorzubereiten, die nun bald sichtbar vor den Fenstern des Pfarrhauses ihr Zelt mit Heiligenbildern aufschlagen und die Anmeldungen der Bauern zum Übertritt entgegennehmen würden. Er hatte die Reise nicht gescheut, seinen Freund ruhig und gefaßt zu machen, ehe dieser in den Kampf hinaustreten mußte. Die ganze Nacht hindurch gingen die beiden Männer auf und ab, und als sie sich am Morgen trennten, war die Erregung einer Stimmung ruhiger Überlegung gewichen. Es war um dieselbe Zeit, an einem Oktobertage 1846, daß in der Nähe von Rujen, auf dem Würkenschen Markt, ein Bauernhaufe gegen den Gutsbesitzer rebellieren wollte, da trat der Pastor allein, ohne Begleitung, in die erregte Menge: der Lauterkeit seiner Person hatte er zu danken, daß der wütende Haufe sich von ihm beschwichtigen ließ und noch, ehe das aufgebotene Militär heranrückte, zur Ruhe und Ordnung zurückgekehrt war. Damals und auch viel später noch flog manch kräftiges, drastisches Wort von ihm durchs Land. So hatte er seinen überängstlichen Kirchenvormündern, lettischen Bauernhofbesitzern, die sich der kirchlichen Gefahr gegenüber allzu charakterlos gebärdeten, zornig seine Verachtung ins Gesicht geschleudert: „Das aber sage ich Euch, nicht einmal im Himmel will ich mit Euch zusammen sein." Hindern konnte er freilich nicht, daß in seinem Kirchspiel etwa sechshundert Männer, Frauen und Kinder zum orthodoxen Glauben übertraten, eine griechische Kirche vor seinen Augen erstand, und ein Pope sich dauernd in Rujen niederließ. Es gab manchen harten Kampf zu bestehen, namentlich als die armen Gewissen nach ihrer alten Kirche zurückverlangten. Seitdem mehrten sich die Konflikte. Wiederholt ist Bergmann von dem orthodoxen Priester wegen Amtshandlungen verklagt worden, die er an frühern Gemeindegliedern vollzogen, die sich, weil das Gesetz den Orthodoxen den Glaubenswechsel verbot, unerkannt unter die sich in der Kirche drängende Menge gemischt hatten. Erst Kaiser Alexander der Zweite hat den Gewissensdruck erleichtern helfen. Mit den Jahren wurde der Rujensche Pope milder, und die heftigen Auseinandersetzungen hörten auf. Als er auf dem Sterbebette lag, ließ er seinen Amtsbruder in Christo

bitten, er möchte seiner in der lutherischen Kirche in einer Fürbitte gedenken, und der niemals nachtragende Bergmann vergaß alle ihm zugefügten Kränkungen und tat nach seinem Wunsch, weil er in dem reuigen Sünder den Christen achtete.

Richard v. Bergmann war kein Mann schöpferischer Ideen, aber ein tüchtiger und gewissenhafter Arbeiter, dessen sittliche Kraft seiner Berufstätigkeit das Gepräge gab. Er war ein würdiger Vertreter der livländischen Geistlichkeit und ein warmer Freund des lettischen Volks.

Eine Lebensaufgabe hat er bis ans Ende seiner Tage in der Bildung und Schulung des Landvolks gesehen. Als er sein Amt antrat, gab es im Rujenschen Kirchspiel noch keine Volksschule; wenige Monate vor seinem Tode aber hatte er die Freude, die sechzehnte einzuweihen und die Kinder aller Schulen zu einem frohen Fest um sich versammelt zu sehen. Diese für die Kinder der Bauerngemeinden der einzelnen Güter eingerichteten Schulen standen unter der besondern Aufsicht des Pastors, der die Jugend im Lesen und Schreiben, im Katechismus und in biblischer Geschichte prüfte. Die Schulfahrten und die Fahrten zu den Bauernhöfen, in denen die Bauern der benachbarten Höfe versammelt waren, um dem Pastor die kleinern Kinder vorzuführen, nahmen in jedem Jahre etwa fünf Monate in Anspruch, von Ende Oktober bis zum April, da nur im Winter unterrichtet wurde, weil die Bauernkinder im Sommer ihren Eltern auf dem Felde und beim Viehhüten halfen. Schon um fünf oder sechs Uhr morgens fuhr er dann von Hause fort, um erst am Abend zurückzukehren.

Der Werktag im Pastorat begann mit zwei Andachten, einer lettischen, die der Pastor mit den Dienstboten im „Leutezimmer", und einer deutschen, die er mit den Seinen im Saal abhielt. Ein Lied wurde gesungen, eine Bibelstelle verlesen und ausgelegt, dann ein Gebet gesprochen, und darin Großes und Kleines, was nur die Zeit und der Tag hatten erleben lassen, vor Gott gebracht. Dieses aus tiefstem Herzen kommende persönliche Verhältnis zu Gott, die Kraft und die Überzeugungstreue, die aus seinen Worten sprachen, sind so manchem, der an jenen Andachten teilgenommen, in Erinnerung geblieben. Erst nach dieser feierlichen Weihe des Tages setzte man sich an den Kaffeetisch.

Schwer fiel Bergmann wenigstens in seinen Anfängen das Abfassen der Predigten. Er bereitete sie von langer Hand und nicht erst tags, bevor sie gehalten wurden, vor. Er hielt überhaupt streng auf Ordnung und Pünktlichkeit, war überaus mäßig in Speise und Trank, haßte das Rauchen und Kartenspielen. Gern erfrischte er seinen Körper durch ein in der Ruje auch bei ungünstigster Witterung genommenes Bad.

Sehr gewissenhaft war er in dem Besuche der Kranken und Sterbenden, denen er das Abendmahl zu reichen hatte. Er scheute keine Entfernung, und da unter den lettischen Bauern der Glaube verbreitet ist, daß das Schicksal des Kranken sich entscheide, sobald der Pastor bei ihm gewesen sei, so wurde er, auch wenn keine Lebensgefahr vorzuliegen schien, gerufen. Es waren immer feierliche Augenblicke, wenn er im Ornat an das von Verwandten und Nachbarn umstandene Lager trat, die Anwesenden niederknieten, der Pastor den Kranken aufforderte, mit denen, die er gekränkt, Frieden zu machen, und ihm die Kommunion spendete.

Die Rujensche Gemeinde war eine der größten Livlands; die Zahl der Kommunikanten betrug zwischen fünfzehn- und siebzehntausend im Jahr. Die Konfirmandenlehre war dreifach geteilt und fand im April und Mai sowohl für die lettischen Knaben und Mädchen wie für die deutschen Kinder statt. Niemals fehlte Bergmann auf den Prediger- und Sprengelssynoden, den Kirchen- und Schulkonventen, den Bibel- und Missionsfesten, hatte auch oft erkrankte Amtsbrüder zu vertreten — ein livländischer Landpastor ist immer viel unterwegs.

Die Rujensche Pfarre war mit Land dotiert. In Richard v. Bergmanns ersten Predigerzeiten herrschte noch überall in Livland die Fron. Zehn Bauernwirte waren verpflichtet, die Felder des Pastors zu Rujen zu bearbeiten und dazu den oft sehr weiten Weg von ihrem Hof zum Pastorat zurückzulegen. Richard v. Bergmann war der erste livländische Prediger, der die Fron abschaffte, die Felder verpachtete und statt der Fronarbeit die Geldpacht einführte. Überhaupt ist er, wo sich Gelegenheit hierzu bot, aus voller Überzeugung und mit der ihm eignen Festigkeit dafür eingetreten, daß die Bauern durch Recht und Gesetz vor der Willkür der Gutsbesitzer geschützt und im Besitz und in der Pacht der von ihnen bearbeiteten Höfe gesichert würden. Er stand dabei wohl unter dem Einfluß des zu Rujen eingepfarrten liberalen livländischen Landmarschalls Baron Hamilkar v. Fölkersahm, des Reformators der livländischen Agrarverfassung und Schöpfers des bäuerlichen Grundbesitzes in Livland, mit dem er regen Verkehr hatte. Herzliche Freundschaft verband ihn wie schon den Vater und Großvater mit der Familie von Engelhardt auf Würken. Aber auch zu den andern Familien des Kirchspiels und der weitern Nachbarschaft bestanden zum Teil sehr freundliche Beziehungen, wie zu den von Numers auf Idwen und den von Vietinghoff auf Salisburg. Im Umgang mit Frauen war der Pastor stets der galanteste Kavalier. Wie sein Großvater Gustav rief er einen Leseverein ins Leben, der auf gemeinsame Kosten neue literarische Erscheinungen erwarb, die Bergmann als Präses vom Pfarrhause aus in Bewegung setzte.

An den langen Winterabenden saß er, wie das nun einmal alte Gewohnheit der Väter gewesen war, in seinem Studierzimmer still für sich, mit ernster Lektüre oder der Erledigung eines ausgebreiteten Briefwechsels beschäftigt, und kam nur selten zu den Seinen hinüber, die fleißig über ihren Handarbeiten sich vorlasen und die Sorgen des Tages besprachen.

2. Bertha v. Bergmann, geb. Krüger.

In allen seinen Lebenskämpfen stand ihm über vierzig Jahre lang eine geliebte Frau zur Seite: Bertha Krüger, 1816 in Riga geboren, war die Tochter eines Kaufmanns, der es zu Wohlstand gebracht, ihn aber durch die Ungunst der Zeiten wieder eingebüßt hatte. Es war ein schöner Menschenschlag, der um die Eltern — die Mutter war eine Tochter Liborius v. Bergmanns — in Fröhlichkeit aufwuchs, so daß, wenn Bertha und ihre jüngern Geschwister in dem Wagen des Vaters spazieren fuhren, die Leute nicht selten auf der Straße stehen blieben und laut äußerten, sie wüßten nicht, was sie mehr bewundern sollten, die schönen Krügerschen Kinder oder die schönen Krügerschen Pferde. Nach des Vaters Tode lebte sie mit Mutter und Geschwistern in bescheidenen Verhältnissen. Als junges Mädchen war sie eine schlanke Gestalt von ebenmäßigem Gliederbau; aus den großen dunkeln Augen leuchteten Verstand und Güte. Fröhlich und lebenslustig nahm sie an den harmlosen Freuden der Jugend teil und gewann die Herzen durch natürliche Liebenswürdigkeit und Anmut.

Als sie nach ihrer Hochzeit an der Seite ihres Mannes das Pfarrhaus zu Rujen betrat, war es bewundernswert, wie schnell die kaum zwanzigjährige junge Frau, die verwöhnte Städterin, sich in die ungewohnten ländlichen Verhältnisse fand. Nur eine Frau von zartem Gewissen, feinem Takt und liebevoller Gesinnung konnte über das Schwere hinwegkommen, das die von früh bis spät abhängige Stellung ihr brachte. Erst als sie frei nach ihrem eignen Willen als Frau des Pastors schalten und walten konnte, kamen die schönen Gaben ihres Charakters zur vollen Geltung.

Es lag ein Sonnenglanz von Liebe auf dem alten Pastorat, und er ging von der Hausfrau aus, denn sie war die Seele des Hauses. Ein schönes Privileg der Rujenschen Pfarre ist immer die Ausübung eines verschwendenden Gastrechts gewesen: wer auch über die Schwelle trat, Verwandte und Bekannte, Freunde und Amtsbrüder des Mannes, ein jeder erfuhr die beglückende Freundlichkeit der Wirtin. Die sich unter das Dach des Rujenschen Hauses flüchteten, waren stets gut geborgen und gebettet, und Küche und Keller taten Dienste, wie nur in wenigen andern Pfarrhäusern des gastfreien Livlands. Vollends

der jungen Generation verwandter Familien zeigte sie sich in Liebesbeweisen unermüdlich, so daß sich ein jeder in großen und kleinen Dingen vertrauensvoll an sie wandte: sie verstand immer, zu den vielen kleinen Freuden, die sie den Kindern bereitete, noch neue zu ersinnen.

In rührender Liebe hing sie an ihrem Gatten. Sie war ihm dankbar, daß er sie aus Verhältnissen, die schließlich für sie recht unerquicklich geworden waren, an einen sichern Herd gerettet hatte. Durch Güte und Liebe wußte sie sein oft starres Festhalten an einmal erteilten Befehlen und seine gelegentlich den Söhnen gegenüber zum Ausbruch kommende Heftigkeit auszugleichen. Auf praktischem Gebiete war sie ihm alles. Obwohl von Kindheit an auf dem Lande in einem großen Haushalt aufgewachsen, stand er allen wirtschaftlichen Dingen fremd gegenüber, war doch einmal vorgekommen, daß als er einen alten unnützen Gaul verkauft hatte und nach einigen Wochen glücklich über einen neuen Kauf heimkehrte, es wieder der alte Bekannte war, der sichs an der allzu vertrauten Krippe wohlschmecken ließ.

Mag die Pastorin ihrem Mann auch geistig überlegen gewesen sein, sie sah doch mit achtungsvoller Liebe zu ihm empor. Aber auch er hat seine Frau geliebt und hochgehalten, wie selten ein Mann, und es war ein aufrichtiges Bekenntnis, das er an ihrem Sarge, als er Abschied von ihr nahm, sprach: „Wenn ich Dich auch oft durch meine Heftigkeit gekränkt und betrübt habe, Du wußtest es immer, wie sehr ich Dich geliebt habe."

Acht Kinder sind aus ihrer Ehe entsprossen, von denen zwei Töchter in zartem Alter den Eltern entrissen wurden, die diesen Verlust niemals ganz verwinden konnten. Wie gleichmäßig und liebevoll die Mutter gegen ihre Kinder war, beweist die Tatsache, daß jedes Kind das Gefühl hatte, ihr besondrer Liebling zu sein. Unermüdlich hielt sie ihren in buntem Durcheinander an ihr Ohr gebrachten Bitten und Fragen, Zweifeln und Sorgen stand, war nachsichtig gegen ihre Unarten, während ihr Mann sich die Ungehörigkeiten und Streiche seiner Kinder sehr zu Herzen nahm. Für ihre Söhne konnte die Mutter anspruchsvoll auftreten, und vertreten und verteidigt hat sie sie, ohne danach zu fragen, ob sie nicht vielleicht auch einmal unrecht hatten; für sich selbst aber hat sie niemals etwas begehrt außer der Liebe ihres Gatten und ihrer Kinder: sie war anspruchslos bis zur Selbstverleugnung. In der Erziehung ihrer Kinder war sie mit ihrem Manne durchaus einig: in allen pädagogischen Fragen ordnete sie sich ihm unter.

In einem gewissen kameradschaftlichen Verhältnis stand sie schon früh zu „ihrem Ältesten", auf den sie mit mütterlichem Stolze blickte, und an dessen wechselndem äußerm Geschick sie mit selbstloser Mutterliebe teilnahm. Als im Frühjahr 1871 die Nachricht von seiner Verlobung mit Pauline v. Porbeck aus Deutschland eintraf, war die erste Empfindung, der sie Worte lieh, in die Frage gekleidet: „Wird sie

ihn auch sehr lieb haben?" Mit wie tiefgefühltem Großmutterglück sie dem Enkelchen Bertha die Wiege bereitete, steht noch manchem in freundlicher Erinnerung; es war die alte Wiege, worin einst der Vater und alle seine Geschwister und bei zeitweiligen Besuchen auch die Kinder von Verwandten geschlummert hatten. Wie ernst sie aber diesem „Ältesten" eine Rüge erteilen konnte, davon gibt es auch ein Liedchen. Es war an einem heißen Julinachmittage 1874. Im halbdunkeln Kinderzimmer saß auf niedrigem Sessel die bildhübsche junge Mutter Pauline, die von den Verwandtenkindern Sneewittchen genannt wurde, weil sie so weiß wie Schnee und so rot wie Blut war und so schwarzes Haar wie Ebenholz hatte, und wartete auf das vier Monate alte Töchterchen Alice, um sie zu nähren. Die junge Kusine Bertha Krüger erhielt den Auftrag, die Wärterin mit dem Kinde zu rufen. Als sie das Zimmer betrat, bot sich ihr ein sonderbarer Anblick dar: Auf dem Sofa lag ein Kind in Alicens Steckbettchen, die junge Mutter kniete vor ihm und schluchzte verzweifelt: „Wo ist mein Kind? Das ist nicht m e i n Kind!" Über sie gebeugt, mit den gütigsten Worten zusprechend, stand ihre Schwiegermutter, und im Hintergrunde mit verlegen lächelnden Mienen Ernst und sein Onkel Pastor Liborius Krüger, die einen gänzlich mißglückten Scherz in Szene gesetzt hatten. Eine Bäuerin hatte ihr Kind zum Impfen gebracht, und Ernst war auf den Gedanken verfallen, dem Lettenkinde Alicens Kleider anzuziehen und es Pauline zu bringen: „Man muß probieren, ob die Mutter ihr Kind erkennen kann." Nachdem die tiefbetrübte Pauline sich beruhigt hatte, schalt die Pastorin die beiden Männer gründlich herunter: „So ein alter Ehemann wie Du, Liborius, und Du erst als Arzt, Ihr müßt doch wissen, daß der Schreck das Versiegen der Nahrung zur Folge haben kann, geht und schämt Euch!"

In Bertha v. Bergmann lebten zwei Stimmungen, die einander zuweilen unvermittelt ablösten. Sie hatte einen ausgesprochenen Sinn für Humor, konnte oft und herzlich lachen, und ihre schwermütig blickenden Augen nahmen einen schalkhaft-schlauen Ausdruck an, wenn es galt, ihre Söhne zu necken oder ihren Mann mit einem harmlosen Scherz zu überlisten. Aber oft schlug diese Stimmung ins Gegenteil um, und dann konnte die sonst so tatkräftig zugreifende, mutige Frau einen klagenden Ton anschlagen. Ihr Leben war nicht leicht gewesen. Sie hatte jung geheiratet, war in einen Hausstand gekommen, in dem sie allen Ansprüchen und Stimmungen der Schwiegereltern hatte nachgeben müssen; die Kinder hatten sich in rascher Folge eingestellt, sie war früh kränklich geworden, und endlich war sie in der auf ihr lastenden Leitung einer großen Land- und Hauswirtschaft niemals das quälende Gefühl losgeworden, ihr nicht ganz gewachsen zu sein. Das mochte die Stimmung genugsam erklären. Aber

wer sie in ihrer Tätigkeit sah, konnte ihr darin nicht recht geben, sie war vielmehr eine unermüdlich tätige und tüchtige Frau, deren Arbeitstag schon des Morgens früh um fünf begann. Überall ordnete sie und legte sie mit Hand an, auch im Viehhof und mit besondrer Vorliebe im Garten. Es geschah wohl einmal, daß sich unerwartet am Abend ein Dutzend von der Synode kommender Pastoren in Rujen einfand: in kürzester Zeit waren für alle ein reichliches und vortreffliches Essen und die Gastbetten hergerichtet. Und mit wie geringen Mitteln konnte sie auskommen und dabei noch kleine Ersparnisse machen, die den Söhnen in Gestalt von Briefmarken oder einzelnen Rubelscheinen zugeschickt wurden! So groß die Rujensche Pfarre auch war, sie hat niemals glänzende Einnahmen abgeworfen, und um fünf Söhne in Schule und Pension und später auf der Universität oder im Polytechnikum zu unterhalten, mußten die Eltern den Pfennig umdrehen, bevor sie ihn ausgaben. Wenn man ihnen vorwarf, sie schätzten ihre Kinder zu hoch, sie könnten nicht genug von ihnen reden und bewegten sich immer nur um sie und für sie, so zog man nicht in Betracht, was sie dem in steter Geldsorge befangenen Paar an Einsatz im Entsagen, Sorgen und Entbehren gekostet hatten. Wo die Kinder Jahr für Jahr mit Kummer und Mühen erkämpft wurden, da mußten sie auch die ganze Existenz ihrer Eltern füllen und mehr als irgend etwas andres in der Welt Freude und Glanz im einfachen Hause verbreiten.

Im ganzen Kirchspiel genoß die Frau Pastorin aber auch den Ruf eines menschenfreundlichen Arztes, und niemand versagte sie sich, wer auch ihre Hilfe anrief. In ihrem Hause hielt sie stets ein Schränkchen mit Arzneien bereit, die sie zum Teil selbst nach Rezepten anfertigte, die noch auf den Ahnherrn Gustav Bergmann zurückgingen. Mit ehrfurchtsvoller Freude hat Ernst v. Bergmann als Kind seiner Mutter die vorgeschriebenen Pflanzen im Garten und im Wasser gepflückt. Die Kalmuswurzel und die frischen Birkenknospen wurden zerkleinert und mit Lavendelblüten gemischt in Flaschen gefüllt, in denen sie, mit Spiritus übergossen, während des Sommers in der Sonne stehen bleiben mußten, um zu wohltätigen Einreibungen gegen Quetschungen und Gelenkschmerzen zu dienen. Mit einer Mixtur, deren Hauptbestandteil Chinin war, kurierte sie einmal das kalte Fieber, das unter den Hofleuten des Pastorats epidemisch auftrat. Als ein Knabe erstarrt aus dem Wasser gezogen wurde und für ertrunken galt, eilte sie mit unglaublicher Geschwindigkeit an den Fluß, schaffte ihn ins Pastorat, steckte ihn in ein heißes Bad und legte ihm einen Senfteig auf die Brust; in kurzer Zeit war der Patient dem Leben wiedergegeben. Auch als Chirurg versuchte sie sich. Als ein Bauer mit seinem Weibe samt dem Wagen von einem wild gewordenen Pferde umgeworfen und arg verletzt wurde, ließ die Pastorin

sie zu sich schaffen, reinigte ihnen die Wunden und verband sie nach allen Regeln der Kunst. Aber auch den Haustieren und dem Geflügel bewies sie ihr gütiges Herz, wobei sie sich in einigen Handbüchern der Tierarzneikunde Rat holte. Eines frühen Morgens war durch die Unachtsamkeit der Hüter die Rinderherde in ein Kleefeld geraten und infolge des unmäßigen Genusses frischen Klees erkrankt, so daß sie zugrunde zu gehen drohte, da griff aber die Pastorin mit so radikalen Mitteln ein, daß das Unglück verhütet wurde. Ein andres Mal war ein Schaf von einem Stier schwer verletzt worden: sie nähte dem Tier die aufgerissene Stelle zusammen, und es blieb am Leben. Einem Hahn, der mit Phosphorbutter vergiftete Schwaben gefressen hatte, soll sie den Kropf aufgeschnitten, die Schwaben herausgenommen und dann den Kropf wieder zugenäht haben; ob der Hahn sich aber danach seines Lebens noch gefreut hat, verrät uns die Fama nicht.

Als ein reizendes Idyll, in Ton und Stimmung auch für die Schreiberin, deren Hand uns hier die Feder geführt hat, charakteristisch, gibt uns eine Nichte des Hauses Frau Bertha v. Riekhoff geb. Krüger einen Ausschnitt aus dem Rujenschen Stilleben, das so viele glücklich gemacht, dem Pastor und der Pastorin die Herzen gewonnen hat: „Wie lebhaft steht das alte Pastorat, stehen alle seine Bewohner vor mir, und die ferne Jugendzeit lebt auf! Ich sehe uns Krügers, Vater, Mutter, die drei Schwestern, den Stammhalter Leo, das Baby Tilla in der Familienkalesche in Rujen eintreffen. Wir ‚biegen beim Küster ab', fahren an der Kirche vorüber durch das Birkenwäldchen und um den runden Rasenplatz. Mit freudestrahlenden Augen begrüßt mein Vater alle diese Lieblingsplätze seiner Kinderjahre, meine Mutter repetiert in aller Eile einen Kursus Höflichkeitsregeln mit uns. Auf der Treppe ist die ganze Familie Bergmann versammelt, und, ‚da sind sie ja, die Felliner!' ruft Onkel Richards tiefe Stimme. Tante Bertha schließt uns gerührt in die Arme und findet uns sehr ‚gewachsen'. Minna und die Vettern grüßen herzlich und helfen die unzähligen Packen aus dem Wagen nehmen, die Micko, das taubstumme Faktotum des Hauses, in unsre Schlafzimmer bringen soll. Er hat zur Empfangsfeier Onkels schwarzen Rock angezogen, was Tillas (der jüngsten Schwester) estnische Wärterin veranlaßt, ihm demütig die Hand zu küssen; ‚laß nur', sagt er mit feierlicher Miene, und Vetter Etti wird fassungslos vor Lachen. Unbeschreiblich sauber und anheimelnd sind die Räume, die uns angewiesen werden, und für jedes Kind haben Tante Bertha und Minna ein kleines Geschenk hingestellt. Jubelnd suchen wir alle liebgewonnenen Plätze auf, die Lindenallee, die Herberge mit der Bibliothek und die Birke, in die unser Vater als Student voll hoffender Sehnsucht unsrer Mutter und seinen Namen hineingeschrieben hat, und zuletzt geht es auf den Kirchhof zu den Gräbern der Vorfahren."

Seitdem ging so manches Jahr über das Land. Mit der alten Zeit und der auch durch ernste Erfahrungen im Beruf wie in den Geschicken der Heimat ungebeugten Hoffnung auf einen Wandel in einer bessern Zukunft schien es vorbei zu sein. Der Pastor zu Rujen und seine geliebte Frau waren alte und müde Leute geworden, die Pastorin schon als Vierzigerin körperlich gebrechlich. Aus der in jugendlich rüstiger Kraft unermüdlich schaffenden fast zu vollen Gestalt war eine alte hagere Frau geworden mit einem schmalen durchgeistigten Gesicht. Krankheit, Sorgen und Schmerzen erduldete sie in stiller Ergebung. Pietistisches Wesen und Frömmelei waren ihr und ihrem Manne immer zuwider gewesen; sie fühlte sich aber so ganz als Kind ihres Vaters im Himmel, daß dieses starke Gottvertrauen ihr fester Halt im Leben und Sterben war. Im Alter waren alle Fehler und Schlacken so völlig von ihr abgefallen, daß nur das Beste und Edelste zum Vorschein kam. Dieses religiöse Moment angeregt und vertieft zu haben war das Werk ihres Mannes.

Aber auch die unter Qualen leidende alte Frau, die bis zuletzt die Zügel des Hauses in fester Hand hielt, dachte nicht an sich, sondern immer nur an das Glück ihres Mannes und ihrer Kinder. „Gott sei gedankt, daß es Papa wohl geht", war ein Refrain, der in vielen ihrer Briefe erklingt. „Sooft mir der Mut schwindet, wenn wieder Schmerzenstage kommen", schreibt sie wenige Wochen vor ihrem Ende ihrem Sohne Reinhold, „und ich nicht begreifen will, weshalb Gott mich noch zu so trägem Leben erhalten, dann will ich an das denken, was ich an Eurer Liebe und durch sie habe, und welche Gnade es ist, an Eurem Glücke teilnehmen zu können." Auch ihre letzten Sorgen galten ihren Kindern. Sie hatte einen schlimmen Winter bestanden und hoffte auf das Kommen des Frühlings, da erkrankte sie im April 1877 an einer Lungenentzündung. Draußen in der Welt war es eine politisch bewegte Zeit: bis an ihr stilles Lager drang die Nachricht von dem zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochenen Kriege, und aus Dorpat hörte sie, daß ihr Ältester nun zum drittenmal ins Feld rücken würde. Bei ihm schienen ihre letzten Gedanken zu weilen. Als der Arzt ins Zimmer trat, rief sie ihm in letzter Muttersorge um ihren Ernst zu: „Doktor, mein Sohn zieht in den Krieg!" Kurz darauf ist sie still entschlafen. In der Rujenschen Kirche fand die Trauerfeier für sie statt. Ihre fünf Söhne trugen sie zu Grabe. Wenige Monate später folgte ihr ihr Gatte. Er hatte im Januar 1878 in Dorpat den ärztlichen Rat seines Sohnes angerufen; dem an Leberkrebs erkrankten alten Manne war aber nicht mehr zu helfen: er starb schon wenige Tage, nachdem die Untersuchung dieses traurige Ergebnis gehabt hatte, in den Armen „seines Ernst".



Kindheit und Schule

1. Riga und Rujen.

Ernst v. Bergmanns Vaterstadt ist die alte Hansestadt Riga. Als man Anno 1836 schrieb, war sie noch eine Festung, von Mauern und Wällen eingeengt: an jedem Abend wurden dem Kommandanten, der ein alter, würdiger Herr war, die Schlüssel seines Reichs überbracht, und der Bürger konnte sich in dem Bewußtsein, daß für seine Sicherheit gesorgt war, in den Schlaf wiegen. Die kriegerischen Ereignisse der napoleonischen Zeit, die sinnlos angeordnete und übereifrig ausgeführte Einäscherung der Vorstädte im Sommer 1812, die namentlich den ärmern Teil der Einwohnerschaft hart getroffen hatte, waren verwunden, wenn auch nicht vergessen; aber unter dem Regiment eines genialen Generalgouverneurs, des Marquis Paulucci, eines ungewöhnlich tatkräftigen, listigen und verschlagenen Italieners, war aus den rauchenden Trümmern eine neue Schöpfung erstanden, ein Denkmal des „Marquis", dessen man sich noch lange dankbar in Stadt und Provinz erinnerte, so sichtbare Flecken auch an seinem Charakter hafteten. Schlimm hatte bei ihrem ersten Zuge durch Europa im Jahre 1830 die asiatische Cholera geherrscht, an deren Verheerungen man noch lange mit Schrecken zurückdachte. In jenem entsetzlichen Sommer erschien Richard v. Bergmann, damals ein junger Kandidat der Theologie, in einigen verwandten Häusern, um auf Geheiß seiner wahrhaft herzensguten Eltern junge und alte Angehörige der Familie aus der verseuchten Stadt in die von der Epidemie verschonten ländlichen Fluren Rujens zu entführen.

Es war eine kleine Welt, in der man lebte: Riga hatte kaum ein Achtel seiner heutigen Einwohnerzahl, und in der „guten Gesellschaft" kannte ein jeder den andern. Die wohltätigen hygienischen und gemeinnützigen Einrichtungen, die sich heute in jeder Stadt von selbst verstehen, waren unbekannte Begriffe, die Verkehrsverbindungen von rührender Ursprünglichkeit, die Wasserversorgung mangelhaft, die Gasbeleuchtung für baltische Städte noch nicht erfunden: wer am späten Abend seinen Weg nach Hause suchte, trug sich eine kleine Laterne vor, worin ein Lichtstümpfchen ihm durch die Finsternis leuchtete.

Der Zerstreuungen gab es nicht viele. Ein Wirtshausleben kannte man nicht. Die gebildeten Kreise der Stadt kamen in der „Muße" oder „Euphonie" zum Kartenspiel, zum Zeitungslesen oder zu einer gemüt-

lichen Plauderstunde zusammen. War die Stadt auch von merkantilen Interessen erfüllt, denn dem Handel verdankte sie ihre Blüte, so herrschte doch auch ein reges geistiges Leben, und neben den Wissenschaften kam die Kunst nicht zu kurz. Man schätzte gute musikalische Aufführungen, und ein besondrer Liebling der Rigenser war das Theater, das gerade in der Zeit, die uns hier beschäftigt, Karl v. Holtei mit organisatorischem Geschick auf eine kaum erwartete Höhe brachte; es war sein Verdienst, daß als Kapellmeister des Stadttheaters Richard Wagner berufen wurde, der hier seinen „Rienzi" begann.

Das Jahr 1836 grub sich in das Gedächtnis der Mitwelt durch ein besonders hervorragendes künstlerisches Ereignis: das erste und bisher einzige baltische Musikfest, dessen glänzenden Erfolg die zündende Tatkraft Heinrich Dorns bewirkt hatte, der seit einigen Jahren städtischer Musikdirektor war. Für die Generation, die daran teilgenommen, gewann es die Bedeutung einer Ära, so daß sie die wichtigen Ereignisse ihres Lebens nach den Jahren vor und nach dem Musikfest zu berechnen pflegte.

Trotz oder gerade wegen der Kleinheit und Knappheit des Zuschnitts war es eine glückliche Welt, die von 1836. Man lebte friedlich und schiedlich beieinander, kannte keine Gegensätze der Abstammung, Sprache und Konfession, war mit Rat und Gilden, die die Stadt weise und gerecht verwalteten, zufrieden, hatte eine verständige Regierung, die den Rechten und der Eigenart des Landes gebührende Rücksicht trug, und dachte an keinen andern Wechsel der Dinge, als den, den der natürliche Lauf nun einmal mit sich bringt, und ihn fürchtete man nicht. Sorglosigkeit und Behaglichkeit waren überhaupt die Signatur der Zeit. Durch das Leben der Stadt und derer, die in ihr fleißig und ehrbar ihrem Berufe nachgingen, zog sich der Refrain des alten Liedes: „Ach wenn es doch immer so blieb!"

In dieser guten Stadt hielten am 5. Februar 1836 Richard v. Bergmann und Bertha Krüger im Hause einer Tante der Braut, der reichen Frau Wöhrmann, fröhliche Hochzeit. Im Spätherbst, als die junge Frau ersten Mutterfreuden entgegenlebte, kehrte sie in die Vaterstadt zurück, wo, wenn erforderlich, die Kunst geschickter Ärzte bereit stand. Schneller als angenommen trat die ernste Stunde ein. Die junge Frau kam auf dem Wege zu ihrer Schwester, die sie besuchen wollte, an einem Hause vorüber, von dem ihr ein großes schwarzes Schild mit der Aufschrift „Hier sind die schwarzen Pocken ausgebrochen" unheimlich entgegenstarrte; sie erschrak heftig, achtete nicht des Weges und kam auf dem Glatteise zu Fall. Vor Erregung in Tränen ausbrechend und einer Ohnmacht nahe, wurde sie in einem Wagen in die Wohnung der Mutter gebracht. In der darauffolgenden Nacht, am 4./16. Dezember 1836, vierzehn Tage vor der Erwartung, wurde der

Held unsres Buches geboren, im Hause Nr. 11 der Schloßstraße, die ihren Namen von dem Deutschordensschlosse Wolter von Plettenbergs hat, das sich wenige Schritt davon in unmittelbarer Nähe der Düna in imposanter Größe und Wucht, den Stürmen der Zeit Trotz bietend, erhebt. Auf die briefliche Nachricht von dem glücklichen Ereignis — es gab noch keinen Telegraph im Lande — eilte der Vater des Kindes nach Riga; auf der letzten Poststation kamen ihm Rujensche Bauern entgegen, die ihre geliebte Pastorin besucht hatten und mit ihren Güter- und Getreidefuhren aus der Stadt zurückkehrten, und riefen ihm unter Glückwünschen zu: „Ihr habt einen Sohn!"

Noch bevor um das Lager des Kindes die Weihnachtsglocken erklangen, fand die Taufe statt, die der einstige Lehrer der Mutter, Pastor Poelchau, damals wie noch viele Jahre später der beliebteste Kanzelredner der Stadt, vollzog. Alle weisen Feen waren geladen, und keine vergessen; darum wurden nur gute Wünsche für die Zukunft des Täuflings laut. Er schien die Paten denn auch freundlich aus hellen Augen anzublinzeln, als wenn er sagen wollte: „Ich danke Euch, dies alles wird mir gewiß sehr nützlich sein." Von den drei Namen, die er empfing, Ernst Gustav Benjamin, sollte anfangs der zweite der Rufname sein, aber da wenige Tage vor seiner Geburt der junge Onkel Gustav gestorben war, so wäre dem Großvater schmerzlich gewesen, immer wieder an den Verlust erinnert zu werden: er wurde daher nach seinem Großvater Krüger Ernst genannt.

Als die junge Mutter sich kräftig genug fühlte, die hundertfünfzig Werst weite Rückreise zu wagen, erbot sich die junge Nachbarin Baronesse Antonie von Engelhardt aus Würken, die sich gerade in Riga aufhielt, sie und den Knaben in ihrem halbverdeckten Schlitten nach Hause zu bringen. Zu Anfang Januar setzte sich die Karawane in Bewegung: voraus fuhren Mutter und Kind und die freundliche Begleiterin, auf dem Bock saßen der Kutscher und ein Diener; im Postschlitten folgten der zehnjährige Bruder der Pastorin Liborius Krüger, der in eine Pensionsanstalt gebracht wurde, und die alte Wärterin Kathrine. Bei Tauwetter war man ausgefahren, unterwegs aber trat strenger Frost ein, das Quecksilber sank zwanzig Grad unter Null, und die junge Frau hatte keinen Pelz, sondern nur einen wattierten Mantel an. Dennoch wußte sie ihr Kind vor der grimmigen Kälte zu schützen, so daß es die Fährlichkeiten der waghalsigen Fahrt tapfer überwand und die Widerstandsfähigkeit seines Körpers schon in seinen ersten Lebenswochen unanfechtbar bewies. Seine gute Mutter war freilich nur, wenn auf den Poststationen Halt gemacht wurde, zum Schlaf gekommen, denn eine ihr einfallende Unglücksgeschichte von einer Mutter, die ihr neugeborenes Kind so ängstlich verpackt hatte, daß es erstickte, ließ ihr keine Ruh: in der Furcht, ihrem kleinen Ernst

könnte es ebenso ergehen, hielt sie auf der ganzen Fahrt einen Finger vor sein Näschen, um ständig seinen Atem zu fühlen.

Als der Schlitten mit der Zukunft des Hauses vor dem Pastorat hielt, war der Vater gerade auf einer Krankenfahrt begriffen; da nahm denn der Großvater den heftig schreienden Enkel in seine Arme und wußte ihn zu beruhigen. Man kam bald hinter ein wirksames Mittel, den kleinen Schreihals zum Schweigen zu bringen: man brauchte nur eine brennende Kerze auf den Tisch zu stellen, dann blickte er unverwandt auf den Lichtschein und verstummte, oder die alte Großtante Mala — Amalie Hahn geborene Dollée — sprach ihm aus ihrem reichen Liederschatz liebe, alte Strophen vor, wie des Wandsbecker Boten einst so beliebtes Gedicht von der Mutter an der Wiege:

Schlaf, holder Knabe, süß und mild,
Du deines Vaters Ebenbild!
Das bist du! Zwar der Vater spricht,
Du habest seine Nase nicht....

Mich dünkt es selbst, sie ist zu klein,
Doch muß es seine Nase sein;
Denn wenn's nicht seine Nase wär',
Wo hätt'st du denn die Nase her?

Schlaf, Knabe; was dein Vater spricht,
Spricht er wohl nur im Scherz;
Hab' immer seine Nase nicht
Und habe nur sein Herz!

Des Kindes körperliche Funktionen ließen nichts zu wünschen übrig, am allerwenigsten der Nahrungstrieb. „Er gräbt sich so tief mit Mund, Kinn und Nase in die Mutterbrust ein, daß fast nichts von seinem kleinen Gesichtchen übrig bleibt", berichtete der glückliche Vater einige Wochen nach der Geburt seines Sprößlings seiner Mutter.

Unter der liebevollen Obhut seiner Eltern und Großeltern und der treuen Pflege der Kindermagd Kathrine, die ihn in den Schlaf sang, gingen die ersten Lebensjahre sorglos dahin. Die jüngern Geschwister, die ihm zunächst folgten — Minna 1838, Gustav 1840, Wilhelm 1843 — wurden seine Spielkameraden, mitunter auch das Objekt seiner losen Einfälle. Im ganzen aber war er ein leicht lenksames Kind, von früh bis spät gut gelaunt, oft in übermütiger Stimmung. Nur wollte er immerfort beschäftigt sein und schon als kaum dreijähriger Knirps seine wachsenden Körperkräfte betätigen. Nachdem der Vater eines Tages in aller Freundschaft mit seinem Ernst gespielt hatte, holte dieser, einem plötzlichen Einfall nachgebend, ein Ellenmaß, um ohne viel Umstände auf seinen würdigen Vater loszuschlagen; als er ihm dieses verwies und auf den Tisch zeigte, den er

schlagen könnte, meinte der kleine Draufgänger verschmitzt, der Tisch sei doch nicht der Papa. Schnell sah er auch wieder sein Unrecht ein und war stets bereit, mit einem freundlichen Worte sich Vergebung zu erbitten.

In der frischen Landluft, in Feld und Wald und im großen, schönen Garten sich fröhlich tummelnd, wuchs er als ein gesundes Kind auf; es war selten, daß zum Arzneischrank gegriffen wurde. Nur einmal erkrankte er schwer. Da der Kirchspielsarzt verreist war, und es in Rujen noch keine Apotheke gab, schickten die besorgten Eltern in die etwa vierzig Werst entfernte Stadt Wolmar eine Estafette; aber der dortige Arzt war verhindert, selbst Hilfe bringen zu können: auf den Brief des Vaters hin verschrieb er eine Arznei, die auf demselben Wege eilig zurückbefördert wurde. In Rujen angelangt und mit Unruhe erwartet, hatte der Bote das Unglück, das Fläschchen, an dem die Hoffnungen hingen, fallen zu lassen, so daß es in Splittern am Boden lag. Der Schreck der Mutter war groß, doch schnell überwand die kräftige Natur ihres Ältesten mit Hilfe einiger Hausmittelchen den Anfall.

Was der geschäftige Knabenverstand sann und spann, fand einen besonders aufmerksamen Beobachter in dem Großvater: der alte Benjamin war ein andrer, als der in tosender Jugend oder in der überschäumenden Kraft des Mannesalters. Gegen seine eignen Kinder unerbittlich streng, war er gegen die um ihn aufwachsende Enkelschar voller Nachsicht und Güte, duldete sogar, daß sie ihre Spiele bis in sein Studierzimmer ausdehnte und ihn vom Schreibtisch weg zum „Pferdchenspiel" holte. Gern erzählte er ihnen Märchen aus Tausendundeiner Nacht — war denn sein Leben unter den Kalmücken nicht selbst wie das bunteste Märchen verlaufen? — dann hatte er die kleine Minna auf dem Schoß und wärmte ihr die von Skrofeln entstellten Finger mit seinen Händen, Gustav saß auf einem Schemel zu seinen Füßen und Ernst daneben, die lebhaften Augen unverwandt auf den Erzähler gerichtet, der früher als andre auf den hellen, aufgeweckten Geist des Knaben aufmerksam wurde, an ihm seine Freude hatte, seiner Neigung zu hunderterlei Fragen geduldig standhielt und dabei mit freundlichem Lächeln die alte Erfahrung machte, daß das Kindesgefühl oft besser ins Ziel trifft, als die tiefste Spekulation. Überhaupt fiel der Umgebung des Kindes auf, wie geschickt es frisch gewonnene Weisheit, wenn die Gelegenheit sich bot, anzubringen verstand. Ihm war eben erst das Geheimnis der Schöpfungsgeschichte, wie es der alte Moses berichtet, erzählt worden, als er ein Gespräch der Großmutter, das ihm galt, auffing. Sie äußerte, ohne zu merken, daß der Kleine im Zimmer war, es sei doch seltsam, daß eine so schöne Mutter ein so wenig schönes Kind wie den kleinen Ernst haben könne, da trat er her-

vor, stellte sich vor sie hin und zitierte mit strengem Blick: „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.“ An Schlagfertigkeit fehlte es dem Knaben auch sonst nicht. Als den Dreijährigen ein einst zum Besuch gekommener zwei Jahre älterer Vetter mit Schlägen bedrohte, erwiderte er ihm mutig und zum Ausholen entschlossen: „Schlag', wieviel Du willst, ich schlage Dich wieder.“

Wie gut aber auch hatte es dieses Kind! Es litt weder unter schlechter noch unter guter Erziehung; es fühlte keinen drückenden Zwang, denn der Spielraum, den ihm die verständigen, liebevollen Eltern ließen, war weit gesteckt; es sah keine düstern Bilder der Armut und des Elends um sich, wie sie das Leben so vieler bedeutender Menschen verbittert haben — wer kennt nicht Lessings erschütterndes Wort: „Das Herz blutet mir, wenn ich an unsre Eltern denke?“ Ernst v. Bergmanns Kindheit verlief wie ein liebliches ländliches Idyll.

Wenn es richtig ist, daß die ersten Eindrücke die stärksten und nachhaltigsten sind, die der Mensch im Laufe des Lebens gewinnt, so kann man sich gesündere und wohltuendere Existenzbedingungen kaum denken, als diejenigen, die das alte Livland der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den auf dem flachen Lande und in kleinen Städten aufgewachsenen Söhnen gebildeter deutscher Familien bereitete. Die „selige Verschollenheit“ der Kindheit konnte sich frei bis an die Knabenjahre fortsetzen und das Stehen auf eignen Füßen zum obersten aller Bedürfnisse machen. Innerhalb des kleinen Kreises, in dem der Knabe aufwuchs, gab es keine andre Abhängigkeit als diejenige von der guten Meinung der Standesgenossen, kein fühlbar werdendes Regiment, das auf andrer Grundlage als derjenigen der Selbstverwaltung geruht hätte. Wer wie Ernst v. Bergmann einer alten Predigerfamilie angehörte, war besonders günstig dran. Gleichweit entfernt von Mangel und Luxus hatte der unter solchen Verhältnissen emporgekommene junge Mensch an dem holden Überfluß des Lebens Anteil, ohne von dessen Verlockungen berührt zu werden. Man nahm an den Rechten des Adels teil, ohne den Versuchungen der Junkerhaftigkeit ausgesetzt oder in den Wahn gewiegt worden zu sein, daß es Rechte ohne entsprechende Pflichten geben könne.

War also dafür gesorgt, daß ein gesundes und mannhaftes Geschlecht heranwachsen konnte, so stellten die Bedingungen moralischer Gesundheit sich nicht minder solid dar. Einen andern Verkehr als denjenigen mit den Freunden und Nachbarn der Eltern und deren Kindern gab es nicht; Bücher und Bildungsmittel, die der Vater nicht geprüft und gebilligt hätte, kamen im regelmäßigen Verlauf der Dinge nicht vor. Wollte das gute Glück vollends, daß der Knabe vom Vater oder von der Mutter unterrichtet wurde, so fiel mindestens ein Teil

der Schulquälerei weg, die in großen Städten das Kind in Beschlag nimmt und der Regel nach zehn Jahre hindurch festhält. In der Hälfte der Zeit, deren die auf den Massenbetrieb eingerichtete öffentliche Schule bedarf, konnte in der im Elternhause improvisierten Schule so viel gelernt werden, als zum Eintritt in eine obere Klasse des Gymnasiums erforderlich war. Der Rest der freien Zeit aber stand zu Privatstudien frei, die in den öffentlichen Lehranstalten des Zeitalters der Überbürdung kaum mehr vorkommen.

Daß dieser der Charakterbildung günstigen Beschränkung die Gefahr der Beschränktheit gegenüber stand, lag allerdings in der Natur der Sache. Zu vollständiger Bildung bedarf der Mensch noch andrer Mittel als derjenigen, die ihm durch elterliche Unterweisung und durch Bücher zugeführt werden. Er muß ein Stück Weltleben gesehen, mannigfaltigere Eindrücke als diejenigen seiner nächsten Umgebung kennen gelernt und die tausend mittelbaren Einflüsse der Kultur empfangen haben, die dem Bewohner der großen Zentren überreichlich in den Schoß fallen. Um auch nur über sich selbst und seine Fähigkeiten ins Klare zu kommen, bedarf es für den heranwachsenden jungen Menschen wenigstens einiger von den vielfachen Anregungen, die allein größere Menschenansammlungen zu geben vermögen. Was Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, staatliche und kommunale Organisation bieten, muß aus unmittelbarer Anschauung und nicht allein aus Büchern und Erzählungen gelernt werden. Wo aber sollten solche Anregungen herkommen, da das Leben sich innerhalb eng abgeschlossener, nahezu unveränderlicher Grenzen abspielte? Treffen die Neigungen und Interessen des Sohnes nicht etwa mit denjenigen des Vaters und seiner Freunde zusammen, so ist nichts vorhanden, was sie nähren könnte. Der Vater ist Theologe, der benachbarte Baron hat, wenn er überhaupt auf Universitäten gewesen war, Jurisprudenz, der Kirchspielsarzt Medizin studiert oder studieren sollen: der Regel nach stecken diese Männer aber zu tief in der Praxis, als daß sie anders denn in Ausnahmefällen auf die wissenschaftlichen Grundlagen ihrer Bildung zurückzugreifen die Gewohnheit hätten. Vertreter der übrigen Fakultäten bekommt der junge Mensch so wenig zu sehen wie Künstler, Techniker, Kaufleute, Staatsmänner, Militärs oder eigentliche Gelehrte, deren Aufgaben und deren Tätigkeit ihm höchstens aus Büchern oder aus der Rigaschen Zeitung — andre periodische Blätter kamen im alten Livland nur selten vor — bekannt wurden. Und nicht das allein! Im regelmäßigen Lauf der Dinge hat der unter diesen Verhältnissen emporgekommene Jüngling niemals ein Theater besucht, niemals ein Orchester gehört, kein größeres Ölbild und kein plastisches Kunstwerk gesehen, niemals einen Engländer oder Franzosen und kaum einen

Reisenden zu Gesicht bekommen, der auch nur diese Völker und deren Länder genauer kennen gelernt hätte. Daß er niemals ein Dampf- oder Segelschiff bestiegen, niemals eine Eisenbahnfahrt zurückgelegt hatte, verstand sich bei dem damaligen Stande des baltischen Verkehrswesens von selbst. War ihm nicht durch besondre Gunst der Natur ein starkes Talent in die Wiege gelegt worden, so kam er gar nicht in die Lage, sich die Frage vorzulegen, ob er nicht zu andern Tätigkeiten reichlicher befähigt sei als zu denjenigen, die er die Nachbarn seines Elternhauses hat ausüben sehen. In sittlicher Rücksicht aber konnte bedenklich werden, daß ein solcher livländischer Robinson, wenn er in die Welt trat, Lockungen und Versuchungen preisgegeben war, die wegen ihrer Neuheit betäubend und erdrückend wirkten.

Die erste Lehrerin der Rujenschen Kinderstube war die Mutter: unter ihren Augen wurden die ersten Briefe an den Großpapa und die Schwestern des Vaters mit schwankender Gänsefeder angefertigt. „liebe tante lina. ich kann noch keine großen buchstaben, aber ich will dir mit den kleinen sehr danken für die schönen federn. grüße großpapa und alle. dein lieber ernst" ist auf einem schmalen Blatt mit vorgezogenen Linien der frühste Schreibversuch, der uns vorliegt. Über die Geographiestunden der Mutter, die sie an der Hand des Stielerschen Atlasses und des Seltenschen Lehrbuches gab, pflegte sich Ernst noch als Student dankbar zu äußern, wenn er beim Studium der Anatomie die damals gewonnenen Vorstellungen von dem Lauf der Flüsse mit den Blutbahnen des menschlichen Körpers verglich und diese dadurch leichter seinem Gedächtnis einprägte. Aber selbst sechzig Jahre später gedachte er, als er über die mit tiefem Schnee bedeckte Sierra da Guadarama fuhr, jener Geographiestunden, in denen die Iberische Halbinsel als erstes Kapitel der europäischen Erdkunde vorgenommen worden war. „Die Sierra", schreibt er seiner Schwester aus Paris am 10. März 1904, „wurde als Säge erklärt, aber vergeblich sucht man ihre Zacken — sie ist ein riesiges Trümmerfeld, als ob man drei Stunden Schnellzug durch eine oder viele Mauern erratischer Blöcke fährt, wie sie in der Nähe des Drabbe-Gesindes (Bauernhof) auf der rechten Seite des Weges nach Metzküll (im Kirchspiel Rujen) liegen. So durfte ich mich zurück in längst vergangene Zeiten träumen und bei ihrem Gedenken mein greises Haupt schütteln."

Ernst lernte gern und wunderbar leicht, und ein eisernes Gedächtnis faßte sicher, was er an Kenntnissen aufnahm. Wenn er mit aufgeschlossener Empfänglichkeit seiner Mutter gegenüber saß, ungeduldig fragte und nach Belehrung verlangte, dann sah man aber auch ihren schönen Augen die denkende Liebe und die stolze Freude an ihrem Ältesten an. Früh zeigte sich an dem Knaben die Neigung, die geistige Kraft anzuspannen. Als der Vater ihm eines frühen Morgens,

im Begriff, eine weite Fahrt zu unternehmen, im Scherz bemerkte, er solle, wenn er im Lauf des Tages Schillers „Taucher“ auswendig lerne, einen blanken Silberrubel als Lohn erhalten, machte er sich sofort daran, und abends hatte er ihn bewältigt. Die gute Mutter machte ihrem Manne Vorwürfe, daß er das Kind veranlaßt habe, sich zuviel zu tun, denn es schlief unruhig und sprach im Traum; der Vater fürchtete nun auch dasselbe und schenkte ihm den Rubel, ohne den „Taucher“ hören zu wollen, aber Ernst bestand darauf und sagte ihn, ohne zu stocken, her.

Die allzeit geschäftige Phantasie ließ ihn unter dem Eindruck der imposanten Schloßruine der Stadt Wenden ein historisches Drama gestalten zu einer Zeit, wo er noch kaum die Feder führen konnte. Überhaupt waren dramatische Aufführungen auch ihm der beliebteste Zeitvertreib, sobald nur die Schulbücher zugeklappt waren. Als er den „Kampf mit dem Drachen“ gelernt hatte, mußte er sofort in Szene gesetzt werden, und Geschwister wie andre Spielgefährten, selbst die beiden großen Hofhunde, fanden ihren Platz in der Volksmenge.

Auf dem Lande wachsen keine blasierten und hypochondrischen Kinder auf. In gleichmäßiger Fröhlichkeit führte Ernst die Spiele seiner Geschwister an und war immer zufrieden. Wenn sie auf Fahrten in die Nachbarschaft dicht zusammengedrängt beieinander saßen, war er es, der ihnen mit überlegener Miene den Text las: „Fügt Euch in alle Lebenslagen. Denkt, wenn Ihr mit Fürsten und Königen fahren müßtet, so darf nicht geknurrt werden.“

Das erste große Ereignis im Leben der beiden ältesten Geschwister war eine Reise nach Riga im Winter 1844. Eines Tages hatte ihnen die gütige Landrätin v. Grote, die schon mit dem alten Gustav Bergmann und dessen Frau in freundschaftlichem Verkehr gestanden, Theaterbilletts zu einer Aufführung des „Aschenbrödels“ geschickt. Mit staunenden Augen folgten sie dem Spiel, und als richtige Landkinder gaben sie ihrem Entzücken lauten Ausdruck, so daß sich die Operngläser auf die Loge richteten, wo sie zu Seiten ihrer Mutter saßen. Auf der Rückfahrt holte der Vater, als in dem Kolzenschen Kruge gerastet wurde, Raffael Kühners Elementargrammatik der lateinischen Sprache, die Begleiterin vieler Schülergenerationen, hervor und gab seinem Ernst die erste lateinische Stunde. Neben dem Vater unterrichteten ihn gemeinsam mit andern Knaben, die in das Pastorat aufgenommen wurden, ein Predigtamtskandidat Behning, der später eine Schwester der Pastorin Bergmann heiratete, und in Mathematik und Musik der treffliche Parochiallehrer Schwech, ein wahrer „redlicher Tamm“ im Kirchspiel Rujen.

Ernst v. Bergmann wuchs als ein gesitteter Knabe heran, der dankbar für jede ihm erwiesene Freundlichkeit war. Noch dem alten Manne schwebten aus der Schattenwelt der Erinnerungen tausend

Bilder der Güte und Liebe aus den frühen Tagen von Rujen vor. Besonders gern gedachte er einer alten liebenswürdigen Dame der Nachbarschaft, der Frau Majorin von Löwis, die in dem Walde des kleinen Annenhof mit ihren Enkeln oft die Bergmannschen Kinder versammelte, den kleinen Ernst nach den Spielen des Tages zu Bett brachte, über dem Bettchen die Hände faltete und mit ihm betete. Der Einfluß des Vaters aber lehrte ihn, sich über sein Tun und Lassen Rechenschaft abzulegen. Von seinem elften Lebensjahr an pflegte er in ein Quartbuch Erlebnisse und Gedanken einzutragen, in einer offenbar an den Predigten und Andachten seines Vaters gebildeten salbungsvollen, mit Bibelsprüchen und Gesangbuchversen verbrämten Sprache. So schreibt er an seinem dreizehnten Geburtstage zerknirscht, als wenn er unter der Last seiner Sünden zusammenbräche: „Dreizehn Jahre hat nun schon Deine Hand auf mir geruht. Dreizehn Jahre hast Du mich beschützt. Und ich bin dennoch abgewichen und habe nicht auf Deine Stimme gehört. Ich stehe an einem tiefen Abgrund. Herr, laß mich nicht hineinstürzen. Verzeih mir meine großen und schweren Sünden. Herr, geh mit Deinem Knecht nicht ins Gericht!" Dieses selbe Buch der Bekenntnisse nahm auch seine ersten stillen Klagen über die Wunden auf, die dem Kindesherzen der Tod des liebsten Freundes und zweier kleiner Schwestern schlug.

Wie er jedes begonnene Unternehmen mit hartnäckiger Ausdauer zu Ende führte — in der Kindheit wie in seinem ganzen spätern Leben — so eignete er sich dank seinen schönen geistigen Gaben und einem niemals rastenden Fleiß gleichsam spielend eine Menge von Kenntnissen an, las viel — Hebels Erzählungen und Adalbert Stifters „Studien" waren schon damals seine Lieblingsbücher — und behielt, was er gelesen. Der häusliche Unterricht hatte ihn in seinem vierzehnten Lebensjahre so weit gebracht, daß beschlossen wurde, ihn einer öffentlichen Schulanstalt anzuvertrauen. Für den Sohn eines livländischen Pastors kam keine andre in Frage, als die des Dr. Albert Hollander zu Birkenruh. Es war im August 1851, wenige Tage nachdem die Eltern ihr dreijähriges Töchterchen Johanna begraben hatten, daß der Vater seinen Ernst an den Bestimmungsort brachte. Wie ihm in jenen Tagen des Abschieds vom Vaterhause zu Mute war, hat er viele Jahre später seinen beiden jüngsten 1850 und 1852 geborenen Brüdern Reinhold und Eduard, als sie den Weg aus Rujen in die Felliner Schule nahmen, geschildert, dabei an seine Erlebnisse gute Ratschläge geknüpft. Mit der Herzenswärme, die eine glücklich verlebte Kindheit ausstrahlt, schreibt er ihnen aus Wien im Juni 1865: „Euch Buben wird es leichter fallen, hinauszuziehen, als der armen Mama, Euch ziehen zu lassen. Ich weiß es ja selbst, wie neugierig man auf die Welt draußen ist, auf die Pension mit ihren Lehrern, alten

Schülern, Fuchsgeschichten, Versetzungen und Zensuren. Es sind wohl schon vierzehn Jahre her, daß auch für mich die Pferde angespannt wurden, damit mich der Papa ebenso zärtlich wie Euch in das Examen begleiten konnte. Dieselben Lehren, die Euch jetzt gegeben werden, hat mir dieselbe Mama auch unter vielen Tränen mitgegeben, und auch Euer aufrichtiger Vorsatz wird es sein, die Sorgen der Eltern durch Fleiß und Betragen in der Anstalt zu verbannen. Leicht fährt man weg, und schon nach den ersten Tagen welch schreckliches Gefühl der Verlassenheit im bunten Schwarm! Zu Hause hört jeder gern auf die Jungen und ist freundlich und zärtlich gegen sie; in der Anstalt aber wollen die ältern Kameraden den jüngern zeigen, daß sie Muttersöhnchen sind, und über jeden Wunsch, über jedes harmlose Wort werden spöttelnde Witze gerissen — ach, das tut schrecklich weh! — Da ist dann kein Mamachen, der man klagen, und deren teilnehmendem Herzen man seinen Schmerz ausschütten kann. Zu Hause bekommt man immer gut gemeinten Rat zu hören, der jedem zum Segen dienen soll; in der Schule beredet uns dieser oder jener Kamerad, der uns sonst sehr gut gefällt, zu ganzen Kleinigkeiten, die so unbedeutend erscheinen, daß man sie gern erfüllen will, und doch hat er seine hinterlistigen Gedanken, will dem Neuling einen Schabernack spielen, einen Lehrer durch ihn ärgern, da er selbst dazu nicht die Kourage hat usw. Und noch schlimmere Verführungen kommen vor, die so harmlos erscheinen, und in die man hineinkommt, man weiß nicht wie, um spät vielleicht erst zu erkennen, daß man Sünden und Schandstreiche begangen, vor denen man erschrecken muß. Ich weiß das alles, meine lieben Jungen, und so sehr ich die Liebe meiner Kameraden genossen, ich habe gerade im Anfange mich Menschen genähert, mit denen ich sehr schlimm gefahren bin. In vierzehn Jahren erfährt man schon, was aus solchen Schreiern und Renommisten in den Klassen wird: mancher hat sich früh zugrunde gerichtet und ruht schon unter dem Rasen, manche leben in Unehre und Verruf, und manche erwartet noch der Lohn ihrer Verführungen. Der Knabe, der hinausgeht aus dem Elternhause, muß die Selbständigkeit eines Mannes schon fühlen und zum Teil besitzen. Eins aber besonders muß ihm als Richtschnur für seine Handlungen dienen, daß er nämlich nur solche begeht, von denen er seinen Eltern dreist und ohne Scheu berichten kann. Denkt er immer daran, dann ist er gesichert vor jeglichem lauerndem Unheil."

2. Birkenruh.

Ein Jahr vorher hatte die Birkenruher Anstalt ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen gefeiert. Streit und Kampf hatten sie oft auf eine harte Probe gestellt, äußere Stürme, die sie anscheinend bis an den Rand des Untergangs gebracht, waren glücklich beschworen worden. Noch immer stand der Mann, der sie begründet, an ihrer Spitze. Er stammte aus einem alten Ratsgeschlecht der Stadt Riga. Sein Vater, ein Kunstmäzen, Besitzer einer herrlichen Gemäldesammlung und einer kostbaren Bibliothek, starb so früh, daß die Sorge der Erziehung seiner Kinder der Mutter zufiel. Da sie Berlinerin war, verstand sich fast von selbst, daß sie sie in ihre Vaterstadt brachte und in dortige Schulen gab: Albert Hollander besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster. Es war die Zeit tiefer politischer Erniedrigung Deutschlands; Berlin stand unter französischer Herrschaft. Aber der Klosteraner erlebte auch die bessern Tage, in denen die verborgenen sittlichen Kräfte des Staats sich regten, und die Erhebung Preußens aus der Zertrümmerung sich anbahnte. Hollander war Schüler des alten, damals aber noch jungen Jahn und hat unter ihm auf dem Turnplatz in der Hasenheide mit Begeisterung der edlen Turnkunst obgelegen, ist auch dem trotz seiner Schrullen trefflichen Mann und der Turnerei bis ins Alter treu geblieben und hat Schlaffheit und Verzärtelung unter seinen Schülern streng und ohne Rücksicht bekämpft. Es war dem sechzehnjährigen schwächlichen Jüngling besonders schmerzlich, daß ihn im Jahre 1813 der Major v. Lützow, den er um Aufnahme unter die schwarzen Jäger seines Freikorps bat, abwies. Er kehrte nach Riga zurück, studierte in Dorpat, später in Jena, wo er sich der Burschenschaft anschloß und zu den Freunden Karl Ludwig Sands gehörte. Seinen Birkenruhern hat er oft erzählt, wie unbegreiflich ihm und andern die Erregung gewesen sei, die Sand gezeigt, als er vor seiner Wanderung nach Mannheim den Freunden die Hand gereicht und aus der Tür gestürzt sei. Die Auswüchse der Burschenschaft hat Hollander frühzeitig verurteilt, aber er konnte noch als alter Mann in Zorn geraten, wenn die Rede auf die Männer kam, die „die junge grüne Saat" aus eigennützigen Gründen „verleumdeten, verfluchten" und das Wartburgfest, das den Teilnehmern wie ein strahlender Maientag der Jugend für das ganze Leben in Erinnerung geblieben war, seines idealen Charakters entkleideten. Er hat auch niemals geduldet, daß seine Schüler Kotzebuesche Stücke aufführten.

Von Jena siedelte Hollander nach Berlin über, wo er zu dem Kreise der vertrauten Schüler Schleiermachers zählte und den vollen Zauber dieses herrlichen Lehrers empfand. Wenn er im Winter-

halbjahr schon um sechs Uhr morgens las, war es „oft so dunkel, daß wir nur seine großen blitzenden Augen sehen konnten."

Hollander war aber nicht nur Zeuge der nationalen Erhebung und weltbewegender Ereignisse gewesen: auch die verrufene Zeit der Karlsbader Beschlüsse und der Demagogenverfolgungen, die selbst der Besten des Volks nicht schonten und unter anderm Schleiermachers Predigten unter polizeiliche Kontrolle stellten, erlebte er in Deutschland. Im Jahre 1820 kehrte er nach Livland zurück, schon lange entschlossen, sich dem Lehrberuf zu widmen. Nach einer kurzen gemeinsamen pädagogischen Tätigkeit mit einem Jugendfreunde Leopold v. Holst in der kleinen Stadt Fellin im nördlichen Livland beschloß er, seinen Weg allein fortzusetzen, und gründete im Mai 1825 eine Erziehungsanstalt in der Nähe der im Mittelpunkt des Landes gelegenen Stadt Wolmar; bald danach verlegte er sie nach Birkenruh bei Wenden, einem lieblichen, romantischen Tal, einer der anmutigsten Landschaften seiner alten Heimat. Als er sie dort mit einer kleinen Zahl von Schülern eröffnete, dachte er nicht daran, daß sie jemals die große Ausdehnung gewinnen würde, die sie im Lauf der Zeit zur gesuchtesten und beliebtesten Erziehungsanstalt im Lande erhob. Diese Bedeutung verdankte sie einzig ihrem charakterfesten Gründer, der weder an materiellen Gewinn noch an den Erwerb einer hervorragenden Stellung dachte, sondern sich nur von dem Idealismus seiner Jugendjahre leiten ließ. Er kannte keine Rücksichten und Vorurteile, erklärte vielmehr den Eigentümlichkeiten der livländischen Natur, der aristokratischen Gemächlichkeit und Bequemlichkeit, unbarmherzig den Krieg. Er war ein Mann von tiefer Frömmigkeit und strenger Pflichterfüllung, der seinen unbeugsamen Willen durchzusetzen verstand und sich niemals zu Kompromissen herbeiließ. Seine Schüler fürchteten ihn; kaum einer ist ihm persönlich besonders nahe getreten, und doch haben sie ihn alle geachtet wegen seiner katonischen Sittenstrenge und der beispiellosen Einfachheit seiner Gewohnheiten und Ansprüche und, weil er auch den einzelnen Schüler mit seiner besondern Art und Weise im Auge behielt, ihn zu behandeln, zu leiten und für ihn zu sorgen wußte. Aber in seinem Charakter war ein Zug, der nicht zum Pädagogen paßte: er konnte auch bei geringem Anlaß heftig aufbrausen und den Schüler, der ihn erzürnt hatte, schief beurteilen. Freilich schlug die Stimmung, wofern er nur seinen Irrtum einsah, schnell wieder um, aber so mancher hat doch unter der Heftigkeit „des Alten", wie er schon früh genannt wurde, und ihrer Begleiterscheinungen unverdient gelitten.

Der Birkenruhschen Lehranstalt anzugehören durfte zu jener Zeit als besondrer auch für Ernst v. Bergmann in Betracht kommender Vorzug angesehen werden. Die strengen den Satzungen der schwäbischen Klosterschulen nachgebildeten Ordnungen des Hauses sorgten

dafür, daß in Birkenruh schärfer und angestrengter gearbeitet wurde, als in den meisten andern Schulen der livländischen Heimat; die Lehrer aber waren zur Hälfte ehemalige Tübinger Stiftler, d. h. wirkliche Gelehrte. Daß das sprichwörtlich gewordene gesellschaftliche Ungeschick der stiftlerischen Schicksalsgefährten eines David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer in dem an glatte und aristokratische Formen gewöhnten Lande vielfach belacht wurde, konnte nicht ausbleiben, hinderte aber nicht, daß die reichen Kenntnisse, der wissenschaftliche Enthusiasmus und die anregende Lebhaftigkeit der schwäbischen Magister auch den grünen Birkenruher Burschen imponierte. Wenn dem einen oder andern von ihnen eine Vorstellung davon dämmerte, daß man noch zu andern Zwecken als denjenigen des spätern Fortkommens studieren könne, so hatten sie das diesen zu einfachen Pfarrern bestimmten Kandidaten zu danken, die ein theologisches und philologisches Rüstzeug mitbrachten, wie es sonst nur prädestinierte Universitätslehrer zu führen pflegten.

Als Ernst v. Bergmann Birkenruher Schüler wurde, war er ein hagerer, aber kräftiger, hochaufgeschossener Bursche mit bräunlichem scharf markiertem Gesicht, dem schon der erste Flaum ums Kinn sproßte. Man wußte, daß er keine Schule besucht, sondern die Vorbildung für die Birkenruher Tertia zu Hause empfangen hatte. Um so größer war das Erstaunen, daß er dieses von den Zöglingen andrer Schulen meist vergeblich angestrebte Ziel erreichte und im übrigen nichts von der Befangenheit und Unsicherheit zeigte, die frisch in die Schule getretenen Neulingen eigentümlich zu sein pflegen. Aber auch in das sich mit unwandelbarer Gleichmäßigkeit Tag für Tag vollziehende strenge Pflichtenleben des Birkenruhers fand er sich mit Leichtigkeit. Schon vor fünf Uhr morgens rief die Glocke die Schüler aus dem Schlaf und zur Arbeit. Die Andacht, die die erste Arbeitsstunde unterbrach, hielt Hollander selbst ab. Dann ging es zum Frühstück, das im Sommer aus kalter, im Winter aus warmer Milch und aus Brot bestand. Um acht Uhr begann der Unterricht, der mit einstündiger Pause bis ein Uhr dauerte. Das Mittagsessen nahmen die Schüler gemeinsam mit dem Direktor, seiner Familie und den Lehrern ein, worauf ein Spaziergang unternommen wurde. Da Hollander Gewicht darauf legte, daß die Jungen nicht verweichlichten, so vermied man, wärmere Kleidungsstücke anzulegen, als dringend erforderlich schien. Von drei bis fünf Uhr wurde der Unterricht fortgesetzt, dann gab es wieder Milch und Brot, und man turnte, spielte und sang, denn auf Frohsinn hielt „der Alte“ und wußte dazu zu ermuntern. Nach ein paar Arbeitsstunden aß man zu Abend, hielt ein gemeinsames Gebet, und um neun Uhr ging man schlafen. So glich ein Tag dem andern. Eine Ausnahme machten nur die wenigen Schulfeste

und die berühmten Fußwanderungen, auf denen Hollander seine Schar zu den durch geschichtliche Überlieferungen geheiligten landschaftlichen Schönheiten der Heimat führte; für ihn mochten sie zugleich eine beglückende Erinnerung an die Fußreisen sein, die einst der geliebte Lehrer und Freund Schleiermacher mit seinen Zuhörern unternahm, wobei sie unter freiem Himmel kampiert und am Morgen früh am Abhang eines Hügels zu seinen Füßen gesessen und einer von ihm aus überströmender Fülle des Herzens gehaltenen Feldpredigt andächtig gelauscht hatten.

Der Grundgedanke, der Hollander leitete, war, mit der wissenschaftlichen Bildung der Jugend zugleich die körperliche Pflege und die Erziehung zu einem sittlich-religiösen Leben zu verbinden. In seinem Unterricht erstrebte er eine enge Verbindung des Humanismus und des Realismus. Religion, Mathematik, Lateinisch und Deutsch waren die Hauptgegenstände des Unterrichts.

Auch einem bedeutenden Talent wird die Zeit des Lernens nicht geschenkt, und Ernst v. Bergmann war gewissenhaft, arbeitete mit einer wahren Begeisterung und zeigte besonders bei der Lektüre der lateinischen Klassiker ein reges Interesse. Es lohnte sich schon für die Lehrer, sich dieses wachen Geistes, der der Mehrzahl seiner Mitschüler einige Schrittlängen voraus war, anzunehmen. Dabei brachte er von Hause einen unverdorbenen Sinn mit, und seine Frömmigkeit hatte noch keinen Stoß erlitten. „Wie in Tertia ein kindischer, alberner, ich möchte sagen gemeiner Geist im vorigen Semester herrschte," schreibt er seiner Mutter im Januar 1852, „so ist in Sekunda ein ernster, gesetzter und bei den meisten Knaben ein entschieden christlicher Geist. Es erregt kein Aufsehen und keinen Spott, wenn man am Morgen vor dem Arbeiten seine Bibel zur Hand nimmt und darin liest."

Von seinen Lehrern hat er keinen so hoch gestellt, wie Karl Hohеisel (gestorben als Direktor des Landesgymnasiums zu Fellin), den feinsinnigen Interpreten der alten Klassiker wie der deutschen Dichter: seine Homer- und Livius-Stunden sind ihm die liebsten gewesen. Überhaupt hat er die Nachteile des klassischen Bildungsideals, das ein Darwin als einfältig, und der ihn übertrumpfende Wilhelm Ostwald, der freilich niemals Griechisch gekonnt und im Lateinischen nicht über dürftige Elementarkenntnisse hinausgekommen ist, als geistig und sittlich schädigend verdammt, als Schüler niemals empfunden, hat vielmehr in der Welt des Altertums geschwelgt. Manche Bedenken gegen die Überspannung des humanistischen Gymnasialprogramms sind ihm erst gekommen, als er einen Sohn in der Schule hatte.

Ein besonders tüchtiger und zugleich charakterfester Lehrer war der Mathematiker Gustav Kieseritzky, später Professor und Direktor des Baltischen Polytechnikums zu Riga. Schlecht gesorgt aber war, so

großen Wert Hollander auch darauf legte, für den Religionsunterricht, ebenso für die Geschichtsstunden, und doch hat sich Bergmann auch bei dem ungenügenden Lehrer vortreffliche Geschichtskenntnisse erworben. Lächerliche Persönlichkeiten waren die russischen Lehrer, weswegen auch in ihrem Fache nichts geleistet wurde. In guten Händen aber war der deutsche Unterricht, den anfangs der Lehrer Wieberg (gestorben als Professor an der Universität Moskau), Bergmann durch seine Strenge und Schikanierungssucht besonders verhaßt, später aber der wohl der Familie des Begründers der Tübinger Schule entstammende feingebildete und auch in seinen Umgangsformen gewandte junge schwäbische Theologe Adolf Baur (zuletzt Prediger in Amerika) erteilte. Gerade dem deutschen Unterricht und der deutschen Dichtung trug Bergmann ein tiefes Interesse entgegen. Wieberg führte ein, daß die Sekundaner ein Thema wählten, daran einige Thesen knüpften und ihren opponierenden Mitschülern gegenüber verteidigten. Ernsts erstes Vortragsthema lautete: Hat der Nutzen oder Schaden der Beredsamkeit das Übergewicht? Er schlug sich sicher durch alle Angriffe durch, nur e i n e These mußte er fallen lassen. Viel Fleiß und Sorgfalt verwandte er auf die deutschen Aufsätze. In dem einen: „Rede mit Deutschen keine fremde Sprache, es wäre denn der nötigen Übung wegen,“ zeigte er sich als deutschen Patrioten, der jede Nachäffung fremdländischen Wesens verabscheute. In einem andern, über die Negersklaverei, fand er kein Wort hart genug, „das himmelschreiende Unrecht an unsern schwarzen Brüdern“ zu verdammen. Nach einer von sittlicher Entrüstung erfüllten Schilderung der amerikanischen Miß, die über ein krankes Täubchen Tränen vergießt und mit Lebensgefahr das unschuldige Lamm den Krallen des Geiers entreißt, aber herzlos die Peitsche auf den blutigen Nacken des Sklaven niedersausen läßt, formulierte der sechzehnjährige Menschenbeglücker seine Forderungen gegenüber den amerikanischen Plantagenbesitzern, allen voran die eine: „Die Plantagen dürfen fortan nur von f r e i e n Arbeitern bebaut werden!“ Ein wenig ernüchternd bemerkte Baur am Rande: „Diese Aufgabe ist nicht so leicht zu lösen“ — man schrieb ja auch erst 1853. Was die Aufsätze des Schülers auszeichnet, ist eine glühende Phantasie, die ihn allerdings zur Übertreibung verleitete, eine lebendige Sprache, ein idealer Schwung und edle Begeisterung für die Sache, die sein Interesse erweckte. In diesen Birkenruher Schülerarbeiten stecken die Anfänge des die Sprache so wunderbar meisternden Schriftstellers und Redners, der er wurde.

Als Bergmann in Birkenruh eintrat, zählte die Anstalt hundertzwanzig Schüler, von denen etwa hundert Alumnen waren und die Räume derart überfüllten, daß man einzelne von ihnen in den Lehrerzimmern untergebracht hatte. Von seinen Mitschülern ist ihm

keiner ein so lieber Freund geworden, wie Julius Eckardt, der Publizist und Diplomat, dessen Mitteilungen wir hier oft gefolgt sind. Schon die Großväter waren in Jena und die Väter in Dorpat Kommilitonen gewesen. Das Freundschaftsband, das die beiden Knaben knüpften, hat bis an den Tod gehalten: Eckardt hat seinen besten Freund nur um eine Handvoll Monate überlebt. Aber seinen Mitschülern ist Bergmann überhaupt durch seinen lebendigen Geist, durch Witz und Humor und durch manche liebenswürdige Charaktereigenschaften, vor allem durch Offenheit und kameradschaftlichen Sinn, in freundlicher Erinnerung geblieben. Im Gegensatz zu andern Schulgrößen pflegte er seine Überlegenheit niemals auf Unkosten Minderbegünstigter geltend zu machen und war auch da zum Verzeihen bereit, wo er über erfahrenes Unrecht zu klagen gehabt hätte.

Damit schienen die wesentlichen Bedingungen einer günstigen Weiterentwicklung geboten zu sein.

So glücklich aber auch unserm Freunde das Leben unter den Birkenruhern hinlief, so regte sich doch zuweilen ein leises Heimweh, und da dieses Leid aus dem Magen kommt, so waren es die, verglichen mit dem Pastorat Rujen, mehr als einfachen Verpflegungsverhältnisse der Hollanderschen Anstalt, die die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen und dem „schönen, delikaten Kaffee“ des Elternhauses gewaltig weckten. „Ach, es ist ein so trauriger Gedanke“, schreibt er seiner guten Mutter zum Geburtstage, „daß Ihr gelben Kringel und Schokolade genießt, und ich hier sitze und kleistriges Brot und Milch hinunterwürge.“ Aber solche Stimmungen hielten nicht lange vor: der gesunde, fröhliche Sinn fand sich sehr bald wieder. „Ich bin zufrieden“ ist ein häufiger Refrain seiner Briefe. Zu erfrischendem Zeitvertreib war Raum genug vorhanden, zu Tanz und Spiel, hin und wieder zu Theateraufführungen, in denen unser Ernst auch als handelnde Person aufgetreten ist, denn sein mimisches Talent stand schon früh außer Zweifel. So gab er einmal in dem „Politischen Kesselflicker“ Franz v. Holbeins die Frau des Helden, wobei er den mächtigen Kettenhund Tyras auf dem Schoß hielt. Ein andres Mal wirkte er auf einem benachbarten Gut im ersten Aufzug des „Freischützen“ mit.

„In Birkenruh lernt man arbeiten — in Birkenruh werden die Jungen gesund“, konnte man, erzählt Eckardt, in ganz Livland hören. Diese landeskundige Frische verdankten sie den täglichen Bewegungen und Spielen im Freien, dem Turnen; vor allem aber bereiteten große und kleine Fußreisen der Jugend Genuß und Gelegenheit, sich in Ertragung von Beschwerden und Entbehrung der gewohnten Bequemlichkeiten des Lebens zu üben. An diesen Fußmärschen nahm Hollander selbst teil, der bis in sein Greisenalter ein unermüdlicher Wanderer war. Dann trat er aus seiner Zurückhaltung hervor, legte

manchem Jungen den Arm um die Schulter und schritt an seiner Seite. Gerade an diese Fußtouren in die nähere und weitere Umgebung Wendens, das liebliche Aatal, die Herzader Livlands, nach Segewold, Treyden und Kremon, landschaftlichen Schönheiten, die unter dem Namen der Livländischen Schweiz zusammengefaßt werden, aber auch noch weiterhin, hat jeder Birkenruher zeitlebens gern zurückgedacht. Uns liegen Bruchstücke eines Briefs vor, worin Ernst seiner Schwester von solch einer Wanderung zum Dünatal und der berühmten Schloßruine von Kokenhusen im August 1852 vorschwärmt:

„... Wir bestiegen die Ruine, besuchten die Rittergräber und ein nicht weit davon gelegenes Lusthaus, von wo wir eine schöne Aussicht auf die Düna hatten; von dort nimmt sich auch die auf einem Berge liegende russische Kirche recht gut aus, obwohl sie ganz ebenso wie die unsrige (die russische Kirche in Rujen) gebaut ist, und noch obendrein die fünf Zwiebeln auf dem Dache grün angestrichen sind. Am Nachmittage besuchten wir Klauenstein, wo uns Frau v. Brümmer mit Tee bewirtete und von ihrem Balkon den Rückblick auf Bielsteinshof zu betrachten erlaubte. Wie wir von dort ins Dünatal hinabgesehen hatten, so schauten wir jetzt hinauf zu den hohen Ufern, die wirklich ganz wie gemauert aussehen. Am andern Tage gingen wir noch zur Grütershofschen Mühle und zum Schweizerhause, wo wir einen prächtigen Blick auf die Düna und den Wasserfall, den die Mühlstauung bildet, hatten. Wir gingen fünf Werst weiter die Düna hinauf, ließen uns nach Stabben übersetzen und besahen dort einen Tropfsteinfelsen. Vergebens hatten wir gehofft, daß uns der reiche Herr v. R. aufnehmen würde, aber er erlaubte uns nur, seine Tropfsteine, die wir schon einmal gesehen, nochmals zu betrachten. Wütend kehrten wir ihm den Rücken, entfernten uns rasch und fuhren auf der Düna nach Kokenhusen zurück. Am Nachmittage besahen wir uns noch einmal das Persetal und den Perse-Wasserfall, der uns leider, da der Wasserstand sehr niedrig war, nicht seine ganze Schönheit zeigte. Am Abend suchten wir ermüdet unser Lager auf. Schon um drei Uhr am andern Tage brachen wir aber aus dem schönen Kokenhusen auf und fuhren die Düna nach Lennewarden hinab. Ein starker Nebel nötigte uns, am kurischen Ufer anzulegen. Später aber, als er schwand, hatten wir eine entzückende Aussicht. Wir sahen Ascheraden und Römershof, die wunderschön liegen, und in Friedrichstadt legten wir an und besahen uns dieses scheußliche Judennest; das einzig Sehenswerte in diesem Schmutzkasten ist die Synagoge, in die uns ein Rabbiner führte. Es war der erste gebildete Jude, den ich gesehen; er sprach gutes, fließendes Deutsch und erkundigte sich, nach welchen Grammatiken in Birkenruh Hebräisch gelehrt werde, sprach über Martin Luthers Bibelübersetzung und zeigte uns die getreue Nachahmung des Originals

der fünf Bücher Mosis auf fünf Pergamentrollen. Am Abend kamen wir in Lennewarden an, schliefen dort die Nacht und gingen dann über die Lennewardensche und Sunzelsche Glashütte einen geraden Weg über Moräste, Wälder und Heuschläge nach Sunzel und von dort nach Siggund, wo uns Herr Bandau patent zu Mittag, zu Abend und zur Nacht aufnahm. Wir fraßen alle, was das Zeugs nur hielt. Am andern Tage, 16. August, legten wir die fünfzig Werst von Siggund nach Birkenruh zurück, wobei wir uns nur drei Stunden zum Mittagsessen nahmen. Steif, lahm, müde und außer Atem kamen wir abends in Birkenruh an, wo wir uns den Sonntag ausruhten und dann an die Arbeit gingen."

Ein andres Mal berichtete Ernst begeistert über eine Fußtour nach dem landschaftlich besonders schön gelegenen Ronneburg und der gewaltigen Ruine des Schlosses, das einst die Residenz der Erzbischöfe von Riga gewesen ist, und in demselben Brief schreibt er von einer Wanderung nach Wolmar zu einer Konfirmationsfeier des Pastors Ferdinand Walter, des spätern Generalsuperintendenten und Bischofs, des größten und einflußreichsten livländischen Predigers, auf dessen Stimme das ganze Land hörte. Der Einsegnungstag in der Kirche zu Wolmar war zu Walters Zeiten ein Vierteljahrhundert lang ein Festtag für die Stadt. „Seine Rednergabe ist wirklich hinreißend," schrieb Ernst seiner Mutter, „von der ganzen Predigt entging mir auch nicht ein Wörtchen, und, obgleich sie gar nicht kurz war, hätte ich ihm gern noch länger zugehört."

3. Beim Großvater Benjamin.

So schnell und leicht sich auch unser Ernst in die Birkenruher Welt hineingefunden hatte, von Klasse zu Klasse fast anstrengungslos aufgestiegen und Primus von Prima geworden war, ein Vorzugsschüler des alten Hollander, und so gern er von den Kameraden gesehen und überall dort an die Spitze gestellt wurde, wo es ein Wagnis gab: die glücklichsten Tage blühten ihm außerhalb der Schulmauern. Draußen vor dem Tore, auf dem Gütchen Blussen, lag ihm ein Stück Heimat, ein zweites Vaterhaus. Dort lebte seit seiner Emeritierung der alte Großvater Benjamin, in Bücher und Studien vergraben, in erschütternder Einsamkeit. Seine geliebte Frau war ihm gestorben, einen Verkehr mit der Nachbarstadt hatte er nicht; ihn umgaben nur seine beiden unverheirateten Töchter Lora und Lina, die das Hausregiment abwechselnd führten und sich in die Geschäfte des Tages teilten, für Kühe und Kälber, Pferde und Hunde und den Hühnerhof sorgten und die Kartoffeln vom Felde ernteten. Das einstöckige hölzerne Häuschen, das sie bewohnten, war klein, sehr klein, und die Windhose,

die viele Jahre nach des alten Benjamin Tode Blussen verheerte, hat es wie ein Kartenhaus umgeworfen; aber um so gemütlicher ging es bei rührend einfacher Hausordnung drinnen her. Abends, wenn die Schwestern nach fleißigem Tagwerk in ihrem Stübchen an einer Handarbeit oder über einem Buche saßen, trat hin und wieder der Vater ein, fragte nach der Lektüre, trank ein Glas Wasser und wanderte dann wieder zu seinen Büchern, wobei er oft, über seine geliebten Sanskrittexte oder eine hebräische Bibel gebeugt, allerlei Freudentöne hören ließ. Die Bedürfnislosigkeit eines langen Lebens war ihm auch im Alter geblieben: sogar die Pfeife wurde in den Winkel gestellt und nie mehr berührt. Morgens eine Tasse heißen Kaffees, tüchtig mit Sirup gerührt, wie sie ihm zuliebe nur Lina zu bereiten verstand, ein frugales Mittagsbrot, ein Spaziergang mit unbedecktem Haupt, nachmittags ein kurzer Schlaf auf hartem Fußboden, wobei die verschränkten Arme als Kopfkissen dienten, erfrischten immer noch die Kräfte, mochten auch die Altersgebrechen ihm hart zusetzen: das Gehör nahm ab, und die Augen drohten ihren Dienst zu versagen; die Phantasie aber war schon lange zur Ruhe gekommen.

In dieses entbehrende Alter brachte nun der Enkel mit seiner geistigen Anmut, seiner Fröhlichkeit und manchen Schelmereien freundlich wärmenden Sonnenschein. An jedem Sonntagmorgen nahm er querfeldein den Weg nach Blussen und war mit schnellen Schritten in einer halben Stunde am Ziel. Dann saßen Alter und Jugend beisammen, „wie ein beweglicher Traum gestern und heute" verbindend. Aus der Bibliothek wurden ein paar leichtere lateinische Schriftsteller hervorgeholt und gemeinsam gelesen; der Großvater schenkte ihm auch diese und jene gelehrte Klassikerausgabe, die Ernsts Kameraden imponierte, doch auch seine Überlegenheit in den alten Sprachen genügend erklärte. Die Tanten aber schleppten aus Küche und Garten das Beste für den ausgehungerten Magen herbei. Eine besondre Vorliebe glaubten sie im Neffen für die Leberwürste der Vorratskammer entdeckt zu haben; davon legten sie ihm immer wieder gehäufte Teller vor, so daß er selbst in spätern Jahren nicht einmal den Anblick dieses Genusses ertragen konnte.

Von den beiden freundlichen, liebenswürdigen Tanten gewann die ältere, Lora, auf ihren Neffen eine Bedeutung, deren er sich damals wohl nicht voll bewußt gewesen sein wird. Sie war eine Frau von starkem Verstande und tiefer Religiosität. Die entscheidende Wendung ihres Lebens hatte sie in ihren jungen Jahren in Schlesien erfahren, wo sie ihrer an den Katecheten Köppen zu Meffersdorf verheirateten jüngern Schwester Minna zur Seite gestanden und später Erzieherin im Hause des Regierungspräsidenten zu Liegnitz Grafen Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode gewesen war. Durch ihren

Schwager war sie in die Kreise der Altlutheraner eingeführt worden, die im noch unausgefochtenen Streit mit der Landeskirche und der Regierung lagen. In Köppens Hause lernte sie einen seiner besten Freunde, einen festen Bekenner des Altluthertums, kennen und lieben: Ludwig Feldner war wenige Jahre zuvor Prediger in Schreiberhau geworden, der erste im Hirschberger Tal, der das Evangelium im strenglutherischen Glauben verkündete, durch hohe Rednergabe, Verstand und Charakter einen starken Zulauf fand und vor den Verfolgungen des rationalistischen Breslauer Konsistoriums nicht nur von der einflußreichen, frommen Gräfin Friederike von Reden, sondern von dem Kronprinzen und dem König selbst geschützt wurde. Für Lora v. Bergmann war das Leben unter diesen schlesischen Altlutheranern, die, in Freudigkeit kämpfend, sich mit ihrem Glauben durchsetzten, eine besonders glückliche Zeit, mochte auch das Band zwischen ihr und dem geliebten Feldner erst viele Jahre später, nach des alten Benjamin Tode, zu innigerer Verknüpfung führen. Nach ihrer Rückkehr in die Heimat hat sich ihr Leben in Liebesdiensten für andre erschöpft. Als der Vater nach Blussen zog, folgte sie ihm. Wo aber auch sonst Hilfe und Rat nötig, wo Kranke zu pflegen, Arme zu versorgen waren, war sie stets mit liebevollem Herzen zur Stelle. Als in Birkenruh eine Scharlachepidemie ausbrach, ließ sie sich in der Anstalt nieder, saß an den Betten der Knaben und suchte ihnen durch allerlei Zeitvertreib über ihre Leiden hinwegzuhelfen. Aber da sie zugleich das Bedürfnis hatte, ihre Umgebung sittlich und religiös zu beherrschen, so wollte sie auch bis in die tiefsten Herzensfalten hineinblicken, um das Gute hervorzulocken, zu vertiefen und zu veredeln. Wen sie an sich zog, der stand bald unter dem Bann ihres starken Geistes und Willens. Den Einfluß dieser bedeutenden, sich ihm mit zärtlicher Liebe zuwendenden Frau hat ihr Neffe Ernst damals wie im spätern Leben in reichem Maß erfahren. Wenn sie auch durch ernste Mahnungen und gelegentliche Zurechtweisungen unbequem werden konnte: das Glück strenger, sich nicht schonender Pflichterfüllung hat *sie* ihm vorgehalten; *sie* hat ihm das Gefühl der Verantwortlichkeit und das Gewissen geschärft.

4. Die Befreiung.

Ernst v. Bergmanns Schullaufbahn fand einen verfrühten, damals viel besprochenen Abschluß: er wurde das Opfer des kameradschaftlichen Sinns, um dessentwillen seine Mitschüler ihm den Musterschüler und Günstling des Direktors verziehen.

Zu den schwachen Seiten des vortrefflichen, aber eigenwilligen Dr. Hollander, berichtet Julius Eckardt, gehörte eine mit Mißtrauen

gepaarte Abneigung gegen die seiner Anstalt benachbarte Stadt Wenden. Der kleine, harmlose von kaum dreitausend Menschen bewohnte Ort galt dem alten Burschenschafter wenn nicht für ein zweites Sodom und Gomorrha, so doch für einen Sitz törichter Vergnügungslust und unverbesserlicher Junkerhaftigkeit. Wo immer möglich, legte er nähern Beziehungen seiner Zöglinge zu dieser Stätte „gedankenloser Freude" Schranken an und verbot er selbst den sonst mit gewissen Privilegien ausgestatteten Primanern die Betretung des städtischen Weichbilds. Zu den nicht eben zahlreichen Ausnahmen, die von diesem Verbot gemacht wurden, zählte der Besuch zweier der drei Fastnachtsbälle, zu denen sich die adligen Familien der Nachbarschaft und die Honoratioren des Orts alljährlich zusammenfanden, und die für die Hauptereignisse des Winters galten. An den beiden ersten dieser unmittelbar aufeinander folgenden Veranstaltungen durften Primaner, die die unerläßliche Erlaubnis des Direktors eingeholt hatten, teilnehmen; der Besuch des dritten Balls aber war ein für allemal verboten, und er durfte niemals in Frage kommen. Das galt für das Jahr 1854 ebenso unbedingt, wie es für die vorausgegangenen neunundzwanzig Jahre gegolten hatte. Anno 1854 aber hatte es ein Ausnahmeereignis gegeben, das ein Recht auf eine Ausnahmebehandlung zu begründen schien. Der Bergmann eng befreundete Primaner August Albanus, gleich ihm Sohn und Enkel bekannter livländischer Pastoren, hatte zu einer der Töchter der Stadt eine ernsthafte Leidenschaft gefaßt und der Erkornen auf dem zweiten Ball ein Geständnis gemacht, das freundlich aufgenommen, wegen der Kürze der Zeit indessen ohne förmliche Antwort geblieben war. Auf sie monatelang zu warten ging über menschliches oder doch jugendliches Vermögen. Unser Albanus wandte sich an den oft bewährten Freund, der zugleich Tonangeber der Klasse war, und nicht vergeblich. Es wurde ausgemacht, daß man den dritten Ball heimlich besuchen werde: pour encourager les autres aber versprach Bergmann, an der gewagten Partie teilzunehmen. An dem entscheidenden Abend ging man wie gewöhnlich nach dem Gebet um neun Uhr zu Bett: eine halbe Stunde später aber erhoben sich die Verschworenen und hüpften zum Fenster hinaus, um unbemerkt den verbotenen Pfad zu betreten, in Wenden Toilette zu machen und alsbald nach Beendigung des Eingangswalzers auf den Kampfplatz zu treten. „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme": die beiden Liebenden wechselten ihre Schwüre — sie haben sich in der Folge geheiratet —, Bergmann und die andern Schicksalsgenossen tanzten bis an den lichten Morgen, lagen aber um die Stunde des Studienanfangs nichtsdestoweniger in ihren Betten.

Begreiflicherweise konnte der Vorfall kein Geheimnis bleiben, und in diesem Falle gab der russische Lehrer den Verräter ab. Hollander,

der in Fragen der Disziplin unerbittlich war, ließ den sonst von ihm ausgezeichneten „Kommentmacher" Bergmann zu sich kommen und den Hergang erzählen. Er bekam ein offenes Geständnis zu hören; trotzdem geriet er in seinen alten Fehler, eine unbezähmbare Heftigkeit, tobte und fluchte. „Ruhig wie ein Fels stand ich da, seiner Wut meinen Trotz entgegensetzend", berichtet Bergmann in einem unter dem frischen Eindruck der peinlichen Szene geschriebenen Briefe. Hollander stellte ihn, die Mitschuldigen und die ganze Prima vor die sofort berufene Lehrerkonferenz und erging sich nochmals in Schmähreden, die er in erster Reihe immer wieder an den Primus omnium richtete, der in diesen ersten hochgespannten Augenblicken seines Lebens durch die Ruhe, mit der er Anklagen und Vorwürfe über sich ergehen ließ, den alten erfahrenen Schulmann beschämte. Als aber die Konferenz aussprach, daß er und seine Kameraden Heuchler wären, da verteidigte er sich und die Freunde gegen diesen verletzenden Vorwurf mit der gesammelten Kraft seiner jugendlichen Redekunst und zwang die Korona seiner Lehrer, Hollander mit eingeschlossen, zu einer Korrektur ihres Urteils, so daß es nun hieß, sie wären nur Heuchler geschienen, wären aber keine. Auch noch einen andern Triumph errang er. Er war als Primus abgesetzt und ihm zum besondern Hohn durch den Ultimus ersetzt worden; nun aber träufelte der Korpsgeist der Primaner Balsam auf sein wundes Herz: sie erklärten samt und sonders, sie würden lieber die Anstalt verlassen, als ihn nicht auf seinem Primussitze sehen. „Nie werde ich ihnen vergessen, was sie an mir getan", schreibt er seinem Oheim Liborius Krüger, der ihm in den Jahren der Kindheit, als das Herz noch weich wie Wachs war und jeden Eindruck tief in sich dringen ließ, oft sein Führer, ja sein Ideal gewesen war. Die Konferenz gab nach: er blieb Primus, wurde aber auf drei Tage in den Karzer gesteckt. Hier, in dem kalten, feuchten Loch, „mutterseelenallein", empfand er Sehnsucht nach einem Menschen, dem er sein Herz ausschütten könnte, aber auch eine tiefe Empörung über die Härte und Lieblosigkeit, mit der man ihm begegnet war. Sein früh entwickeltes Selbstgefühl bäumte sich gegen diese Mißhandlung auf: ein eingefangener Hirsch, der sein Geweih an den Planken seines Geheges abstößt. „Statt lieblicher Mädchen umgeben mich jetzt Mäuse- und Ratten-Jüngferlein; statt goldner Kronleuchter hängen Spinngewebe auf mein Haupt hinab; statt schwerer seidner Gardinen zieren mein Fenster eiserne Gitter", klagte der kleine Weltmann seiner Schwester, die in Dorpat Pensionstöchterchen war. Er fragte sich: was hab ich denn verbrochen? „Wir hatten uns so prächtig amüsiert, Champagner getrunken, den uns der Kartellsche Krüdener vorgesetzt, wir kehrten vom zweiten Ball in der besten Laune zurück. Mit der brennendsten Sehnsucht im Herzen hielten wir um die Erlaubnis an,

auch den dritten Ball zu besuchen, bekamen aber einen abschlägigen Bescheid. Unsre Lust wurde nur noch größer, als eine junge allerliebste Dame uns auffordern ließ, nur ja den Ball mitzumachen, und dies alles war so herrlich schön! ... Ach! die Mädchen, die Mädchen, was hab ich ihnen getan, daß sie mich mit Fesseln banden, die härter sind als Eisen?" Die siebzehnjährige Jugend fand sich ohne Schuld und Fehle, vom Alter verkannt, und ihr Recht auf ein, wie sie meinte, gar bescheidenes Maß Freiheit kleinlich verkümmert.

Was von da ab unserm Helden vollends das Weiterleben in Birkenruh verleidete und seinem Ehrgefühl unerträglich machte, war, daß Hollander sehr unpädagogisch, statt über die abgetane Geschichte Gras wachsen zu lassen, sie ihm immer wieder vorhielt. Da bat er denn seinen Vater, er möchte ihn, obwohl er ein halbes Jahr vor der Reifeprüfung stand, aus der Anstalt nehmen: er wolle sein Glück wagen und das Examen schon vor Beginn des neuen Semesters in Dorpat zu bestehen suchen, und der gute Vater tat nach dem Wunsche seines Ernst, denn er setzte in ihn und seinen festen Willen wie immer volles Vertrauen. Hollander verletzte diese Absage schwer, doch war er gerecht genug, dem Abtrünnigen ein glänzendes Abgangszeugnis auszustellen, seine glücklichen Anlagen, den wissenschaftlichen Sinn und anhaltenden Fleiß zu rühmen, und daß er in allen Schulwissenschaften und ganz besonders in der Mathematik, in den alten Sprachen und in der Geschichte ausgezeichnete Fortschritte gemacht habe; er unterdrückte aber auch nicht das Bedauern, daß Ernst seinem frühern Vorsatze, die Anstalt länger zu besuchen, „um seine Schulbildung zu vollenden und ganz vorzüglich, um zu einem festern sittlichen Grunde zu gelangen", untreu geworden sei.

Polternd fiel die Tür hinter seiner Schulzeit zu. Nun war Dorpat die Losung. Aus dem Gefängnis in die Freiheit!



Dorpat 1854–1864

1. Die Wahl des Studiums.

Als der berühmteste Zögling der baltischen Landesuniversität, der große Embryologe Karl Ernst v. Baer, von Estland her seinen Weg zum erstenmal nach Dorpat nahm und die Stadt mit ihrer imposanten Domruine im Sonnenglanz vor seinen Augen liegen sah, schien ihm, als wenn von dort aus das Licht über das Land ausstrahlte, wie auf Correggios Christusbild. Nicht anders mag fast ein halbes Jahrhundert später der siebzehnjährige Ernst v. Bergmann empfunden haben, als er, das Herz von Hoffnungen geschwellt, an einem heißen Sommertage zur Seite des Vaters, der in keiner kritischen Lage von ihm wich, im Rujenschen Pastoratsgespann in die Embachstadt einzog.

Die Birkenruher Schlußdisharmonie hatte ihm noch alle die vier Wochen, die, seit er die Schulfesseln abgestreift, vergangen waren, in den Ohren geklungen: die Zeit aber war fleißig ausgenutzt worden, alte und junge Schulweisheit aufzufrischen, um das „Rezeptionsexamen" in die Universität mit Anstand überwinden zu können. Wer nicht vorzog, die Reifeprüfung an einem Gymnasium zu versuchen, der konnte es vor einem Examinationskomitee wagen, das unter dem Vorsitz des Universitätsrektors aus Professoren und Gymnasialoberlehrern gebildet war. Bergmann wählte den zweiten Weg. Während sein sich sorgender Vater in kaum zu verbergender Unruhe dem Ausfall entgegensah und sich über den Gang der Prüfung fortlaufend berichten ließ, saß sein Ernst gutes Muts seinen Examinatoren gegenüber und beantwortete kaltblütig Frage auf Frage. Das Ergebnis war überraschend gut: seine Kenntnisse in den alten Sprachen hatten selbst dem Rektor Dr. Haffner, der ein ausgezeichneter Lateiner war, ein freundliches Lächeln auf die starren Mienen gezaubert, und ebenso gut hatte er im Russischen, das sonst das Kreuz eines jeden Prüflings war, bestanden. Tags darauf, am 28. Juli 1854, wurde er als Student immatrikuliert: der Rektor hielt eine Ansprache, und jeder Musensohn gelobte ihm mit Handschlag, die Gesetze der Universität hochzuhalten.

Der Pastor zu Rujen hatte lange gehofft, daß sein ältester Sohn Theologie studieren und einst ein bedeutender Kanzelredner werden würde, und die Rujenschen Bauern hätten sich über einen mit solch

kräftiger Stimme begabten Nachfolger der Bergmanns nur gefreut. Wie enttäuscht aber war der Vater, als sein Ernst von dergleichen Plänen nichts wissen wollte! Was dieser ihm nicht gestehen mochte, vertraute er viele Jahre später der Mutter an: er hätte schon deswegen nicht Theologe werden können, weil er nicht sicher gewesen, ob er sich, wie ein Prediger müsse, jeden Augenblick hätte im Zaum halten können. Aber auch zu einem andern Beruf fehlte eine ausgesprochene Neigung. Seine rühmlichen Sprachkenntnisse schienen ihn zum Philologen zu bestimmen: er hat in der Tat in Birkenruh daran gedacht, zunächst ein Jahr lang Philologie zu studieren und sich dann erst für den Lebensberuf zu entscheiden. Aber auch schon damals war von dem medizinischen Studium die Rede, und ein ihm in den letzten Schulferien in die Hände gefallenes Buch aus seines Vaters Bibliothek, Samuel Warrens „Mitteilungen aus dem Tagebuche eines Arztes", die über dessen mühevolles Aufstreben, seine Entbehrungen und fehlgeschlagenen Hoffnungen bis zum endlichen Gelingen in einer Reihe von Krankengeschichten berichten, mehr mit dem täuschenden Scheine der Wahrheit bekleidete Dichtungen als Wahrheit selbst, scheint diese Absicht weiter angefacht zu haben. Über alle Pläne und Zweifel entschied eine bereits im Jahre 1849 von dem Minister der Volksaufklärung Grafen Uwarow erlassene, übrigens durch nichts gerechtfertigte Anordnung, die die Zahl der Studierenden auf dreihundert beschränkte. Auch als der Generalgouverneur der Ostseeprovinzen Fürst Suworow, ein ehemaliger Göttinger Korpsbursch, den Kaiser Nikolaus auf die beklagenswerten Folgen dieser Maßregel hinwies, befahl der Monarch nur zu Gunsten der Theologie- und Medizin-Studierenden eine Ausnahme. Als sich Bergmann daher bei der historisch-philologischen Fakultät einschreiben lassen wollte, wies man ihn zurück, da die vorgeschriebene Zahl der Studierenden bereits erreicht sei. Wollte er überhaupt Student werden, so war er gezwungen, Medizin zu studieren, und er ließ sich zwingen. So ist er denn wie im Traum Mediziner geworden. Die Erlaubnis seines Vaters zu dem diesem höchst unsympathischen Beruf erhielt er aber nur gegen das Versprechen, er würde seine ganze Kraft dran setzen, ein tüchtiger Arzt zu werden.

Die anatomischen Anstalten, die er in den ersten Tagen besuchte, erfüllten ihn mit Ekel und Grauen, die erste Operation sah er mit Angst und Verzweiflung an, so daß er die Wahl bald als einen Irrtum erkannte und ihn gut machen und umsatteln wollte, aber die Empfindung, daß er damit gegen seinen Vater ein Unrecht beginge, bestimmte ihn, auszuharren und durch Arbeit und mühsame Anstrengung die mangelnde Neigung zu ersetzen. Und dies war der rechte Weg zu seinem Glück. Bergmanns Lebenslauf beweist, daß auch ein mit

der besten geistigen Kraft ausgerüsteter Mann infolge äußerer Umstände in einen Beruf geraten kann, der ihm anfangs nicht bestimmt vorgeschwebt hat. Daher seine Äußerung, er gehöre nicht zu denen, die schieben, habe sich vielmehr schieben lassen. Wir zweifeln nicht, daß er auch als Generalsuperintendent, Botschafter und Militär ebenso bedeutend geworden wäre, wie er es als Chirurg gewesen ist. In seinem Alter bemerkte er gelegentlich, er würde, käme er nochmals in die Lage, sich ein Studium zu wählen, am liebsten Geolog werden.

2. Die Stadt Dorpat.

Von jenem Immatrikulationstage an war Ernst v. Bergmanns Leben länger als zwanzig Jahre eng mit Dorpat verkettet. Als er Student wurde, hatte es vierzehntausend Einwohner und war in fortschreitender Entwicklung begriffen. Man sah es dieser nach Lage und Vergangenheit poetischen Stadt, wie sie Viktor Hehn, der in ihr geboren ist, nennt, nicht an, wieviel verheerende Stürme über sie hinweggegangen waren. Dorpat ist eine der ältesten Städte des Landes. Von den Ufern des Embachs singt schon die estnische Sage, daß sie der Wonnesitz der ersten Menschen gewesen seien, wo der Gott des Gesanges Wannemuine seine herzergreifenden Lieder gesungen, die die Steine erweichten und die Tiere bezauberten, so daß die Fische im Embach ihre Köpfe aus dem Wasser hoben, um dem Gesange zu lauschen. Aber wie schnell zerstob die Herrlichkeit der Sagenwelt und des auf dem Domberge thronenden Parnasses nordischer Götter vor der rauhen Wirklichkeit, dem Schwert des Eroberers! Im ersten Drittel des elften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung fielen aus dem Osten die Russen unter dem Großfürsten Jaroslaw dem Ersten ins Land, besiegten die Esten und bauten eine Feste Jurjew, die aber nur kurze Zeit bestanden hat, bis die Esten sie zerstörten und in einen Aschenhaufen verwandelten. Seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts sind die deutschen Einwanderer die Herren im Lande. Nun erst wurde das Land christlich, und als Mittelpunkt eines sich immer mächtiger ausbreitenden Bistums wurde Dorpat erbaut. Auf dem einstigen Olymp der estnischen Götterwelt erstand die herrlichste Kirche des Landes, der den heiligen Petrus und Paulus geweihte mächtige Dom, dessen Türme sich hoch zum Himmel erhoben. Jetzt wurde Dorpat, durch den Handel, der zwischen Ost und West vermittelte, emporgebracht, eine reiche, stolze Stadt, die dem Hansebunde angehörte. Um sie herum aber schloß sich ein Kranz von Burgen, Schlössern und Ortschaften, von denen bei friedlichem Lauf der Dinge das Land der Esten auch ohne eine Einwanderung des deutschen Bauers hätte germanisiert werden können. Da drinnen aber herrschte

Lebenslust, „Kolonialleben in einem fernen Lande, das, an sich barbarisch und klimatisch roh, die Menschen lehrte, sich wohltätig zu wärmen, sich weich zu betten, sich künstlich zu steigern". Was aber ein Geschlecht nach dem andern geschaffen hatte, ging in den Kriegen der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durch Russen und Polen zugrunde. Wiederholt wurde Dorpat gebrandschatzt und zerstört; den stolzen Dom legte eine Feuersbrunst in Trümmer. Erst als die Schweden ins Land kamen, und Gustav Adolf selbst im Herbst 1625 in Dorpat erschien, begann eine Zeit des Aufschwungs. Wenn sie nur von Dauer gewesen wäre! Aber immer wieder traten Rückschläge ein, die, was der zähe deutsche Fleiß der Bewohner aufbaute, ohne Schonung vernichteten.

In den Drangsalen des Nordischen Krieges endete die Stiftung des großen Schwedenkönigs, die Universität Dorpat, ihr kurzes Leben. Als Peter der Große seine Herrschaft in Livland aufrichtete, ließ er die Dorpater Festungswerke zerstören und die Einwohner in das Innere Rußlands verschleppen. Die Prediger mußten von der Kanzel den Befehl verkündigen, daß sie binnen acht Tagen ihre Häuser zu verkaufen und sich zum Abzuge bereit zu halten hätten. Des Jammerns und Weinens war kein Ende. Um einen Spottpreis wurden sie ihre Habe los, dann gingen sie zum Abendmahl, nahmen von der Stadt und der Kirche herzzerreißenden Abschied, und bei grimmiger Kälte — es war ein Februartag 1708 — mußten sie alle fort: Junge und Alte, Reiche und Arme, Gesunde und Kranke, selbst Sterbende. Ein Mitleid kannte der Eroberer nicht. Hinter dem Rücken der Abziehenden aber wurden die Häuser in Asche gelegt. Es mußte so manches Jahr über das Land gehen, bis ein Teil der Exulanten die Erlaubnis zur Rückkehr erhielt, an die Trümmerstätte, die einst ihre Vaterstadt gewesen war. Wiederum wurde rastlos gebaut und geschafft, und aus bitterer Armut erhob sich abermals neues Leben. Ein Geschlecht reichte dem folgenden die Hand, bis die große Feuersbrunst von 1775 den mühsam erworbenen Wohlstand vernichtete, und Dorpat wieder eine bettelarme Stadt war. Da aber hat es lange gewährt, bis aus der Asche ein neues Dorpat erstand, und die mit Unterstützung der Kaiserin Katharina erbaute steinerne Brücke über den Embach ihren Bogen schlug mit der stolzen Inschrift: Hemme hier, Strom, den Lauf, Katharina die Zweite gebietet es dir. — Erst die neue Universität, die bereits Peter der Große, dieser von Widersprüchen zerrissene Geist, dem Lande verheißen, aber erst Alexander der Erste im Jahre 1802 ins Leben gerufen hatte, „zum allgemeinen Besten des Russischen Reichs, besonders aber für die Gouvernements Liv-, Est- und Kurland", hat Dorpat wieder in die Höhe gehoben und ihm eine Bedeutung verliehen, die es vorher nicht gehabt hat.

„Dorpat an dem Embachstrande ist die schönste Stadt im Lande", sagte man bei uns in Livland, und wir, die wir da glückliche Jugendjahre verlebt haben, sind nicht weniger stolz auf sie, als die Schwaben auf ihr Tübingen, und wer je in Jena oder Heidelberg studiert hat, auf diese alten herrlichen Städte. Mit Ungeduld haben wir, wenn uns die letzten auf den Bänken der Prima verbrachten Wochen besonders träge und langsam hinkrochen, des Tages geharrt, da der Postwagen vorfahren und uns an das Ziel der Sehnsucht bringen würde, und wer ist jemals enttäuscht worden, wenn er endlich die halb über Anhöhen halb im Tal hingelagerte Stadt vor sich sah? Der erste Gang führte ihn durch ihre stillen Straßen mit lauter schlichten Wohnhäusern, die kein Palladio erbaut hat, über den breiten Marktplatz, der, sich vom Rathause zum Embach und der steinernen Brücke hinziehend, einen imposanten Eindruck machte, zu den Anlagen des Doms, die, mochten sie in erster Frühlingsblüte stehen, und im Gebüsch die Nachtigallen singen, oder mochten sie ihr Winterkleid tragen, uns immer schön und anmutig erschienen. Wer ein Auge für freundliche Landschaftsbilder hatte, hier fand er lauschige Winkel, unter alten Bäumen verborgene Häuser, die Romantik des „wilden Doms" und freute sich der vielen Blicke auf die zu Füßen liegende liebliche Musenstadt.

Unzählige Erinnerungen an Dorpat haben sich jedem einer Korporation angehörigen Studenten fest ins Gedächtnis gegraben: der erste erwartungsvolle Blick in die Stadt, die ihn nun auf Jahre aufnahm, die erste Fahrt in die Umgebung, nach Techelfer und Novum, wo im Winter, nach Mollatz, wo im Sommer kommersiert wurde, die erste Paukerei, der wichtige Tag, da man zum erstenmal im Farbenschmuck durch die Stadt stolzierte. An romantischem Zauber überstrahlte sie aber alle die Feier der Walpurgisnacht, die wir — allerdings erst in den Tagen größerer Bewegungsfreiheit — am Abhange der Domruine begingen. Wenn die einzelnen Korporationen aufzogen, die Rigenser unter den Klängen eines der vielen Lieder ihres früh und tragisch ums Leben gekommenen Landsmanns Grindel, die Livländer mit Vorliebe unter dem Gesange des alten schönen Goethischen Liedes „Wenn die Reben wieder blühen, rühret sich der Wein im Fasse", wenn um Mitternacht der auf dem Rasenplatz aufgehäufte Holzstapel in Feuer gesetzt wurde, die zum Himmel emporlodernden Flammen das stolze Gemäuer der Ruine mit grellem Schein beleuchteten, und Emanuel Geibels unverwüstliches Mailied aus viel hundert Kehlen erklang, dann, ja dann ging ein Ruck durch die jungen, begeisterungstrunkenen Seelen: wer könnte das je vergessen?

Das alles ist freilich, seitdem die deutsche Universität Dorpat tot und begraben ist, anders, ganz anders geworden. Auch die Stadt Dorpat trägt nicht mehr das Gepräge von Anno dazumal. „Das Haus ist zerfallen..."

3. Die Universität.

Als Ernst v. Bergmann auf die Universität kam, lag das erste halbe Jahrhundert ihres Bestehens hinter ihr. Noch war die alte Generation, die die Heroenzeit ihrer Stiftung und ihres ersten Ausbaus miterlebt hatte, nicht ganz ausgestorben. Mit Stolz erzählten dem jungen Studenten Zeugen jener Tage, wie unvergänglich sich ihren Herzen der herrliche Maitag 1804 eingeprägt hätte, da unter dem Jubel der Studenten, Professoren und Bürger Kaiser Alexander über die steinerne Brücke in die Stadt eingezogen und am Arm des Rektors Parrot zwischen den alten Ruinen und den jungen Gartenanlagen des Dombergs lustwandelt wäre. Solange der kaiserliche Stifter lebte, hatten die Universität und die Studentenschaft gute, glückliche Tage: er gab den Ton an, daß die akademische Jugend in ihrem fröhlichen Treiben geschützt und nicht eingeschränkt werden dürfe, daß Vergehungen mit Nachsicht zu behandeln und vor einen besondern Richterstuhl zu bringen wären. Als in Deutschland die Ermordung Kotzebues durch den Jenaer Burschenschafter Sand zu den verhängnisvollsten Folgen für die studierende Jugend führte, fehlte es auch nicht an Ratgebern, die den Kaiser Alexander zu Gewaltmaßregeln gegen die Dorpater Studentenschaft zu bewegen suchten: er begnügte sich indessen damit, die Eltern der in Jena, Heidelberg, Gießen und Würzburg, den Städten, die wegen ihrer angeblich demagogischen Umtriebe am verrufensten waren, studierenden Söhne vertraulich zu deren Rückberufung auffordern zu lassen.

An die Spitze der Universität und des Liv-, Est- und Kurland wie einen Teil von Finnland umfassenden Lehrbezirks stellte der Kaiser einen Mann, dessen Name in der deutschen Literatur einen guten Klang hat: Friedrich Maximilian Klinger. Ihm hat sein Jugendfreund Goethe das schöne Wort nachgerufen, er wäre ein treuer, fester Kerl gewesen wie kein andrer. Aber als Klinger das Dorpater Amt übernahm, lagen die Zeiten von „Sturm und Drang“ weit hinter ihm: er war ein steifer alter General geworden von rauher Strenge, mürrisch und wortkarg. Die Gabe der Leutseligkeit war ihm versagt. Die Dorpater Studenten wollte er eigentlich gegen den kaiserlichen Willen unter militärischen Drill zwingen, wie er vorher und nachher seine Kadetten und Pagen gegängelt hat. Er war auch ohne rechten Einfluß, blieb in dem Lande seiner Wahl ein Fremdling ohne Anhang, war durch widrige Erfahrungen verstimmt und ließ seine üble Laune allzusehr fühlen. Aber man wird sich hüten müssen, seine Verdienste zu verkennen. In den vierzehn Jahren seines Kuratoramts, 1803—1817, hat die Universität Dorpat die festen Grundlagen ihrer Entwicklung erhalten, und, mag der Einfluß des dem Kaiser Alexander

eng befreundeten Rektors, des Physikers Parrot, des einstigen Mitschülers des großen Cuvier auf der Hohen Karls-Schule, nicht hoch genug anzuschlagen sein: Parrot selbst hat Klinger eine gute Zensur erteilt, und es ist nicht zu bestreiten, daß er in einer für die Universität sehr verdrießlichen Angelegenheit ihre Ehre durch sein strammes Auftreten wiederhergestellt hat.

Allerdings tritt vor seinem Nachfolger, dem liebenswürdigen und frommen Hofmann, dem General und spätern Minister der Volksaufklärung Fürst Karl Lieven, der spröde und schwerfällige, auch kleinliche Klinger in den Hintergrund. Unter Lieven, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger die allerbesten Beziehungen zum Kaiserhof und immer nur große Ziele im Auge hatte, hat die Universität Dorpat eine ihrer Glanzzeiten erlebt, die durch die Berufung ungewöhnlich tüchtiger akademischer Lehrer und die Erhöhung ihres Etats auf beinahe das Dreifache des Betrages gekennzeichnet war. Lieven hatte aber auch das Glück, zu seinem nächsten Mitarbeiter einen der bedeutendsten Gelehrten zu haben, die jemals in Dorpat doziert haben: den Professor der russischen Geschichte, dann des Staats- und Völkerrechts Gustav Ewers, gleich hervorragend als Forscher wie als akademischer Lehrer und Administrator. Er ist zwölf Jahre hintereinander Rektor der Universität gewesen; als er zum dreizehnten Mal dazu gewählt wurde, lag er auf dem Sterbebett. Ewers, der Sohn eines westfälischen Bauers — als Kind hatte er die Gänse seines Vaters gehütet — war ein Mann großer Ideen, sprühenden Geistes und von einer ungewöhnlichen Tatkraft. Vergeblich hat sich die junge Universität Berlin bei ihrem ersten Ausbau bemüht, ihn für sich zu gewinnen. „Es müßte die ganze Universität begraben werden, wenn sein Andenken erlöschen sollte, denn es ist nichts an ihr, was nicht während seines zwölfjährigen Rektorats seine wohltätige Wirksamkeit erfahren hätte und dadurch zu höherer Vollkommenheit erhoben worden wäre“, hieß es von ihm in der Rede, die Professor Sartorius an seinem Sarge hielt. Auf Ewers und Lieven geht der wissenschaftliche und sittliche Geist zurück, der seitdem die Stiftung Alexanders des Ersten beherrschte.

Für Dorpat war es ein schweres Unglück, daß Ewers früh starb, und Lieven bald darauf aus dem Ministeramt schied, denn seitdem verlor die Russische Regierung das Interesse an der Fortentwicklung der deutschen Universität auf ihren bisherigen Fundamenten. Minister wurde der Geheimrat Sergei Uwarow, ein klassisch gebildeter, ja grundgelehrter Mann, liebenswürdig und berückend fein in den Formen, ein Freund Goethes, dem er einen tiefempfundenen Nachruf gehalten hat, und doch trat gerade er zuerst mit dem Programm der Russifizierung des Schulwesens in den Ostseeprovinzen und mit der

Forderung hervor, daß die Universität Dorpat in ihrer Organisation den russischen Hochschulen anzugliedern wäre. Ja, er sprach unverhohlen aus, Dorpat verdiene nur in dem Grade Aufmunterung, als es, wie es vorher die Brücke gewesen, die Rußland mit Deutschland und seiner Intelligenz in Verbindung gehalten, fortan in umgekehrter Richtung sich dazu eignen werde, ein Stapelplatz russischer Bildung für Deutschland zu sein. Man darf nicht daran zweifeln, daß Uwarow alle seine Vorschläge der Gesinnung des Kaisers anpaßte, der seit dem Siege der Julirevolution in unaufhörlicher Furcht vor der Überflutung seines Reichs mit den umstürzlerischen Ideen Westeuropas lebte und seit dem polnischen Aufstande immer ungeduldiger das Aufgehen der dem russischen Zepter unterworfenen Volksstämme in das Russentum erzwingen wollte. So wurde auch den baltischen Deutschen immer wieder zu verstehen gegeben, daß es nun an der Zeit wäre, ihr Deutschtum aufzugeben und das Russentum anzunehmen.

Das gefügige, aber plumpe Werkzeug bei der Ausführung der vom Kaiser anstandslos gebilligten Maßnahmen fand der Minister in einem ungebildeten Militär sehr einfacher finnischer Herkunft, der sich in den napoleonischen Kriegen unter Einsatz seiner Knochen vom Junker zum General der Kaiserlichen Garde aufgedient hatte, und der nun „vom Sattel weg" zur Leitung einer deutschen Hochschule befohlen wurde: Der Generalleutnant, spätere General der Infanterie Gustav v. Craffström war ein Mann des absoluten militärischen Gehorsams und der strengen Disziplin, seine Schulbildung so gering, daß er außerstande war, auch nur wenige Zeilen ohne grobe Schnitzer niederzuschreiben. Er war nur Soldat. Eine kurze Unterredung genügte, dahinter zu kommen, wes Geistes Kind er war. Der berühmte Chirurg Pirogow, der erste russische Gelehrte von Bedeutung, den die Universität Dorpat berief, übertreibt gewiß nicht, wenn er uns von Craffströms „Weltanschauung" berichtet; danach gab es nämlich drei Arten von Wissenschaften: eine bis zu einem gewissen Grade nützliche, eine schädliche, die, wenn man sie nicht genügend im Zaum halte, unter Umständen sogar sehr schädlich werden könne, und endlich eine brauchbare und zum Zeitvertreib und Vergnügen bemittelter Leute sogar notwendige! Im übrigen dachte Pirogow von dem ihm vorgesetzten Kurator nicht ganz so schlecht, wie ihn die vielen in Professoren- wie Studentenkreisen in Umlauf gesetzten Anekdoten charakterisieren. Aber seitdem Craffström Pirogow dem Strafrichter übergeben wollte, weil er einen im Duell verwundeten Studenten behandelt hatte, verachtete er ihn und grüßte ihn nicht mehr auf der Straße.

Alle die schlimmen Maßnahmen, die seit Craffströms Ernennung zum Kurator im Jahre 1835 einander folgten, die Lehr- und Hörfreiheit empfindlich beschränkten und Professoren wie Studenten unter

den Korporalstock zwangen, wirkten mit um so unheimlicherer Gewalt, je überraschender sie die Universität trafen, die über die Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit niemals gehört wurde, hatte sie doch auch nicht verschuldet, was das bedauerliche Vorgehen gegen sie hätte begründen können. Daß sie ihrer Überlieferung treu bleiben wollte, wer durfte ihr dies verargen? Stand sie doch nicht im Gegensatz zu dem Willen und den Absichten des kaiserlichen Stifters. Ein Glück war noch, daß sich die Anordnungen von Minister und Kurator nicht so schnell verwirklichen ließen, wie Uwarow dem Kaiser in sichere Aussicht gestellt hatte. Aber wie ernst die Absichten waren, bewies die Maßregelung einiger der angesehensten und beliebtesten akademischen Lehrer im Jahre 1842.

Bei Anwesenheit des Fürsten Wolkonski in Dorpat, dem der Kaiser befohlen hatte, die Wirkungen der ministeriellen Anordnungen in den Ostseeprovinzen zu erforschen und sich über den Grund oder Ungrund der erhobenen Beschwerden zu unterrichten, überreichte der Landrat Baron Bruiningk dem Fürsten eine auf seine Veranlassung von dem Professor der praktischen Theologie Dr. Ulmann ausgearbeitete Denkschrift über die Eingriffe des Ministers in das Universitätsstatut und das Unterrichtswesen der Ostseeprovinzen. Durch diese die Rechte und den deutschen Charakter der Universität den Tendenzen des Ministeriums gegenüber sachlich verteidigende Denkschrift, die in die Hände Uwarows fiel, verscherzte der im ganzen Lande als Patriot und rechtlicher Mann hochangesehene Verfasser die Gunst des Ministers, und die Gelegenheit, ihn seine Macht fühlen zu lassen, kam nur zu bald. Ulmann war drei Jahre hintereinander zum Rektor gewählt worden, war aber in der Mitte des dritten Jahres wegen Krankheit vom Amt zurückgetreten, und das Rektorat auf den Physiologen Volkmann übergegangen. Die Studenten wollten nun ihrem inzwischen genesenen durch die Einführung der Ehrengerichte besonders verdienten frühern Rektor Ulmann ihre Dankbarkeit beweisen und ihm als Ehrengeschenk einen silbernen Pokal überreichen. Nach der Übergabe wurde dem Gefeierten mit Erlaubnis des Rektors ein Ständchen gebracht, wobei das alte herzhafte Lied Ernst Moritz Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland?" gesungen wurde. Ulmann trat hierauf vor die Versammelten, dankte „mit deutschem Wort, weil es aus deutschem treuem Herzen kommt", und mahnte sie: „Bewahrt Euch dieses treue deutsche Herz, Ihr mögt gegenüberstehen, wem immer Ihr wollt, Ihr mögt eine Sprache sprechen, welche immer Ihr wollt, bewahrt es Euch, treu Gott und Eurem Glauben, treu dem Kaiser, treu dem Vaterlande."

Zeuge dieses Vorgangs war der dicht neben Ulmann wohnende Vizekurator Oberst v. Schöningk, der sofort nach Petersburg reiste,

um dem Minister den Vorgang in völlig entstellter Form zu berichten, als wenn der Professor im Gegensatz zum Russentum dem freien deutschen Burschentum ein Vivat gebracht habe. Die Folgen dieser Denunziation ließen nicht lange auf sich warten. Um den Schein eines Rechtsverfahrens zu wahren, wurden zunächst schriftliche Fragen von Petersburg aus Ulmann, Volkmann und den beteiligten Studenten zur schleunigen Beantwortung vorgelegt. Wenige Tage darauf war der kaiserliche Befehl da, den Crafftström dem Universitätskonseil (der Versammlung sämtlicher Professoren) in Person eröffnete.

Man hatte eine gesetzliche Bestimmung ausfindig gemacht, wonach Darbringungen Untergebener an Vorgesetzte unzulässig waren, aber sie paßte auf diesen Fall ganz und gar nicht, da Ulmann nicht mehr Rektor war, und Studenten keine Untergebenen des Rektors sind. Ungeachtet dessen ergingen die härtesten Strafen: Volkmann wurde als Rektor abgesetzt, Ulmann aus seinem Amt und aus der Stadt gewiesen und zwar, obwohl er erst kürzlich eine Lungenentzündung überstanden hatte, noch an demselben Abend bei abscheulichem Schneetreiben; der Dekan der Juristenfakultät Bunge, der stille, unermüdlich fleißige Gelehrte, der Begründer der wissenschaftlichen Behandlung des baltischen Provinzialrechts, wurde nach Kasan versetzt, weil er auf das Ungesetzliche des Vorgangs nicht aufmerksam gemacht habe. Zwei andre hervorragende Professoren schieden freiwillig aus dem Amt: Karl Otto v. Madai, der Pandektist, wegen seines durch diese Vorfälle tief verletzten Rechtsgefühls, denn die Rechtswissenschaft, so äußerte er sich in seinen Abschiedsworten zu seinen Zuhörern, darf dem Juristen nicht bloß eine Wissenschaft des Verstandes sein, sein ganzes inneres Sein soll sie erfüllen, und der Philologe Ludwig Preller, weil ihm die Voraussetzung einer gesicherten Lebensstellung erschüttert schien.

Noch schlimmere Erfahrungen machte Dorpat in den folgenden Jahren, obwohl der Minister Uwarow noch im Mai 1848 bei einem Besuche der Embachstadt die vollkommene Zufriedenheit des Kaisers mit der Universität, dem an ihr herrschenden Geist ernster wissenschaftlicher Studien und bewährter Gesinnung ausgesprochen und besonders gerühmt hatte, daß die Burschenschafter, die stürmischen Studentenversammlungen und blutigen Zweikämpfe und mit ihnen die bunten Mützen, die Bärte, die Kanonenstiefel und andre Attribute des Burschentums, „diese betrübende und unsinnige Nachahmung germanischer Vorbilder“, verschwunden wären. Und doch trafen die Universität fast unmittelbar darauf, freilich erst nach Uwarows Rücktritt vom Amt, die schwersten Schläge. Die Zahl der Studierenden wurde damals auf dreihundert beschränkt, einzelne Vorlesungen wie die

über das allgemeine Staatsrecht durften als verfänglich nicht mehr gehalten werden, und der Universität wurde ein ein halbes Jahrhundert lang ausgeübtes Recht, das der Rektorwahl, genommen. Die Regierung selbst setzte den Rektor ein, dessen vornehmste Aufgabe von nun ab war, über den Geist der Vorlesungen und die Gesinnungen, die sich in ihnen aussprachen, zu wachen. Jeder Professor hatte vor Beginn des Semesters dem Rektor ein ausführliches Programm seiner Vorträge zu unterbreiten und die Lehrbücher anzugeben, die er ihnen zugrunde legen wollte, der Rektor aber war verpflichtet, die Vorlesungen immerfort zu besuchen und darauf zu achten, daß sich die Dozierenden keinerlei Abweichungen vom Programm zu Schulden kommen ließen. Er hatte auch das Recht, jedem Professor jederzeit das Manuskript der Vorlesungen abzufordern oder sich von den Studenten die Kollegienhefte geben zu lassen. Eine geheime Anweisung an den Rektor und die Dekane begründete die Einschärfung dieser Verpflichtungen mit der allgemeinen politischen Lage und „den im Westen Europas herrschenden politischen Ideen“, und doch hat gerade Dorpat, solange es eine deutsche Universität war, sich jeder politischen Betätigung ferngehalten. Dem Professor der Rechte Osenbrüggen, den die Regierung im Jahre 1850 aus Rußland verwies, und Viktor Hehn, den sie aus einer glücklichen und erfolgreichen Lehrtätigkeit herausriß, peinlichen Verhören unterwarf, in die Kasematten der Peter-Pauls-Festung sperrte und ins Exil nach Tula schickte, konnte sie allenfalls nachweisen, daß sie mit der für die deutsche Erhebung und deren Führer schwärmenden Baronin Bruiningk im Briefwechsel gestanden, nicht aber, daß die Briefe irgendeinen dem Staate feindlichen Inhalt gehabt hatten. Immerhin gab diese berühmte Affäre zu dem Befehl Anlaß, daß die Berufung ausländischer Professoren hinfort vermieden werden sollte.

Sieben Jahre lang, vom Januar 1851 bis zum Dezember 1857, stand die Universität unter dem ihr von der Regierung aufgezwungenen Rektor, dem Dr. Eduard Haffner. Kein Zweifel: er war ein ehrenwerter Mann, der das Beste wollte, hatte er sich doch als langjähriger Gymnasialdirektor in Dorpat und Riga den Ruf eines vortrefflichen Pädagogen erworben, der ein Herz für die Jugend hatte. Aber seiner neuen Stellung war er nicht gewachsen. Seine Unfreiheit dem Kurator gegenüber, sein ängstliches Festhalten an papiernen Vorschriften, seine gespreizte Weitläufigkeit und Pedanterie Professoren und Studenten gegenüber brachten ihn um jede Autorität.

Aber diese Zeit des schwer lastenden Drucks und des unaufhörlichen Kampfes um die Erhaltung geschichtlicher Überlieferungen hat, soviel Unerquickliches sie auch brachte, die Kämpfer, Professoren wie Studenten, niemals entmutigt. Keine noch so einschnürende An-

ordnung konnte den wissenschaftlichen Geist, der in Dorpat herrschte, unterbinden. Gerade in die Craffströmschen Jahre fällt die Berufung ausgezeichneter Lehrkräfte, die dem Lande selbst entstammten. Wissenschaftliche Übung und Mitteilung gingen Hand in Hand, der gesellige Verkehr der akademischen Kreise untereinander war von anheimelnder Regsamkeit. Mochte es auch wie in jeder kleinen Universitätsstadt gelegentliche Verstimmungen und Reibungen geben: im allgemeinen war der Ton auf wohltuende Kollegialität gestimmt. Die Professoren konnten freilich keine Seide spinnen, waren aber auskömmlich gestellt; sie lehrten mit Lust und Liebe und fanden in dem Fleiß und Eifer der Studierenden Anregung und Lohn. Wer aber Dorpat verließ, bewahrte ihm ein dankbares Andenken. „Glauben Sie mir", schrieb Madai nach seiner schmerzlich empfundenen Trennung einem Dorpater Freunde, „mir wird ganz weh ums Herz, wenn ich der vielen trefflichen Menschen gedenke, die ich verlassen habe; mir ists dann so, als ob es auf dem ganzen weiten Erdball kein gleiches Fleckchen gäbe, wie unsre Provinzen. Und ists denn nicht so? Entwickeln die dortigen eigentümlichen Verhältnisse nicht Charaktere, wie sie nur unter gleichen Bedingungen, die aber nirgends sich wieder ebenso finden, vorkommen können? Und Menschen sind es ja, mit denen wir zu leben haben, an die wir uns anklammern, die wir suchen wie jener Weise des Altertums mit seiner Laterne." Immer wieder gingen ihm Dorpater Reminiszenzen durch den Kopf, auf die er gern das Goethische Wort anwendete: „Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist, daß man ach! zu seiner Qual n i m m e r es vergißt." Und wie ihm ist es vielen andern ergangen, damals und später, solange Dorpat eine deutsche Hochschule war.

Wenige Wochen nachdem Bergmann Student geworden war, wurde der alte General Craffström, der so viel Unheil über die Universität gebracht hatte, zu den himmlischen Heerscharen einberufen. Voll Spannung, wenn auch nicht gerade mit großen Erwartungen, sah man der Ernennung des Nachfolgers entgegen. Endlich war er da: der Senateur Geheimrat G e o r g v. B r a d k e. Er stammte aus den Ostseeprovinzen, war aber sehr früh in das Innere des Reichs verschlagen und zehn Jahre lang in der Verwaltung der von dem allmächtigen Günstling Kaiser Alexanders des Ersten Grafen Araktschejew begründeten Militärkolonien verwendet und ausgenutzt worden: eine harte Schule für den selbstbewußten, geistig hochstehenden Mann, der denn auch den Militärdienst herzlich satt kriegte und sich nach einem anregendern Berufe sehnte. Ihn interessierten namentlich pädagogische Probleme, und die Tätigkeit eines Gymnasialdirektors hätte seinen Neigungen entsprochen. Zunächst aber zwang ihn der Ausbruch des polnischen Aufstands, im Militärdienst auszuharren und an

der Bewältigung der Unruhen teilzunehmen. Nach seiner Entlassung bewarb er sich um Verwendung im Schulfach: schon im Jahre 1832 ernannte ihn Kaiser Nikolaus auf Vorschlag des Ministers Fürsten Lieven zum Kurator des neugeschaffenen Kiewer Lehrbezirks, der fünf große Gouvernements umfaßte. Sein Werk ist die Gründung der Universität Kiew. Überhaupt entwickelte er eine allgemein anerkannte rastlose Tätigkeit, war gerecht und human und nach oben fest und energisch. Revolutionäre Umtriebe in der zum großen Teil polnischen Bevölkerung und in der studierenden Jugend führten indes zur Schließung der Universität, und dem Kurator, der sieben Jahre lang eine staunenswerte Rührigkeit entwickelt hatte, um das Schulwesen seines Bezirks aus der Verwahrlosung auf die Höhe zu bringen, blieb nichts andres übrig, als seine Entlassung zu erbitten. In der Residenz fand er aber sehr bald ein neues ihn beglückendes Arbeitsfeld: als Direktor des landwirtschaftlichen Departements im Domänenministerium, später als Senateur (Mitglied des obersten Gerichtshofs). Ohne sein Zutun, ja gegen seinen Wunsch traf ihn die Ernennung zum Kurator des Dorpater Lehrbezirks.

In den Ostseeprovinzen wurde die Wahl des Protestanten, des geborenen Balten, als ein Akt des Vertrauens, des Entgegenkommens aufgefaßt, das Kaiser Nikolaus dem durch die niederdrückenden Erfahrungen der letzten zwei Jahrzehnte tief verstimmten Lande beweisen wollte. Man hoffte, daß die Universität wie das gesamte Schulwesen der Provinzen wieder zu den alten guten Überlieferungen zurückkehren würden. In der langen Audienz, die der Kaiser dem neuen Kurator vor Antritt seiner Stellung erteilte, ist denn auch, wie Bradkes Sohn in dem schönen Lebensbilde seines Vaters berichtet, kein einziges Wort von Gleichmachung und Russifizierung gefallen, wohl aber legte er ihm die theologische Fakultät ans Herz und schärfte ihm ein, für die Heranbildung tüchtiger Prediger zu sorgen, um die protestantische Bevölkerung in den Lehren ihrer Kirche zu festigen.

Am 19. Oktober 1854 schrieb Bergmann seinen Eltern: „Der neue Kurator, der Geheimrat Bradke, kam vorgestern hier an und ließ sich gestern in Gegenwart aller Studenten in der Aula die Professoren vorstellen. Als ein gebildeter Weltmann sagte er jedem Artigkeiten, besonders den Medizinern und Theologen. Zu Alexander v. Oettingen und Moritz v. Engelhardt bemerkte er: ‚Ich freue mich über Ihre jugendlichen Gesichter. Ihr Name hat einen guten Klang.‘ An uns hielt er eine Rede, in der er uns zu wissenschaftlichem Streben und zum Gehorsam gegen die Befehle der Regierung ermahnte. Er selbst wolle die Kollegia fleißig besuchen, nicht um zu kontrollieren, sondern um zu lernen. Schließlich hätte er uns noch einen Auftrag

Seiner Majestät zu überbringen: daß Seine Majestät mit der Universität sehr zufrieden sei. Ein Fackelzug, den wir ihm bringen wollten, wurde vom Rektor hintertrieben, nur ein Ständchen wurde ihm am Abend gebracht... Gott gebe, daß Bradke ein vernünftiger Mann wäre und uns Studenten mehr Freiheit gönnte."

So fremd auch Bradke den livländischen Selbstverwaltungskörpern und dem neuen Wirkungskreise wie dem geistigen Leben Dorpats gegenüberstand, er bemühte sich mit der ihm eignen Tatkraft, seines Reichs Herr zu werden, den Geist des Mißtrauens, der noch im Ministerium Dorpat gegenüber vorwaltete, zu beseitigen; die Hauptsache aber war, daß er entschlossen schien, dafür einzutreten, daß die Staatsregierung den durch lange Tradition historisch gewordenen und darum berechtigten Eigentümlichkeiten der Ostseeprovinzen Rechnung trug, und es war ein Glück, daß er weder bureaukratisch engherzig noch ein Mann der Schablone, sondern offen, ehrlich und immer von dem Bestreben geleitet war, Großes, Dauerndes zu schaffen, der Universität zu nützen. Gewiß war er auch ein Mann des Gesetzes und fühlte sich als Vertreter der Staatsgewalt den ihm untergeordneten Institutionen gegenüber, aber er war in jeder Hinsicht ein Ehrenmann.

Die Universität Dorpat verdankt ihm außerordentlich viel. Die von seinem Vorgänger in langen Jahren angesammelten brach liegenden Etatsersparnisse verwendete er dazu, die zu eng gewordenen, teilweise verfallenen Gebäude der Universität und ihrer einzelnen Anstalten instand zu setzen und auszubauen. An das Hauptgebäude wurden zwei Flügel angebaut, die Kliniken vergrößert, die Sammlungen vermehrt, die Universitätskirche erbaut, eine Universitätsgemeinde begründet, denn Bradke war ein bibelgläubiger Christ, der am Luthertum festhielt, fleißig die Gottesdienste besuchte, am liebsten mit den Professoren der theologischen Fakultät verkehrte und bei Gelegenheit den Studenten den freundlichen Wink gab, häufiger zur Kirche zu gehen.

Was die Besetzung der Lehrstühle betrifft, so bekannte er sich zu dem Grundsatz, die Zulassung von Ausländern nach Möglichkeit einzuschränken zu Gunsten inländischer Gelehrten, was freilich nicht immer gute Folgen hatte, da, um Berufungen von Deutschland her zu vermeiden, selbst mittelmäßige Kräfte bevorzugt wurden.

In kurzer Zeit gelang den unausgesetzten Bemühungen Bradkes, selbst die von Vorurteilen befangene Petersburger Zentralstelle Dorpat gegenüber umzustimmen. Ein Jahr nach seinem Amtsantritt erschien der Minister der Volksaufklärung Norow in Dorpat, eine interessante Erscheinung schon durch sein Äußeres: eine Kartätschenkugel hatte ihm bei Borodino ein Bein zerschmettert, und er trug einen Stelzfuß.

Sein Auftreten war höchst einnehmend und voll Würde. In seinem dem Kaiser erstatteten Bericht rühmte er die verständige Wirksamkeit des Kurators und fand es nur natürlich, daß in Dorpat das deutsche Element in den Sitten der Lehrenden und Lernenden, in den Gewohnheiten, in der Lebensweise, in den wissenschaftlichen Anschauungen und in der Sprache vorherrschte. Nach seiner Abreise aus Dorpat sprach Bradke den Studenten die Zufriedenheit des Ministers aus, nur zwei Vorfälle hätten auf diese Tage einen schlimmen Schein geworfen: ein nächtlicher Krawall und etwas, woran man noch nach zwanzig und dreißig Jahren denken würde! Er freue sich, daß er den Namen des Schuldigen nicht kenne: an einem Abend sei nämlich ein Studierender zum Kammerdiener des Ministers gekommen — die hohe Exzellenz wohnte über einer Konditorei — und habe ihn gefragt, wieviel — Kuchen er auf Rechnung des Ministers essen dürfe!

4. Livonia.

Schon bald nach Gründung der Universität hat sich die Dorpater Studentenschaft organisiert. Eine Gesamtheit mit einem Senior als Vertreter, der die Pflicht hatte, über Sitte und Ordnung zu wachen, gab es aber nur wenige Jahre: aus der ersten alten Burschenschaft sonderten sich bald einzelne Landsmannschaften ab, die, von jugendlichem Idealismus erfüllt, friedlich miteinander lebten und sich ihres harmlosen Daseins freuten. Die akademische Freiheit war noch kein leerer Wahn. Studentische Launen beurteilte man nachsichtig, und, mögen Ausschreitungen vorgekommen sein, der Jugend gönnte man, daß sie sich austobe. Der Einfluß eines starken, selbständigen Geistes, des Estländers Karl Ernst v. Baer, der in seiner Korporation keine wissenschaftliche Anregung fand, gab indes den Anstoß zur Auflösung der landsmannschaftlichen Gliederung, und nun trat an deren Stelle eine Gruppierung nach Fakultäten. So natürlich sie schien, denn das gleiche Studium, der Besuch gemeinsamer Vorlesungen knüpften ein engeres Band um die einzelnen, so hatte sie doch keine Dauer. Als im deutschen Mutterlande der siegreiche Ausgang der Befreiungskriege die allgemeine Bewegung hervorrief, der die Burschenschaft ihre Entstehung verdankte, entstand auch in Dorpat, das ja von je her in allen seinen Lebensäußerungen deutschen Geist geatmet hatte, eine allgemeine Burschenschaft, die unter der Führung eines bedeutenden Mannes mit starkem sittlichem Ernst eine Kräftigung deutscher Gesinnung anstrebte, etwa in dem Sinne des berühmten Fichtischen Worts: Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend. Ihr Wahlspruch war: Gott, Freiheit, Ehre, Vaterland; ihre Farben schwarz-rot-gold; ihre Angehörigen verpflichtete sie auf

die strenge Einhaltung ihrer Grundgesetze: Einheit, Freiheit, Gleichheit, Ordnung. Man paßte sich auch äußerlich der deutschen Burschenschaft an, trug sich altdeutsch, hielt allgemeine Konvente ab — sie fanden in der Domruine statt, die ein geradezu romantisch-zauberhafter Schauplatz war — und sang patriotische deutsche Lieder, wie Ernst Moritz Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland?“ oder „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, war doch der Charakter der Universität kerndeutsch und protestantisch; selbst die Professoren beteiligten sich daran und sangen kräftig mit. Dennoch war das Band, das die einzelnen Glieder verknüpfte, nur sehr lose, fehlten doch die religiösen und politischen Momente, die der allgemeinen Burschenschaft in Deutschland ihre eigentliche Bedeutung verliehen. Als sich der Trieb nach Absonderung — auch er ein echt deutscher Zug — immer stärker geltend machte, wurde die Dorpater Burschenschaft gesprengt, und es bildeten sich einzelne Landsmannschaften: die Kuronia, Estonia, Livonia, zuletzt (1823) die Fraternitas Rigensis, deren Stifter an dem Gedanken der allgemeinen Burschenschaft am längsten festgehalten haben. Sie bestehen alle noch heute. Auch die schärfsten im langen Lauf der Geschichte gegen sie erlassenen Maßregeln, Verbote und Unterdrückungen, haben sie nicht ersticken können, bis die Regierung selbst einsah, daß die beste Bürgschaft für Sitte und Ordnung die korporative Organisation der Studentenschaft war. Mit leichtem Sinn und gesundem Humor haben sich die Dorpater Bursche unter den drückendsten Zwang gefügt — was blieb ihnen denn andres übrig? — auch als Kaiser Nikolaus der Erste befahl, daß die studentische Tracht — der schmucke Rock, die Kanonenstiefel, die kleine Mütze, der lang herabhängende Kragen an den Mänteln — durch eine garstige Uniform ersetzt würde.

Von der akademischen Freiheit, die der kaiserliche Stifter der Universität den Studierenden gern gewährt hatte, war ein Stück nach dem andern abgebröckelt. „O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du geschwunden?“ „Als ob über die heitere, glückliche und fleißige Musenstadt der Belagerungszustand verhängt worden wäre“, schreibt Bergmann in Erinnerung an seine Burschenzeit, „durften auf der Straße nie mehr als vier Studenten zusammenstehen und abends ihre Versammlungen in dem Quartier eines Kommilitonen oder in der Kneipe nur dann abhalten, wenn zwei sich als Bürgen für die Ordnung im Zusammensein sechs Stunden vorher bei der Universitätspolizei gemeldet hatten. Setzte sich nun der fröhliche Abend mit Gesang und Scherzen auf die Straße fort, so wurden die Kaventen mit empfindlicher Karzerstrafe bedroht, und, hatten sie gar das Unglück gehabt, dreimal in dieser Weise bestraft worden zu sein, so war ihnen das consilium abeundi sicher.“

Aber gerade als der Burschenherrlichkeit das letzte Stündlein zu schlagen schien, haben der jugendliche Idealismus und der sittliche Ernst der Dorpater Studenten die schönsten Blüten getrieben. Unter dem schwer auf der Burschenwelt lastenden Druck vollzog sich die Gründung einer die gesamten Interessen des Burschenstaats ordnenden und vertretenden Gemeinschaft, des Chargiertenkonvents. Von da ab konnte die gesammelte Kraft auf gemeinsame große Ziele los steuern. Früher als alle andern deutschen Universitäten hat Dorpat im Jahre 1841 ein allgemeines Ehrengericht eingeführt, dem jeder immatrikulierte Student unterworfen, das die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Gliedern des Burschenstaats beizulegen bemüht war und der Duellwut Schranken setzte. Die Abschaffung des Duellzwangs und die Proklamierung der Gewissensfreiheit folgten: wer vor dem Ehrengericht erklärte, daß das Duell seiner Überzeugung widerspräche, erhielt, war er im Rechte, eine dem Gegner vorgeschriebene mündliche Genugtuung. So war denn der Dorpater Burschenstaat auf ein so festgefügtes Fundament gestellt, daß eine gleichmäßige Fortentwicklung auch für die Zukunft verbürgt schien, ungeachtet der ablehnenden Haltung, die die Universitätsobrigkeit ihm gegenüber einzunehmen fortfuhr.

Für den Sohn des Pastors zu Rujen verstand sich von selbst, daß er diejenige Korporation zu der seinen wählte, der schon sein Vater angehört hatte: die seit dem Jahre 1822 bestehende Livonia.

Angeborene Freude an der Welt und ihren Herrlichkeiten, die überall bewährte Gabe, auch einer noch so fremden Situation schnell Herr zu werden, und eine bewundernswerte ihm bis ans Ende verbliebene Elastizität des Körpers und des Geistes machten es ihm leicht, sich in das ungewohnte Leben des Dorpater Studenten hineinzufinden. Schon wenige Tage nach seiner Immatrikulation hieß es, er wäre auf einer Hochzeit mit der Sicherheit und dem Aplomb des alten Burschen aufgetreten, ohne darum die Bescheidenheit des Fuchses verletzt zu haben. Das kleine Livland war ein sehr akustischer Boden. Der Siebzehnjährige hatte sich im Genusse seiner jungen Freiheit in den Strudel der Freuden gestürzt, „nur ist das Übermaß auch gleich zuhanden", und bis nach Rujen drang das Gerücht, er hätte auf den ersten Kneipereien des eben begonnenen Semesters weit „über'n Durst" getrunken, so daß er davon krank geworden wäre. Schon schien es den besorgten Eltern, Hollander und die Tanten möchten mit ihren Prophezeiungen, ihres Ernst größte Gefahr sei die Genußfreudigkeit, nur allzu schnell recht behalten, da verteidigte er sich in einem langen Briefe mit gewohnter Geschicklichkeit, indem er sich das etwas unvorsichtige Wort seines Vaters zunutze machte, wonach Eltern immer leicht bereit seien, zu vergeben und zu vergessen, und sie waren es denn auch.

Sein frisches, lebendiges Wesen, seine schlagfertige und dabei liebenswürdige Art im Verkehr mit seinen Kommilitonen erwarben ihm bald Zuneigung und Vertrauen, so daß er in seinem ersten Studiensemester in die Landsmannschaft aufgenommen wurde, und er zur Freude seines Vaters schon zu den ersten Ferien, Weihnachten 1854/55, geschmückt mit dem rot-grün-weißen Bande in das alte Pastorat einkehren konnte. In seinem zweiten Semester zeichnete ihn die Livonia durch die Wahl zum Fuchsoldermann aus, und er hat auch als solcher seinen Mann gestanden, von seinen Füchsen geliebt und respektiert.

Ohne jemals den hohen Ernst des Studiums zu vergessen, hat Bergmann das Burschenleben in vollen Zügen genossen. An allen studentischen Interessen nahm er reichlichen Anteil. Wo es übermütige Streiche galt, ließ er es nicht an sich fehlen, und bei den Gelagen, in denen nun einmal der flotte Bursch seinen Beruf sah, pflegte er wenn nicht der erste so doch der letzte zu sein. Daß die von den Vätern ererbte Urkraft seines Körpers ihn in den Stand setzte, morgens nach einer durchschwärmten Nacht den Präpariersaal des Anatomikums oder eine wichtige Vorlesung zu besuchen, und daß er von dieser Fähigkeit Gebrauch machte, wußten freilich nur die wenigen, die ihn näher kannten.

Ohne in Anmaßung zu verfallen, war er sich doch seiner innern Kraft und seiner geistigen Überlegenheit bewußt. Jederzeit stand ihm das Wort zu Gebot, bei fröhlichem wie heiterm Anlaß, in der Kneipe, auf dem Konvent und, wenn das Vertrauen seiner Kommilitonen ihn dazu berief, am Grabe eines geliebten Lehrers. Wenn er sich auch gelegentlich von seinem sprudelnden Humor hatte hinreißen lassen, so verleugnete er doch die ihm angeborene Liebenswürdigkeit nicht. Er war ein Virtuos der Geselligkeit in jungen wie in alten Tagen. In jeden Kreis, in den er trat, brachte er frisches Leben. Wo er erschien, da kamen die stockenden Gedanken in Fluß, und heiterten sich die Mienen auf. Freilich liebte er sich zuweilen in Hyperbeln zu bewegen und im leichten Spiel der Rede sich so manches Mal flotter zu geben, als er in Wirklichkeit war, was einzelne ernster beanlagte Landsleute zuweilen mißverstanden, und was sie ihm entfremdete. Hierin liegt wohl auch die Erklärung dafür, daß Bergmann trotz aller seiner geistigen Gaben und seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit in der Livonia zu keiner führenden Stellung gelangt ist: er ist nicht Chargierter gewesen, wohl aber Ehrenrichter, ein Amt, das man nur den geachtetsten und besonnensten Landsleuten übertrug.

In Bergmanns Burschenzeit fällt das vielbedeutende Ereignis der Anerkennung der studentischen Korporationen durch die Staatsregierung; sie ist eins von den vielen Verdiensten des Kurators v. Bradke.

Dem an so ganz andre Verhältnisse gewöhnten Manne war schwer gefallen, sich in die Eigentümlichkeiten des Dorpater Studentenlebens zu finden. Ihm, der niemals studiert hatte, erschien der Dorpater Bursch als ein recht wunderliches Produkt livländischen Bodens. Aber mit dem Ernst und der Willensstärke, die den kleinen, feinen, trotz kaum sechzig Jahren gebrechlichen, oft von einem nervösen Zittern befallenen Herrn erfüllten, machte er sich mit dem Leben, den Anschauungen und Neigungen der Studenten bekannt, und, als er erst den tüchtigen sittlichen Kern, der in ihnen saß, erkannte, war er auch entschlossen, für sie einzutreten. Er zog sie in sein Haus, war für jeden von ihnen zu sprechen, und es kam nicht selten vor, daß, wer vom Rektor Haffner wegen einer Lappalie diszipliniert worden war, sofort die Vermittlung des Kurators anrief. Dann saß der würdige Herr am Schreibtisch dem jungen Manne gegenüber, blickte ihm tief in die Augen, holte ihn durch kluge Fragen aus, und bald wich die Strenge einer nachsichtigen Milde.

Mit dem Handschlage, den der Dorpater Student bei seiner Immatrikulation dem Rektor gab, gelobte er unter anderm, keiner geheimen Verbindung anzugehören. Die Universitätsobrigkeit sah die studentischen Korporationen als nicht vorhanden an, wenn sie sie auch stillschweigend duldete. Zu einer Zeit entstanden, wo solche Verbindungen in Deutschland mit großem Mißtrauen betrachtet wurden, durften sie nicht wagen, frank und frei an die Öffentlichkeit zu treten. Von jenem Gelöbnis, das der Student notgedrungen abgeben mußte, entband ihn die Bestimmung des speziellen Komments jeder einzelnen Korporation, wonach das dem Rektor gegebene Ehrenwort ungültig sei. Dieses unwahre Verhältnis, dieses Scheinwesen und diese Heimlichkeit schienen einem Manne von der Offenheit und Gewissenhaftigkeit Bradkes wie ein schwerer sittlicher Defekt. Sollte es dabei bleiben? Nur zwei Wege standen ihm offen: entweder war das Verbot aufrecht zu erhalten und dann auch durchzuführen, oder es mußte aufgehoben werden. Er sagte sich — wir folgen hier dem Berichte seines Sohnes —: Die Korporationen bestanden seit Jahrzehnten, sie waren in Fleisch und Blut der Deutschen Liv-, Est- und Kurlands übergegangen. „An ihnen hing die ganze gebildete Bevölkerung des Landes mit voller Liebe, die Alten in dankbarer Rückerinnerung an die verlebte herrliche Burschenzeit, die studierende Jugend in ihrem Genuß, die noch jüngern Menschenkinder in der Hoffnung auf das bevorstehende Burschenleben. Es unterlag keinem Zweifel, daß die tatsächliche Aufhebung der Korporationen im ganzen Lande die größte Mißstimmung hervorgerufen hätte.“ Aber er konnte auch nicht einmal finden, daß sie irgendwelche schädliche Wirkungen ausübten, im Gegenteil: sie hatten niemals politisch agitiert oder

politische Agitationen in ihrer Mitte geduldet, und ehrenhafte Gesinnung und kameradschaftlicher Sinn waren immer ein Kennzeichen des Dorpater Studenten gewesen. Hatte also Bradke die Überzeugung gewonnen, daß die Korporationen der staatlichen Anerkennung würdig waren, so war er alsbald entschlossen, dafür freimütig einzutreten. Er wußte ganz gut, daß er beim Minister wie beim Kaiser Nikolaus auf Widerstand stoßen würde, aber er ließ sich nicht abweisen: der Minister Norow legte dem Kaiser die vertraulichen Briefe des Kurators vor, worauf der Monarch bemerkte, er sehe, daß ein ehrlicher Mann sie geschrieben habe, dem vor allem die Wahrheit am Herzen liege; er wolle ihm daher erlauben, in bezug auf die studentischen Korporationen nach eignem Ermessen zu handeln, wofern er die Verantwortung für die Folgen auf sich nehme. So zeugte denn der letzte Dorpat betreffende Regierungsakt des Kaisers Nikolaus, der bald darauf starb, von einem gewissen Wohlwollen für die Universität. Nicht lange danach, am 1. März 1855, berichtete Bergmann seinem Vater, der Kurator habe aus Petersburg die Vollmacht erhalten, die Korporationen anzuerkennen. „Er hatte nämlich zu Anfang der vorvorigen Woche sechs Professoren, von denen er wußte, daß sie Korporationsglieder gewesen, zu sich rufen lassen und sie gebeten, den Studenten den Vorschlag zu machen, ein Gesuch um Anerkennung der Korporationen einzureichen, weil er für unrecht hielte, daß eine Sache, von der alle wüßten, vor dem Staat als geheim dastünde. Darin zeigt das kleine Männchen doch, daß es sich für uns interessiert."

Er forderte die Studenten zugleich auf, ihm einen Komment vorzulegen, und sagte ihnen die ministerielle Bestätigung zu. Der Rigenser Parrot arbeitete hierauf die die Grundgedanken der Burschenverfassung enthaltenden „Regeln für die Korporationen", den sog. Kronskomment, aus, der Bradkes Billigung fand, und schon im April 1855 teilte er dem Rektor mit, daß das Ministerium der Volksaufklärung die Studentenkorporationen anerkenne und den Komment mit einzelnen Änderungen bestätigt habe; danach war unter anderm das Farbentragen auf die studentischen Feste beschränkt. Erst sein Nachfolger Graf Keyserling hat im Jahre 1862 die Erlaubnis, die korporellen Abzeichen öffentlich zu tragen, erwirkt, sah er doch gerade in der Öffentlichkeit die sicherste Gewähr der Moralität.

Aber auch nachdem Bradke dem unwürdigen Komödienspiel ein Ende bereitet hatte, blieb die Handhabung der Disziplin den Studenten gegenüber in früherer Strenge bestehen, solange der vom Staat eingesetzte Rektor auf seinem Posten verharrte. Ein Oberpedell und drei Unterpedelle teilten sich in die Ehre der Aufsicht; sie durchstreiften die Stadt, schnüffelten in den Kneipen herum und wachten über Anstand und Sitte, namentlich aber darüber, daß mit

dem Glockenschlage elf die Wirtschaften geschlossen wurden, sonst machten sie ihre Gewalt geltend: „Im Namen des Gesetzes — bitte auseinander zu gehen!“ Sie hatten auch ihre Helfershelfer: den Nachtwächtern wurde ein Silberrubel als Belohnung verheißen, wenn ihnen gelänge, in einem Burschenquartier eine Gesellschaft aufzuspüren, die noch um Mitternacht keine Anstalten zum Aufbruch traf.

Die Sehnsucht nach größerer Freiheit spricht sich schon in Bergmanns allerersten Studententagen aus, und bei seinem Temperament waren Zusammenstöße mit Rektor und Pedellen unvermeidlich. Freilich handelte es sich immer nur um Harmlosigkeiten. Der bei seinen Personalakten im Universitätsarchiv liegende Catalogus morum verrät sie uns alle. Zwei Verweise des Rektors eröffnen den Reigen; er hatte sie sich wegen Teilnahme an einer nicht angezeigten Gesellschaft und — klang es nicht schaurig? — „wegen Allerhöchst verbotenen nächtlichen Umherschwärmens“ zugezogen; die Störung der Nachtruhe wurde überhaupt oft als „Einbruch“ und fast immer wie ein Kriminalverbrechen betrachtet. Bald darauf, Ende Oktober 1854, erhielt er zum erstenmal Karzerstrafe, worüber er seinen Eltern in ungetrübter Stimmung berichtet: er wäre spät abends nach Hause gekommen, hätte fünf Kommilitonen vorgefunden, da wären Pedelle hereingestürzt und hätten ihn vor das Universitätsgericht zitiert. Haffner habe ihm vorgehalten, daß er schon zweimal „an Allerhöchst verbotenen Zusammenkünften“ in seinem Hause teilgenommen und der schärfsten Strafe schuldig, aber zu dreitägiger Karzerhaft „begnadigt“ wäre. Er wurde sofort eingesteckt. „So habe ich es denn in meiner kurzen Burschenzeit schon bis zum Karzer gebracht“, lautete der wehmütige Schluß des Briefes. Wenn je einer die Poesie des Karzerlebens empfunden hat, so ist es unser Freund gewesen. Er fand das stille Gemach hoch oben unter dem Dach des Universitätsgebäudes mit dem kleinen halbrunden Fensterchen recht nett und behaglich, „kein solch ein Loch wie das Birkenruher Gefängnis“; es war groß, nur ein wenig dunkel, und, wenn er seinen Kopf aus dem Gitter zwängte, hatte er eine schöne Aussicht. Er richtete sich behaglich ein und vertrieb sich die Zeit mit Chemie und Shakespeare, und die Verbindung mit der Außenwelt war auch nicht ganz abgeschnitten, versorgte ihn doch die ihm stets freundlich gesinnte Frau Professor Walter reichlich mit Speise und Trank. Der Zug zur Höhe hat ihn noch so manches Mal da oben Quartier nehmen lassen: vier weitere Karzerstrafen zu drei und vier Tagen folgten „dank Haffners Güte“ in den nächsten Semestern. Einmal wäre es fast schlimm abgelaufen. „Es war in den ersten schönen Tagen dieses Maimonats“, berichtete er seinem Vater am 24. Mai 1857, „als ich bei einem Freunde mit ungefähr fünf meiner Landsleute einen schlechten Tee getrunken und

danach mich mit ihnen an eine Flasche Kognak machte, da hörten wir vom Dome her Quartettgesang. Wir eilten sofort hin. Neben dem Anatomikum an der Stelle, wo das Holz gewöhnlich aufgestapelt ist, hatten wir einen guten Standpunkt, um sowohl das Menschengedränge zu übersehen als auch den Sängern zu lauschen. Da der Gesang ziemlich lange dauerte, ließen wir uns auf dem abgetretenen Rasen nieder und versäumten wohl auch nicht, der Flasche zuzusprechen. ‚O unerhörtes Verbrechen, auf dem Rasengrunde des Domes zu sitzen und vor den Augen des Publikums zu pokulieren!‘ dies waren Haffners Worte am andern Tage, als natürlich der Pedell uns zu zitieren nicht verfehlt hatte. Wir alle verfielen einer schweren Strafe; zwei von uns wurden auf drei Tage bei Wasser und Brot eingesteckt. Leider Gottes hat mir der Kurator auch diesmal ein Schriftstück zukommen lassen, worin er mir droht, mich bei der nächsten Ordnungswidrigkeit von der Universität zu entfernen. Da werden wohl die zwei letzten Studienjahre wieder mit Angst und Sorge zugebracht werden, es sei denn, daß an Haffners Stelle ein Rektor kommt, der imstande ist, dem kleinen Tyrannen (Bradke) die Spitze zu bieten.“ Das geschah denn auch am Schluß desselben Jahres: Kaiser Alexander der Zweite verlieh der Universität von neuem das Recht der Rektorwahl, und das Konseil wählte den Professor der Physiologie Bidder zum Rektor.

In einem an seinen Vater gerichteten Brief äußerte sich Bergmann voll Begeisterung über die Ansprache, die der allgemein geachtete Mann bei Übernahme seines Amts an die Chargierten der studentischen Korporationen gehalten hatte: „Ernst und Eifer in den wissenschaftlichen Bestrebungen wären die erste Pflicht der Studenten und stünden obenan. Ebenso wichtig wäre aber auch das Halten auf Ordnung und Gesetz. Die Kommilitonen wollen daher so wenig als möglich dagegen verstoßen. Geschehe es dennoch, so müsse er, wie bekannt, seiner traurigsten und unangenehmsten Pflicht nachkommen und strafen. Bei solchen Kollisionen setze er eins immer voraus: daß seine Kommilitonen verschmähen würden, sich in kritischen Fällen durch Unwahrheiten und Ausreden zu helfen, sondern unumwunden ihr Unrecht eingestehen würden. Ja, sollten sie sich gelegentlich dessen zu schämen haben, so nehme ein freies Geständnis einen Teil der Scham und Schande ja nur weg, während eine Lüge sie vermehre. Diese letzten Bemerkungen hielte er eigentlich für unnütz, wache doch schon der Chargiertenkonvent über der Ehrenhaftigkeit und Anständigkeit der Bursche. Er ginge daher auf nichts andres aus, als auf die Erfüllung der von den Studenten sich selbst auferlegten Pflichten, und darum sei es sein Wunsch, stets mit den Kommilitonen in ihren gemeinschaftlichen Bestrebungen Hand in Hand zu gehen.“

Sehr bald machten sich denn auch die guten Folgen des Rektoratswechsels fühlbar. Während die Verhandlungen unter seinem Vorgänger oft stundenlang gedauert, die Entschuldigungen hin und her besprochen und erwogen worden waren, schlug Bidder ein sehr summarisches Verfahren ein. Wer vor ihn geladen war, den fragte er nach dem Anlaß der Zitation. Hieß es nun: wegen Rauchens auf der Straße oder wegen irgendwelcher Defekte an der Uniform, so bemerkte er kurz: „Lassen Sie sich ein andres Mal doch solcher Kleinigkeiten wegen nicht zitieren", und die Sache war abgetan. Die Pedelle wagten gar nicht mehr, so sicher aufzutreten, wie sie's gewohnt waren. Während Haffner sie den Studenten ebenbürtig behandelte, weil sie auf derselben Rangstufe standen, sah Bidder in ihnen nichts andres als Universitäts d i e n e r. Als bei einem Duell der Paukapparat konfisziert worden war, ließ er ihn den beteiligten Korps zurückgeben, „weil es Sachen wären, die eigentlich zum Fechten gehörten, unrechterweise aber in diesem Falle bei einem Duell hätten Verwendung finden sollen". Unter der Hand ließ er den Studenten sagen, er werde nach Möglichkeit dafür sorgen, daß Schlägermensuren nicht abgefaßt werden würden. Er zeigte sich überhaupt so human, daß man von nun ab wirklich von akademischer Freiheit reden konnte. Auch Bergmann erfuhr Bidders Nachsicht bei einem Verstoß gegen den nun einmal bestehenden Zwang, das Haar kurz geschoren zu tragen. „Neulich war ich vor Bidders Forum zitiert", schreibt er der Mutter im Oktober 1858; „mein Haar, das schon in den Ferien außerordentlich lang war, hatte ich zu Anfang des Semesters nur etwas zustutzen lassen. Da wurde ich denn eines schönen Tages, als der Wind mir den Deckel abwarf, — gerade vor der Pedellenstube — und die Haare nun wild im Sturme flatterten, gepackt und zum Rektor geschleift; vorher hatte ich mir die Perücke aber zum Erschrecken kurz kappen lassen. Bidder empfing mich freundlich, fragte nach der Ursache der Zitation und entließ mich darauf mit den Worten: ‚Desto erfreulicher, Sie jetzt in so legaler Haltung zu sehen'."

Der Semesterwechsel, den ihm sein Vater bestimmt hatte, war nur bescheiden, und eine Überschreitung der eng gesteckten Grenzen kaum zu vermeiden. In solchen Fällen war es die nachsichtige Mutter, an die er sich vertrauensvoll wandte: mochte sie auch mit Vorwürfen über unnütze Ausgaben nicht zurückhalten, aus kleinen Nöten half sie ihrem Ältesten gern heraus, verstand er sich doch auf die Kunst, mit beweglichen Worten „die unabänderliche Notlage" darzustellen, in die er wieder einmal geraten war. Allmählich kontrahierte er allerdings so viel Schulden, als nötig war, über die Grenzen freier studentischer Bewegung und den Wert des Geldes Bescheid zu wissen, hatte er doch auch gelernt, daß in den lustigsten Brüdern nicht selten die

schlimmsten Philister steckten, und daß zwischen ihnen und den wahren burschikosen Größen ein erheblicher Unterschied bestehe.

Auch als in seinem Quartier, das er seit dem dritten Semester mit einem begabten, strebsamen Mediziner Karl Semmer, dem Sohn eines Landwirts, teilte, Feuer ausgebrochen war, und diebische Hände ihm etwas Wäsche und einen halben Rubel — über größere Summen verfügte nur ein reicher Student — gestohlen hatten, tröstete ihn die gute Mutter durch Zusendung eines reichlich ausgestatteten Speisekorbes — in Livland sagt man Speisepaudel, ist sich aber über die Etymologie des Worts Paudel, eines aus Rinde oder Bast geflochtenen Gefäßes, nicht klar. Seine Ankunft wurde stets „mit Freudengeheul" begrüßt. „Du fragst mich", schreibt Ernst seiner Mutter, „ob mir ein Speisepaudel angenehm ist? O liebe Mama, wenn schon in Birkenruh ein solcher mir lieb war, wieviel mehr hier! Schade nur, daß er rascher vergeht, denn ein Tropfen auf einem heißen Stein. Dessenungeachtet flehe ich Dich an: schicke mir oft solche Tropfen, sie sind zu unserm nackten Tee mit Wasserkringeln und Butter eine angenehme Zulage."

Reminiszenzen an studentische Erlebnisse und Abenteuer haben allein für ihre Teilnehmer einen gewissen Reiz, Nichtteilnehmern erscheinen sie nur allzu häufig trivial oder kindisch, handelt es sich doch anscheinend um nicht mehr als traditionelle Bräuche, deren tieferer Sinn sich nur erraten läßt. Daß im Kampfe für die studentische Überlieferung zugleich für die Freiheit der Wissenschaft und die Würde ihrer Vertreter gekämpft wurde, trat in dem von den Petersburger Machthabern mit Mißtrauen und Mißgunst behandelten Dorpat jener Zeit deutlich zu Tage, schloß aber nicht aus, daß die Formen, in denen sich das studentische Treiben bewegte, Draußenstehenden nicht eben nachahmenswert erschienen. Im einzelnen von all den Dingen zu reden, aus denen sich das Leben auch der Strebsamern unter den Dorpater Kommilitonen zusammensetzte, wäre ein undankbares Unternehmen; Bergmann allein hätte uns mit dem Zauberspiegel der Poesie, die auch das Kleine und Zufällige adelt und mit höherm Glanz umgibt, davon erzählen können: von Duellen — in einem von ihnen wurde er am Oberarm verletzt, und zeitlebens blieb ihm eine Narbe, ein Pistolenduell verlief für ihn unblutig —, großen und kleinen Gelagen, Freundschaftsbündnissen und feindlichen Zerwürfnissen, zumeist ephemeren Händeln und Friedensschlüssen zwischen den verschiedenen Korporationen, bei denen Ertrag und Unkosten nicht selten in schreiendem Mißverhältnis standen. Wer wollte auch von alledem mehr als Namen und Unterschriften in Erfahrung bringen? Und wie sollte Außenstehenden der ideale Kern verdeutlicht werden, der sich unter dieser rauhen Schale barg? Die kostbaren Privilegien, einander

bis in die tiefsten Falten des Herzens zu sehen, die Punkte zu entdecken, an denen gemeine Naturen sich von den edlern trennen, und wo allgemach die flüchtige Kameradschaft zum Rang eines sittlichen Verhältnisses erhoben wird, — diese Privilegien sind allein der Jugend vorbehalten und allein um den Preis einer schranken- und rücksichtslosen Hingabe zu erwerben, wie sie in den Jahren der Besonnenheit und Reife nicht mehr aufgebracht werden kann. Andeutungen darüber lassen sich geben, ein Mehreres wäre vom Übel.

Daß man Bergmann zu den begabtesten Gliedern der Livonia zählte, berichtet uns Eckardt, wollte an und für sich nicht viel sagen, geschah es doch nur allzuhäufig, daß gerade diese Begabtesten zugleich die Maßlosesten waren; den Gefahren sittlicher Verwilderung schienen sie in höherm Maß ausgesetzt zu sein, als die bloßen Dutzendmenschen. Wer wüßte nicht, daß ein Stück Bramarbas zum Studenten alten Stils gehörte, und daß man Burschen vom echten Schrot und Korn eine Portion Zynismus eher nachsah, als einen Hang zur Sentimentalität und Schönseligkeit? Zu unterscheiden, wo solches Wesen angenommene Manier war, und wo es der wirklichen Natur seines Trägers entsprach, war nicht immer ganz leicht. Wie anderswo kam es auch unter den Dorpater Livonen vor, daß junge Männer durchaus verschiedenen Schlages wegen Übereinstimmung ihrer Allüren in den nämlichen Topf geworfen wurden. Das traf auch bei Bergmann und einem seiner vertrautesten Freunde und Fakultätsgenossen zu, der ihm an geistigen Fähigkeiten und, wie man damals meinte, auch an Energie seines Wesens ebenbürtig sein sollte. Leichtigkeit der Auffassung, eindringender Scharfsinn und Unverwüstlichkeit der Lebens- und Arbeitskraft mochten beiden in gleichem Maß zugemessen sein. Da der Freund es auch an Selbstgefühl und gesellschaftlicher Sicherheit nicht fehlen ließ, konnte nicht ausbleiben, daß man ihm die höchsten Ehrenämter der Korporation übertrug und ihn für einen großen Mann hielt. Den hierbei zutage tretenden Ansprüchen wußte er ebenso gerecht zu werden, wie der Aufgabe, mit seinem Stubengefährten in wissenschaftlichen Studien gleichen Schritt zu halten. Nichtsdestoweniger zeigte sich die Verschiedenheit beider Naturen gerade während der Glanzzeit der studentischen Laufbahn des Freundes deutlich genug, um von schärfer sehenden Augen wahrgenommen zu werden. Der eine machte seine Überlegenheit rücksichtslos und gegen jedermann geltend, indessen der andre schonend und wohlmeinend verfuhr, wo es die Stellungnahme gegen Gefährten galt, bei denen sich geistige Mittellosigkeit mit Redlichkeit der Gesinnung und des Strebens paarte. Wo sie auf Widerspruch stießen, konnten beide gleich schneidig ihr Übergewicht geltend machen: nach ausgemachter Sache trat der eine lediglich als Triumphator auf, indessen der andre das Bedürfnis fühlte, die hervorgetretenen Gegen-

sätze auszugleichen und Wunden, die übereifrig oder mutwillig geschlagen worden waren, zu heilen. Mit feinen Regungen und zarten Empfindungen des Gemüts hielt man gegen den einen zurück, weil man seinen Zynismus ebenso fürchtete wie die skrupellose Geltendmachung seiner wirklichen oder vermeintlichen Urkraft, während man bei dem andern vollen Verständnisses auch derjenigen Dinge sicher war, denen die überkommene Kraftmeierei eine bloß humoristische Behandlung gönnte. Äußerlich kaum wahrnehmbar, machte sich diese Grundverschiedenheit der Naturen beider Freunde im Lauf der Jahre doch allmählich geltend: daß diese Verschiedenartigkeit sich nicht zur Gegensätzlichkeit steigerte, ist vornehmlich auf den frühen Tod des anscheinend Unverwüstlichern der vieljährigen Gefährten zurückzuführen.

Unvergeßlich schöne Erinnerungen verdankte Bergmann einem im Korps der Livonia gestatteten Geheimorden heiterer Natur, der G. S. F. S. C. das heißt Groß-Sauf-Festen-Sauf-Comität, deren Aufgabe darin bestand, in den Wochen vor dem Stiftungstage, dem 20. September, zusammenzutreten, bei dampfender Bowle fröhliche Sitzungen abzuhalten, eingegangene Dichtungen zu beurteilen, die besten zu prämieren und in der öffentlichen Sitzung am Stiftungstage zu verlesen. Die Zahl der Mitglieder war sehr begrenzt. Man hielt auf mystische Gebräuche und traditionelle Gesänge. Am Stiftungstage trugen die Mitglieder besondre Abzeichen an der Farbenmütze und fuhren zum Kommers gemeinsam in feierlichem Gespann mit Vorreitern hinaus. Bergmann war stets Präses und leistete in Würde, Pathos und blühendem Humor Großartiges. So manche Dichtung verdankte seiner übermütigen Laune ihren Ursprung. Das aus dem Jahre 1857 stammende „Goldene Abc der Livonia“, worin er die Laster und Tugenden seiner Landsleute durchgehechelt hatte, ward zwar eines Preises würdig gefunden, dennoch wurde er ihm versagt, weil, wie das Urteil lautete, die persönlichen Anspielungen besser verschwiegen blieben, und für den Verfasser ratsamer wäre, die Namen der Betroffenen nicht an die große Glocke zu hängen. Überhaupt ließ sich von seinen Dichtungen, wie einst von denen Karl Petersens, sagen, daß sie die Öffentlichkeit scheuten, und darum führen sie in dem Archiv der Sauf-Comität und in den Burschenbibeln der alten Studienfreunde ein verborgenes Dasein.

Von der Schule brachte Bergmann den Spitznamen Perdix auf die Universität. Dazu ist er durch seine beiden Blussenschen Tanten gelangt, die von ihrem Häuschen her oft über die Felder nach Birkenruh zum Besuch kamen und ihres geschäftigen Ganges wegen von den Schülern die Rebhühner genannt wurden. Von den Tanten ging der Name in etwas korrumpierter Form auf den Neffen über.

Wer so wie Bergmann in dem flotten, jeden Zwang scheuenden

Studentenleben aufging, hatte meist keine Lust und oft auch nicht den guten Rock, Familienverkehr, wie er sich in Dorpat gern jedem Studenten aus gutem Hause erschloß, zu pflegen. Eine Ausnahme machte er aber. Durch einen seiner Freunde in der Livonia, den früh verstorbenen Reinhold v. Liphart, war er in das Haus seines Vaters geführt worden. Wer kannte nicht Karl Eduard v. Liphart, den Dr. Faust, wie jeder ihn in Dorpat nannte, wenigstens seiner äußern Erscheinung nach? Nur wenige aber konnten sich rühmen, ihm nahe gekommen zu sein. Mit einer gewissen Scheu sah man zu dem interessanten Sonderling auf, von dem sein Freund Pirogow schon in seinen jungen Jahren gesagt hatte, er vereinigte solch einen Reichtum vielseitiger und dabei in die Tiefe gehender Kenntnisse, wie kaum ein zweiter. Er war ein ausgezeichneter Mathematiker, und berühmte Naturforscher wie Alexander v. Humboldt, Baer, Dieffenbach und Johannes Müller staunten über die Menge seiner anatomischen, physiologischen und chirurgischen Kenntnisse. Unsern Kunsthistorikern aber steht der große, untrügliche Kunstkenner und Sammler aus seinen alten Tagen in freundlicher Erinnerung, wie er in seinen bescheidenen Florentiner Räumen mit dem Blick auf den Boboli-Garten, von seinen reichen Sammlungen fast erdrückt, oft so leidend, daß nur seine starke Willenskraft den hagern, zusammengefallenen Körper aufrecht hielt, aus der Fülle seiner Kenntnisse und Erfahrungen mit freigebigen Händen jedem spendete, der sein Urteil anrief. Obwohl er nie auch nur eine Zeile hat drucken lassen, hat er doch unzählige angeregt und auf die neuere Kunstgeschichte einen Einfluß ausgeübt, wie wenige.

In jenen Dorpater Tagen, da Bergmann ihn kennen lernte, lebte er in seinem Hause an der hölzernen Brücke, das wie ein Museum seine vielen Sammlungen von Bildern und Statuen, von Kupferstichen und Handzeichnungen aufgenommen hatte.

In seinem Studierzimmer empfing er gern die Freunde seines Sohnes abends zur Teestunde, auch an sommerlichen Tagen frierend und über die nordische Kälte klagend, obwohl in einen wattierten Seidenrock eingehüllt, eine Samtkappe auf dem Schädel, die Füße in Filzschuhen steckend. Aber wie lebhaft glühten die Augen, wenn er zum Homer oder Horaz griff und der an seinen Lippen hängenden Jugend die Schönheiten der Dichtung pries, ihre Übersetzungsversuche mitunter mit polternder Grobheit korrigierte und selbst frei aus irgendeiner alten schönen Ausgabe den lateinischen oder griechischen Text verdeutschte! Aber ebenso gut Bescheid wußte er in der französischen, englischen, italienischen und spanischen Literatur, und in Dorpat trug keiner so gut Shakespeare vor, wie er. Wenn Bergmann auch in seinem spätern Leben immer wieder gern zum König Lear und zu

den andern Dramen des großen Seelenkenners zurückkehrte, so daß er manches daraus halb auswendig kannte, so verdankte er diese Neigung Karl Eduard v. Liphart. Als dessen Sohn Reinhold nach kurzem Studium eines Studentenstreichs wegen das consilium abeundi erhielt, berief der Vater mit andern Freunden auch Bergmann zu einem weisen Rat über die Zukunft seines Sohnes, die er in ihre Hand legte. Die geistig belebten Abende im Verkehr mit dem bedeutenden Manne hoben die jungen Bursche auf eine Höhe, wie sie den Dorpater Studenten sonst nicht geboten wurde.

In Bergmanns ausgehende Studienzeit fiel eine jener Studentengeschichten, die Außenstehenden niemals verständlich gemacht werden können, weil in ihnen kein Verstand steckt: ein Konflikt zwischen zwei Korporationen, deren Vertreter einander zu blutigem Kampfe herausgefordert hatten. Persönliche Beleidigungen hatten dabei nicht stattgefunden, da die Kämpfer einander kaum kannten. Von den Vorgängen, die zu dieser Verwicklung den Anlaß boten, hat einer Jahrzehnte lang in der Dorpater akademischen Überlieferung fortgelebt: Die Kurländer hatten einem ihrer Philister (alten Herren), dem allgemein verehrten Rektor Bidder, wegen einer angeblich unhonorigen Amtshandlung die Farben genommen und die Naivität gehabt, Seine Magnifizenz von diesem Beschluß in Kenntnis zu setzen! Eine der Folgen dieses unqualifizierbaren Streichs war ein Zusammenstoß mit der Livonia gewesen, und dieser hatte wiederum zu den drei Pistolenduellen geführt, die auf einen Septembermorgen 1859 angesetzt worden waren, und denen Bergmann als Flicker beiwohnen sollte. Wie in dergleichen Fällen selbstverständlich, war die Sache soweit geheim gehalten worden, daß es auf beiden Seiten kaum ein halbes Dutzend Mitwisser gab.

Der Ausgang war verhängnisvoll. Zwar blieb der erste Chargierte der Livonia, wenn auch durch den Rock geschossen, unverletzt, der zweite aber, ein junger Mediziner Emil Kröger, war ins Herz getroffen niedergesunken; der letzte Laut aus dem Munde des Sterbenden war die erste Silbe von Bergmanns Namen gewesen. Das unschuldige Opfer war der jüngste Sohn eines Predigers, ein sanfter, mit einem gewissen Zuge zur Schwermut behafteter Bursch, dem nichts ferner gelegen, als Raufhändel oder Konflikte, und der sozusagen in Ausübung seines Amts, d. h. seiner Repräsentantenpflicht, das junge Leben verloren hatte.

Stundenlang stand Bergmann in der Ropkoischen Allee, nahe bei Dorpat, an der Leiche des Freundes, sie mit Zweigen, die er von den Bäumen brach, bedeckend, denn nun kam alles darauf an, den entsetzlichen Vorgang zu verschleiern und eine vorzeitige Entdeckung zu verhindern. Aber obgleich alle möglichen Mittel angewendet wurden,

und die Großmut eines mit der Sache völlig unbekannten ältern Dorpaters, des Barons August von Bruiningk, einen dicht verschlossenen und wegen seiner Stadtkundigkeit unverdächtigen Transportwagen zur heimlichen Bestattung der Leiche zur Verfügung gestellt hatte, wurden der Verbleib der Leiche und die Personen der Beteiligten bereits nach wenigen Wochen ermittelt. Der Gegner des Toten, der Mediziner Paul Lieven, war nach Deutschland geflohen und kehrte erst nach mehrern Jahren, von Scanzoni in Würzburg der Kaiserin von Rußland als Arzt bestens empfohlen, in das Land zurück; die Sekundanten und sonst Beteiligten kamen mit verhältnismäßig leichten Strafen davon. Aber noch lange lag mit bleierner Schwere auf den sonst so leichten Herzen der Freunde das Gedächtnis dieser Trauer- und Sorgentage.

Aus dem großen Kreise der Dorpater Genossen, dem Bergmann weit über die Studentenzeit hinaus treu blieb, ist einer nach dem andern ins Grab gesunken. Den Zug des Todes führte Karl Semmer an, der schon wenige Jahre nach beendeten Studien als Arzt in einem Wolgastädtchen von einer schweren Krankheit schnell hingerafft wurde. Ihm folgten: Piers Walter, gestorben als Arzt in Dorpat, Harry Paul, Seminardirektor zu Münsterberg in Schlesien, Friedrich v. Jung-Stilling, der Statistiker, ein Enkel Heinrich Jungs genannt Stilling, August v. Miaskowski, Professor der Nationalökonomie in Leipzig, Arthur v. Sivers, der letzte Präsident des Livländischen Hofgerichts, und endlich — nach Bergmanns Tode — die vertrautesten Freunde, Julius Eckardt, der ihm beim Abschiede von Dorpat mit Wehmut im Herzen in die Burschenbibel schrieb: „Ich hatt' einen Kameraden, einen b e s s e r n find' ich nicht", und Dr. Emanuel Moritz, der ihm vierzig Jahre nach den Dorpater Zeiten für das Potsdamer Trinkstübchen das Freundesbekenntnis widmete: „Wir haben beim Wein die Seelen getauscht, der Freund hat den Freund sich erkoren, der eine des andern Wesen erlauscht und Treue einander geschworen." Noch aber lebt so mancher, der mit ihm jung gewesen ist und nicht vergessen hat, ein wie treuer, in seiner Gesinnung unwandelbarer und aufopfernder Freund er war; nur einen nennen wir: den frühern Dorpater Universitätsarchitekten Reinhold Guleke, dessen Familie von alters her mit den benachbarten Bergmanns eng verbunden war.

5. Die medizinische Fakultät.

Erst in jahrzehntelanger Entwicklung hat sich die Dorpater medizinische Fakultät den guten Ruf erworben, dessen sie sich dank hervorragenden Lehrern und Gelehrten, die sie zu gewinnen verstand, in der akademischen Welt erfreut hat. Die ersten Einrichtungen innerhalb

der Fakultät waren allerdings äußerst dürftig, das Unterrichtsmaterial ungenügend, das Arbeitsfeld beschränkt. Bei Eröffnung der Universität waren überhaupt nur zwei Lehrstühle besetzt, und nur allmählich kamen einige andre hinzu. Der erste medizinische Hochschullehrer von Bedeutung zog mit Karl Friedrich Burdach, dem spätern Königsberger Anatomen, nach Dorpat. So kurz seine dortige Tätigkeit auch war (1810—1814), so hat er doch durch seine Vorlesungen über Physiologie und allgemeine Anatomie und seine vorbildliche wissenschaftliche Arbeit anregend und belebend auf die jungen Mediziner gewirkt. An seinen Namen knüpft sich die wichtige Entdeckung über den Verlauf und die Zugehörigkeit der Nervenbündel im verlängerten Mark (die Burdachschen Stränge). Sein Schüler war Karl Ernst v. Baer, der Begründer einer neuen biologischen Disziplin, der Entwicklungsgeschichte, die man nach seinem eignen Ausspruch wegen des Anteils, den Dorpater Gelehrte an ihrem Aufbau gehabt haben, fast eine Dorpater Wissenschaft nennen könnte, sind doch sehr wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der Anatomie, Histologie und besonders der Physiologie von Dorpat ausgegangen. Aber gerade Baer klagte darüber, daß zu seiner Zeit der praktisch-anatomische Unterricht fast vollständig vernachlässigt worden wäre, und er wie viele seiner Studiengenossen gar nicht präpariert hätten, weil es an Leichen mangelte. Er gelobte als junger Student hoch und teuer, er werde dereinst seine eigne Leiche der rücksichtslosen Zerstücklung auf dem anatomischen Theater preisgeben.

Erst das durch den Fürsten Lieven und Gustav Ewers eifrig betriebene neue Universitätsstatut von 1820 schuf eine besondre Professur für die bis dahin mit der Anatomie verbundene Physiologie. Es gelang, in dem auf dem Gebiete der Embryologie und vergleichenden Anatomie sehr bekannten Heinrich Rathke und nach seinem Abgang in Alfred Wilhelm Volkmann, dem Vater des Chirurgen Richard v. Volkmann, der sieben Knabenjahre in Dorpat verlebt hat, ausgezeichnete Lehrer und Forscher an die livländische Hochschule zu ziehen. Volkmann hat die experimentelle Physiologie in Dorpat eingebürgert, das Verständnis dafür unter den Studierenden geweckt und durch seine klaren, anschaulichen, von Demonstrationen unterstützten Vorträge zündend auf seine Zuhörer gewirkt. In Dorpat sind auch rühmliche Arbeiten von ihm aus der Physiologie des Nervensystems und seine Hämodynamik entstanden. War die Medizin in Dorpat bis dahin nur eine Zusammenstellung dürftig ausgestatteter Lehren über den Gang des Lebens im gesunden und kranken Zustand gewesen: unter Volkmann erst wurde sie eine naturwissenschaftliche Disziplin.

Einen hervorragenden Anatomen hatte Dorpat zehn Jahre lang (1843—1853) in Karl Bogislaus Reichert, den Ernst v. Bergmann noch in Berlin zum Kollegen gehabt hat. Seine Schüler begeisterte

er durch die Originalität und Lebendigkeit seiner Vorträge; unter seinen Händen gewannen die Präparate Leben. Auf Reicherts Lehre von den Bindesubstanzen, die in zahlreichen bedeutenden Dorpater Dissertationen weiter ausgeführt wurde, fußt bekanntlich Virchows Zellularpathologie.

Jahrzehntelang hat wie jede andre Universität auch Dorpat unter der Herrschaft der symptomatischen Medizin gestanden: die Pathologie hielt an unveränderlichen Krankheitsbildern, an bestimmten schematischen Formen fest und sah in den Krankheiten besondre Wesen, die das Leben als Feinde angriffen. Dieser Anschauung entsprechend verfuhr auch die Therapie, indem sie in den Arzneimitteln, die sie ohne nachweisbare Gründe auf die einzelnen Krankheitsbilder bezog, die Kräfte sah, die jene Feinde des Lebens vertreiben sollten. Erst als sich die praktische Medizin mit Entschiedenheit zur Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode bekannte, begann auch für Dorpat — etwa zu Anfang der vierziger Jahre — eine neue Zeit, und in Franz Sahmen und seinem Schüler Johann Friedrich Erdmann hatte es zwei Kliniker, die, auf wissenschaftlicher Höhe stehend, mit allen modernen Methoden vertraut, in erfrischend fortschrittlichem Geiste ihre Schüler heranbildeten. Auch ihre aus ihrer Schule hervorgegangenen Nachfolger haben darin ihre vornehmste Aufgabe gesehen: die jungen Mediziner nicht nur selbsttätig zu beschäftigen, sondern darauf hinzuweisen, daß sie unter Anwendung aller durch die Wissenschaft gebotenen physikalisch-chemischen Hilfsmittel den ursächlichen Zusammenhang der Krankheitserscheinungen untereinander zu ermitteln und diese auf die anatomisch-physiologischen Ursachen zurückzuführen hätten. Zur Ergänzung des klinischen Unterrichts diente die Poliklinik, die aber erst, nachdem Bergmann seine Dorpater Studien abgeschlossen hatte, größere Bedeutung für die Studierenden gewann.

Den ersten geschickten Chirurgen erhielt die Universität im Jahre 1815 in dem Estländer Johann Moier. Er hatte in Dorpat studiert, seine eigentliche wissenschaftliche Ausbildung aber in Pavia unter Antonio Scarpa zu einer Zeit erhalten, als dieser große Chirurg auf der Höhe seines Ruhmes stand. Als Moier nach Rußland zurückkehrte, waren die Hospitäler mit Verwundeten aus dem Kriege von 1812 angefüllt, und der junge Chirurg hatte vollauf Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu beweisen. Obwohl er literarisch nichts geleistet, hat er doch eine große Zahl tüchtiger Schüler in die Welt entsandt. Der berühmteste von ihnen ist sein Nachfolger in Dorpat Nikolai Pirogow (1836—1841), der seinem Lehrer das Gefühl schrankenloser Dankbarkeit bewahrte. Als er aus Moskau nach Dorpat kam, saß er noch in dem russischen Vorurteil fest, daß alle Deutschen aufgeblasene und steife Pedanten seien, die den Russen nur mit Miß-

gunst und Verachtung gegenübertreten könnten, und das Gute und Schöne nur von den Franzosen käme. Aber je länger er in Dorpat blieb, sich mit den anfangs so verhaßten Deutschen und dem Geist deutscher Wissenschaft bekannt machte, um so mehr lernte er sie schätzen und achten. „Ich bin im Grunde meiner Seele Russe geblieben und habe mir sowohl die guten wie die schlechten Eigenschaften meiner Nationalität bewahrt, aber den Deutschen und dem Geist deutscher Kultur bin ich auf immer durch die Bande der Achtung und der Dankbarkeit verbunden geblieben", liest man in seinen „Lebensfragen". Unter den Dorpater Professoren der praktischen Medizin nimmt Pirogow wegen seiner konsequenten Durchführung einer streng anatomischen Richtung der Chirurgie die erste Stelle ein. Ihn hat Bergmann erst in Berlin 1865 kennen gelernt. Er blickte mit aufrichtiger Verehrung zu ihm empor, und sein Bildnis sah auf seinen Schreibtisch hinab.

Als Bergmann die Hörsäle und Kliniken besuchte, stand die medizinische Fakultät auf hohem wissenschaftlichem Niveau, und die Mehrzahl ihrer Professoren hatte in den Kreisen der Fachgenossen einen wohlbegründeten weiten Ruf.

Von seinen Dorpater Lehrern gewannen den meisten Einfluß auf ihn Bidder, Buchheim, Walter, Adelmann und Georg v. Oettingen.

Der älteste von ihnen war P i e r s U s o W a l t e r, geboren 1795. Er stammte aus einer Familie, die Livland so manchen bedeutenden Gelehrten und Prediger geschenkt hat: ein älterer Bruder von ihm war Professor der praktischen Theologie in Dorpat gewesen, ein jüngerer der bereits erwähnte Generalsuperintendent Bischof Walter. Mit vierzehn Geschwistern war er als Sohn eines Arztes in der kleinen Stadt Wolmar aufgewachsen, fern vom Getriebe der Welt, in der glücklichen Beschränktheit, wie sie einst ein jüngerer Sohn der einsamen Aastadt, Julius Eckardt, in seinem „Livländischen Stilleben" so poetisch anmutig verklärt hat, daß es ihm Gustav Freytags Liebe und Zutrauen gewann. Piers Walter studierte in Dorpat, Würzburg und Berlin. Schon früh zeigte er die Charaktereigenschaften, die ihm in seinem spätern Beruf in Wolmar wie in Dorpat allgemeine Achtung und Verehrung erwarben: Selbstlosigkeit, peinliche Gewissenhaftigkeit, zarte Rücksicht auf andre, einen festen Willen, dabei noch als alter Mann, wie eine liebevoll ihn charakterisierende Feder schreibt, dem praktischen Leben fremd: „Glück und Freude haben noch immer das Strahlende des Weihnachtsbaums, Leid und Unglück werfen ihn fassungslos nieder, für das Schlechte fehlt jedes Verständnis." In Würzburg sehnte er sich anfangs viel nach der livländischen Heimat zurück trotz oder wegen des bunten Lebens, und nicht jeder seiner akademischen Lehrer war ihm nach dem Sinn: Textor wohl ein sehr

geschickter Arzt, aber ein langsamer, ängstlicher Operateur, d'Outrepont nicht gebildet und gelehrt genug, Friedreich allgemein gelobt, doch kränklich; andre waren allerdings vorzüglich gut, aber es herrschte vielfach ein Schlendrian, der den Nutzen, den er aus seiner Würzburger Zeit hätte ziehen können, stark beeinträchtigte. Nach eifrigen Berliner Studien wurde die Rückreise nach Livland angetreten. Er ließ sich in Wolmar als Arzt nieder, bald seiner Geschicklichkeit und Menschenfreundlichkeit wegen der weit und breit gesuchteste und beliebteste Helfer und Ratgeber, am ärmlichen Lager der Bäuerin wie im Palast der Großfürstin, über das Krankenzimmer hinaus teilnehmend und Wohl und Weh seiner Patienten mitfühlend. In dem selten sich findenden Doppelberuf des Geburtshelfers und Augenarztes, als scharf blickender Diagnostiker wie als Operateur, genoß er einen solchen Ruf, daß ihn die Dorpater medizinische Fakultät als ordentlichen Professor der Geburtshilfe und der Frauen- und Kinderkrankheiten berief. Dort ist er als akademischer Lehrer bis zum Jahre 1859, als Arzt aber bis zu seinem Tode tätig gewesen, hat Generationen von Schülern zu Frauen- und Kinderärzten herangebildet und ihnen das Vorbild eines dem ernsten Beruf in strengster Wahrhaftigkeit und Selbstbescheidung hingegebenen Arztes und Lehrers gegeben. Das war und blieb der Pulsschlag seines Lebens. Ihm selbst aber war das Dorpater Leben mit seiner anspannenden Arbeit und seinen stillen Freuden so lieb geworden, daß er einen glänzenden Ruf nach Petersburg, wo er die Großfürstin Helene, die geist- und temperamentvolle Gemahlin des Großfürsten Michail, behandelt hatte, ausschlug. „Die Livländer haben eine Monomanie nach Livland, so auch dieser verrückte Doktor", hieß es am Kaiserhof, „solche Anerbietungen, und er — bleibt in Dorpat!" Er blieb in Dorpat und beschloß dort den Achtzig nahe 1874 sein Leben. Bergmann war einer seiner letzten, aber ihm auch liebsten Schüler. Als „der alte Piers", wie ihn jeder nannte, unter langen qualvollen Leiden dem Tod entgegen ging, leistete Bergmann, der mit dankbarer Liebe an dem alten freundlichen Lehrer hing, ihm den letzten Beistand, mit der zarten Sorgfalt des Sohnes und der gewinnenden Anmut, wie sie jedem, an dessen Krankenbett er gestanden hat, in wohltuender Erinnerung geblieben ist, und, als Walter starb, hat er dem väterlichen Freunde im Namen seiner unzähligen Schüler deren Dank am Grabe mit der ihm eignen Wärme und Herzlichkeit nachgerufen.

Friedrich Bidder (1810—1894) war der Sohn eines Landwirts und in Kurland aufgewachsen. Unmittelbar nach Abschluß seines Dorpater Studiums wählte ihn die medizinische Fakultät zum außerordentlichen Professor und zum Prosektor; bevor er aber das Amt antrat, zog er nach Deutschland, um dort zu suchen, was ihm in

Dorpat gefehlt hatte: einen begeisternden Lehrer. Ihn fand er in Berlin in Johannes Müller. Es war schwer, sich ihm zu nähern; er zog einen Wall um sich, und einem Banausen konnte er sogar unfreundlich begegnen. Aber wo er auch nur eine Spur von Talent, von selbständigem Forschungstrieb, nur einen Funken von jenem Feuer fand, das in ihm selbst loderte, war er wie umgewandelt. Bidder gehörte zu seinen ältesten Berliner Schülern, lange bevor Virchow, du Bois-Reymond, Brücke und die andern Großen aus seiner Schule hervorgingen, und der Einfluß dieses außerordentlichen Lehrers, der ohne natürliche Beredsamkeit, ohne auch nur eine Spur eines blendenden Vortrags einzig durch den Ernst einer tiefen Begeisterung für die Sache fortriß, hat sein ganzes wissenschaftliches Leben bestimmt. Neben ihm wirkten auch noch Friedrich Schlemm, der Anatom, Hinrich Lichtenstein, der Zoolog, und Johannes Müllers Lieblingsschüler Jakob Henle, sein „Herzens-Henle", tief auf ihn ein. Dem nur wenig ältern Henle, der damals Prosektor war, überbrachte Bidder die Berufung der Dorpater medizinischen Fakultät zum Professor der Physiologie und Pathologie an Stelle Heinrich Rathkes, der nach Königsberg übersiedelte. Aber gerade damals erinnerte man sich in Berlin dessen, daß Henle einst der Bonner Burschenschaft angehört hatte, und sperrte ihn bei schmaler Gefangenenkost in die Hausvogtei ein. Erst der niemals vergeblich angerufene Einfluß Alexander v. Humboldts befreite ihn von der Haft und der langen Festungsstrafe, zu der er verurteilt worden war. Des vorteilhaften Rufs nach Dorpat ging er freilich verlustig, denn dem Rußland Kaiser Nikolaus des Ersten graute vor einem alten Burschenschafter, der einst aus voller Kehle in den Kantus „Freiheit, die ich meine," eingestimmt hatte.

Nach seiner Rückkehr war Bidder zunächst als Anatom tätig: er leitete die Präparierübungen der Studierenden, und im Kolleg fesselte er seine Zuhörer durch klaren, formvollendeten Vortrag wie durch ungewöhnliche Geschicklichkeit im Demonstrieren. Er war ein ausgezeichneter Lehrer, der beste und anregendste, den Bergmann in Dorpat gehabt hat: unter ihm gewann selbst der sprödeste Stoff Leben. Er war aber auch ungewöhnlich vielseitig. Nach Volkmanns Abgang übernahm er den Lehrstuhl für Physiologie, las aber auch über Pathologie und pathologische Anatomie. Bidder ist der Gründer des Dorpater Physiologischen Instituts; er brachte die von seinem Vorgänger eingebürgerte experimentelle Physiologie dauernd zur Geltung. Seine Untersuchungen über die Textur des Rückenmarks machten Epoche, sein in Verbindung mit dem Chemiker Karl Schmidt herausgegebenes Werk über Verdauungssäfte und Stoffwechsel gehört zur klassischen medizinischen Literatur. Seine biologischen Arbeiten betrafen das sympathische Nervensystem, die Physiologie der Nerven, die Inner-

vation des Herzens. Zahlreiche nicht unwichtige Entdeckungen sind ihm auf dem Gebiet der Histologie und pathologischen Anatomie zu verdanken, so über den Bau der Netzhaut, die Malpighischen Körper, die Haare, Knochen, den Epithelialkrebs.

Wie um Johannes Müller so bildete sich auch um Bidder eine Schule, die unter seinen Augen wissenschaftlich arbeitete, und es ist vornehmlich sein Verdienst, daß die Dorpater Doktordissertationen den guten Ruf hatten, den ihnen Hyrtl, Billroth und viele andre deutsche Gelehrte von Bedeutung bescheinigt haben.

Dieser Mann der methodischen Strenge und der unbestechlichen Wahrheitsliebe war zugleich eine tief religiöse Natur und eine Erscheinung voll Würde und Hoheit. Das Wort, das du Bois-Reymond auf Johannes Müller anwandte, gilt auch für Bidder: er wirkte, wie Goethe von der Schönheit sagt, durch seine bloße Gegenwart. Durch den Zauber seiner Persönlichkeit wußte er als langjähriger Rektor der Universität den ungestümen Trotz des die vorgeschriebenen Grenzen überschreitenden Burschen ebenso geschickt zu bändigen wie als geborener Administrator mit diplomatischer Feinheit Minister und Kurator für die Interessen der Hochschule zu gewinnen. Als aber die akademische Bürde niedergelegt war, hat er als Freund und Helfer der Armen Not und Elend bekämpft und sein Leben in der lautern und edlen Gesinnung beschlossen, die ihm von Beginn an das Gepräge gegeben.

Neben dem anregenden Lehrer hatte Bergmann in Rudolf Buchheim das Vorbild eines seine Schüler unermüdlich zur Betätigung ihrer Kräfte anspannenden fruchtbaren Forschers.

Buchheim, der 1820 in Bautzen als Sohn eines Arztes geboren war und seine sächsische Herkunft niemals in seiner Sprache verleugnete, wurde schon in jungen Jahren nach Dorpat berufen, in eine Professur, die, wie es damals üblich war, vielerlei umfaßte: Arzneimittellehre, Diätetik, Geschichte der Medizin und der medizinischen Literatur. Im August 1847 trat er sein Amt an. Schon sein Vorgänger hatte ihm durch eine durchgreifende Kritik der Unhaltbarkeit der Pharmakologie, wie sie bis dahin gehandhabt worden war, die Tätigkeit vorbereiten helfen: an die Stelle des verworfenen Alten mußte ein neues Besondres gesetzt werden. Auf diesen neuen Weg, auf dem sich für die Arzneimittellehre und Therapie bestimmtere Zwecke verfolgen ließen, ging nun Buchheim mit dem ihm eignen Feuereifer ein: er ergriff, wie er selbst berichtet, die mühsame rationelle Methode, zu deren Anwendung man allerdings schon früher einen vergeblichen Ansatz gemacht hatte, von der man aber jetzt, nachdem die Hilfswissenschaften bedeutend fortgeschritten waren, einen günstigern Erfolg hoffen durfte. Wie man für die physiologische Forschung, seitdem sie auf die Bahn

des Experiments geleitet war, durch die Errichtung besondrer physiologischer Institute den Fortschritt gesichert hatte, so konnte man dasselbe für die Pharmakologie nur auf dem gleichen Wege erwarten. Deshalb errichtete Buchheim bald nach seiner Ankunft in Dorpat zunächst in seiner Wohnung und aus eignen Mitteln ein zu pharmakologischen Untersuchungen bestimmtes Laboratorium, das später zu einer Universitätsanstalt erhoben wurde. Das Dorpater pharmakologische Institut war die erste Anstalt dieser Art; auf ihm ruht der Neubau der Arzneimittellehre, deren Schöpfer und Begründer Buchheim war. Sein Lehrbuch der Arzneimittellehre, das noch heute die Wissenschaft beherrscht und das in Dorpat entstanden ist, umfaßt die Ergebnisse seiner zum Teil auch in den Dissertationen seiner Schüler enthaltenen Untersuchungen; diese Arbeiten berichten auch vielfach über Experimente, die er mit drastischen, oft stark wirkenden Stoffen am eignen Körper zur Förderung des Studiums seiner Schüler und der Wissenschaft anstellte.

Durch seine rastlose Tätigkeit in dem Institut übte Buchheim auf die Studierenden der Medizin einen bedeutenden Einfluß. Immer hatte er eine Anzahl tüchtiger junger Arbeitskräfte um sich, die unter seiner Leitung bestimmte und genau formulierte Fragen durch Experiment und Analyse zu lösen hatten. Aber auch seine amtsfreien Stunden gehörten seinen Schülern: Bergmann erzählte gern, wie Buchheim zweimal in der Woche in seiner Wohnung mit ihm und andern Studenten lateinische Kolloquia über physiologische Themata abhielt, um ihnen das Examen zu erleichtern, das damals noch ausschließlich lateinisch abgehalten wurde. Dabei wurde freilich anfangs mehr geschwiegen als geredet. Buchheim aber machte ihnen Mut „und ist merkwürdigerweise zuweilen zufrieden, wenn nicht sein freundliches Lächeln etwa als Lachen des Hohns zu deuten ist". Alle die liebenswürdigen Eigenschaften, die dem M e n s ch e n Buchheim Liebe und Vertrauen zutrugen, kamen bei diesen Zusammenkünften zu schöner Geltung.

Unter Buchheims Leitung hat Bergmann seine Doktordissertation verfaßt. Pharmakologie, Chemie, physiologische Chemie waren überhaupt seine ersten wissenschaftlichen Leidenschaften; er dachte sogar eine Zeitlang daran, Chemiker zu werden, hatte aber keine Mittel, sein Studium in dieser Richtung fortzusetzen.

Als Buchheim im Herbst 1867 einem Rufe nach Gießen folgte, erlitt Dorpat einen Verlust, den es noch tiefer empfunden hätte, wenn nicht auch sein Nachfolger Oswald Schmiedeberg ein bedeutender Lehrer und Forscher gewesen wäre. Aber auch Buchheim fiel die Trennung schwer. Zu Weihnachten 1879 ist er in Gießen gestorben. Es kennzeichnet den ganzen Mann, daß der Prediger seiner Leichen-

rede den Text zugrunde legte: Das Gesetz der Wahrheit war in seinem Munde, und ward kein Böses in seinen Lippen gefunden.

Georg Franz Blasius Adelmann war 1811 in Fulda, der Stadt des heiligen Bonifazius, geboren. Aus Vechta in Oldenburg war einst sein Großvater nach Würzburg ausgewandert und dort Stadtwundarzt geworden; sein Vater war kurhessischer Medizinaldirektor in Fulda. Dort besuchte der Knabe das Gymnasium, an dem zum großen Teil katholische Geistliche unterrichteten, deren einer, der Franziskanermönch Polykarp Schmitt, durch die christliche Nächstenliebe, die Milde und Versöhnlichkeit, die er in die jugendlichen Herzen pflanzte, nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübte. Sein Vater aber hielt darauf, daß seine Söhne früh aus dem Hause kamen und sich daran gewöhnten, das Vaterhaus entbehren zu können. Schon als Zehnjähriger mußte der kleine Georg den Ranzen auf den Rücken und den Wanderstab in die Hand nehmen, um seine Großeltern in Würzburg und Verwandte und Freunde des Vaters in Hammelburg und Brückenau zu besuchen. Ein Oheim, der Professor der Naturwissenschaften an der damals niederländischen Universität Löwen war, nahm den erst vierzehn Jahre alten Neffen mit sich in die neue Heimat und ließ ihn in der physiko-mathematischen Fakultät immatrikulieren. Er lag eifrig seinen Studien ob, sowenig Anregung auch die Vorlesungen und die lateinisch dozierenden Professoren, denen der Zopf im Nacken hing, bieten mochten. Die Absicht war, nach Erwerbung des Doktorgrads in niederländische Dienste zu treten, um in den Kolonien Verwendung zu suchen, aber ein wohlgemeinter Rat, sich für diese Reisen medizinische Kenntnisse zu erwerben, führte ihn schon im Herbst 1828 nach Marburg, wo freundschaftliche Verbindungen seines Vaters ihn bald heimisch werden ließen. Er schloß sich der Burschenschaft an, deren harmlose politische Bedeutung der schlaflosen Nächte der Polizei nicht wert, deren Hauptzweck vielmehr war, den Charakter ihrer Mitglieder moralisch zu festigen und durch ein strenges Ehrengericht die Duellwut niederzuhalten. Von den Professoren gewannen namentlich Heusinger und Siebold für seine ganze weitere Entwicklung Bedeutung; in Würzburg aber, wohin er nach ein paar Jahren übersiedelte, sorgten Schönlein und die andern Koryphäen der Fakultät dafür, daß er der Medizin treu blieb. Als Siebold nach Göttingen übersiedelte, folgte Adelmann dem geliebten Lehrer, der ihn zu schriftstellerischer Tätigkeit anregte und an seinem Journal für Geburtshilfe beschäftigte, bis ihn Heusinger wieder nach Marburg rief und zu seinem Assistenten machte. Anfang 1835 ließ er sich in seiner Vaterstadt Fulda als praktischer Arzt nieder, vertrat auch oft seinen Vater in der chirurgischen und geburtshilflichen Abteilung des Wilhelms-Hospitals. Seine Erfolge und die Freude an der selbständigen Arbeit im Lazarett

weckten den Wunsch nach dauernder chirurgischer Tätigkeit, weswegen er sich in Marburg habilitierte. Dort zuerst hat er sein Lehrtalent erprobt, Praktikanten unterwiesen und reichlich Gelegenheit gehabt, selbst zu operieren. Bei einem Besuch in Heidelberg gewann er die Zuneigung und das Vertrauen des damals auf der Höhe des Ansehens stehenden Chirurgen Chelius in einer Weise, die über sein späteres Schicksal entschied. Als nämlich bald darauf Chelius von der Dorpater medizinischen Fakultät ersucht wurde, einen jungen Chirurgen namhaft zu machen, der an Stelle des nach Petersburg berufenen Nikolai Pirogow treten könnte, empfahl er Adelmann: die Fakultät wählte, und die russische Regierung bestätigte ihn. Im August 1840 begann er seine Vorlesungen in Dorpat.

Es war für den jungen Chirurgen, der noch keinen Namen hatte, gewiß nicht leicht, auf dem Katheder und in der Klinik der Nachfolger eines Pirogow zu sein. Aber Adelmann war fleißig und eifrig, hatte die chirurgische Anatomie gut und sicher im Kopf und operierte elegant und geschickt und in großer Ruhe. Da er sich seine Kunst noch zu einer Zeit angeeignet hatte, in der es keine Chloroform- und Äthernarkose gab, galt es, möglichst schnell mit der Operation fertig zu werden, um den mit Riemen auf den Tisch oder Stuhl geschnallten Patienten so bald als möglich von seinen Schmerzen zu befreien. So führte er denn auch alle sog. typischen Operationen wie Hernio- und Lithotomien und Amputationen mit wirklich staunenswerter Schnelligkeit und Sicherheit aus, während es mit den atypischen Operationen, die aber überhaupt in seiner Klinik viel seltener vorkamen, weit langsamer und bei weitem nicht so elegant gelang. In der Adelmannschen Klinik herrschten strenge Ordnung und peinliche Genauigkeit im Operieren und Verbinden. Er selbst mußte stets ein Handtuch in die Hand bekommen, dessen Ende in Wasser getaucht war. Die Assistenten mußten stets Schere und Pinzette nachtragen, ob sie nötig waren oder nicht, die Wärterinnen in vorgeschriebener strammer Haltung am Krankenbett stehen. Er selbst war bis in sein Alter ein aufrechter, schöner Mann von militärisch straffer Körperhaltung.

Aber so geschickt Adelmann auch als Operateur war, so war doch seine theoretische Vorbildung nicht genügend, und auch chemische und physiologische Kenntnisse hatte er nicht. Ebenso fremd war ihm das Gebiet der pathologischen Anatomie. Bei seinen Krankenvisiten waren seine Hauptfragen, wie der Patient geschlafen, wie ihm der Kaffee geschmeckt u. a., wie aber das Befinden des Kranken, der Zustand seiner Wunde wissenschaftlich zu begründen und zu erklären war, das erschien als Nebensache und fiel nicht weiter auf. Er setzte sich aber auch unvorsichtigerweise der Kritik aus, wenn er mit einer gewissen Vorliebe Lateinisch sprach, denn die Sprache Ciceros war es

nicht, rief er doch Bergmann bei seiner Doktordisputation in der Hitze des Gefechts unter allgemeiner Heiterkeit ein: tenete kurzius! zu, was so viel heißen sollte, als: Fassen Sie sich kürzer!

Adelmann war ein Mann der alten Schule, der, was er einst gelernt hatte, fest und sicher beherrschte, ohne Neuerungen irgendwelcher Art zugänglich zu sein, aber auch ohne die bei den ältern Ärzten sehr verbreitete Neigung, über das Neue, das sie nicht beherrschten, unverständig den Stab zu brechen oder es gar in das Lächerliche zu ziehen; er ist vielmehr gegen Neuerungen auf chirurgischem Gebiete, deren seine spätere Dorpater Zeit so viele und so durchgreifend umgestaltende brachte, die sein Assistent und Schwiegersohn Bergmann in der Klinik einführte, niemals aufgetreten und hat nie über sie geringschätzig oder gehässig geurteilt, sondern ist meist stillschweigend darüber hinweggegangen.

Er und Georg v. Oettingen haben Bergmann vielfach die schwierigsten Operationen überlassen. Es machte aber einen eigentümlichen Eindruck, wenn bei solchen Gelegenheiten Adelmann seinen Assistenten Bergmann vor Beginn der Operation öffentlich examinierte, wie und nach welcher Methode er operieren wolle, auf welche Zwischenfälle er gefaßt sein müsse und andres mehr. Dieser Prüfung unterwarf sich Bergmann stets in feiner Weise, obwohl er noch besser als die den Operationstisch umstehenden Studenten wissen mußte, daß er schon damals dem alten Häuptling bei weitem überlegen war. Nur in der Eleganz der Schnittführung, in der Bergmann später so sehr glänzte, konnte damals Adelmann immer noch Vorbild sein.

Adelmann hat eine große Zahl von Schülern herangebildet, deren er sich mit dem ihm eignen Wohlwollen anzunehmen pflegte, deren Vertrauen und Liebe er besaß, deren Schicksale er mit aufrichtigem Interesse und warmem Herzen verfolgte.

Als Adelmann im Sommer 1871 Dorpat verließ und seinem Schwiegersohn Bergmann Platz machte, siedelte er nach Deutschland über. Seinen Lebensabend verbrachte er in Berlin: seit Bergmann dahin berufen worden war, in regem Verkehr mit ihm und seinem Hause, zugleich ein regelmäßiger Besucher der medizinischen und chirurgischen Gesellschaften, deren Verhandlungen ihn interessierten. Bis zuletzt rüstig, ist er am Todestage Kaiser Friedrichs kurz vor Vollendung seines siebenundsiebzigsten Lebensjahres einer Lungenentzündung erlegen.

Weit mehr aber als Adelmann und seinen andern Dorpater Lehrern verdankte Bergmann dem noch heute trotz siebenundachtzig Jahren sich gewohnter geistiger Frische erfreuenden Georg v. Oettingen. Geboren 1824, ist er einer von den sechs Söhnen des früh verstorbenen

livländischen Landmarschalls Alexander v. Oettingen, von denen sich drei im Landesdienst und drei als Professoren der Dorpater Universität Bedeutung erworben haben. Wie jene drei die Geschicke des Landes beeinflußt, so haben die drei andern, freilich niemals ohne heftige Anfechtung einer starken Gegnerschaft, viele Jahre lang auf den Lebensgang der Landesuniversität eingewirkt.

Georg v. Oettingen wurde in der Krümmerschen Lehranstalt in Werro im östlichen Livland erzogen, studierte in Dorpat von 1841 bis 1847 und setzte seine Studien auf ausländischen Hochschulen fort. Nach der Rückkehr von einer amerikanischen Reise ließ er sich als Arzt in St. Petersburg nieder, wurde aber schon 1854 Dozent in Dorpat, dann außerordentlicher und 1857 ordentlicher Professor der Chirurgie, ohne daß er von seiner Studienzeit her diese Spezialität ins Auge gefaßt und sich ausschließlich in ihr vervollkommnet hätte: er war mehr zufällig Chirurg geworden, Chirurg par occasion. Aber seine ungewöhnliche geistige Kapazität machte es ihm leicht, dieses Spezialfach, nachdem er es einmal erwählt hatte, in kurzer Zeit so sicher zu beherrschen, daß er als Direktor der chirurgischen Klinik vollkommen seinen Mann stand. Als die außerordentlichen Fortschritte, die in den fünfziger Jahren dank der Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz und der genialen Kunst Graefes die Augenheilkunde gemacht hatte, dazu führten, daß auch in Dorpat infolge der Bemühungen Oettingens die Errichtung einer besondern Augenklinik beschlossen wurde, kamen beide Professoren der Chirurgie überein, ihre akademische Tätigkeit derart zu teilen, daß der eine, Adelmann, ausschließlich die allgemeine Chirurgie, der andre, Oettingen, aber vornehmlich die Augenheilkunde als sein Fach dauernd und selbständig übernahm. Als dann eine ordentliche Professur für Ophthalmologie geschaffen wurde, erhielt Oettingen sie: er gab aber seine chirurgische Professur nur unter der Bedingung auf, daß, mit Adelmann alternierend, Bergmann, obwohl er damals nur Dozent war, die chirurgische Klinik leiten sollte. Neidlos sah er seinen frühern Assistenten ihn allmählich überragen. Oettingen und Bergmann sind immer befreundete Kollegen gewesen: niemals haben irgendwelche Differenzen zwischen ihnen bestanden. Mochte auch Bergmann nicht mit allen Anschauungen und Absichten Oettingens einverstanden sein: seinem alten Lehrer und Förderer hat er die Treue gehalten. Als nach seinem Abschied von Dorpat die Mehrheit der Fakultät gegen Oettingens Wiederwahl zum Professor „nach Ausdienung der Jahre" entschieden hatte, mißbilligte Bergmann dieses Vorgehen gegen den hochverdienten Mann von Würzburg aus: Dorpat dürfe nie vergessen, was es ihm verdanke.

Fast die ganze Zeit über, da Bergmann Professor in Dorpat war, fungierte Georg v. Oettingen als Rector magnificus (1868—1876),

und gab sein Einfluß im Konseil wie in der medizinischen Fakultät den Ausschlag. Er war ein mannhafter und furchtloser Vertreter der Universität in jenen Jahren, da unter dem Nachfolger des Grafen Keyserling, dem Geheimrat Gervais, neue unheimliche Vorboten der Russifizierung Dorpat und die deutschen Ostseeprovinzen bedrohten. Damals war Oettingen der rechte Mann auf dem rechten Platz. Minister der Volksaufklärung war seit 1866 Graf Dmitri Tolstoi, ein sehr gebildeter, sehr kluger Mann, aber ein fanatischer Nationalist, der sehr wohl wußte, was er wollte, und wie er zu seinem Ziele kommen könnte. Und gegen ihn warf sich Oettingen in die Schanze. In langen Konferenzen bewies er dem Minister die verderblichen Folgen der Russifizierung Dorpats für alle Teile, und ihm gelang wirklich wie einem Roland, den Sturm aufzuhalten, solange er Rektor war. In einer solchen Debatte hatte ihm Tolstoi einmal gesagt — sie sprachen Deutsch miteinander —: „Versuchen Sie doch nicht mit dem Kopf durch die Wand zu rennen", worauf Oettingen, der ungern einen Witz unterdrückte, erwiderte: „Nein, dazu ist diese Wand zu tolstoi!" d. h. auf deutsch zu dick. Es war ein Dank an seine Kämpfe mit dem mächtigen Minister, daß die Dorpater Studenten, als die Korporation Kuronia im Jahre 1908 ihr hundertjähriges Jubiläum beging und der Universität in festlichem Zuge ein Vivat brachte, in demselben Augenblick, da Oettingen auf dem Balkon eines Hauses erkannt wurde, in ein vielhundertfaches Hoch auf ihn einstimmten.

Georg v. Oettingen hat, was der Verlauf dieser Darstellung noch ergeben wird, Bergmann in jeder Hinsicht vorwärts geschoben und auf seine medizinische Laufbahn geradezu entscheidend eingewirkt.

Aber noch mancher andre Dorpater Lehrer spielt in Bergmanns Studienleben mit.

Immer gern hat er des Professors der Therapie und Klinik Johann Friedrich Erdmann (1809—1858) gedacht. Er stammte aus Wolmar, war ein jüngerer Bruder des Hegelianers Eduard Erdmann in Halle und ein Studienfreund von Bergmanns Vater. Schon in seinen jungen Jahren hatte er als Assistent auf einer Wiener Klinik durch seine klinische Begabung und die meisterlich geübte Kunst des Vortrags am Krankenbett die Bewunderung der Koryphäen medizinischer Wissenschaft erregt. Nachdem er ein Dutzend Jahre in seiner kleinen Vaterstadt ein sehr beliebter und geschätzter Arzt mit ausgebreiteter Praxis gewesen war, Piers Walter darin ablösend, kam er als Professor nach Dorpat. Bergmann nennt ihn ein wahres Genie und einen unvergleichlichen Lehrer. Sein früher Tod war für die Universität ein schwerer Verlust. Noch in seinen letzten Fieberphantasien hatte er die schönsten klinischen Vorträge gehalten und, die

um sein Sterbebett standen, tief ergriffen. Im Namen seiner Schüler hielt Bergmann dem geliebten Lehrer einen Nachruf am Grabe.

Erdmanns Nachfolger wurde Adolf Wachsmuth aus Göttingen (1827—1865), ein scharfer Diagnostiker und ausgezeichneter Lehrer, dessen klarer Vortrag die Studierenden außerordentlich fesselte. Aus einer wahrhaft hervorragenden Tätigkeit riß ihn ein früher Tod. Neben ihm und nach ihm war als Professor der Pathologie und Therapie, später der Staatsarzneikunde, Viktor Weyrich (1819—1876) tätig, in seinen jungen Jahren mit allen Methoden seiner Wissenschaft vertraut, um die theoretische und praktische Ausbildung seiner Schüler aufrichtig bemüht. Bergmann ist unter ihm klinischer Praktikant gewesen, hat bei ihm Examen gemacht und an einem Privatissimum teilgenommen.

Reicherts Nachfolger als Professor der Anatomie wurde sein Schüler Ernst Reißner (1824—1878), ein nüchterner Forscher, der ausgezeichnete Arbeiten veröffentlicht hat: seine Dissertation gab die erste richtige Beschreibung des Ohrlabyrinths; ebenso hervorragend sind seine Untersuchungen über den Bau und die Entwicklung der Haare. Bei ihm hat Bergmann gehört und präpariert, aber Anregung hat niemand von dem wortkargen, verschlossenen, übrigens sehr ehrenwerten Mann gehabt, dessen Tätigkeit schweres Leiden ein frühes Ziel setzte. Es ist daher verständlich, daß sich Bergmann in Dorpat nicht mehr als die gewöhnlichen anatomischen Kenntnisse erwarb: erst in Wien hat er unter dem Einfluß bedeutender Lehrer und Forscher die Anatomie als Grundlage der Chirurgie außerordentlich schätzen gelernt.

Ein ausgezeichneter klinischer Lehrer, unermüdlich namentlich auch als leitender Arzt des Dorpater Bezirkshospitals auf Unterweisung seiner Schüler bedacht, war aber der Professor der Staatsarzneikunde Guido v. Samson-Himmelstierna (1809—1868), ein Schüler Rokitanskys. Seine Kurse über Perkussion und Auskultation der Brustorgane zogen alle Mediziner an. Bergmann hat unter seiner Leitung Obduktionsübungen und ein medizinisch-forensisches Praktikum mitgemacht, auch seine Vorlesungen über gerichtliche Medizin gehört. Samson genoß auch als Mann von Charakter und Gesinnung überall Ansehen. Als der Universität das Rektorwahlrecht zurückgegeben wurde, war er der erste Kandidat für das schwierige Amt; erst als er erklärt hatte, eine Wahl nicht annehmen zu wollen, wurde Bidder gewählt. Nach dessen Rücktritt ist Samson aber doch noch Rektor der Universität geworden und hat seines Amts würdevoll und gerecht gewaltet. Bergmann hat ihm auch als Arzt, namentlich in seiner letzten schweren Krankheit, nahe gestanden.

6. Das medizinische Studium.

Pirogow hat einmal auf Grund seiner Dorpater Erfahrungen geäußert, in Dorpat müsse man das russische Sprichwort „Was dem Russen gesund ist, bringt dem Deutschen den Tod" in sein gerades Gegenteil umkehren. Die deutschen Studenten der Embachstadt hätten gekneipt, sich das Bier wie in bodenlose Fässer hineingespült, sich herumduelliert und zuweilen jahrelang kein Buch in die Hand genommen, um dann, gänzlich umgewandelt, ebenso fleißig zu arbeiten, wie sie vorher gezecht, und in glänzender Weise ihr akademisches Leben zu beschließen. Dieses Urteil mag auf viele zutreffen, nicht aber auf unsern Bergmann, der, so gründlich er auch am flotten Burschenleben teilnahm, den Ernst des Studiums darüber nicht vergaß, der sich zur Arbeit nicht zu zwingen brauchte, weil der Trieb dazu immer da war, dessen geistige Interessen ihn vor wildem Müßiggang bewahrten. Dazu kam, daß die von seinen Freunden immer wieder bewunderte Beweglichkeit des Leibes und der Seele, das glückliche Gedächtnis, die Gabe, auch die sprödeste Materie mühelos in sich aufzunehmen, ihm über alle Hindernisse hinweghalfen. Er hat, um nur e i n Beispiel für die erfolgreich geübte Kunst, mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden, anzuführen, sich am Schluß eines jeden Halbjahrs Prüfungen unterzogen (Semestralexamina), nur um von der Zahlung der Kollegiengelder befreit zu sein und seinem Vater diese keineswegs geringe Ausgabe zu ersparen.

„Wie steht's denn mit den Studien?" fragte mitunter in ihren Briefen die besorgte Mutter an, als Semester über Semester verrann, und die Zeit immer näher rückte, da ihr Ältester sich in das Feuer des Philosophikums, des ersten Teils des Examen rigorosum, stürzte. Dem Vater, der sich eine Skizze seiner Studien erbat, berichtete er am 23. Oktober 1856: „Von den sieben Fächern Anatomie, Physiologie, Botanik, Mineralogie, Zoologie, Chemie und Physik, die ich alle bis zum Dezember, wenn ich vor den Weihnachtsferien mein Examen machen wollte, zu bearbeiten habe, bin ich kaum mit der Anatomie fertig geworden, ja ich habe noch den schwersten Teil, die Anatomie des Gehirns, gar nicht durchgenommen, und, was die andern Fächer anbetrifft, so ist ein Auszug aus der Botanik und eine oberflächliche Bearbeitung der Physik, wenn ich die wenigen Stunden nicht rechne, die ich im Zoologischen Kabinett zugebracht, wohl alles, was ich dafür getan. Freilich ist Anatomie das Hauptfach; dafür genügt aber auch eine einmalige auch noch so gründliche Durcharbeitung gar nicht. Nicht nur die Namen, auch das Bild, das der Name bezeichnet, und die Beschreibung des Bildes müssen in den Kopf.... Physiologie

wird mir wohl viel leichter werden, da ich immer für diese Disziplin gearbeitet, und sie mich stets interessiert hat. Anders verhält es sich mit der Chemie. Chemie kann man nur durch praktisches Arbeiten loskriegen, und das habe ich fast kein einziges Mal exekutieren können; mir wird es also nicht wenig schwer fallen, mich in alle die fünfundsechzig Elemente und ihre unzähligen Kombinationen hineinzudenken ..."

Er hatte sich für fünfzehn Rubel ein Skelett gekauft, „da es ohne ein solches mit der Arbeit und der anatomischen Imagination wirklich nicht ging", und der Vater schenkte ihm auf seine Bitte das von Virchow redigierte Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie: das erste Mal, daß der Name des kurz vorher von Würzburg nach Berlin zurückberufenen bahnbrechenden Forschers, der ihm schon damals viel und wenige Jahre später sehr viel mehr bedeutete, in seinen Briefen genannt wird.

Die Prüfungen begannen im November 1856. Auf die Mineralogie bei dem liebenswürdigen und nachsichtigen Konstantin Grewingk, dem verdienten Tymbologen des Ostbaltikums, folgte die Zoologie bei Eduard Grube, der damals Dorpat verließ, um einem Ruf nach Breslau zu folgen: er quetschte den Examinanden drei Viertelstunden über Bandwürmer und den Sperling aus.

Um ungestört arbeiten zu können, blieb Bergmann die Weihnachtsferien in Dorpat. Im Januar machte er zunächst das Semestralexamen: „Etwas pochte das Herz wohl, als ich in des alten Walter Stube trat. Obgleich der Alte sehr genau fragte, war ich doch sicher, da die mir gegebene Frage eine mir geläufige war." Dann aber ging es mit dem Philosophikum weiter. Am besten glückte es ihm in der Chemie bei Karl Schmidt trotz aller Besorgnisse, in der Physiologie bei Bidder — in beiden Fächern „sehr befriedigend" — und sogar in der gefürchteten Anatomie bei Reißner. In der Botanik fiel er durch, so nachsichtig auch Alexander Bunge gewesen war: bei der Wiederholung des Examens im Juni bestand er.

Nach überwundenem Philosophikum begann erst recht die Vorbereitung auf den Ernst des Lebens. „Den Tag über sitz' ich ziemlich viel im Kollegium", schreibt er den Eltern am 1. Oktober 1857; „namentlich die Kliniken rauben viel Zeit, denn auch die therapeutische Klinik hab' ich noch belegt, teils um doch etwas von Erdmann zu haben, teils auch weil man in den Demonstrationen am Krankenbett wirklich viel lernen kann. Der alte Erdmann ist als klinischer Direktor unübertrefflich: die Entwicklung seiner Diagnosen ist so genau und deutlich, daß sie auch einem, dem kaum ein Dämmerlicht über die Medizin aufzugehen anfängt, wie mir, verständlich sein muß. Nachmittags nur kürzere Zeit und abends von neun Uhr ab geht das eigentliche Studieren los. Gewöhnlich arbeiten wir die erste Stunde am Abend gemeinschaftlich,

nämlich Semmer und ich. So streichen denn die Tage ziemlich rasch dahin, mitunter auch recht angenehm in der Einförmigkeit unterbrochen."

Nun saß er bald über dem großen Wunderlichschen Handbuch der Pathologie und Therapie, „dem besten Buch, das wir Mediziner besitzen . . ., — wer den neuesten so mannigfachen und großartigen Entdeckungen in der Medizin folgen will, muß den Wunderlich kennen" —, bald über einem Lehrbuch der Chirurgie. Aber gerade die Chirurgie machte ihm Plage. „Die Masse von Instrumenten, ihre Erfinder, ihre Verbesserer, ihre Konstruktion zu memorieren, ist ebenso langweilig als schwierig." Seinen Humor verlor er darüber nicht. „Das Kleidungsstück, das durch eine unbedeutende Konsonantenumwandlung aus dem Worte Rosen gewonnen wird", schrieb er seiner Mutter, „werde ich mir zu bestellen nicht unterlassen, da die jetzigen schon an gewissen Stellen deutliche Spuren meines Kollegienbesuchs zeigen."

Zu den nach fleißigem Tagwerk verbrachten abendlichen Zusammenkünften fand sich bei den Medizinern ein gleichfalls dem Schlußexamen entgegenlebender Jurist ein: Julius Eckardt, der sich freilich auf die Rolle Sauls unter den Propheten beschränkt erschien. Nichtsdestoweniger behielt gerade er die ihm von den Freunden auf den verschiedensten Gebieten des innern und äußern Lebens gebotene Fülle von Anregungen als eine ungleich reichere Ausbeute in dankbarer Erinnerung, als die eigentlich burschikosen Zeiten.

Volle Befriedigung in seinem Studium fand Bergmann erst, als er in seinem achten Semester klinischer Praktikant wurde. „Das ist interessant und anregend", berichtete er nach Hause, „da fühlt man sich wenigstens als ein Glied der medizinischen Körperschaft". Seine nächsten Mitarbeiter waren wiederum Semmer und Piers Walter, einer der vielen Söhne des Gynäkologen. „Des Morgens um neun, heißt es in einem ausführlichen Briefe vom 23. August 1858, „treffen wir uns auf der Walterschen Klinik, wo wir einen Operationskursus durchmachen. Von zehn bis zwölf ist chirurgische Klinik (bei Oettingen), und wir haben alle drei schon Patienten: ich ein Mädchen mit kranken Augen, Einwärtsstülpung der Augenlider, die Montag operiert werden soll. Von zwölf bis eineinhalb währt die therapeutische Klinik (Weyrich): auch dort habe ich einen Patienten, mit einer Darmverschlingung (wahrscheinlich), der wohl sicherm Tode entgegengeht und mit dem Beginn der nächsten Woche seinen Weg zum Sektionstisch nicht verfehlen wird. Dann ist Pause bis drei Uhr: wir steigen in unsre Kneipe und verschlingen Beefsteaks usw., bis mit dem Glockenschlage drei es wieder auf die Klinik geht, wo wir abwechselnd Adelmann, Walter, Samson und Weyrich hören, bis wir abends um sieben nach vollendetem Tagwerk nach Hause gehen können, und in der Regel nicht mehr gearbeitet wird."

„Der Ruf meiner glücklichen Kuren“, schrieb er schon im Sommer 1858 seiner Mutter, „hat sich bereits über die engen Grenzen des Embachtals ausgebreitet“, so daß man ihn zur Vertretung eines Landarztes in dem befreundeten Salisburg ködern wollte, aber klug versagte er sich solchen Absichten und kehrte lieber zu seinen Dorpater Patienten zurück, mit denen er freilich nicht immer Glück hatte, heißt es doch etwas wehmütig in einem Briefe: „Meine Kranken auf der Klinik sind alle in ein besseres Leben übergegangen“.

Um sich von dem Dorpater Leben nicht zerstreuen zu lassen und das Schlußexamen in Ehren zu bestehen, zog er sich im September 1859 mit den Freunden Semmer und Walter nach Rujen in die durch Traditionen geheiligte „Herberge“ zurück, über deren Eingang der Urgroßvater Gustav die Inschrift einer berühmten englischen Bibliothek gesetzt hatte:

Hi sunt magistri, qui nos instruunt,
Sine virgis et ferula,
Sine verbis et cholera,
Sine pane et pecunia.
Si accedis non dormiunt,
Si inquiris non se abscondunt,
Non remurmurant si oberres,
Cachinnos nesciunt si ignores.

Die freundliche Pastorin sorgte für Speise und Trank, und wenn abends die Feierstunde schlug, freute sie sich des fleißigen Kleeblatts, dem über dem Ernst der Arbeit der Sinn für die harmlosen Zerstreuungen des Landlebens nicht verloren gegangen war. Nur an einem Tage wurde die Arbeit ausgesetzt: an Schillers hundertstem Geburtstage, der selbst in diesem entlegenen Winkel mit andächtiger Begeisterung gefeiert wurde.

Wo Mut und Glück sich mit Verdienst verketten, kann der Erfolg nicht fehlen. Am 1. Februar 1860 richtete Bergmann an die Fakultät das Gesuch, ihn zur Prüfung „pro gradu doctoris admittieren zu wollen“. Das Examen nahm nur den Monat Februar in Anspruch. Es ging ihm über Erwarten gut. Bidder legte ihm das leicht erkennbare Präparat eines Magenkrebses vor. In der Chirurgie bei Adelmann zog er eine Frage, die er schon bei Walter unter den Kinderkrankheiten beantwortet hatte: über die Hasenscharte. „In der Augenheilkunde“, berichtet er selbst, „hatte ich allerdings eine sehr schwere Frage: über den Augenspiegel. Ich wußte aber, daß ich von diesem Thema gerade ebensoviel verstand, wie mein Herr Examinator (wiederum Adelmann), drehte daher die Sache um und hielt einen längern Vortrag über Theorie und Anwendung dieses noch so neuen Instruments und fragte, wo ich etwas nicht verstand, meinen Professor, der

dann mit dem ‚Nun, wir wollen nicht so sehr ins Detail gehen', antwortete, worauf ich fortfuhr. Natürlich ließ ich ihn entzückt über meine Kenntnisse zurück und habe glücklich ‚recht befriedigend' ausgerissen." Auch das Examen in der Anatomie verlief glücklich. „Leichen", berichtete er seinem Vater, „sind nämlich jetzt genug da, da gestern eine Kolonne von dreizehn Selbstmördern, Verunglückten und andern Honoratioren einzutreffen die Ehre hatte. Lauter prächtige Herren und Damen, greulich verzerrte Gesichter und alle unseziert. Ein junges, höchstens siebzehnjähriges Mädchen, wahrscheinlich das Opfer unglücklicher Liebe, wird der Prüfstein unsres anatomischen Wissens sein."

Das Examenergebnis befriedigte die Fakultät wie den Examinanden vollauf; namentlich bei Bidder war es ein so schöner Erfolg, daß er ihn in seiner Studentenklause aufsuchte, um den ihm schon lange bekannten Vater zu dem vortrefflichen Examen des Sohnes zu beglückwünschen. Als Ernst bald darauf die Eltern in Rujen besuchte, überraschten sie ihn mit einer von dem langjährigen Bergmannschen Hoflieferanten, dem Schneider Pickel in Wolmar, angefertigten neuen Equipierung. An einem sein Bett umgebenden Schirm hing neben den Kleidungsstücken ein von Mutter und Schwester gewundener Lorbeerkranz. Reich stattete ihn damals zu seinem Handwerk der dem Vaterhause befreundete Baron Eduard Krüdener-Metzküll aus, im ganzen Lande als leidenschaftlicher Jäger wie als Sänger und Klavierspieler wohlbekannt.

Am 11. März 1860 beschloß die Fakultät, Bergmann zur Einreichung einer Inauguraldissertation aufzufordern. Das aus dem Gebiet der Pharmakologie gewählte Thema verdankte er Buchheim, der ihm auch bei der Arbeit mit Rat und Tat zur Seite blieb und, als sie vollendet vorlag, mit Lobeserhebungen nicht zurückhielt. So manche im Laboratorium angestellte Versuche waren vorausgegangen, und, um die Wirkung irgendeines scharfen Medikaments am eignen Körper zu erproben, hatten Bergmann und Semmer einst allzu starke Dosen eingenommen und lagen krank danieder: zwei Märtyrer der Wissenschaft.

Damals stand die Dorpater medizinische Fakultät noch unter der Herrschaft der lateinischen Sprache: Prüfungen und Klausurarbeiten — über die galvanokaustische Behandlung und die Embolie — hat Bergmann lateinisch abmachen müssen. Ebenso wurden bis zum Jahr 1859 die Doktordissertationen in lateinischer Sprache eingereicht: man schrieb sie freilich deutsch, ließ sie aber von einem Sprachkundigen übersetzen; zu Bergmanns Zeit war es namentlich ein Philologe Schönrock, der damit betraut wurde. Die erste deutsche Doktordissertation ist die des Rigensers Eduard Schmidt. Bergmanns Dissertation machte eine Ausnahme: sie war wieder lateinisch, wohl Buchheim zuliebe, der sich herzlich bemühte, seine Schüler in der Sprache

Ciceros fest zu machen. Erst allmählich kam dieser Brauch ab. Aber auch als die Dissertationen längst deutsch geschrieben wurden, mußten die Thesen noch lateinisch abgefaßt und verteidigt werden. Einzelne Professoren wie der Pharmazeut Claus und der Anatom Reißner haben freilich niemals lateinisch gesprochen; am längsten hielt Bidder an dem alten Zopf fest: er examinierte noch lateinisch, als schon alle seine Kollegen ausschließlich deutsch prüften.

Die Sommerferien 1860 brachte Bergmann in Rujen zu. Die langen freien Wochen waren schon immer eine angenehme Unterbrechung des Burschenlebens gewesen. „Wie schön tun nach einem fleißigen Semester die ersten Ferien zu Hause", schrieb er manches Jahr später seinen jüngsten Brüdern. „Das ist fast die schönste Zeit des Lebens." Vollends erfuhr er nun, nachdem er seines Vaters Vertrauen in seinen Fleiß und seine Begabung gerechtfertigt, die beglückende Liebe seiner Eltern. Der Vater hatte sich sehr bald mit dem ihm anfangs unerwünschten Berufe des Sohnes ausgesöhnt, und vergessen war, daß er, als er einst Ernst am Ufer der Ruje bei der Sektion eines Tierkadavers überrascht, ihn heftig angefahren hatte.

In den Sommerferien, als junger Doktorand wie auch schon früher, pflegte er seine ärztliche Kunst vielfach an den Bauern des Kirchspiels zu üben. Die Kranken kamen in das Pastorat, wo sie in den zum Lazarett eingerichteten Bodenräumen untergebracht wurden. Namentlich waren viele Trachomkranke darunter, denen er mit seiner jungen Erfahrung helfen konnte. Den Dank der Patienten für glücklich gelungene Kuren empfing die Pastorin in allerlei ländlichen Produkten.

Das ganze Haus aber erfreute Ernst durch seinen stets ungetrübten Humor wie durch seine schon als Student gern und mit Erfolg geübte Vorlesungskunst, die ihm immer ein Parterre aufmerksam und bewundernd lauschender Zuhörer schuf.

Als der Vater in demselben Sommer mit seinen drei ältesten Söhnen in dem großen Rujenschen Planwagen eine Reise über Land machte, um den alten Onkel Pastor Heinrich v. Bergmann zu Lasdohn und die alte erinnerungsreiche Stätte der Kindheit, Erlaa, zu besuchen, teilten sich die Söhne derart in die Pflichten, daß Wilhelm die Sorge für Pferde und Wagen, Gustav die für das Gepäck übernahm, und Ernst die Kosten der Unterhaltung bestritt.

7. Klinischer Assistent und Dozent für Chirurgie.

Am 31. Oktober 1860 verteidigte Bergmann in der Aula der Universität unter dem Präsidium Buchheims die seinem Vater gewidmete Schrift „De balsami Copaivae Cubebarumque in urinam transitu". Sie enthält die wichtige Tatsache, daß die Säuren des Kopaivbalsams

und der Kubeben in den Harn übergehen, und ist darum von Wert. Tags darauf trat er als Assistent in die chirurgische Universitätsklinik ein. Er freute sich, seine Mutter bei ihren Dorpater Besuchen nun „im eignen Hause“ aufnehmen zu können. „Und was für ein stolzes Haus ist es, das ich bewohne! Nur wenige Mütter können, wenn sie ihre Söhne besuchen, vor solch stattlichem Hause halten, wie der Kaiserlichen Dorpatschen Klinik! Portiers und Kalefaktoren springen dann herzu, und über die warmen Teppiche des Korridors wirst Du in die Residenz des wirklichen Assistenten der chirurgischen Klinik geführt.“

Ihre Leitung hatten, ein Jahr um das andre abwechselnd, Adelmann und Oettingen. Mit ihnen wechselten auch die Assistenten. 1860 hatte Oettingen die Klinik unter sich, während Adelmann die theoretischen Vorlesungen über Chirurgie hielt, und sein Assistent Bergmanns intimer Freund Emanuel Moritz war. Im Januar 1861 sollte die Klinik wieder Adelmann übernehmen, der, da Moritz dann Dorpat verlassen wollte, Ludwig Stieda, den jetzigen Königsberger Anatomen, als Assistenten angestellt hatte; Stieda aber hatte im Sommer 1860 sein Doktorexamen gemacht und sich Adelmann gegenüber verpflichtet, bis zum Januar 1861 seine Dissertation zu vollenden, worauf er ungehindert sein Assistentenamt übernehmen sollte. Da entschloß sich Moritz, schon im November zu seiner weitern Fortbildung ins Ausland zu gehen, und verlangte nun von Stieda, daß er schon jetzt als Assistent einträte; dieser aber hatte das Bedenken, daß er dann sein Adelmann gegebenes Versprechen nicht halten könne, denn gleichzeitig auf der Klinik amtieren und an seiner Schrift schreiben, ließ sich seiner Ansicht nach nicht vereinigen. So kam es denn, daß Oettingen die frei gewordene Stelle Bergmann antrug, der ihm schon als klinischer Praktikant durch Intelligenz und Geschicklichkeit aufgefallen war, und Bergmann wurde nun Chirurg, nicht etwa aus besondrer Vorliebe für dieses Fach, sondern weil sein Lehrer Oettingen das Vertrauen in ihn setzte, er werde auch hierin Tüchtiges leisten.

Hatte den jungen Doktor der Alpdruck der lateinischen Disputation und des ersten öffentlichen Auftretens noch lange bis in seine Träume verfolgt, so ging er nun mit Feuereifer in seinen ersten amtlichen Pflichten auf. Er wollte „fest in seiner Wissenschaft“ werden; nur dann, schrieb er seiner Mutter am 7. Dezember 1860, könne ein Mensch, der nicht ganz ohne Gewissen sei, in dem schweren Beruf eines Arztes standhalten. „Hier aber lebe ich an der Quelle menschlichen Wissens und kann dreist gestehen: ich habe mich nie so zufrieden mit meiner Stellung gefühlt, wie jetzt, da ich aus ihr schöpfen kann aus voller Herzenslust.“ Anregungen gab es in Fülle. So berichtete er mit Begeisterung über einen naturwissenschaftlichen Abend, zu dem ihn

Oettingen eingeladen hatte. „Ich hörte dort einen wunderbar schönen Vortrag von Bidder, der mich wirklich wieder ganz in das geheimnisvolle Gebiet der Physiologie hineinriß. Nach ihm sprach Wachsmuth über die Entstehung von Seelenkrankheiten. Der junge Professor war noch etwas verlegen, aber, was er vortrug, hatte Hand und Fuß.“

Wenn er sich erst in die klinische Ordnung eingelebt, wollte er wieder Vorlesungen hören und mit dem Freunde Kupffer, dem spätern Münchner Anatom, mikroskopische Studien treiben. „Die Zukunft eines Arztes hat so viel finstre Blätter in Aussicht, da werden diese Dorpater Lichtseiten mir die schönsten Anhaltspunkte für mein künftiges Wirken bieten und mich vergessen lassen, daß mein Gehalt so minim.“ Er wohnte damals noch auf der Klinik, war fleißig und tätig, ohne jedoch etwas Bedeutenderes zu leisten, verkehrte auch noch viel mit den alten Freunden in der Livonia und war auf Mensuren als Flicker sehr beliebt. Dazwischen gingen ihm allerlei Pläne für sein zukünftiges Berufsleben durch den Kopf. Er dachte daran, sich als praktischer Arzt in Riga oder in Petersburg niederzulassen oder in das Innere des Reichs zu gehen und „viel Geld zu verdienen“; zu einem bestimmten Entschlusse kam er aber nicht. Da war es Georg v. Oettingen, der ihn auf den rechten Weg wies: an einem Oktoberabend 1862 meldete er sich bei ihm an, um seine Pläne für die Zukunft zu „revidieren“. Er ging ihm mit gewohnter Entschiedenheit zu Leibe und fragte ihn kurz und bündig, ob er denn nie daran gedacht habe, sich zu habilitieren. Bergmann konnte die Gewissensfrage nicht anders als mit dem offenen Geständnis beantworten, daß er allerdings in seinen kühnsten Wünschen nach einem Katheder ausgelugt, bisher aber gar nicht so gearbeitet habe, wie es ein Spezialist müßte, sondern immer nur mit dem Ziel vor Augen, als praktischer Arzt alle Gebiete seiner Kunst gleich sicher beherrschen zu müssen. Oettingen machte ihm dann folgende vertrauliche Mitteilungen: in der letzten Fakultätssitzung habe man im Hinblick darauf, daß das neue Universitätsstatut spätestens in Jahr und Tag bestätigt, und die ophthalmologische Klinik von der chirurgischen getrennt werden würde, beschlossen, schon jetzt auf einen Privatdozenten für die Chirurgie bedacht zu sein. Man habe daher zunächst die beiden Professoren der Chirurgie aufgefordert, sich über einen solchen zu einigen, und sie wären bereit, ihn dazu in Vorschlag zu bringen. Oettingen schloß seine überraschenden Mitteilungen mit der Aufforderung, noch in diesem Halbjahr der Fakultät eine Dissertation pro venia legendi einzureichen und schon im nächsten mit den Vorlesungen zu beginnen.

Man unterschied damals an der Universität Dorpat etatmäßige und außeretatmäßige Privatdozenten. Jene bezogen außer dem Honorar für ihre Vorlesungen noch ein Gehalt von fünfhundert

Rubeln, diese nur das Honorar. Jene wurden von der Fakultät vorgeschlagen und vom Konseil gewählt, diese reichten eine Schrift ein, und, war sie für gut befunden und öffentlich verteidigt worden, so hatten sie das Recht, Vorlesungen anzuzeigen. Oettingens Vorschlag ging dahin, Bergmann solle es so machen, wie er selbst einst begonnen habe, und sich als außeretatmäßiger Privatdozent habilitieren. Nach mehrstündigem Gespräch war Bergmann eigentlich schon fest entschlossen, einzuwilligen; was ihn aber noch veranlaßte, sich eine zweitägige Bedenkzeit auszubitten, war seine finanzielle Lage, doch auch diese Einwände wußte Oettingen, der damals wie zu jeder spätern Zeit als treuer Freund zu ihm hielt, zu zerstreuen: er machte ihm für die Zukunft Aussichten, die alle seine Bedenken überwanden, und spiegelte ihm mit hellsehendem Blicke sein zukünftiges Leben vor, wie es sich wirklich, solange es an Dorpat gebunden war, von nun an abspielen sollte.

„Alea est jacta!" schrieb Ernst am 13. Oktober 1862 seinem Vater. „Mein Schicksal ist entschieden! Wenn es immer wahr ist, das Goethische Wort: ‚Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle', so brauche ich mich allerdings nicht zu wundern; wenn ich aber an die letzten Zeiten voll gestörter Aussichten, voll widersprechender Pläne, voll Unmuts und Verzweiflung denke, dann ist es mir nur zu klar, daß ich nicht wert bin des Segens, dessen ich teilhaftig geworden. Dein alter Wunsch, mein lieber Papa, soll erfüllt werden: ich soll doch noch in Dorpat Professor werden!..." Und nun berichtete er ihm ausführlich über Oettingens Vorschläge und Anerbietungen. „Das Auskommen eines Professors ist freilich kein glänzendes, und ich muß zugeben: ein viel beschäftigter Arzt in einer großen Stadt kann eine Praxis haben, die viel mehr eine aurea ist. Aber schlecht ist ein russischer Professor auch nicht gestellt. Nach dem neuen Etat soll das Gehalt ohne Kollegiengelder etwa zweitausend Rubel betragen, und bei einem Chirurgen kommen doch noch immer Konsultationen und außerordentliche Fälle hinzu, die auch ein paar hundert Rubel im Jahr ausmachen. Dabei genießt er noch andre erleichternde Vorteile. Die Kindererziehung kostet nichts, die staatlichen Abgaben fallen in jeder Beziehung fort, und Dorpat ist verhältnismäßig billiger als Riga oder gar Petersburg. Und nun der andre weit größere Vorzug! Der praktische Arzt, wird er, nachdem er sich den ganzen Tag müde und matt gelaufen, um die Gunst der Mächtigen gebuhlt, Undank, Ärger und Gemütsbewegungen jeder Art ausgestanden, wirklich so viel Energie haben, mit allen Kräften zu arbeiten, um auf der Höhe der Wissenschaft zu bleiben? Es gibt freilich Männer, die diesen Anforderungen nachgekommen, wie Professor Walter und Dr. Schwartz in Riga. Ist's aber nicht schon ein schlimmes Zeichen,

daß mir unter den hundert Ärzten, deren Leistungen ich beurteilen kann, nur diese zwei Namen einfallen? Ich gehöre nicht zu den Menschen, die zu bescheiden von sich denken, aber so unbescheiden bin ich auch nicht, daß ich mich für eine seltene Ausnahme halte. Wie verzweifelt würde ich aber sein, wenn sich mir eines Tages mitten in den Segnungen reicher Praxis und unter der Bewunderung zahlreicher Klienten die Überzeugung immer mehr aufdrängte: du bist in deiner Wissenschaft zurückgeblieben! Als Professor hab ich die Zeit, und ist es eben mein Beruf, auf der Höhe menschlicher Wissenschaft zu bleiben. Der ausübende Arzt aber muß sich über zu viel verbreiten; es ist unmöglich, bei den unaufhaltsamen und rapiden Fortschritten der Medizin auf allen Gebieten gleich stark beschlagen zu sein. Daher das Auftauchen der Spezialisten jetzt in den großen Städten des Auslands. Hier ist man darin noch zurück: man verlangt, daß der Arzt Geburtshelfer, Augenarzt, Chirurg, Therapeut ist. Es ist aber wahr:

> Wer etwas Treffliches leisten will,
> Hätt' gern was Großes geboren,
> Der sammle still und unerschlafft
> In *einem* Punkte die höchste Kraft.

Soll ich den Namen Bergmann ins Buch der Geschichte unsrer Wissenschaft schreiben, dann muß ich die Gaben, die Gott mir geschenkt, konzentrieren, nur so werde ich Bedeutendes leisten können. Mit dem Entschluß, Chirurg zu werden, lasse ich die andern Disziplinen fallen; sie werden mir hinfort nur noch dienen, soweit sie Dienerinnen meiner Hauptwissenschaft sind. Mit solchem Ziel vor Augen fühle ich die Kraft, zu arbeiten, und die Lust dazu. Ich bin auch ganz zufrieden damit, daß ich noch Zeit habe, hier mich in den Fundamentalwissenschaften auszubilden, ehe ich hinauskomme...

All dieses bedachte ich in den zwei Tagen, die ich mir Zeit genommen. Ich wollte eigentlich einen Gaul mieten, um mit Euch zu besprechen, was ich mit mir selbst auf einsamen Spaziergängen auf dem Dome oder in meiner Stube im Gespräch mit Gustav (seinem Bruder) überlegte, doch ich wußte, Ihr würdet dem, was ich für mein größtes Glück halte, nicht widerstreben. Der Grundsatz, den Du mir gegenüber hast immer gelten lassen, mein lieber Vater, ist ja die Freiheit in der Wahl des Lebensberufs gewesen. Nachdem mir solche Aussichten einmal eröffnet, bin ich der Überzeugung, ich wäre in jeder andern auch noch so glücklichen und reichen Stellung doch höchst unzufrieden gewesen bei dem Gedanken, sie ausgeschlagen zu haben. So gab ich denn Oettingen zur Antwort, ich wolle darauf ausgehen, ein gewissenhafter und gelehrter Professor an dieser Hochschule zu werden. Es ist doch was andres, im Vaterlande zu bleiben, dort seine Kräfte zu

entfalten, zumal in Tagen, da das deutsche Wesen bedroht wird, und da wir in die Lage gesetzt sind, an den weitgreifenden Reformen unsres Kaisers teilzunehmen, als sich in die Ideen und den Geist mir jetzt so unbekannter russischer Residenz- oder Provinzialstädte hineinzufinden. Dorpat ist immer noch das Zentrum deutscher Eigentümlichkeiten unsrer Ostseeprovinzen, und ein Dorpater Professor dessen erste Stütze. Du siehst, ich denke von meinem neuen Stande nicht gering.

Wenn ich fern nach Rußland gegangen wäre, wir hätten uns vielleicht höchstens zwei- oder dreimal noch im Leben und nur auf kurze Momente gesehen. Jetzt aber bleiben wir bis zuletzt nahe beisammen. Jede Vakanz kann uns auf Tage und Wochen zusammenführen, jedes Unglück und Glück uns rasch an die Seite des andern bringen, das ist die gemütliche Seite, und auch sie tut wohl."

Schon zu Anfang 1863 reichte er behufs Erlangung der venia legendi eine Schrift „Zur Lehre von der Fettembolie" ein — bei den Vorarbeiten hatte ihm Ludwig Stieda die Katzenlebern, an denen er seine Versuche machte, mit Schweinefett imprägniert. Der Wert dieser Dissertation, an die u. a. Recklinghausen gern erinnerte, besteht darin, daß sie die Bedeutung der zuerst von Virchow literarisch behandelten Fettembolie für die Chirurgie eingehend auseinandersetzte. Am 23. Januar fand in der Aula unter dem Präsidium Buchheims als Dekans die öffentliche Disputation darüber statt. Als ordentliche Opponenten traten Adelmann, Oettingen und Arthur Boettcher auf, der seit kurzem Ordinarius für Pathologie und pathologische Anatomie war. Als außerordentlicher Opponent griff der Philosoph Strümpell die These „Unsre Geburt ist der Anfang unsres Todes" an.

In der stattlichen Versammlung befand sich unter andern der neue Kurator des Lehrbezirks, der dem verstorbenen Bradke im Amt gefolgt war, der Graf Alexander Keyserling. Er trat nach Schluß des feierlichen Akts auf Bergmann mit den freundlichen Worten zu, es freue ihn, ihn aus seiner Habilitationsschrift wie aus der heutigen Disputation kennen gelernt und sich von seiner Tüchtigkeit überzeugt zu haben, um sich auch nach seinen besten Kräften für seine Zulassung als Dozent interessieren zu können. Niemand taten diese Worte so wohl wie dem Pastor zu Rujen, der inmitten seiner vier jüngern Söhne Zeuge der unter glücklichen Zeichen beginnenden akademischen Laufbahn seines Ältesten war.

Auch die Fakultät war von der Disputation vollkommen befriedigt: auf ihren Antrag genehmigte der Minister der Volksaufklärung am 16. Februar 1863 Bergmanns Zulassung als außeretatmäßiger Privatdozent. Bald danach, am 5. März, hielt er seine Antrittsvorlesung. Er las im ersten Semester 1863 ein vierstündiges Kolleg über Verbandlehre, Knochenbrüche und Verrenkungen. Im zweiten Semester

übertrug ihm die Fakultät eine fünfstündige Vorlesung über theoretische Chirurgie sowie die Leitung der ambulatorischen chirurgischen und ophthalmologischen Klinik. Daneben hielt er ophthalmoskopische Kurse und Examinatorien wie Repetitorien über Chirurgie und Augenheilkunde ab. Schon damals rühmte die Fakultät seine technische Fertigkeit bei Operationen, die er ja auch als klinischer Assistent hinlänglich bewiesen hatte. Aber auch seine Vorlesungen und Kurse fanden den lebhaften Beifall seiner Zuhörer. Schon zu Ende seines ersten akademischen Lehrjahrs beantragte die Fakultät seine Anstellung als etatmäßiger Dozent, um ihn an die Universität zu binden und einigermaßen dafür schadlos zu halten, daß er der Aufforderung Professor Grubes, als Adjunkt für Chirurgie nach Charkow überzusiedeln, nicht gefolgt war, sich vielmehr mit den bescheidenern Verhältnissen der Dorpater Universität begnügt hatte. Am 24. Januar 1864 stimmte der Minister dem Antrage zu: seitdem bezog er ein Gehalt von fünfhundert Rubeln. Im ersten Semester 1864 setzte er das fünfstündige Kolleg über theoretische Chirurgie nach Emmerts Lehrbuch fort; im zweiten las er dreistündig über Frakturen und Luxationen nach Pauls „Krankheiten des Bewegungsapparats". Das Kolleg war nicht obligatorisch und fiel in die Nachmittagsstunden, die ernster Wissenschaft zu widmen dem Studenten nicht leicht fiel. Dennoch wurde es von vielen und regelmäßig besucht, denn es bot viel. Die damaligen Studierenden waren durch gute Kollegia verwöhnt, aber alle, die Bergmann hörten, fanden: Hier ist etwas Ungewöhnliches im Gange, denn es waren fesselnde Vorträge, mit Geist und Kritik gewürzt.

Ernst v. Bergmanns Dozentenjahre fielen in die Zeit der höchsten Blüte Dorpats, verdankte man doch dem Wohlwollen Kaiser Alexanders des Zweiten, daß zum Kurator der Universität zum erstenmal seit ihrer Gründung ein den Ostseeprovinzen entstammender hervorragender Gelehrter berufen wurde: Graf Alexander Keyserling war Naturforscher und hatte sich schon in jungen Jahren als Morpholog und Paläontolog so vorteilhaft bekannt gemacht, daß ihn die Universität Berlin zum Dr. phil. honoris causa promovierte. In seinen Berliner Jahren war es auch, daß er mit Otto v. Bismarck einen Freundschaftsbund schloß, der bis an Keyserlings Tod die Probe bestanden hat. Sie haben als Studenten zusammen gewohnt, zusammen Englisch getrieben und viel über ernste Dinge philosophiert, und oft hat Bismarck dem Klavierspiel seines Freundes gelauscht. Wie er über ihn dachte, beweist eine Äußerung, die er zu dessen Sohne getan hat: „Ihr Vater war in meiner Jugend der einzige Mensch, dessen Verstand ich respektierte." Vor Falks Ernennung zum Kultus-

minister hat Bismarck seinen Freund Keyserling in diese Stellung berufen wollen.

In seinen Berliner Tagen war Keyserling freilich die Verbindung mit gleichgesinnten Studiengenossen, dem Zoologen Blasius, dem Pflanzengeographen Grisebach, den Begründern der Zelltheorie Schwann und Schleiden wichtiger. Auch mit Alexander v. Humboldt knüpfte er Verbindungen an, die ihm bei seiner Rückkehr nach Rußland wohl zustatten kamen. Mit Blasius plante er die Herausgabe eines Werks über die Wirbeltiere Europas, von dem der erste für die klassifikatorische Systematik bahnbrechende Band 1840 erschien. Von wissenschaftlichen Erfolgen waren ein paar Expeditionen gekrönt, die Keyserling zum Teil in Begleitung der berühmten Geologen Murchison und de Verneuil in den Ural und das südliche Rußland unternahm. Das Ergebnis dieser Reisen war ein gemeinsames Werk der drei Gelehrten, das die Grundlage zur Kenntnis der Geognosie des Urals wurde. Er lernte das Petschoraland und die Küsten des Eismeers kennen, durchfuhr auf Schlitten die Mooswüsten der Samojeden und kehrte, mit wissenschaftlichen Schätzen reich beladen, Ende 1842 nach St. Petersburg zurück. Aber die stolze, laute, anspruchsvolle kaiserliche Residenzstadt war nicht der Boden, auf dem seine Zukunft lag: einer sich ihm öffnenden glänzenden akademischen Tätigkeit entsagte er, um sich in die Einsamkeit des ihm bei der Heirat mit einer Tochter des Finanzministers Grafen Cancrin zugefallenen Landbesitzes in Estland zurückzuziehen. Blieb er auch mit der wissenschaftlichen Welt des Ostens wie des Westens in Verbindung, und erschien er auch mitunter bei Hof — ließ er sich doch auch bereit finden, den Reisemarschall der ihm freundschaftlich gewogenen geistvollen Großfürstin Helene zu spielen —, so nahmen ihn doch mehr die praktischen Fragen der Landwirtschaft und die sich immer kritischer zuspitzenden politischen Verhältnisse in der Provinz in Anspruch. Er war bald der angesehenste Mann in Estland, Ritterschaftshauptmann, und als solcher berufen, die Interessen nicht nur seines Standes der Staatsregierung gegenüber zu vertreten. Es ist unter anderm Keyserlings Verdienst, daß der estländische Bauer seine Pachtstellen kaufen durfte, daß sich überhaupt ein leistungsfähiger Bauernstand entwickelte, daß die materielle Lage des Landes gesundete, und der durch den Krimkrieg verursachte Notstand überwunden wurde. Aber auch über die Gewissensnot seiner Untertanen hat er dem Kaiser Alexander die Augen geöffnet.

So sehr er die Unabhängigkeit schätzte: dem Rufe des Kaisers durfte er sich nicht entziehen. Er nahm die Dorpater Stellung aber auch an, weil sie ihn wieder in nahe Verbindung mit der Gelehrtenwelt brachte, und für seine Tätigkeit versprach er sich viel von dem damaligen liberalen und humanen Minister der Volksaufklärung

Golownin. Keyserling ist sieben Jahre, von 1862 bis 1869, Kurator der Universität Dorpat gewesen: für sie eine bedeutungsvolle Zeit. Ihm und seinem Einfluß verdankte sie, daß die Staatsregierung ihr durch ein von Keyserling entworfenes Statut die selbständige Existenz auf lange Jahre sicherte, daß ihre wissenschaftlichen Unternehmungen gefördert, ihr durch die Berufung hervorragender akademischer Lehrer neue Kräfte zugeführt wurden. Adolf Wagner, Ludwig Schwabe, Wilhelm Maurenbrecher, Gustav Wilmanns, Bernhard Naunyn und Oswald Schmiedeberg wurden wenigstens für einige Jahre gewonnen, andre wie Leo Meyer, Wilhelm Volck, Alfred Vogel, Georg Dragendorff und Alexander Schmidt haben Jahrzehnte lang in Dorpat doziert. Namentlich war es aber Keyserlings eigne geistige Größe, die Erhabenheit seiner Lebensrichtung, die der Universität Dorpat ein ungewöhnliches Ansehen verliehen. Im Umgang mit den Professoren hat er eine Fülle von Anregungen ausgestreut. An den Montagabenden, die er im alten Universitätsgebäude am Markt veranstaltete, war ein jedes Mitglied des Lehrkörpers willkommen, und auch der junge Dozent Bergmann hat damals den unwiderstehlichen Reiz seiner Unterhaltung empfunden, rühmte man ihm doch nach, er übe meisterhaft die dreifache Kunst, zu reden, zu hören und zu schweigen. Milde im Urteil, war er in seinen Überzeugungen fest und stark, hatte an den Verdiensten andrer herzliche Freude, aber vor unproduktiver Gelehrsamkeit nur geringe Achtung. Er wünschte, die Studierenden sollten mehr wissenschaftlich arbeiten, als schülerhaft lernen, und die Professoren Hervorragendes leisten, was ja auch besonders auf manchen naturwissenschaftlichen Gebieten, wie dem der Nervenphysiologie, Pharmakologie, Botanik, geschah. Freilich kamen mitunter Anwandlungen von Enttäuschung über ihn. „Es ist ein Schein und Schaum in der Verstandeswelt", schrieb er einmal, „und darum ist es so erfrischend, sich mit stillen Pflanzen und dummen Tieren zu beschäftigen. Die Geisteshöhen sind ernst und eisig, und der Hochmut, der uns hinauftreibt, hat etwas Dämonenhaftes, Beethovensches."

Keine Dorpater Berufung erregte so viel Aufsehen, wie die des Botanikers M a t t h i a s J a k o b S c h l e i d e n zum Honorarprofessor der Anthropologie. Keine Fakultät wollte sie, keine hieß sie gut: sie war einzig das Werk Keyserlings und der Großfürstin Helene, für die Schleiden Berichte über die Fortschritte in gewissen naturwissenschaftlichen Disziplinen schrieb. Die theologische Fakultät dominierte Keyserling zu sehr: ihr gegenüber kamen die Naturwissenschaften in seinen Augen zu kurz. Daher brachte er Schleiden hin. Die Zeit, da seine „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik" Aufsehen erregten, lag damals weit hinter ihm. Seine einst viel erörterten Theorien über die Entstehung der Zelle und über die Bildung des Pflanzenkeimlings

waren längst widerlegt. Seine Jenaer Professur hatte er 1862 aufgegeben. Das Dorpater Lehramt sollte eine Versorgung für ihn sein. Man empfing ihn mißtrauisch schon deswegen, weil er neben Arbeiten über Botanik zugleich solche über Schelling und den Mond geschrieben hatte. „Man fürchtet hier, einen Hecht in den Karpfenteich zu bekommen", schreibt Keyserling im April 1863 dem alten Karl Ernst v. Baer, „d. h. die ehrwürdigen Karpfen sehen dazu recht bedenklich und würden die Köpfe schütteln, wenn ihr Hals nicht zu steif dazu wäre. Ich als Karpfenpfleger muß mich ja freuen, daß es etwas mehr Gymnastik für meinen Schützling geben könnte."

Schon Schleidens erstes Kolleg wirkte wie eine Fanfare durch in Dorpat unerhörte Angriffe auf die Bibel und positives Christentum. Das war ein Spektakel! Die Aula brechend voll. Schleiden hier, Schleiden da! In alle Gesellschaftszirkel ward er eingeführt. Die Theologen waren klug und verhielten sich still. Die Zuhörer kamen selbst sehr bald dahinter, daß seine Vorträge nicht die Tiefe hatten, auf die Dauer anzuregen und zu fesseln, daß er nicht der Mann war, die Naturwissenschaften in Dorpat zu heben. Die Aula wurde immer leerer, und auch der kleinste Raum wollte sich bald nicht mehr füllen. Keyserling ließ ihn fallen und nach Deutschland zurückziehen, nachdem Schleiden in dem Historiker Karl Schirren einen Gegner gefunden hatte, der ihn und seine Schrift „Über den Materialismus der neuern Naturwissenschaft, sein Wesen und seine Geschichte zur Verständigung für die Gebildeten" mit ätzendem Sarkasmus ins Lächerliche gezogen hatte. Er warf ihm vor, daß er den alten Rationalismus, den verstandesfrohen, gefühlsseligen Deismus mit seinem ganzen trübseligen Apparat abgestandener Weisheit von neuem durchkosten lasse. Wer wie Schleiden zu den Gebildeten spreche, erwecke Zerfahrenheit der Gedanken, Fanatismus für Trivialitäten und Haß gegen alles, was zu begreifen Arbeit und Nachdenken koste. Nicht die Kirche sei in Gefahr, wo die Wissenschaft sich ihrer Würde und Wahrheit entäußere, wohl aber bedürfte es eines Zeugnisses für die Freiheit wissenschaftlicher Methode, für den Ernst historischer Forschung und — für die Würde des Unglaubens.

Noch bevor das erste Jahr von Bergmanns Dozententätigkeit zu Ende ging, erfreute ihn die Fakultät mit einem Beweise ihrer Anerkennung seiner wenn auch kurzen so doch schon erfolgreichen akademischen Tätigkeit. Was ihm sein Vater, durch die Erziehung seiner jüngern Söhne in Anspruch genommen, nicht hatte ermöglichen können: jenseit der heimatlichen Grenzen sich in seiner Kunst fortzubilden, dazu

verhalf ihm die Fakultät, die auf Oettingens Vorschlag beschloß, ihn, wie es in der Sprache der russischen Kanzlei heißt, zu einer wissenschaftlichen Reise in das Ausland auf vierzehn Monate „abzukommandieren“ und hierzu die pekuniäre Hilfe des Ministeriums zu erbitten. Sie rühmte seinen regen wissenschaftlichen Sinn, seine vielseitigen gründlichen Kenntnisse und seine vorzügliche Gabe der Darstellung, die die Studierenden durch zahlreichen und ausdauernden Besuch anerkännten. Obgleich er während langer Abwesenheit Oettingens von Dorpat einen großen Teil seiner Zeit den Vorlesungen hätte widmen müssen, so habe er doch noch einige wissenschaftliche Arbeiten zum Teil abgeschlossen, zum Teil begonnen. Die Fakultät rühmte seine Habilitationsschrift und eine in der Petersburger Medizinischen Zeitschrift erschienene Arbeit über progressive Muskelatrophie, während neuere Untersuchungen teilweise pathologisch-anatomischen Inhalts noch nicht zum Abschluß gebracht wären, und betonte das Interesse der Universität an der weitern Entwicklung der glücklichen Anlagen ihres Dozenten, würden doch die vielfachen Anregungen der Reise ihr zu gut kommen. Das Ministerium erwiderte zunächst, daß Bergmann, da im laufenden Jahre keine Mittel zur Verfügung stünden, in das Verzeichnis derjenigen Personen aufgenommen werden sollte, die im nächsten Jahr in das Ausland entsandt würden. Dank der Fürsprache des Kurators gelang es, ihn schon im Februar 1865 an das Ziel seiner Wünsche zu bringen: auf Allerhöchsten Befehl wurde er vom 10. Februar 1865 ab auf vierzehn Monate in das Ausland beurlaubt, und das Ministerium bewilligte eine Unterstützung von elfhundert Rubeln, wovon nach Abzug der unerläßlichen zehn Prozent zum Besten des Invalidenfonds immer noch rund tausend Rubel übrig blieben. Das Dozentengehalt behielt er bei.

Was die Reise besonders annehmbar erscheinen ließ, war, daß dem jungen Dozenten keine besondre, sondern nur die allgemeine Aufgabe gestellt wurde: sich in der Chirurgie zu vervollkommnen. Er hatte, seitdem er klinisch tätig war, niemals andres Krankenmaterial, niemals andre Lehr- und Lernmethoden kennen gelernt, als die Dorpats. Weil aber das Dorpater chirurgisch-ophthalmologische Material, obgleich von dem klinischen noch das reichste, an und für sich nur bescheiden, und er in den letzten Semestern vorzugsweise auf theoretisch-chirurgische Studien angewiesen war, wählte er für seinen ersten längern Aufenthalt den Ort, der ihm an Krankenmenge am allermeisten versprach, nämlich Wien. Auf der Reise dorthin wollte er in Königsberg und Breslau einkehren, um sich auch mit den Kliniken einiger kleinern deutschen Universitäten bekannt zu machen.

8. Hildegard Adelmann.

Bevor aber diese verlockenden Reisepläne an Bergmann herantraten, lagen ihm ganz andre Dinge am Herzen: er hatte die Liebe der ältesten von den drei Töchtern Professor Adelmanns gewonnen. Er kannte Hildegard von Kindheit an und sah sie nun zur lieblichen Jungfrau erblüht. Die kleine, aber sehr vergnügte Dorpater Welt brachte sie oft zusammen: sie tanzten miteinander, nahmen an Theateraufführungen teil, und im häufigen Verkehr fand der eine Freude und Gefallen an dem andern. Als der Sommer 1864 ins Land zog, und Hildegard mit einer Angehörigen ihres Hauses nach Riga fuhr, stellte sich zu selbiger Stunde auf der Dorpater Poststation — ob so von ungefähr? — der junge Dozent Ernst Bergmann ein, den plötzlich, wie es schien, ein ungekanntes Verlangen nach seiner Vaterstadt überkommen hatte, und so machten sie denn in demselben Wagen die lange Reise. Von Riga aus aber unternahmen sie Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung der Stadt, und auf ihnen wurde aus der keimenden Neigung eine lichterloh flammende Liebe. Bevor aber noch das Jawort des geliebten Mädchens gesprochen war, am 2. Oktober 1864, — Ernst behauptete immer, es nicht gehört zu haben — meldete er seiner Mutter sein Glück und erfuhr aus ihrer „liebeatmenden“ Antwort, wie sehr sie sich dessen und der neu gewonnenen Tochter freue. Anders der Vater, der kein Freund früher Verlobungen war und eine Anwandlung von Eifersucht zeigte, fürchtete er doch, die junge Liebe seines Ernst könnte seinen Empfindungen den Eltern gegenüber Abbruch tun. In einem vierzehn Seiten langen Briefe suchte der gute Sohn ihm alle seine Bedenken auszureden, und es gelang ihm vortrefflich: „Mein lieber Papa, ich verstehe es nicht, durch Versicherung von Gefühlen Dir dieses Bangen zu nehmen, aber ich weiß, ich bin eine Kordelianatur: wenn ich meine Liebespflichten teile, vermindere ich sie nicht. Dein Wunsch, unsre Liebe möchte durch Hildegard wachsen, ist gewiß schon wahr geworden. Keine Stunde meines Glücks wird mir eine so gesegnete sein, wie die, wo ich Hildegard Euch zuführen werde ins alte Pastorat: ich schwärme ordentlich, wenn ich an diesen seligen Augenblick denke. Hildegard ist ein demütiges Kind, dem bei dem Gedanken, Eure Tochter zu sein, all ihre Unvollkommenheiten einfallen, daß sie ordentlich fürchtet, Ihr würdet sie Eures Ernst nicht würdig halten....“ Der Vater war denn auch sehr bald wie umgewandelt und hat an der Braut und Frau seines Sohnes mit der innigsten Liebe gehangen. Als die Eltern Adelmann aus dem Ausland zurückgekehrt waren, wurde die Verlobung proklamiert. Als erster Gratulant erschien mit einem Blumenstrauß Graf Keyserling und lud das Brautpaar zu sich ein.

Zwei junge Menschen waren eins geworden, die so manchen gemeinsamen Zug hatten. Hildegard Adelmann, „von Körper schön und schön von Seele“, war eine majestätische, für ihre achtzehn Jahre fast zu starke, volle Erscheinung. Wenn sie ihren Bräutigam umarmen wollte, brauchte sie sich nicht auf die Fußspitzen zu stellen. Um ein schmales Gesicht mit ausdrucksvollen Augen und leicht gebogener Nase lag ein reicher Kranz schwarzen Haars. Aber die Natur hatte sie nicht nur mit körperlichen Reizen geschmückt: sie hatte einen lebhaften Verstand, war schnell durch die Schule gelaufen und hatte noch vor Vollendung ihres siebzehnten Lebensjahres ihr Lehrerinnenexamen bestanden. Wodurch sie sich aber allen, die sie kannten, ins Herz schrieb, waren ihre liebenswürdigen Charaktereigenschaften.

Zum Frohsinn geneigt, voller Schalkheit und Neckereien, noch als verheiratete Frau mädchenhaft ausgelassen, hatte sie an allen harmlosen Vergnügungen der Dorpater Gesellschaft gern teilgenommen, und, obwohl viel umworben und begehrt, war sie, „still und eng und ruhig auferzogen“, natürlich geblieben, frei von jeder Manier und Koketterie, und begegnete jedem, dem würdigsten Kollegen ihres Vaters wie dem jüngsten Studenten, dem alten, berühmten Astronomen Mädler, der ewig zerstreut war, nur an die Sterne am Himmelszelt dachte und des ihm gegenübersitzenden schönen Mädchens vergaß, und dem krassen Fuchs, der sie zum Tanz aufforderte und ihr schüchtern huldigte, gleich unbefangen und sicher. Sie gefiel den Menschen, weil sie ihnen nicht gefallen wollte, sondern sich immer gab, wie sie war und dachte.

An ihrem geliebten Ernst hing sie mit hingebender Empfänglichkeit. Es schien, als wenn sie ihm gegenüber keinen eignen Willen hatte noch haben wollte: ihm dienend angehören, ihm die Sorgenfalten von der Stirn streichen, ihm viel, ja alles sein, je mehr sie das wollte, um so sicherer wurde in ihm der Glaube: nun ist das Glück da! „Willst Du wissen, wie es im Paradiese ist“, schrieb er in jenen ersten Glückstagen seiner Schwester, „so mußt Du abends mich sehen, wie ich meine Freistunden ausbeute. Den Tag über arbeiten wir Brautleute fleißig: Hildegard übt sich an der Nähmaschine und unterrichtet ein kleines armes, aber sehr begabtes Mädchen. Mittags kommt unsre Begrüßung und womöglich ein kleiner Spaziergang, dann nachmittags wieder Vorlesungen und abends von sechs Uhr ab Mußestunden, d. h. zwei von diesen Stunden werden zu gemeinsamen französischen Übungen gebraucht: ich lese und übersetze Mignets Französische Revolution, und meine Braut spricht sich heiser, um meine abscheuliche Aussprache zu korrigieren.“ Vierzehn Tage später schreibt Hildegard ihrer Schwägerin Minna einen ihrer vielen stets gleichmäßig gut gelaunten Briefe: . . . „Gestern vormittag mußten wir das Kind eines

hiesigen Zahnarztes gemeinsam aus der Taufe heben; zu Mittag speiste uns der Prorektor Oettingen, und abends oder vielmehr die ganze Nacht bis heute morgen sechs Uhr hüpften wir auf dem guten Parkett des Buchhändlers Hoppe... Unsre gemeinsamen Studien, die wir freilich viel häufiger unterbrechen als beginnen, würden Dich auch amüsieren; als Ehrendame könntest Du uns in die physikalischen Vorlesungen des Professors Helmling begleiten und abends zuweilen mit uns Geschichten aus der Französischen Revolution anhören, die mein Bräutigam in einem Französisch vorträgt, das allerdings noch der Pariser Bildungsreise bedarf."

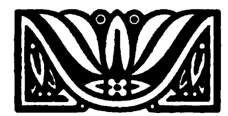
Aus jenen ersten Wochen des Brautstandes stammt aber auch ein Bekenntnis, das der Bräutigam seinem Vater über seiner Braut Stellung zu den ewigen Fragen ablegt. Veranlaßt war es durch Erkundigungen aus Rußen nach Hildegards Verhältnis zu Christentum und Kirche. Sie war in einem Hause aufgewachsen, wo Vater und Mutter, beide katholisch, religiösen Fragen ziemlich gleichgültig gegenüberstanden. Hildegard aber war wie ihre Geschwister protestantisch, eine religiöse Natur, die aus dem Religions- und vollends aus dem Konfirmationsunterricht des Universitätspredigers Professors Christiani, des spätern livländischen Generalsuperintendenten, tiefe Eindrücke gewonnen hatte: sie schrieb seine Vorträge nach und arbeitete sie aus, versäumte auch selten den Gottesdienst in der Universitätskirche, an der immer hervorragende Kanzelredner wie Johannes Lütkens, Moritz v. Engelhardt und Alexander v. Oettingen predigten. Aber ihr Glaube zeigte ein heiteres Bild und war immer duldsam. Sie hatte sich, äußerte ihr Bräutigam von ihr, gewöhnt, mit aller menschlichen Liebe dort zu lieben, wo in bezug auf das Himmlische anders gedacht und anders geglaubt wird, als sie glaubt.

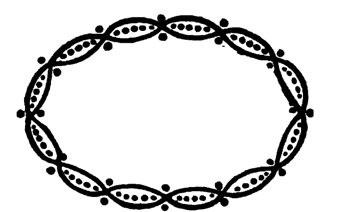
In einem langen Briefe, den Ernst dem Vater schrieb, offenbarte er aber auch seine eignen Gedanken über Glauben, Zweifel, Ehe, die wichtig genug sind, hier ihren Platz zu finden:

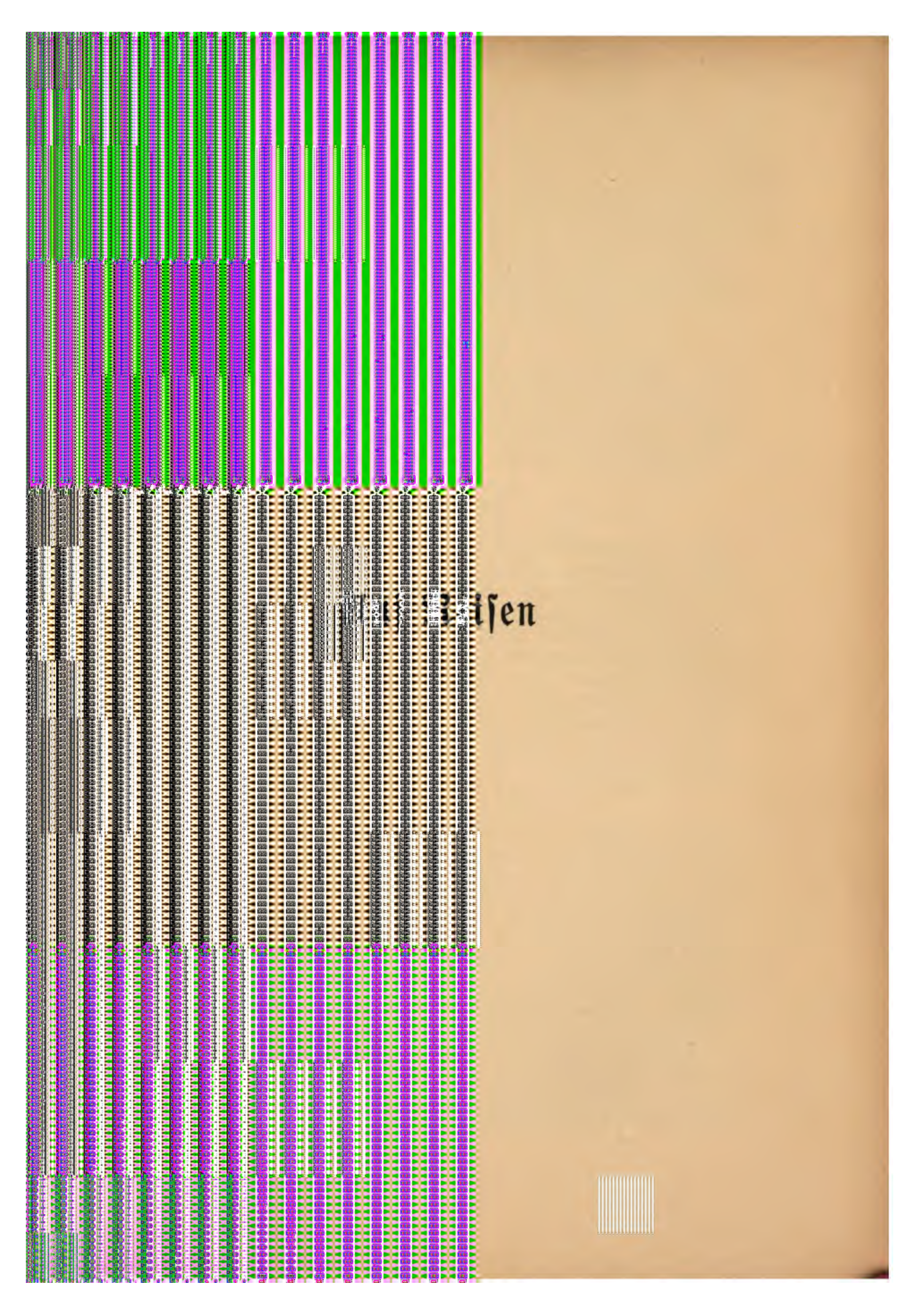
„Ich habe Hildegard erzählt, wie mir es anders gegangen ist: wie schon früh in mich die ganze Fülle des Christentums gepflanzt wurde, und wie, weil ich das stete Leben in christlicher Familie und christlichen Wahrheiten genossen habe, nichts später in mir ausrotten könne die beseligende Wirkung dieses Glaubens. Kein Mensch kann sich von den Wurzeln ganz losreißen, aus denen er gewachsen, und wenn diese Wurzeln so schön sind, wie die im Worte Christi, so ist dieses Losreißen vollends nicht möglich. Aber alles Gefühl und alles Glück schweigt vor der Arbeit des Lebens. Die ganze Arbeit des Naturforschers ist eine ununterbrochene Kette von Zweifeln: bei jedem Schnitt, den ich üben will, bei jeder Krankheitsdiagnose ist es meine Aufgabe und Pflicht, zu zweifeln. So führt uns die stete Beschäftigung, unser Amt und

Gewissen zum Zweifel. Da muß es so kommen, daß wir auch dort zweifeln, wo die beseligende Kraft des Glaubens uns Frieden auf Erden verspricht — gegenüber dem Unfrieden, den unsre Arbeit in der eignen Brust schafft. Gewiß, so hat man sich den Unglauben der Naturforscher heutzutage zu erklären: kein sinnloser Widerspruchsgeist diktiert ihnen ihre ängstlichen Zweifel, das gemarterte Herz erliegt ihnen, sooft sie wahr gegen sich und andre sein wollen. Ich habe es meiner Braut nicht verhehlen dürfen, daß ich in solchen Zweifeln lebe, daß ich kämpfe, um aus ihnen loszukommen, daß mir hundertmal besonders im Vaterhause mein Gemüt mit meinem Verstande durchgeht, daß ich aber nicht weiß, wie ich aus diesem Meer des Irrtums auftauchen werde ... Ich habe mich vor meinem Verlöbnis gefragt: Ist es dir erlaubt, bei so zweifelhafter Stellung ein schwaches Mädchenherz an dich zu binden? Ich bin jetzt der Überzeugung, daß ich es nicht nur darf, daß Christus selbst es gebietet; wenigstens befiehlt der Apostel, das Bündnis des ungläubigen Mannes und der gläubigen Frau nicht zu lösen; er sagt ausdrücklich, daß der Mann durch das Weib geheiligt werde; daß mir also ein solches Weib zur Seite steht, kann, wie auch Du sagst, nur ein Segen für mich sein. Ich kann nicht anders: ich sehe das eheliche Verhältnis nur für ein menschliches an, mir ist es kein Sakrament. Wer ungläubig das Abendmahl genießt, der ißt es sich zum Gericht, wer aber ungläubig in die Ehe tritt, tut, wenn darin ein Unrecht gegen sein Weib liegt, kein größeres Unrecht, als der Arzt, der ungläubig an das Bett des ungläubigen Todkranken tritt. Staat und Ehe sind mir menschliche Institutionen, nur für die Erde gemacht, denn oben gibt es keine Knechte und Herren, da wird nicht gefreit, noch läßt man sich freien. Das ist gewiß eine tief christliche Auffassung, und deswegen müßten Staat und Ehe von der Kirche abgetrennt werden. Daß Staat und Ehe der Kirche heute noch angehören, ist der schlimme Grund zu den ewigen Verfolgungen und Anfeindungen der Menschen untereinander: es kann nicht zur Herrschaft der Wahrheit hier kommen, solange ein äußerer Grund die Gewissen zwingt ... Die irdischen Beziehungen sind Gläubigen und Ungläubigen gemeinschaftlich: seinen Vater und seine Mutter und sein Weib liebt der Ungläubige ebenso wie der Gläubige ... An der irdischen Arbeit nimmt in ganz gleicher Weise der Ungläubige wie Gläubige Anteil: der gläubige Newton entdeckte die Gesetze des Falls und der ungläubige Oersted den Weg der Elektrizität. Wo in die irdische Arbeit das Gesetz des Glaubens eingreift, wirkt es nur störend: es bringt einen Galilei auf die Folter. Daher Freiheit für den realen Boden der Welt! ... In den weltlichen Dingen muß man einig sein: mit dem faulen, selbstsüchtigen Menschen könnte ich nicht zusammengehen, mit dem fleißigen römischen Heiden, der

seiner Bürgertugenden voll ist, zu jeder Zeit! Daß die alten Römer und Griechen eine so hohe Bedeutung für alle Zeiten gehabt haben, liegt nur daran, daß sie das richtige Verhältnis der Menschen zueinander kannten und danach lebten. Der Staat des Plato ist mein Idealstaat. Und in einem ähnlichen Sinne fasse ich auch die Ehe auf: für diese Welt in erster Instanz; hier Arbeit und Mühe und ein liebendes Aufopfern und Tragen; erfüllt man so das Menschliche, dann muß das Göttliche kommen, der Segen von oben, und, kommt er in Gebet und Glauben, so ist das Schönste, was man nach vollendeter Laufbahn sagen kann: ‚Mit unsrer Macht ist nichts getan!'"







1. Königsberg.

Am 9./21. Februar 1865 nahm Ernst von Hildegard Abschied. Zunächst fuhr er nach Rujen, um seine Reisepläne mit den Eltern zu besprechen. Das erste Mal seit zehn Jahren, daß er Dorpat für lange Zeit Lebewohl sagte! Der Abschiedsgruß seiner Braut klang dem alten Livonen wie das Komitatslied, das dem die Stadt verlassenden Burschen die zurückbleibenden Freunde anstimmen:

Und nun, Ihr Brüder, weil ich muß,
Den letzten Gruß, den letzten Kuß!

Aber „Du bist mir immer eine wahre Prophetin gewesen", schreibt er ihr in seinem ersten Reisebrief, „daher habe ich auch nicht lange über Trennungen und Abschiedsstunden gebrütet: als die Gruben auf dem Wege ein wenig seltener wurden, blickte ich wohl noch einmal zum Waldschlößchen hin über das Feld, wo meine Unterhaltung Dir zum erstenmal angenehm war, weil sie Dich vor Erklärungen andrer schützte, dann wurde mein Atem ruhiger, und es ist mir so, als ob ich geschlafen hätte. Leider war der lehnenlose Schlitten nicht so freundlich wie die geduldige Schulter meines Mädchens. Trotz aller Virtuosität im Reiseschlaf ließ sich nichts mit diesem Artikel aufstellen, und erst auf einer Bank im Kirrumpähschen Kruge wurden mir die Wohltaten des Morpheus zuteil ... Um halb neun abends hielt ich vor dem alten Pastorat und fiel der Reihe nach all den Lieben in die Arme."

Schon am nächsten Abend saß er wieder im Schlitten, diesmal auf dem Wege nach Riga. Die lange öde Fahrt machte ihn ungeduldig. „Nur zum Träumen und Grübeln, besonders zum Aufwühlen alter Erinnerungen ist eine solche livländische Winterfahrt für einen einsamen Passagier wie geschaffen. Vielleicht weil ich so viel in dem kleinen Lande umhergeirrt, stammt mein träumerisches Wesen? Wenn unter den Sohlen des Schlittens der Schnee knistert, weiß man wirklich nicht, ob all die Bilder, die auf der weiten Fläche wie eine Fata Morgana auftauchen, Erlebtes vorstellen oder Zukünftiges vorspiegeln. Sieh', daher erklären meine zahlreichen livländischen Touren wohl auch, warum ich zuweilen die Dichtung von der Wahrheit nicht ganz zu trennen vermag?! Du wirst daher allen Grund haben, Dich darüber zu freuen, daß endlich meine livländische Ausschließlichkeit die Grenze finden soll. Und doch möchte ich im Auslande nicht ganz diesen seligen

Tran der Heimat verlernen, diese herrliche Gemütlichkeit des Nichtstuns und Wenigdenkens sei es nun im Schlitten oder am brodelnden Teekessel."

Nach kurzem Zusammensein mit Verwandten und Freunden in Riga ging es schnell wieder weiter. Schon als er aus dem schmucklosen Wirballer Bahnhof zum Prachtbau von Eydtkuhnen hinüberfuhr, staunte er über die Verwandlung, und noch mehr, als er in Königsberg einzog. Zum erstenmal auf deutschem Boden! „Es ist doch eine andre Luft und andres Land jenseit der Grenze!" schreibt er Hildegard am 27. Februar. Er machte Augen. Vor allem erfüllte ihn ein Besuch der Universität mit Bewunderung für die Segnungen eines Kulturstaats. „Diese chirurgische Klinik! Die Alten dachten sich die Seligkeit nach dem Tode in einem Fortbestehen der liebsten Lebensbeschäftigungen; wahrhaftig, ich wünschte mir in meinem Elysium die Königsberger chirurgische Klinik. Ein erst im Sommer 64 vollendetes Gebäude, viel größer als die Reimersche Augenheilanstalt in Riga, aus roten Ziegeln, enthält in sechs Krankensälen und vierzehn einzelnen Krankenzimmern fünfzig besetzte Betten. Für die größte Sauberkeit sorgen Diakonissinnen. Keine Spur von Geruch in den Zimmern, wo die schmutzigsten Krankheiten gezeigt wurden — eine so vortreffliche Ventilation!"

Die Klinik stand unter einem der bekanntesten deutschen Chirurgen: Albrecht Wagner. Er stammte aus Berlin, wo sein Vater Professor der Staatsarzneikunde gewesen war. Schon als junger Arzt von zweiundzwanzig Jahren hatte er sich im Frühling 1849 im zweiten Schleswig-Holsteinschen Kriege die Anerkennung Stromeyers im Lazarett zu Kolding erworben. Nachdem er kurze Zeit Langenbecks Assistent gewesen war, kam er als Oberarzt an das städtische Krankenhaus zu Danzig und 1858 als ordentlicher Professor der Chirurgie an die Albertina. In dieser Stellung hatte er sich als Lehrer wie als Operateur allgemeine Verehrung und die begeisterte Liebe seiner Schüler erworben. Nach seinen Angaben war der Neubau der Universitätsklinik erstanden. In ihm lernte Bergmann den ersten deutschen Chirurgen von Bedeutung kennen. Bald wurden sie Freunde, und sie sind es bis an Wagners frühen Tod geblieben.

Mit zwei Assistenten machte er an zwei Tagen die Morgenvisite in der Klinik mit: „Ein gescheiter, kurzer, aber kluger Direktor — ich glaube, er hat weniger graue Haare, als Schreiber dieses — operierte gut, freilich nicht ganz nach meinem Geschmack, aber über welche Einrichtungen gebietet dieser glückliche Mensch! All diese klinische Pracht entfaltet sich vor weniger Praktikanten, als Dorpat hat, vielleicht oder gewiß vor dreimal so wenigen. Es hat mir so gut bei Herrn Wagner gefallen, daß ich noch den morgigen Tag hinzunehmen will,

um auf dem Boden der Anstalt, in der Wasserleitung und bei den Dampfkesseln herumzukriechen. Mein lieber Schatz, verliere nicht die Geduld bei meiner chirurgischen Träumerei! Du wirst Dir eine Vorstellung machen können von meinem Erstaunen, wenn Du dem Papa mitteilst, daß in dem einen Zimmer ein kranker Knabe mit einer Verjauchung im Zellgewebe des Beins lag; über die offenen Geschwürsflächen rann ein Wasserstrahl, der direkt von der Wasserleitung der Stadt in Bewegung gesetzt wurde, und dessen Temperatur durch bloßes einfaches Drehen an einem Hahn von Eiseskälte zur Siedhitze innerhalb einer halben Minute abgeändert werden konnte!"

„Ich bin heute noch mehr von Wagner entzückt, als gestern", berichtet er nach Dorpat. Nach der klinischen Visite hatte er mit ihm in seinem Direktionszimmer lange Besprechungen über Fälle, die ihn kurz vorher beschäftigt hatten, namentlich über den Zusammenhang von Knochen- und Gelenkkrankheiten. Er spürte nicht wenig Lust, seinen Aufenthalt in Königsberg auf einen Monat oder zwei zu verlängern, doch stand das Programm einmal fest, und daran durfte nicht gerüttelt werden. Er lernte noch Lasers orthopädische Anstalt kennen, die Wagner durch das Gewicht seines Namens in Aufnahme gebracht hatte, und in seinem Privatinstitut für Augenheilkunde widmete ihm Julius Jacobson viel Zeit, die er freilich damals vollauf hatte, da sein Kolleg nicht zustande gekommen war, war doch die Augenheilkunde an den preußischen Universitäten noch immer mit der Chirurgie verbunden, und das Hören bei einem Privatdozenten oder Professor extraordinarius nicht obligatorisch; daher hatten die Königsberger Studenten die Kollision von Jacobsons poliklinischen Stunden mit Ernst Leydens innerer Klinik nicht zu überwinden vermocht.

An einem Abend führte ihn Wagner in eine zahlreich besuchte Sitzung des ärztlichen Vereins, in der rege Diskussion herrschte: Friedrich v. Recklinghausen, seit kurzem Professor der pathologischen Anatomie in Königsberg, demonstrierte frische Präparate, besonders Beispiele grauer Degeneration des Rückenmarks, und Wilhelm v. Wittich, der Nachfolger von Helmholtz auf dem Lehrstuhl für Physiologie, berichtete in einem eleganten Vortrage über die neuesten Versuche, die Fermente der Verdauungsflüssigkeiten zu isolieren. „Auf dem medizinischen Abend", schrieb Bergmann seiner Braut, „hab' ich mich zumeist mit Recklinghausen und Spiegelberg (Professor der Gynäkologie) unterhalten: ersterer, sehr lebhaft und gelehrt, viel trinkend, trug mir an Alexander Schmidt und Boettcher viele Grüße auf; letzterer renommierte mit den berühmten Männern, die Königsberg hervorgebracht, und ich hatte Mühe, ihm die Überzeugung beizubringen, daß der alte Baer nicht sein, sondern mein Landsmann ist."

Auf seiner ersten Wanderung durch die Straßen Königsbergs war er auch zu Kants Denkmal gekommen. „In seinem Gesicht liegt eine so bescheidene Ruhe, daß man es ihm ansieht: der hat die Menschen studiert, ehe er die Lehre vom Zwange zur Pflicht und von den Ideen der Menschheit, wie Felix Werner sie seiner Ilse (in der „Verlorenen Handschrift") nacherzählt, in die Welt schleuderte." Selbst im Theater wurde er an ihn erinnert, stand doch auf dem Vorhang der Kantische Spruch: „Die Hand erstirbt, doch der Sinn lebt fort und weht unendlich durch die Zeit hinaus in das Ewige."

2. Breslau.

Nach dreitägigem Aufenthalt in Königsberg fuhr Bergmann nach Breslau. Sein erster Gang führte ihn in das Allerheiligenhospital, wo er sich Middeldorpf, dem technischen und wissenschaftlichen Begründer der Galvanokaustik, vorstellte. „Was ich hier zu sehen wünschte, wurde mir reichlich zuteil: Operationen mit dem glühenden Platindraht, von dem Erfinder dieser Methode selbst ausgeführt, und ein praktischer Füllungsapparat, den ich mir genau ansah und füllen ließ, und der wesentliche Verbesserungen im Vergleich mit unserm erfahren hat." Die Klinik selbst fand er mangelhafter eingerichtet, als die Dorpater. „Dem Allerheiligenhospital fehlt das freundliche Aussehen der modernen Krankenpaläste; es gleicht vielmehr einem düstern Gefängnis oder einer überfüllten Kaserne. Die Treppenhäuser, die Korridore, die Wände der Zimmer sind einfach weiß getüncht, die Fußböden vielleicht nicht immer schmutzig. Die relativ besten Abteilungen sind die Middeldorpfs, vor dessen Strenge Assistenten und Wärterinnen einen gebührenden Respekt haben. Jeder Zoll ein vollendet vornehmer Mann: so ist mir Middeldorpfs stattliche Gestalt im ledernen Rock während der Visite und im reichen Ordensschmuck auf dem Wiener Universitätsjubiläum erschienen. Kurz und bündig macht er seine Klinik ab; ebenso unnachahmlich kurz seine Staatsexamina, an deren einem ich trotz meiner Proteste teilnehmen mußte. Selbst sein wütendster Feind (Hermann) Paul hält ihn für einen ‚genialen Chirurgen'. Schade, daß er dabei so entsetzlich einseitig ist. Galvanokaustik und Akidopeirastik — das wiederholt sich täglich, das scheint ihm der Chirurgie A und O. In jede Geschwulst, in jede Fraktur taucht er die Nadel, und was nur irgend ohne Messer sich angreifen läßt, verfällt der Schlinge oder dem Porzellanbrenner. Jeder Freund der Galvanokaustik wird mir recht geben, daß nichts ihr so geschadet, als die Verallgemeinerung, die ihr Schöpfer selbst für sie erstreiten wollte... Middeldorpf liebt sein galvanokaustisches Kind sehr zärtlich." Auf seinem Schreibtisch lag ein riesiger Foliant, worin

von seiner eignen Hand sämtliche Operationen und Operateure verzeichnet waren, die mit Galvanokaustik zu tun hatten; auch die Namen Adelmann und Oettingen fehlten ihm nicht.

Hart aneinander grenzten Middeldorpfs und Pauls Abteilungen. „Paul hat als Physikus der Stadt die Sorge für die Syphilitischen und daher vollgepfropfte Säle, in denen seine übergroße Lebhaftigkeit eine sehr schlechte Polizei hält — Grund genug zu Klagen für den benachbarten klinischen Lehrer. Im übrigen muß Paul sich mit dem Auswurf der chirurgischen Klinik begnügen. All die Fußgeschwüre und uralten kariösen Knochen- und skrofulösen Drüsenprozesse, die jenem nicht gefallen, werden Paul zugeteilt: natürlich fördert auch das seine Beziehungen zu Middeldorpf nicht sonderlich. Ich habe von Paul zu wenig gesehen, als daß das gute Vorurteil, das mir sein Lehrbuch verschafft hat, wesentlich geschmälert werden könnte."

Im allgemeinen gefielen ihm die Breslauer Chirurgen nicht so gut wie die Königsberger, am besten noch Richard Förster, der Augenarzt, doch bedauerte er, daß er keine Klinik hatte.

Einen Mittag brachte er bei dem Zoologen Grube, dem frühern Dorpater Professor, zu. Abends beschloß er, auf Abenteuer auszugehen. „Den Dolch in der Tasche und einen Taler in der Börse wanderte ich wohl eine Stunde durch die Gassen, bis ein rotes Transparent mir die Worte ‚Großes Konzert in Meyers Restauration' entgegenleuchteten. Ein ziemlich großes Zimmer voller Handwerker und ihrer Frauen nahm mich auf. Ich setzte mich mitten in eine Familie. Natürlich fing die Unterhaltung mit Fragen über die Musik an; ‚ein Stückchen aus dem Freischütz', erläuterte mein Nachbar. ‚Aber Sie sind kein Preuße?' fragte seine Frau. ‚Auch kein Däne', antwortete ich. ‚Von woher sind Sie denn?' Da mußte das heilige Rußland mir über den Kreis meiner Zähne entschlüpfen. ‚Nun für einen Russen sprechen Sie ziemlich gut Deutsch, etwas falsch zuweilen, aber man versteht Sie doch'. Damit war des Fragens noch kein Ende. ‚Was treiben Sie für ein Geschäft?' Um alles in der Welt wollte ich nach der Korrektur meiner Sprache nicht meinen gelehrten Stand verraten. Eben schmetterte die Musik das ‚Was gleicht wohl auf Erden?' und da war es nicht schwer, vom bösen Kaspar etwas Teufelei zum Lügen zu borgen. ‚Ich bin ein einfacher Mann, Jäger bei einem russischen Grafen, und reise meiner Herrschaft nach'. ‚Wieviel Bären haben Sie geschossen?' fragte meines Nachbars Töchterlein, und so ging's fort. Als der Freischütz sein gräßliches Bekenntnis: ‚Freikugeln sind's, die ich mit jenem goß', abgelegt, schwieg die Musik."

Wenige Stunden später dampfte sein Zug den Sudeten entgegen. Brieg, Oppeln, Kosel, Ratibor und hundert schlesische

Dörfer flogen an dem Reisenden vorüber. Im Wagen dritter Klasse war eine lebhafte und zweideutige Gesellschaft, „die gewiß ebenso zoologisch reich ist, wie die Gesellschaft gleicher Klasse in Rußland. In Österreich kann keine Dame dritter Klasse fahren; die einzige, die mit mir einen Sitz teilte, genoß ununterbrochen die Zärtlichkeiten eines aus Schleswig nach Wien heimkehrenden österreichischen Soldaten, anfangs mit viel Sträuben, später mit viel Entgegenkommen."

Am 2. März um fünf Uhr morgens traf er, nachdem er kein Auge zugetan hatte, in Wien ein.

3. Wien.

Nach seiner Ankunft stieg Bergmann zunächst in einem Gasthause, dem Goldenen Schlüssel, ab, vertauschte es aber sehr bald mit einem Stübchen, das er in der Alser Vorstadt, Alser Gasse 18, auf der vierten Stiege im zweiten Stock, bei einem alten Ehepaar Schlesinger gemietet hatte: der Mann war Violinist am Burgtheater, die Frau aus Tirol gebürtig, freundliche Leute, die ihn so billig aufnahmen, wie er es kaum in Dorpat gewohnt war. Acht Gulden monatlich kostete das Zimmer, einen Gulden das Stiefelputzen und Kleiderreinigen, zwölf Kreuzer täglich der Kaffee und das Brot dazu. „Zwei Treppen hoch steigt man in eine kleine Küche, dann in das von dem Ehepaar bewohnte größere Gemach und endlich in mein Kabinett. Der Durchgang ist nicht angenehm, aber diese gutmütigen Leute lassen sich so gar nicht stören, daß ich es schon gestern", heißt es in seinem ersten Wiener Brief an Hildegard, „über mich vermocht habe, ihrer gemeinsamen Ruhestätte dreist vorüberzugehen und mir von beiden unter den Kissen ein ‚Schlafen's wohl!' zurufen zu lassen. Bei uns würde man solch eine Situation komisch nennen, hier ist sie rührend naiv und ganz in der Ordnung. Den Tag über steht die Tür zwischen unsern Zimmern offen; nebenbei rührt sich die Alte aus Tirol, und abends schließen wir unsre Beziehungen zueinander durch die Bretter der Tür. Die Gute sorgt wie eine Mutter für mich: meine Wäsche wurde durchgesehen und zum Waschen genommen, ein Beutelchen zu den Schlüsseln nähte sie mir und handelte mit dem Dienstmann, der meine Sachen trug, um die Kreuzer. Als ich sie so gut für mich sorgen sah, wollte ich ihr sagen: ‚Das werd' ich meiner Liebsten schreiben', ich nannte aber statt der Liebsten meine Mutter. ‚Ach Gott, der Herr haben ein Mutterle!' und gleich war das alte Weibchen zu Tränen gerührt und sprach nun eine halbe Stunde Spanisch weiter, ich glaube von einem auf der Wanderschaft verstorbenen Sohn."

Als Bergmann bald, nachdem er sich in sein Quartier gefunden

hatte, erkrankte, und „Brust und Nase sich um die Errungenschaften der Erkältung zankten“, teilten sich die guten Wirtsleute in die Sorge um ihn: die Frau bereitete ihm Lindenblütentee, rieb ihn mit Senfspiritus ein und kochte für ihn, der Mann aber holte ihm Bücher aus einer Leihbibliothek, setzte sich an sein Bett und erzählte ihm allerlei und besonders viel von seinem Schwager, „dem Hofschatzmeister“; mit ihm wolle er ihn bekannt machen, und sie könnten im Sommer zusammen in die Wiener Berge wandern. „Ich dachte, es wäre ein Diener daselbst, ließ es mir aber schon gefallen, in der schlichten Gesellschaft in die Berge zu spazieren. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als er seinen Schwager Johann Gabriel Seidl nennt! Ich fuhr aus den Betten, mit denen mich die Alten zugedeckt: ‚Was, der Mann, der das Gedicht vom toten Soldaten gemacht, ist Ihr Schwager?‘ ‚Ja, ein guter, freundlicher Mann, er hat meine Schwester sehr geliebt, nun liegt sie tot auf dem Währinger Kirchhof, und er geht täglich hin, so alt er schon ist.‘“

So wob denn der Dichter der „Bifolien“ und der österreichischen Volkshymne, der Freund Lenaus und Anastasius Grüns, ein freundliches Band um ihn und seine guten Wirtsleute. Er schrieb sofort ein paar Strophen, die ihm aus Seidls bekanntesten Gedichten einfielen, seiner Hilde nieder und fügte eigne Verse hinzu. Später ist er mit Seidl selbst bekannt geworden, und immer ist ihm der gerade, aufrechte, schlichte Mann, der damals auch seiner mundartlichen Dichtungen wegen eine der populärsten Wiener Persönlichkeiten war, in freundlichem Gedächtnis geblieben.

Die Schlesingers waren gutherzige und gesprächige Leute. Die Kindheit der alten Frau war in die Zeit der Tiroler Freiheitskämpfe gefallen. An Andreas Hofer hatte sie noch lebhafte Erinnerungen, die sie gern zum Besten gab: Die Bayern wären ins Land gefallen, erzählte sie einmal, und Hofer in ihrem Heimatdorf gewesen, um die Bauern in den Waffen zu üben, da hätte ihn ein Hirtenjunge gemahnt, zu fliehen; die bayrischen Vorposten wären schon am Eingang des Dorfs sichtbar. Sie sehe noch heute deutlich den großen Bart des starken Mannes, der im Winde wehte, als er in den ersten besten Karren sprang und auf das Pferd einhieb, das mit ihm über die Innbrücke flog. Der Feind war dicht hinter ihm her und war beritten, aber Männer und Frauen hätten flink Feuer an die Brücke gelegt, und die Bayern konnten nicht auf das andre Ufer hinüber, wo ihrer Kugeln der Held von Tirol spottete.

Auch von dem Herzog von Reichstadt erzählte sie ihrem lauschenden Mieter. Als er einmal, noch ein kleiner Bub, im Tiroler Anzug nach Innsbruck gekommen sei, habe sie ihm als Prima ihrer Schule einen Kranz von Alpenrosen überreichen müssen, den er sich auf den Kopf

gesetzt, die Herzogin von Parma aber, seine Mutter, habe ihr sehr freundliche Worte gesagt. Auch Bergmanns Vater hatte noch eine Erinnerung an den unglücklichen Sohn Napoleons. Als er 1829 in Wien gewesen, war er Zeuge, wie der alte Kaiser Franz am Burgportal seinen aus dem Wagen springenden hübschen, schlanken Enkel zärtlich in die Arme schloß.

Seit Jahrzehnten strömten die Ärzte aller Kulturländer in den Wiener Kliniken zusammen, und mit Spannung betrat nun auch der junge Dorpater Dozent ihren berühmten Boden.

Bis in das Mittelalter geht der Ruhm der Wiener medizinischen Fakultät zurück. Ausgezeichnete Ärzte, wissenschaftliches Leben, reiche Erfahrungen verbreiteten ihn über die ganze Welt. Auch in den spätern Jahrhunderten folgten auf vorübergehende Zeiten des Niedergangs Perioden großen Aufschwungs. Als Kaiserin Maria Theresia den Schüler Boerhaaves Gerhard van Swieten nach Wien berief, begann die Ära der Reformen des medizinischen Unterrichts, und die erste stationäre Klinik in Deutschland wurde die Wiener Klinik. Hervorragende Lehrkräfte taten sich zu gemeinsamer fruchtbringender Tätigkeit zusammen, und es war ein Wiener Arzt jener Zeit, der mit der Entdeckung der Perkussion Epoche machte. Kaiser Joseph der Zweite schuf das Allgemeine Krankenhaus in Wien, wohin nun der klinische Unterricht verlegt wurde, und in dem Josephinum eine Anstalt zur Erziehung von Militärärzten, mit der eine Akademie für Chirurgie verbunden wurde.

Aber so manche andre Pläne des humanen Kaisers, „des Schätzers der Menschheit", verfehlten Ziel und Wirkung, und in der Ungunst der Zeiten mußte der Staat auf Fortschritte und Neuerungen verzichten. So kam es denn, daß in dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts die Wiener medizinische Fakultät nicht mehr auf der Höhe der Wissenschaft stand. Da war es um die Mitte der dreißiger Jahre, daß sich eine neue Periode des Aufschwungs und der Reform der Wiener medizinischen Schule anbahnte, „die ausgetretenen Pfade der Spekulation" verlassen wurden, und eine sich auf selbständiges Denken und Handeln, auf Beobachtungen und Tatsachen stützende Schar bedeutender Forscher ihre bahnbrechende Arbeit begann. An die Namen Rokitansky, Skoda, Hyrtl, Hebra und andre knüpft sich die Bedeutung der jungen Wiener Schule. Rokitansky setzte an die Stelle der symptomatischen Krankheitsbilder die anatomischen und war in Deutschland der erste, der der pathologischen Anatomie die ihr gebührende Bedeutung erkämpfte und durch sein Handbuch der speziellen

pathologischen Anatomie auf die ärztliche Praxis durchgreifend und umgestaltend einwirkte. Skoda aber war der unübertroffene Meister der physikalischen Diagnostik: er erst schuf die Lehre von den Herzkrankheiten. Kußmaul, der sie beide in ihrer Glanzzeit gekannt hat, schildert uns den ungeheuern Einfluß, den sie auf ihre Schüler hatten, die als obersten Wahrspruch den Zweifel auf ihr Banner schrieben und nur glaubwürdig fanden, was Skoda und Rokitansky lehrten. Von Hyrtl aber wissen viele Generationen von Ärzten zu berichten, daß niemals ein Lehrer Anatomie so anmutig vorzutragen und seine Zuhörer zu fesseln verstand wie er, und von Hebra wird noch ausführlich zu erzählen sein.

Schon zwei Stunden nach seiner Ankunft stand Bergmann vor dem Allgemeinen Krankenhause. „Denke Dir die ganze Stadt Wolmar als eine Reihe dreistöckiger Häuser", schreibt er seiner Hilde, „dann hast Du ein Bild des Allgemeinen Krankenhauses. Um neun riesige Höfe von viel mehr als der Größe des Barclay-Platzes (in Dorpat) laufen im Quadrat die von Torwegen durchbrochenen Gebäude. Im ersten Torwege halten zwei Portiers Wache; es ist lächerlich, die Tracht dieser Türhüter zu sehen: Dreimaster und Pelzwerk, das einen blauen Mantel verbrämt, ist ihre äußere grobe Hülle, nun kommt aber ein Ballast von Knöpfen und Schnüren dazu, der sie zu wahren Spukgestalten stempelt." In der Portierswohnung waren hinter Schloß und Gitter die Briefe ausgespannt, die die jungen Äskulape aus ihrer Heimat erhielten. Fortan war Bergmanns erster Blick beim Betreten des Hauses auf diesen vielverheißenden Winkel des Riesenbaus gerichtet.

Er holte nun die vielen Empfehlungsschreiben, mit denen man ihn in Dorpat versorgt hatte, aus der Tasche und ließ sich durch Hildegard noch andre schicken, „denn da ich kein glänzendes Meteor am Gelehrtenhimmel bin, so mußt Du schon dafür sorgen, daß die Aufmerksamkeit der einflußreichen Gestirne auf mich gelenkt wird", und ohne solche gewichtigen Dokumente wurde man in der sich drängenden Menge auch kaum beachtet.

Sein erster Besuch galt einer Adelmannschen Empfehlung, dem Dermatologen Sigmund, den der Brief seines alten Dorpater Freundes gesprächig und zuvorkommend machte. Was er nur in der Klinik wünschte, sollte ihm zuteil werden. „Der Papa hatte ihm wahrscheinlich geschrieben, daß ich sein angehender Schwiegersohn, und er konnte sich nicht genug darüber wundern, daß der Adelmann schon eine erwachsene Tochter habe! Siehst Du, so baut des Vaters Segen den Kindern Häuser, und ich konnte es als ein gutes Omen betrachten, daß der erste hiesige Professor das erste Wort mit mir von Dir reden mußte!"

Die ersten Wiener Tage vergingen unserm Freunde wie ein Traum. Die Fülle der Eindrücke, die allein die Kliniken auf ihn machten, ließen ihn zu keiner rechten Überlegung, zu keiner geordneten Tageseinteilung kommen. Obwohl er monatelang Zeit und Muße gehabt hatte, für den Wiener Aufenthalt Pläne zu schmieden, so hielten sie vor der bewältigenden Wirklichkeit nicht stand. Wo anfangen? Das war die Frage.

Er verglich sich mit einem Diebe, der in die reichste Schatzkammer eines Königs eingebrochen ist und nun vor Schätzen steht, deren Glanz er sich nicht hatte träumen lassen; nur ein Augenblick ist ihm vergönnt, da soll er den Griff tun, der ihn zum reichen Mann macht! Wenn er in einer Klinik gewesen war und auf den Hof hinaustrat und hörte, auf der andern Klinik seien großartige Fälle vorgeführt worden, dachte er oft, das versäumt zu haben wäre geradezu unverantwortlich. Aber das wiederholte sich Stunde für Stunde. Eilte er in das Rudolf-Spital, um aus seltenen Krebsformen Präparate zu bilden, so war ein Zug Verwundeter in das Allgemeine Krankenhaus gebracht worden: man hatte amputiert, Arterien unterbunden, Blut gestillt und komplizierte Verbände angelegt. Schaffte er in der Hebammenabteilung einen jungen Weltbürger mit der Zange ans Licht, so konnte er sicher sein, beim Heraustreten auf den Hof hieß es: „Was haben Sie versäumt! Nach langer Zeit ist soeben wieder einmal der Kaiserschnitt an einer Gebärenden mit Glück in der Studentenabteilung ausgeführt!“ Er lernte jede einzelne Abteilung des Allgemeinen Krankenhauses kennen und staunte über den Reichtum an Kranken. „Dort gibt es keine Klinik“, schrieb er, „die nicht imstande wäre, allwöchentlich mit Raritäten aufzuwarten.“

Es dauerte lange, bis die fieberhafte Aufregung des Übereifrigen, die Klage, nicht alles sehen zu können, der weisen Einsicht wichen: Hier wie überall ist der menschlichen Kraft die enge Schranke bald gezogen, und wer sich selbst sein Arbeitsfeld begrenzt, der soll es auch eng begrenzen. Er wandte sich fortan ausschließlich der Chirurgie und Anatomie zu.

An der Spitze der beiden chirurgischen Kliniken standen Johann v. Dumreicher und Franz Schuh. Dumreicher galt im allgemeinen für einen geschickten Operateur und einen Lehrer, der seine Schüler zu selbständigem Denken und Handeln anleitete. Aber bekannt ist auch, daß er sich hartnäckig der Listerschen Antisepsis widersetzte, mit Schuh und Billroth nicht harmonierte und nach 1866 mit Langenbeck polemisierte. Bedeutender war Schuh. Ein viel bewunderter Operateur, der zuerst die Punktion des Herzbeutels ausgeführt und die Äthernarkose bei Operationen angewendet hat. Sein Vortrag war klar, leicht faßlich: er machte nicht viel Worte. Als Mensch war er

liebenswürdig und gewinnend einfach. Er starb, während Bergmann in Berlin studierte, im Dezember 1865. Auf ihn hat er nicht den bedeutenden Eindruck gemacht, den viele andre von ihm empfangen haben. An Krankenmaterial war seine Klinik allerdings die mannigfaltigste; auch seine Verdienste um die Chirurgie anerkannte Bergmann. „Sein intelligentes Gesicht und seine blitzenden Augen", schrieb er von ihm, „fielen mir auf, als ich seinen Namen noch nicht gehört hatte. Als er in einer Diskussion in der ärztlichen Gesellschaft die exaltierten Ansichten seines Kollegen Dumreicher und eines seiner Assistenten scharf tadelte und zurechtsetzte, gefiel mir die Klarheit in seinem Denken ungemein, und ich versprach mir viel von seiner Klinik, allein ich habe später den Verfasser der Geschwulstdiagnostik nicht wiedererkannt. So lakonisch darf keine Klinik abgetan werden: ‚Das ist eine Hydrozele', ‚das ist eine Hernie', hieß es, ‚hier muß reseziert, hier amputiert werden', damit war der klinische Vortrag begonnen und beendet. Beide chirurgische Kliniken des Allgemeinen Krankenhauses machten auf mich den Eindruck, als langweilten sie die betreffenden Direktoren. Die gesetzliche Stunde wurde zwar präzise eingehalten, aber von einem genauen Examen der Praktikanten, das sie auf die Diagnose geleitet oder zu selbständigem Nachdenken über Kur- und Operationspläne gebracht hätte, war nicht die Rede. Stets geschah die Visite durch die dicht belegten Säle in fliegender Hast: gegenüber Berlin muß freilich anerkannt werden, daß sie überhaupt geschah, und daß der Praktikant seine Patienten bis zuletzt behielt, ja selbst die Krankengeschichte verfassen und öffentlich vorlesen mußte."

Schuh und Dumreicher hat Bergmann nur selten operieren sehen: es operierten fast ausschließlich ihre Assistenten und Amanuenses; diese waren Zöglinge des Operateurinstituts der österreichischen Kronländer und wurden in die chirurgische Praxis eingeführt. An Schuhs Diagnosen hat Bergmann keinen Makel gefunden. Anders bei Dumreicher, von dem er behauptete, daß er in ebenso unbegreiflichen als später unbestätigten Diagnosen exzellierte. „Schon aus der Entfernung pflegt er die Übel der eintretenden Kranken zu nennen. Würde er eine etwas sorgfältigere Krankenuntersuchung üben, so würde er sich nicht so oft bloßstellen."

Da die Direktoren wie die Assistenten der chirurgischen Kliniken immer zu ein und derselben Zeit ihre Visite machten, so konnte immer nur eine Klinik regelmäßig besucht werden.

Sehr hoch stellte Bergmann Dumreichers Assistenten Leopold v. Dittel. Er war schon damals einer der bekanntesten Spezialisten auf dem Gebiete der nichtsyphilitischen Krankheiten der männlichen Harn- und Geschlechtsorgane. Das einzige Kolleg, das er an der Universität las, in Form von Kursen, betraf auch diesen Gegenstand.

Bergmann nennt ihn einen vollendeten Meister, der über eine Fülle von Beobachtungen gebot, wie sie wohl nur den berühmten Pariser Spezialisten zur Verfügung stand. Die von ihm geleitete Abteilung des Allgemeinen Krankenhauses hatte nie weniger als hundertfünfzig jederzeit besetzte Betten. Nächst den Kliniken wurde hier am meisten operiert, und trotz blühender Privatpraxis widmete Dittel fünf Stunden täglich dieser Abteilung. Großartig war seine Präparatensammlung. Als klinischer Lehrer aber war er mangelhaft, sein Vortrag unklar und ungeordnet, so daß seine Zuhörer nach seinem unter Stottern und wiederholten Anläufen beendetem Gemurmel oft im Zweifel waren, was denn der Herr Professor eigentlich habe sagen wollen. „Was einen Chirurgen immer empfiehlt", schreibt Bergmann, „sind seine Kenntnisse in der Anatomie: Dittel hat ein kleines Büchlein über die Halsfaszien geschrieben, das ich mit Genuß lese."

In Dittels Abteilung sah und hörte er am allermeisten. Dort hatte er die größte Menge von chirurgischen Übeln unter den Fingern und Augen, gewöhnliche und interessante Fälle. Nur bedauerte er, daß seine Sekundärärzte so tief unter ihm standen, daß sie, obwohl sie schon jahrelang unter ihm gearbeitet hatten, keinen ordentlichen Verband anzulegen verständen.

Schon vor Beginn der Osterferien siedelte Bergmann zu Franz v. Pitha, dem ausgezeichneten Chirurgen der militärisch-chirurgischen Josephs-Akademie, über. Das sonst dem regelmäßigen Besuch von Fremden verschlossene Hospital öffnete ihm ein Empfehlungsbrief Georg v. Oettingens. Dort verbrachte er jeden Vormittag von neun bis elf Uhr. Pitha trug schlecht und etwas schläfrig vor, „aber der Inhalt seiner Reden ist Goldes wert". In seiner Art, berichtet Bergmann, wehte allerdings „ein ganz andrer Geist, als in der seiner Kollegen. Der erste Eindruck, den er auf den Fremden macht, wird nicht immer vorteilhaft sein. Etwas wie Pedanterie liegt in seinen Anordnungen, und gar zu ängstlich erscheint er. Es ist, als wenn er sich verpflichtet fühlt, bei jeder Abszeßeröffnung an Pyämie, bei jedem entzündlichen Ödem an fortschreitende Eiterungen zu denken. Aber bald wird man gewahr, daß ein unnützes Zögern, ein Verschieben schwieriger Eingriffe aus purer Ängstlichkeit ihm fremd ist — nur ein vorsichtiger Chirurg ist er durch und durch, ein klug und behutsam rechnender Arzt. Daher erquickte mich von vornherein die peinliche Genauigkeit seiner Untersuchungen, die sorgfältige Kritik jeder sei es von ihm selbst sei es von den Assistenten unternommenen Operation. Viele Operationen wies er zurück, die an andern Orten als willkommene klinische Unterhaltung betrachtet werden: er will um keinen Preis seinem Grundsatz, daß der Eingriff in einem geraden Verhältnis zum Nutzen für den Kranken

stehen muß, untreu werden ... Pitha hält sich selbst für einen unglücklichen Chirurgen. In der Tat ist er reich an außergewöhnlichen Unglücksfällen ... Viele Chirurgen könnten aber Pitha um die Offenheit beneiden, mit der er seine Fehlgriffe darlegt, um das Geständnis, daß er das Glück in der Chirurgie nicht kenne, sondern, wo er Erfolge aufzuweisen habe, diese Resultate eines wohldurchdachten Plans, eines mühsamen Ringens mit der Ungunst äußerer Umstände seien. Gerade der Unterricht eines solchen Mannes flößt seinen Schülern mehr Mut ein, als die Kühnheit eines Lehrers, der nur die Geheilten seinem staunenden Auditorium vorführt."

Mochte Bergmann an Pitha auch aussetzen, daß seine Verbände nicht gerade sorgfältig, seine Behandlung der Gelenkkrankheiten sogar sehr altertümlich war, so kam ihm, je näher er ihn kennen lernte, immer mehr zum Bewußtsein, daß er „wissenschaftlich dreimal soviel wert war, wie seine Kollegen, ein himmelanstrebender Genius, vor dessen Meisterschaft ich mich täglich beugen kann". Im Josephinum, das auch ein sehr großes Krankenmaterial hatte, hat er monatelang die Morgenvisite mit Pitha und oft auch die Abendvisite mit dessen Assistenten mitgemacht. Dort ging alles ganz militärisch her: „Studenten und Assistenten uniformiert, und da der erste Assistent Oberarzt, der zweite Unterarzt ist, so schimpft der erste den zweiten, und der zweite hält dann zwei Finger an seine Kokarde. Der erste ist eine widerliche Persönlichkeit, aber ich brauche seine Abendvisite, da gibt es am meisten zu sehen, da kann ich selbst sondieren und untersuchen, also mache ich so, als ob ich von seiner Weisheit geblendet bin, während er mir mit einem starken Pathos und dem Zusatz ‚eine Entdeckung von mir' Dinge erzählt, die schon sein Vater, falls der dunkle Ehrenmann Chirurg gewesen sein sollte, hätte wissen müssen. Jedenfalls ist der Meister Pitha viel bescheidener und anspruchsloser, als die K. K. Regimentsoberärzte und Ministerialassistenten."

Was ihn im Josephinum noch entzückte, war die Sammlung von Wachspräparaten. Sie stammte aus Siena, wo sie unter des großen Meisters Paolo Mascagni Ägide entstanden war, und Joseph der Zweite hatte sie, als er die Anstalt stiftete, um hohen Preis erworben. Bergmann wünschte, Hildegard sollte nach Wien kommen, die Sammlung zu bewundern: „Diese Wachspräparate der Nerven und Gefäße sind mit solcher Kunst angefertigt, so sauber und zierlich, daß ein Mädchen, das wie Du im Sticken und Häkeln Künstlerin ist, sich an ihnen nicht würde satt sehen können, ja zuletzt für diese anatomische Technik, die man immer als schmutzige Arbeit verschreit, schwärmen müßte."

Im allgemeinen war Bergmann in seinen Erwartungen von der Wiener Chirurgie enttäuscht worden. „Man lernt von den Kranken immer mehr, als von den Dozenten", äußerte er wiederholt. „Die

Lücken im Wissen und Vermögen der Wiener Chirurgen offenbaren sich selbst bei flüchtiger Wanderung durch die Hospitäler. Auf allen chronisch entzündeten Gelenken lag ein Lappen — mit grauer Salbe!.., Krachend wurden Ankylosen gestreckt ohne nachfolgenden festen Verband, bei Frakturen fast überall bloß Schienenverbände. Fieberbestimmungen mit Hilfe des Thermometers kamen nirgends vor; man lachte mich aus, daß ich an den Schwindel glaube. Kurz, ich konnte unterschreiben, was ein norddeutscher Chirurg jüngst gesagt: In Wien ist die Chirurgie um fünfzig Jahre zurück!"

Diese Enttäuschungen in seiner Spezialwissenschaft führten ihn immer mehr zu der in Dorpat vernachlässigten Anatomie und pathologischen Anatomie.

Eine der ersten Größen des medizinischen Wien, mit denen er bekannt wurde, war Rokitansky. „Ein viel lächelnder, sehr wohl aussehender, etwas beleibter Wiener empfing mich freundlich, las meine Empfehlung durch und erteilte mir die Erlaubnis, seine Vorlesungen besuchen zu dürfen. ‚Es ist zwar sehr langweilig in meinen Vorträgen, aber zeigen will ich Ihnen dafür desto mehr'." Er lud ihn auch zu den Sektionen ein, deren täglich mindestens zwei stattfanden, aber in dem Gedränge sah man fast nichts, und der Besuch lohnte sich daher nicht. Bergmann hat nur zwei gerichtlichen Sektionen, die Rokitansky selbst vornahm, beigewohnt und sich im übrigen auf die „langweiligen" Vorlesungen beschränkt. Als er ihm nach dem Besuch einiger Kollegia sein Honorar und eine Empfehlung Adelmanns überbrachte, bemerkte der große und doch so bescheiden von sich denkende Mann zu ihm: „Verschwenden Sie Ihre Zeit nicht in meinem Auditorium! Sie werden bemerkt haben, daß ich nur mein Buch den Studenten erläutere; wenn Sie pathologische Anatomie lernen wollen, werde ich Sie meinen Assistenten empfehlen, besonders Klob; bei dem können Sie selbst Hand anlegen." So wenig Bergmann auch von Rokitansky selbst unmittelbar gevorteilt hat, so hatte er doch Gelegenheit, den großen, klaren Verstand des „alten Heros" zu bewundern, dessen „Haupttugend sich darin äußerte, daß er genau wußte, wo es ihm und seinen Wienern fehlte." Schon damals betrieb er die Berufung Billroths nach Wien. „Indem er den lebhaftesten und produktivsten Jünger der modernen Chirurgie heranzieht", bemerkt Bergmann, „leitet er neues Leben in das faule Treiben und rettet der Wissenschaft ein fast schon aufgegebenes Terrain."

Wenn Bergmann auch beklagte, daß er an Vorlesungen und Kurse allzuviel Zeit und Geld verschwende, so hatte er doch mit dem ersten Kurse viel Glück. Seit dem Wintersemester 1864/65 hielt Karl v. Patruban in Wien ausgezeichnete anatomische Kurse. Er war schon in jungen Jahren Professor der Physiologie in Innsbruck, dann

in Prag geworden, hatte sich aber in der Moldaustadt durch seine politisch-agitatorische Tätigkeit im Sturmjahr 48 als Kommandant der Studentenlegion unmöglich gemacht und seine Professur niedergelegt. Seitdem lebte er, als vermögender Mann von jedem Zwange, dem Erwerbe nachzugehen, frei, in Wien, wo er als Chirurg Praxis fand, ohne sie zu suchen: die von ihm mit Erfolg ausgeführten Unterbindungen der Kopfpulsader und die von ihm geübten Nervendehnungen begründeten seinen Ruf als Operateur. Auf Fürsprache Rokitanskys, Pithas und Hyrtls erlaubte ihm das Unterrichtsministerium, Privatvorlesungen zu halten, doch nahmen nur sechs angereiste Ärzte an ihnen teil, unter ihnen Bergmann, dem ein ihm kürzlich bekannt gewordener Kollege, der norwegische Dermatolog Johan Lauritz Bidenkap, dazu zugeredet hatte, sonst hätte er Hyrtl vorgezogen, dessen mit jedem nur erdenklichem Witz und Redeschmuck gewürzte Demonstrationen freilich durch die Überfüllung des Auditoriums an Wert für den einzelnen einbüßten. „Patruban aber“, berichtete Bergmann nach Dorpat, „läßt in der Regel die Präparate vor den Augen seiner Zuhörer entstehen. Mit einer Schnelligkeit, die nur eine dreißigjährige Übung geben kann, legt er die einzelnen Teile der in Rede stehenden Körperregion frei. Geistesfrisch und lebendig streut er seinen Darstellungen praktisch bedeutende und sehr richtig angebrachte Bemerkungen ein.“ Da er keine Assistenten, wohl aber eine große Praxis hatte, mußten seine Zuhörer die zur nächsten Stunde etwa nötigen Präparate selbst fertigen: zur Belohnung übte er sie dann in Nervenoperationen und Gefäßunterbindungen. Bergmann, der sich Patruban als Gehilfen bei seinen Präparaten anbot, was er dankbar annahm, bedauerte nur, daß diese Vorbereitungen sehr viel Zeit kosteten, und er daher eine Arbeit, zu der ihn Patruban angeregt hatte, über die Anastomosen der Arteria epigastrica superior et inferior, im Stich lassen mußte. Von diesem vortrefflichen und originellen Lehrer hat Bergmann erst Anatomie gelernt, und seitdem erst hat er sie als Grundlage der Chirurgie gebührend geschätzt.

Patruban wußte auch über Dorpat und die Arbeiten der Dorpater Anatomen Bescheid und war am meisten von Karl Kupffer eingenommen, dessen Untersuchungen über das Rückenmark er für die besten auf diesem Gebiete hielt, während die Wiener Mediziner nach Bergmanns Erfahrungen von andern Gelehrten wenig wußten: Rokitansky hatte nie gehört, daß in Dorpat eine Universität war, ein andrer, Zeißl, hatte eben erst ein Werk von Pirogow gelesen, aus dem er in einer in der medizinischen Gesellschaft gehaltenen Rede einige Behauptungen anführte, und da er hierbei den Verfasser nennen mußte, setzte er in Parenthese hinzu: ein russischer Chirurg, der den Krimkrieg mitgemacht hat. Ebensowenig wußten die Herren von

Berlin und den andern norddeutschen Universitäten. „In Berlin ist nichts zu holen", äußerte einer der Dumreicherschen Assistenten. Wenig später machte auch Billroth die Erfahrung, daß unter den Wiener Dozenten „ein kleinlicher Haß gegen die Berliner Schule" herrschte; „sie wollen außer Verbindung mit der deutschen Wissenschaft bleiben, weil sie es nicht ertragen können, eventuell in zweiter Linie zu stehen." Freilich lag dazwischen der Tag von Königgrätz.

Da Bergmann das Privatissimum bei Patruban sehr zusagte, entschloß er sich leicht zur Teilnahme an andern Kursen, doch erlebte er da sehr bald eine Enttäuschung nach der andern. An den mit diagnostischen Übungen an Nerven- und Muskelkranken verbundenen Vorlesungen Moritz Benedikts über Elektrotherapie hatte er ebenso wie an denen Moritz Rosenthals auszusetzen, daß sie unklar und phrasenhaft waren. „Beide beschäftigen sich stets mit den höchsten Problemen der Wissenschaft. Benedikt prüfte die auf reflektorischem Wege durch elektrogalvanische Hautreizungen hervorgerufenen Gehörswahrnehmungen, Rosenthal die peripheren Neurosen des Vagus." Höher stellte er Adam Politzer, der damals Dozent für Ohrenheilkunde war, einen Schüler Karl Ludwigs. Aber auch an ihm bemängelte er, daß er nicht ganz frei von der Neigung zu poetischen Fiktionen und dazu noch rücksichtslos gegen seine Zuhörer wäre. Da er stets sehr spät ins Kolleg kam, beschäftigte sich Bergmann vorzugsweise mit seiner übrigens für Wien unbedeutenden Krankenzahl. Lohnender war die Durchmusterung seiner interessanten Sammlung pathologischer Präparate. — In den zur Laryngoskopie und zur laryngoskopischen Chirurgie nötigen Manipulationen paukte Karl Stoerk gründlich ein, dagegen hielt er Ludwig Tuerck, den Erfinder des Kehlkopfspiegels und Stoerks „unversöhnten Feind", für einen schlechten Lehrer, den man nur der Kuriosität wegen zuweilen besuchte. „Ein tüchtiger Handwerker ist Stoerk; mit der Schleimhaut des Kehlkopfs ist aber sein Horizont begrenzt; an wahrhaft fördernden Leistungen hindert ihn sein geringer Bildungsgrad."

Außer Pithas Klinik hat Bergmann regelmäßig nur noch die von Ferdinand Hebra besucht. Bei diesem bedeutenden Manne, der ganze Nester von Irrtümern über die Entstehung und die Beziehungen der Hautkrankheiten ausgehoben, ihrer wirksamen örtlichen Behandlung erst die Wege gebahnt und der Dermatologie als wissenschaftlicher Disziplin Geltung verschafft hat, genoß er wahre Erholungsstunden. „Hebras Klinik", berichtete er geradezu begeistert, „ist einzig in ihrer Art, nicht nur wegen der erschöpfenden Fülle aller nur denkbaren Hautkrankheiten und wegen des täglich frischen Humors ihres Dirigierenden, der reichlich ein Wiener Volkstheater ersetzt, sondern hauptsächlich deswegen, weil die Vorträge mit Demonstrationen für

einen schon ärztlich gebildeten Kreis in der Weise eingerichtet sind, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit der Schüler durch das ganze Gebiet der Dermatologie geführt wird. Nur Graefes Klinik hält von denen, in welchen ich verweilte, mit dieser den Vergleich aus, übertrifft sie, was die Genialität des Meisters betrifft, steht aber darin weit hinter ihr, daß sie den Klinizisten nicht in alle Fälle, sondern nur in die zu den Vorträgen auserwählten Einblick gewährt. Daß die Lehre vom gesunden und kranken Leben der Haut, wenn irgend möglich, am völlig nackten Körper vorgetragen werden soll, beweist Hebra täglich an schlagenden Beispielen. Ebenso wird die Wichtigkeit, alle therapeutischen Prozeduren mit eigner Hand auszuführen, dem Praktikanten klar. Mehr als die Wahl des Mittels wirkt auf den Erfolg die Sorgfalt in der Applikationsweise. Ich bedaure daher nicht, den Juli über die Morgenvisite mitgemacht und die Ekzematösen selbst geteert, die Lupösen geätzt und die Psoriatischen in ihre mit Tran getränkten Decken gewickelt zu haben. Hebras Abteilung ist in dieser Beziehung die einzige, aus der Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit verbannt sind. Dafür hält er sein Dienstpersonal auch zu strengem Dienst, oft mit derber Grobheit, an."

Bergmann nannte Hebra einen genialen Bonvivant, der mit der Erkennung von Krankheiten Kunststücke mache, die ans Märchenhafte grenzten. „Aus den Schwielen von Füßen und Händen", schreibt er Hildegard, „sagt er jedem, was er für ein Handwerk treibt, und er hat sich noch nie geirrt. Neulich sagte er einem: ‚Du bist ein merkwürdiger Kerl, bist früher Schuster gewesen und jetzt Schmied!' ‚Ja, Herr', war die Antwort des Patienten, ‚ich bin vor zwei Monaten zum neuen Amt übergegangen'. Die folgende Anekdote, die ich heute bei Hebra erlebt, gehört freilich nicht in einen Liebesbrief, aber es ist auch für eine Braut gut, die großen Männer in der medizinischen Wissenschaft bewundern zu lernen, und die Beobachtungsgabe eines Hebra ist vielleicht das Vollkommenste, was in unsern Kliniken erreicht ist. Ein ältlicher Mann tritt heute ein. Hebra sieht ihn an und sagt nach kaum einer Minute: ‚Nun, mein Freund, was haben Sie verbrochen, daß Sie aus dem Gefängnis kommen?' ‚A biß'l g'stohlen', wurde ohne Erröten geantwortet. ‚Und dafür nur eine Woche Haft?' fragt der Professor. ‚Halten zu Gnaden, nur sechs Tage, 's waren halt nur zwanzig Kreuzer.' Ich war wirklich verwundert, wie Hebra das durch bloßes Ansehen herausbekommen! Er löste das Rätsel. Der Mann hatte am Nacken und Halse Spuren von Läusen und zwar ganz frische Spuren; sie veranlaßten ihn, die Hilfe des Professors der Hautkrankheiten in Anspruch zu nehmen. Der Mann hatte auffallend reine Hände und Füße, obgleich die Schwielen ihn als Tagelöhner verrieten. Es war ein bejahrtes Individuum. Hieraus schloß Hebra, daß er ein

Mann war, der seit Jahren auf körperliche Reinlichkeit hielt, und doch hatte er ein Ungeziefer, das man sich nur durch die größte Unreinlichkeit der Kleider an dieser Stelle zuziehen kann. Also war er wider seine Natur in aufgezwungene Kleider gesteckt worden. Das konnte nur im Gefängnis gewesen sein. Die Spuren der bissigen Tiere waren frisch, die Kleider wieder rein: also konnte er nur kurze Zeit gesessen haben. Das ist wohl ein Stückchen Menschen- und Krankheitserkenntnis, das man bewundernd ansieht."

Aus der Hebraschen Klinik kam Bergmann nie, ohne reiche Belehrung empfangen zu haben. Er äußerte sich geradezu entzückt über den „Segen von Ausschlägen", der ihn dort beglückte. „Ich kann jetzt wohl von mir sagen", schrieb er im Mai: „jede Hautkrankheit, die heilbar ist, werde ich in kürzester Zeit heilen. Dies bleibt, wenn auch alle andern Versuche selbständiger Arbeiten scheitern sollten, eine Errungenschaft, die ich Wien nie vergessen werde, zumal die Hautkrankheiten immer eine Schwäche von mir waren."

Rokitanskys Rat gemäß nahm Bergmann an den pathologisch-anatomischen Demonstrationen seiner Assistenten teil, zunächst des aus Ungarn gebürtigen Gustav Scheuthauer, der einst Novize in einer Benediktinerabtei gewesen war; sie fanden in dem Pathologisch-Anatomischen Institut statt, bei dessen Eröffnung im Frühjahr 1862 Rokitansky seine berühmte Rede über die Freiheit der Naturforschung gehalten hatte. „Alles macht hier einen großartigen Eindruck", schreibt Bergmann, der mit Staunen das stattliche Haus betrat, „so auch das Leichenhaus, die neue Pathologisch-Anatomische Anstalt. Die Fußböden aus rotem Marmor, ein ebensolcher Sektionstisch, Wasserleitung an den Wänden, Rinnen in den Fußböden und Abzugskanäle unter ihnen. Aus dem obern Stockwerk werden die Leichen mit Hilfe von Maschinenaufzügen hinuntergelassen; im Kellergeschoß kommen sie auf eine Eisenbahn, die sie in das Zimmer führt, wo Leichenfrauen und Mönche das Auskleiden besorgen. Dann geht es weiter hinaus in die Paradezimmer, wo die Angehörigen und Leidtragenden sie in Prozession abholen."

Die Beschreibungen, die Scheuthauer zu dem Reichtum von Präparaten gab, die bei den Sektionen zurückgelegt waren, dauerten etwa anderthalb Stunden täglich und waren immer präzis und gut. Was aber Bergmann besonders willkommen war, war die Freiheit, mit der er alles betasten, ausschneiden, ja, wenn er wollte, sich mit nach Hause nehmen durfte. Eins aber vermißte er ganz und gar: eine eingehendere mikroskopische Behandlung des schönen Materials. „Es schien, als ob das Mikroskop in Rokitanskys Institut gar nicht gekannt würde. Nur hin und wieder zeigte man Tänienköpfe, Zystizerzen und Sarzinbündel unter dem Mikroskop, auch wohl Eiter-

körperchen, Krebszellen oder Schnitte aus den gewöhnlichsten Geschwulstformen. Bedenkt man, daß täglich im Durchschnitt acht Sektionen gemacht werden, daß Rokitansky nur die gerichtlichen Sektionen selbst ausführt, und daß der andre Assistent auf Reisen war, so folgt klar, daß dem einzigen Prosektor zu viel aufgebürdet ist, zumal ihn noch fünf Stunden täglich Kurse in Anspruch nehmen. Scheuthauer hat zu selbständigen Arbeiten faktisch keine Zeit. Endlich begünstigt Rokitansky keineswegs die eignen Arbeiten seiner Assistenten: er braucht sie zum Verfertigen schöner Museumsstücke oder zu Präparationen für seine Veröffentlichungen. Der jetzige Professor Heschl in Graz erzählte mir, er habe oft Untersuchungen gemacht, die dem Chef verheimlicht wurden und erst bei Gelegenheit einer Ferienreise als Funde in Olmütz oder Brünn an die Öffentlichkeit traten. Mir hat es geschienen, als ob die Assistenten an diesem Verhältnis die Hauptschuld trugen: ich sah, wie Rokitansky einem schwedischen Arzt ohne Schwierigkeiten die Erlaubnis zur Untersuchung vorkommender Hirngeschwülste erteilte."

Da Bergmann auf diese Weise in ein gründliches Studium der pathologischen Anatomie hineingekommen war, war ihm sehr recht, als Rokitanskys einstiger Erster Assistent Julius Klob, soeben erst Prosektor am Rudolf-Spital und Universitätsprofessor geworden, der Verfasser eines ausgezeichneten Werks über die pathologische Anatomie der weiblichen Sexualorgane, das durch eigne makroskopische Beobachtungen und die Verwertung der Spezialvorträge Rokitanskys hierüber bleibenden Wert hat, durch einen Anschlag sich Zuhörer in das Rudolf-Spital zu selbsttätiger Teilnahme an Sektionen und mikroskopischen Untersuchungen lud. Wenn Bergmann aus der Hebraschen Klinik den Weg zu dem großartigen für mehr als sechshundert Betten berechneten Pavillonbau des Rudolf-Spitals einschlug, so brauchte er zu Fuß weit über eine Stunde und mit einem Omnibus auch noch drei Viertelstunden, um hinzugelangen. Aber der Kurs, der täglich von fünf bis sieben Uhr nachmittags stattfand, und an dem nur acht Ärzte teilnahmen, war äußerst lohnend. Was Bergmann besonders erwünscht war: er durfte selbst sezieren; er hat denn auch von Ende März bis Ende Juli beinahe vierzig Sektionen gemacht, aber sich dabei zweimal infiziert. „Ich kann mich mit den Wiener Leichen nicht befreunden," schreibt er Hildegard im Juni, „es ist, um wütend zu werden, da ich mich auch dieses Mal gar nicht verwundet habe, sondern die Zersetzungsstoffe durch die unverletzte Haut den Weg ins Blut oder richtiger die Lymphgefäße gefunden haben müssen." Auf einem Finger schossen mehrere Pusteln auf, von denen aus sich die ominösen Stränge bis in die nächsten Drüsen hinzogen. Tags darauf schüttelte ihn heftiges Fieber, und er mußte sich zu Bett legen, hielt

es aber dort nicht lange aus, sondern setzte sich an den Schreibtisch und löste alte Briefschulden ein. In wenigen Tagen war auch diesmal die Krankheit überwunden.

In der Technik des Sezierens, im Verfassen der Beschreibungen, in der mikroskopischen Beurteilung der Präparate gab Klob ausgezeichneten, eleganten Unterricht. „Ist er auch zuweilen noch etwas befangen in Vorurteilen der Rokitanskyschen Ära", bemerkte Bergmann, „so ist er dennoch au fait mit den Arbeiten der Neuzeit. Gestanden hat er mir freilich nie, daß das Mikroskop nicht seine Stärke ist, gefühlt hat er es sicher: ich sehe das eben aus einem Briefe von ihm, worin er mir eine wissenschaftliche Exkursion nach Berlin meldet. Während in den Seziersälen Rokitanskys die Assistenten und Primarärzte stets in unverständigster Weise die ‚Zellularpathologen' schmähen und, da ihren blöden Augen die Geheimnisse des Mikroskops verschlossen sind, vom ‚norddeutschen Humbug' faseln, war für Klob jede neue Berliner Arbeit eine willkommene Quelle, das sich anzueignen, was er selbst leider noch nicht finden konnte."

Zu seinen fruchtbarsten Studien rechnete Bergmann, daß ihm vergönnt war, mit einem so reich begabten und erfahrenen Mann wie Klob Virchows Geschwulstlehre durchzuarbeiten und, wo sich nur Gelegenheit bot — und sie bot sich oft — das aus dem Buch Gelernte am Präparat wiederzufinden. Was ihm aber das Wichtigste war: Klob forderte ihn auf, an den Leichen seines Instituts nach Herzenslust zu operieren und zu präparieren; wenn er aber eine besondre Arbeit vor hätte, so würde er ihm gern mit Rat und Tat zur Seite stehen. Das Anerbieten war Bergmann sehr recht und war ernst gemeint, denn Klob saß in seinem Institut ganz allein und sehnte sich nach Gesellschaft. Sie lernten einander näher kennen. „Die Untersuchung eines Rückenmarks", schreibt Bergmann seiner Braut Anfang April, „hielt mich bis gegen halb acht im Klobschen Präparationssaal auf, und, da alle weg waren, schlug er mir einen Spaziergang in den Stadtpark vor und erzählte mir, daß die Livländer ihm immer sehr gut gefallen hätten, und daß die schönste Zeit seiner Assistentenjahre die gewesen, wo er mit Arthur Boettcher und Magawly (Augenarzt in St. Petersburg, 1831—1904) von Wien nach Bonn zur Naturforscherversammlung gezogen. Da hatte ich denn Gelegenheit, ihm von seinen alten Bekannten und ihrem jungen ehelichen Glück zu erzählen. So plauschten wir bis gegen neun Uhr, wo es so dunkel war, daß ich Mühe hatte, aus der unbekannten Gegend in den Alsergrund zu finden."

War es auch hier seine Absicht gewesen, nur aufzunehmen und festzuhalten, so verführten ihn die inzwischen erfolgten Veröffentlichungen von Ernst Wagner über Fettembolie zur ersten Ausnahme. „Ich sammelte mir nach und nach vierzehn Fälle von metastatischen

Infarkten und Abszessen", berichtete er der Dorpater Fakultät, „die ich auf etwaige Verstopfung der Lungenkapillaren mit Fett durchmusterte. Bloß zwei stammten von an Knochenleiden, die meisten von an Puerperalfieber zugrunde gegangenen Patienten. In der Tat habe ich, freilich nur einmal, Fettembolie gefunden. Meine Präparate reichten aber hin, den entschiedensten Gegner der Fettembolie Grohé (Professor der pathologischen Anatomie in Greifswald) bei seiner Anwesenheit zum Universitätsjubiläum von deren Existenz zu überzeugen."

Mit der Zeit hatte sich Bergmann an das angenehme Zusammenarbeiten in der kühlen Prosektur des Rudolf-Spitals so sehr gewöhnt, daß er Klobs Aufforderung, „einige hübsche Geschwulstfälle" näher zu untersuchen und über sie zu berichten, nicht widerstehen konnte.

Bei einer Sektion fand er eine seltsame Entartung der Leber, „mehr als hundert winzig kleine Gallertkrebse, und da man sich solche Befunde nicht entschlüpfen lassen soll", machte er sich an deren Untersuchung. „Gefunden muß nun einmal was werden, das ist das ritterliche Turnier, das in der Fremde der Ritter zu bestehen hat, ehe ihm bei der Heimkehr die Dame des Herzens den Preis reicht, d. h. sich selbst den Myrtenkranz aufsetzt." Aber durchs Fenster lachte der Frühling hinein, und die Arbeit — die Zeichnungen, das Zusammenstellen und Stilisieren — rückte nur langsam von der Stelle. Er klagte Hildegard darüber in einem Briefe, den ihm der alte Genius Humor, der ihn in keiner Lage verließ, eingegeben hatte: „Was der Chirurg unter Krebs versteht, genügt dem pathologischen Anatomen nicht, und was dieser seinem System einpaßt, hat für jenen keinen praktischen Wert, das sind die Worte, die ich bereits seit einer halben Stunde anstarre, ohne ihnen passende nachfolgen zu lassen. Ist das ein Unglück, wenn der Mensch durchaus Schriftsteller sein möchte! Nur noch vierzehn Tage, das ist der allerletzte Termin, und nichts als blödsinnige Betrachtungen über das Wort Krebs sind mir aus der Feder geflossen. Gestern war ich darüber in so verzweifelter Stimmung, daß ich vor dem Schreibtisch einschlief; heute ist Gott sei Dank! die Stimmung etwas besser: einige Gedanken kamen angeritten und wurden gleich richtig untergebracht, aber gefördert ist trotzdem die Arbeit durchaus nicht. Vielleicht wenn ich mit Dir etwas geplaudert habe, wird's gehen — ja, wenn ich nur plaudern könnte, dann würden nachher die Sätze im schönsten Stil über das Papier fliegen ... Eben aber fällt mir ein blühender Satz ein, gut, fertig, Sand darauf! Siehst Du, es hilft doch die briefliche Konversation — wie wird das erst gehen, wenn mir gegenüber der etwas unmoderne Nähtisch der Frau Minna v. Mädler (den Hildegard von der dichtenden Frau des berühmten Astronomen gekauft hatte) steht, an dem ein echtes Weib die Weiber-

würde nach dem dichterischen Besitz zu Ehren bringt! Ich glaube, dann werde ich wirklich noch Gelehrter und komme sogar ins Konversationslexikon."

Bald darauf erschien die Abhandlung „Ein Gallertkrebs" in der Zeitschrift der Gesellschaft Wiener Ärzte, die auch eine andre Wiener Arbeit von ihm „Bilder zusammengesetzter Zysten des Ovariums" veröffentlichte.

So ging es denn immer weiter in ernstem Fleiß: jeder Tag war geordnet, und eine jede Stunde hatte ihren Plan und Platz. Bald nach sechs Uhr morgens wurde „der immer schwere Sprung aus dem Bett getan, nachdem meine Wirtin schon zweimal einige belebende Schüttelversuche, einmal sogar leichte Anspritzungen mit kaltem Wasser unternommen hat. Dann Toilette und Kaffee, ein ‚B'hüt Joseph und Maria!' von den Schlesingerschen Eheleuten", und das Programm wurde abgehaspelt. Nach einem Blick auf die am schwarzen Brett des Allgemeinen Krankenhauses prangenden Briefe ging es in den ersten Hof zum Herrn Primarius Dittel, dann zu Pitha, später zu Patruban. Um ein Uhr wurde im Gasthause zur blauen Kugel zu Mittag gegessen. Um halb zwei setzte sich der Reigen der Kurse und Vorlesungen fort: bei Scheuthauer, Hebra usw., bis bei Klob ein Ende gemacht wurde. „Ich hätte nach der letzten faulen Zeit in Dorpat nicht gedacht, daß ich noch fleißig sein könnte", schrieb er Hildegard am 10. April. „Freilich bei einem solchen Reichtum an Arbeitsstoff müßte man an Gehirnvertrocknung leiden, wenn man nicht selig überall zugriffe. Ja, es bleibt den Medizinern immer noch ein reicher Tisch gedeckt, an dem sie zulangen können nach eigner Arbeit! Ein wie schönes Gefühl muß es sein, aus den reichen Quellen auch seinen eignen Anteil zu schöpfen und den auszunutzen zu einem wenn auch noch so kleinen Bächlein, das in den fruchtbaren Strom menschlichen Wissens rinnt!"

„Was die Welt mir bieten kann, ich habe alles." „Ich sitze dem Glück im Schoß." Das sind Äußerungen, die in seinen Briefen an die Braut und die Eltern oft wiederkehren. Allerdings empfand er dazwischen auch schmerzlich, daß „die Versuche, durch die man etwas in der geheimen Werkstatt des Lebens erlauschen will, immer so schwierig und so komplizierter Natur, daß man zehn machen muß, ehe einer glückt"; doch die Arbeit fesselte ihn, nahm ihn ganz und gar gefangen: „Meine Phantasie, mein Ehrgeiz, kurz alles findet hier ihre Nahrung. Mag aber auch sein, daß, seitdem ich alles mit Mißtrauen ansehe, was ich nicht durch Arbeit und mühsames Ringen erworben habe, mir das Verständnis abgeht für Dinge, die mir fertig unter die Augen treten."

In Bergmanns Wiener Leben, namentlich das außerhalb der Hör- und Präpariersäle verlaufende, geben die schönsten Einblicke die vielen Briefe, die er seiner Braut geschrieben hat. Nicht ohne bange Sorge war er von ihr geschieden. Bei seiner Verlobung war ihm nicht bekannt, daß sie von früher Jugend an einen Herzfehler hatte. Als sie nun eines Abends nebeneinander saßen, wurde er durch starkes Herzklopfen, das sie plötzlich befiel, erschreckt. Er untersuchte ihr Herz, und das Ergebnis drückte ihn tief nieder. Aber auch die Sorgen des Arztes weichen oft vor den lachenden Bildern der Hoffnung zurück: er freute sich der Gegenwart und mochte nicht an eine weniger glückliche Zukunft gemahnt werden, vollends nicht an eine Zukunft ohne Hildegard. Die beängstigenden Anfälle kamen auch nur selten und verschwanden meist nach wenigen Minuten der Ruhe. Sie hinderten sie auch nicht daran, gesellig zu leben, zu tanzen und guter Dinge zu sein. „Beunruhige Dich nur nicht, lieber Ernst", schrieb sie ihm einmal, „es ist jetzt schon ein halbes Jahr, daß ich kein Herzklopfen gehabt habe, die drei dummen Schläge in Rujen abgerechnet." Dr. Schönfeldt, der Hausarzt, sei auch mit ihr ganz zufrieden. Das beschwichtigte freilich die Bedenken ihres Ernst nicht: er schrieb ihr genau vor, wie sie sich zu verhalten habe, und mit der zärtlichen Liebe, mit der er an ihr hing, sprach er ihr Mut zu und wurde an ihr trotz eigner innerer Besorgnis zum Sorgenlöser: sie wollte selbst auch nicht an anstürmenden Kummer und an Krankheit denken, sondern ihrem Geliebten ein fröhliches Gesicht und ungetrübte Laune zeigen, auch in ihren Briefen, die ihn mit ihrem anmutigen Geplauder von den großen und kleinen Begebnissen der Stadt und der Professorenwelt, von Doktorpromotionen und Fakultätssitzungen, von den Gesellschaften bei dem Philosophen Strümpell und dem alten damals aus Dorpat fortziehenden Mädler, von Bekannten und Verwandten, immer erfreuten und sehnsüchtig auf Fortsetzung warten ließen, hatte doch alles, was sich in Dorpat und Rujen begab, für ihn Interesse, von den Antrittsvorlesungen neu berufener Dozenten an bis zum abgefrornen Gemüse im Pastoratsgarten und „zur Milch, die, wenn es gewittert, sauer wird und dann Hildegard zum Selterswasser nicht schmecken kann", denn sie verbrachte den Sommer bei Ernsts Eltern, von ihnen und den Geschwistern ihres Bräutigams mit beglückender Liebe verwöhnt.

Hildegard vollends zählte die Tage nur von einem Briefe ihres Ernst zum andern. Er schrieb nicht so häufig, wie sie, und es kam auch vor, daß er sie, hatte er lange geschwiegen, bat, „ihrem alten Schlingel nicht zu zürnen", aber seine Briefe waren meist sehr lang, mitunter sechzehn Großquartseiten, die er mit Tausenden von Haarstrichen seiner oft schwer entzifferbaren Hand beschrieb, aber immer waren sie in

Inhalt und Form Plaudereien ungezwungener und doch vollendeter Kunst voll Geist, Witz und einer Anmut, Fülle und Kraft der Sprache, als wenn ein geborener Feuilletonkünstler aus ihnen spräche. Ob er von den gelehrten Dingen seiner Wissenschaft, von Kliniken, Leichenhäusern, berühmten und unberühmten Professoren oder den harmlosesten Erlebnissen im Eisenbahnwagen oder auf Wanderungen durch die Berge und Gärten oder am Kneiptisch erzählte: aus jeder Schilderung sprudelte ein Reichtum liebenswürdiger und behaglicher Stimmung, wie sie nur denen eigen ist, die das Leben und seine Gaben lieben, die, wie die geschäftigen Bienen ihre Stacheln in die Blütenkelche senken, immer nur die schönen Früchte vom Baume brechen. Das waren keine Briefe, in der gewissen Überzeugung geschrieben, daß sie irgendeinmal Allerweltsgut werden würden, nein, daß er wirklich ein berühmter Mann werden könnte, hat er in seinen Wiener Tagen ernstlich nicht gedacht: es waren nur Briefe eines Bräutigams, einzig und allein für seine geliebte Braut bestimmt.

Wie Goethe von sich bekannte, er wäre an und mit der deutschen Bibel aufgewachsen und verdankte ihr seine sittliche Bildung, so waren auch dem beinahe neunzig Jahre jüngern Bergmann das Alte und Neue Testament die erste und allgemeinste Bildungsquelle gewesen: aus ihnen hatte er lesen gelernt, und ihr Inhalt war ihm früh in Kopf und Herz gedrungen, genau so wie dem großen Dichter, und wie sich in dessen Jugend- und auch noch spätern Schriften biblische Anklänge reichlich nachweisen lassen, so nicht minder in den Briefen und Vorlesungen des jungen Dozenten Bergmann: er wendete gern Bibelsprüche und biblische Gleichnisse an, freilich nicht um salbungsvoll zu predigen, sondern weil ihm diese Sprache in Fleisch und Blut übergegangen war, und er aus ihr Leben und Kraft zog.

Als Bergmann nach Wien kam, waren die Wälle, Basteien und Tore, die die Altstadt umsäumten, gefallen. Eine neue, stolze Stadt mit mehr Raum, Luft und Licht erhob sich; die Ringstadt erstand und mit ihr ein Riesenkomplex von Prachtbauten, wie sie die Kaiserstadt noch nicht gesehen hatte. Jede freie Stunde benutzte unser Freund zu weiten Wanderungen durch das Getriebe der Straßen der innern Stadt hinaus ins Freie, in den Prater oder Stadtpark, als der Frühling gekommen war, nach Schönbrunn oder in das liebliche Dornbach, wo Familie Dittel im Sommer wohnte und ihn stets freundlich aufnahm. Gern ließ er Sonntags die Arbeit ruhen und flog in die lieblich am Fuß des Wiener Waldes und seiner Ausläufer gelegenen Dörfer. Oft war der Dorpater Studienfreund Ernst Bidder, einer

der Söhne seines alten Lehrers, sein Wandergefährte. Von jedem Ausfluge aber erhielt Hildegard ausführliche Berichte, von denen wir ein paar Proben geben wollen.

Eines Nachmittags machten sie eine Eisenbahnfahrt und stiegen in Mödling aus, wanderten zwischen Feldern und Gärten, Wiesen und Rosenhecken beim Gesang der Vögel und Gemurmel der Bäche und schritten zur alten mit Akazienbäumen umwachsenen Kirche hinauf. Dort plauderten sie mit ein paar Bauernmädeln, die ihre schweren Bottiche müde zur Erde gesetzt hatten. „Von ihnen erfuhren wir, daß der morgige Sonntag viel Menschen in Mödling versammeln würde: Sänger aus der Stadt wurden erwartet. Das war eine angenehme Nachricht, unter Blüten und Bergen noch jubelnde deutsche Lieder zu hören! Der Wirt des Goldnen Adlers bestätigte diese Aussichten, füllte uns die Kannen blanken Weins, und während ein Spielmann draußen gerade nicht auf der Fiedel das Lied von meinem Schatze sang, sondern bloß auf dem Leierkasten das ‚Gott erhalte Franz den Kaiser' kunstvoll vortrug, ließen wir uns den Segen der Weinberge trefflich munden. Schon um fünf des andern Morgens waren wir in den Bergen. Du hast ganz recht: die Weinberge machen sich etwas öde und einförmig, und wo sie allein in einer Gegend vorherrschen, muß diese unter den Reben leiden, hier aber säumt sie das schönste und mannigfaltigste Laubwerk ein, und, da sie die einzigen Felder im steinigen Erdreich bilden, stören sie nicht. Aber Laub muß in einer schönen Landschaft vorhanden sein, sonst ist es mit der Schönheit hin. Bei Mödling in dem Tal der Brühl da hast Du alles, womit unsre Erde einem entzückten Menschenauge aufwarten kann: Gärten bis an den Fuß hoher Berge, dann Weinfelder, zwischen denen steinerne alte Mauern mit Akaziengängen hinanführen, nun weiter eine Laubschattierung, die jeden Maler zur Erkenntnis seiner Schwäche und der Ohnmacht seiner Farben führen muß, hoch oben eine Burg und welche Burg! Ich weiß nicht, welcher Raubritter hier die Waren der Kaufleute, die von Venedig nach Wien geführt wurden, ausplünderte; ich weiß auch nicht, welcher Eduard und welche Kunigunde hier einen Ritterroman aufführten; aber als die alle hin waren, und der Zahn der Zeit und das Freiheitsgefühl der Völker lange schon die Zwingherrenburgen zerbrochen hatten, da lag ein schöner junger Dichter hier auf der Anhöhe und begeisterte sich zu einem der schönsten Lieder, die ich als Knabe einst auswendig lernte: hier hat Matthisson seine ‚Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses' geschrieben."

Als die Wanderer in den Goldnen Adler zurückkehrten, fanden sie keine Sänger vor, aber der Saal war trotzdem besetzt. „Ich staunte, beim Hinaufgehen das bekannte Bild des Luther-Denkmals in Worms, bekränzt von einem dichten Eichenkranz, an der Wand prangen zu

sehen, über einer Tafel, um die eine größere Gesellschaft Herren und Damen saß. Das Rätsel löste sich: es war der Gustav-Adolf-Verein der Wiener Vorstädte, der hier seine Generalversammlung abhalten wollte. Ein dimittierter Rittmeister leitete den Verein als dessen Präses, sonst waren es meist Handwerker mit ihren Familien, die die Mitgliedschaft bildeten. War es schon interessant, in dem Lande, das seiner religiösen Intoleranz wegen fast sprichwörtlich geworden ist, eine staatlich anerkannte Gesellschaft von Dissenters versammelt zu sehen, so mußte es mich noch mehr interessieren, ihre Organisation, ihre Ideen usw. kennen zu lernen. Zweien Evangelischen aus Rußland wurde die Teilnahme leicht bewilligt. Es hieß: wir besteigen nach dem Frühstück den Anninger. Das war ein gewaltiger Berg viertausend Fuß über dem Meeresspiegel, und mehr als zwei Stunden mußten wir klettern. Ich bewunderte die Damen: während ich wie ein Fisch im Trocknen nach Luft schnappte, lief so ein nettes Persönchen mit Sonnenschirm und Fächer wie ein Reh den Bergrücken hinan. Oben war es wunderschön: ich weiß nicht, ob ich zehn oder zwanzig Städte zählte, dreißig waren es mindestens! Als der erste Gipfel verlassen war, lagerte sich die Gesellschaft unter einer Eichengruppe, und wie Moses einst die Israeliten so tränkte jetzt der Präsident-Rittmeister die Schar seiner Gläubigen mit köstlichem Quellwasser..."

Die beiden Freunde trennten sich — vielleicht deswegen? — von der Gesellschaft, um, ohne Weg und Steg zu kennen, tiefer in das Tal hinabzusteigen. Dabei verirrten sie sich und fanden erst nach stundenlangem Marsche hungrig und durstig das gesuchte Dorf und das Gasthaus zu den zwei Raben auf. „Wahrlich, der Prophet Elias hat die speisenden Raben am Bache Krith nicht freudiger begrüßt, als wir unsre Raben am Flüßchen der Brühl. Die Mengen von Speise und Trank, die nun Deinen Bräutigam labten, konnten kaum mit zwei Gulden bezahlt werden." Erschöpft bis „zur Schlafsucht" langte er bei seiner Haustür an.

Auf einem Ausfluge, den er mit Bidder an einem Maisonntage unternahm, kam er nach Weidling an Lenaus Grab: „Ein Dichter, der seiner Widersprüche wegen mich immer gefesselt hat, und den der Kampf mit Überzeugung und überliefertem Kinderglauben leider ins Irrenhaus führte. Lies einige Gesänge aus seinem Savonarola und dann lies seinen ‚Postillon', und Du wirst mir zugeben, daß am Fuße des Weidlinger Weinbergs ein Gemüt Ruhe gefunden von einer Tiefe und einem Edelsinn, den man nur bewundernd nachfühlen kann." Von dort gelangten die Freunde zum reichen Klosterneuburg, dem Sitze der Augustiner-Chorherren. Ein sehr gebildeter junger Priester führte sie und zeigte ihnen die Reichtümer der Schatzkammer. In einem Raum hingen die Bilder der Monarchen und Diplomaten, die

am Wiener Kongreß teilgenommen hatten, „darunter das gutmütig-wohlwollende Porträt unsres Kaisers Alexander des Ersten". Aber viel lieblicher als die innere Pracht des Klosters fand er die Umgebung, die herrliche Landschaft: die Donau mit ihren vielen Inseln, die dicht-belaubten Berge, die duftenden Akazien, die weißen Schneeballen und den Schlehdorn. „Wahrhaftig, mir war wie im Märchen zu Mut. Als ich den Berg hinaufgeklettert war, lag unten tief im Blütenwalde das Kloster, man sah steil hinab auf seine riesig breite Kuppel. Sie trägt auf ihrer Höhe die aus Eisen geschmiedete deutsche Kaiserkrone; so tief versenkt ruht diese Krone: wann wird der Held kommen, der sie hier holt, und wann endet Deutschlands kaiserlose, schreckliche Zeit?"

Bald darauf sah er die wirkliche deutsche Kaiserkrone, die in der Kaiserlichen Schatzkammer aufbewahrt wird. Ihr Hüter, Johann Gabriel Seidl, zeigte sie ihm selbst. „Die verschiedenen Kronen sind das Schönste in diesem Kabinett. Die Pracht der Diamanten ist seit der Vervollkommnung der Glasarbeiten doch eigentlich schon hin, und nur die Geschichte, die sich an die größten von ihnen knüpft, ist noch anziehend. So stand ich mit andächtiger Erinnerung vor jenem ungemein großen Diamanten, den einst Herzog Karl der Kühne im Kampfe gegen die Schweizer verlor, den dann ein Bauer fand und für fünfzehn Gulden verkaufte. Das ganze Herzogtum Burgund ist von der Erde verschwunden, der verlorene Diamant seines Herzogs prangt aber noch in dem Schatz seines Nachkommen."

Dem an die laute Gesellschaft vieler Freunde, überhaupt an Geselligkeit gewöhnten alten Dorpater Burschen war es trotz der großen Stadt, in der er nur wenige kannte, oft sehr einsam zu Mute. Außer Bidder, einem alten Kurländer Dr. Bretschneider, der Arzt der russischen Gesandtschaft in Teheran gewesen war und vom Leben im Lande der Sonne und des Löwen interessant erzählte, und ein paar andern Dorpatensern hatte er keinen rechten Umgang, war daher viel auf sich allein gestellt und unternahm dann seine weiten Gänge ohne Begleitung. So mag denn eine humoristische Schilderung solch einer Wanderung aus einem Brief an Hildegard hier folgen:

„Da ich bei Dittels niemand zu Hause traf, beschloß ich, allein eine Landpartie zu machen, und marschierte zu Fuß nach Schönbrunn. Dieses Mal besah ich mir die Statuen etwas genauer, merkte mir die sich vielfach kreuzenden Gänge in bezug auf ihre Ziele, damit ich, wenn Du zufällig in den nächsten Tagen hier eintreffen solltest, Dich regelrecht überall umherführen könnte. Dieses einsame Wandern gefällt mir indes gar nicht: zwar gingen Tausende geputzter Menschen auf den Wegen, aber daß ich sie anredete, war von meiner steifen Art natürlich nicht zu erwarten. Zuweilen wünschte ich eine recht

schöne und junge Dame zu sein, vielleicht hätte ein artiger Kavalier mich attackiert, und dann hätte ich Gesellschaft gehabt. Endlich faßte ich den Entschluß, einer reizenden Schönheit, die mit einer ältern Dame spazieren ging, einige Worte zu widmen. Die beiden gingen in den Tiergarten, ich ihnen nach; sie warfen Brodstückchen den Enten und Schwänen zu, ich stellte mich an ihre Seite. ‚Wovon fängt man nun an?‘ dachte ich, etwa: ‚Das sind wohl Enten?‘ Dann würde sie allen Grund haben, dir zu antworten: ‚Sie sind wohl eine Gans?‘ Das ging also nicht. Vielleicht: ‚Die Schwäne sind weiß.‘ Dann antwortete sie sicher: ‚und das Gras ist grün.‘ Während ich über eine Anrede nachsann, gingen sie weiter. ‚Es wird mir schon etwas einfallen‘, damit tröstete ich mich und verfolgte sie. Sie traten in die Orangerien. Warum hab' ich nie Botanik getrieben? Wie passend, jetzt ihnen die Namen der Blümchen zu nennen, die sie betrachten und zu riechen wagen. Aber nicht von einer der seltenen Pflanzen fiel mir der Name ein. Mutter und Tochter unterhielten sich lebhaft: ich durfte doch ihre Konversation nicht unterbrechen. Aus den Orangerien traten wir auf einen schönen, mit lauter seltenen Bäumen bepflanzten Platz; auf ihm erhob sich das Standbild des Franzl, den die Maria Theresia sich aus Lothringen zum Gemahl holte. ‚Aha! nun kannst du einige historische Erinnerungen über das Verhältnis der beiden Gatten, die, wie die lateinische Inschrift besagt, den Park anlegten, losschießen.‘ Ich näherte mich mit einem vielsagenden Gesicht, aber zum Glück fiel mir ein, daß die Damen mich lachend unterbrechen würden mit einem ‚Auch wir haben die Romane der Frau Luise Mühlbach gelesen.‘ Nun blieb mir noch das Latein der Inschrift, ich bückte mich bloß und wollte den Damen meine Kenntnisse zur Verfügung stellen, da hör' ich, wie mit lauter Stimme die junge Schönheit auf der andern Seite des Denkmals just dasselbe, aber deutsch, liest! Das war mir zu arg; in langen Sätzen eilte ich über den Rasen fort und setzte mich an einen Tisch im nebenan liegenden Hietzing in einer Restauration. Am Tisch war noch ein Platz frei, ‚und wenn du Prügel bekommen solltest‘, philosophierte ich, ‚in das Gespräch dieser anständig gekleideten Herren mischst du dich sicher!‘ Aber sie sprachen — ungarisch. Ich trank mein Bier und ging dann zu den einzigen Bekannten, die ich in Schönbrunn hatte: den Bären aus Livland, veranlaßte den Wärter, ihnen auf meine Kosten einen halben Scheffel Hafer vorzusetzen, und, befriedigt von ihrem dankbaren Gebrüll, grüßte ich sie herzlich und trabte allein wieder nach Hause.“

Seinem aufrichtigen Interesse an der chirurgischen Klinik glaubte Bergmann zuschreiben zu müssen, daß ihn Professor Dittel zu sich ins Haus lud. Dort machte er seine erste Wiener Gesellschaft, eine Soiree, mit. Wer ihn schon damals gekannt hat, machte wohl die Beobachtung,

daß an ihm noch die Allüren des „forschen Livonen" hafteten, klagte er doch selbst über seine Unsicherheit und Ungeschicklichkeit, er, der uns andern als der stets galante Kavalier, als Meister der Plauderei und glänzender Gesellschafter vor Augen steht.

„Eins scheint die Wiener gute Gesellschaft durchweg auszuzeichnen," schreibt er Hildegard in einem seiner fröhlichsten Briefe, „eine bedeutende musikalische Bildung. Es waren gestern lauter verheiratete Frauen versammelt, aber sie sangen wie die Nachtigallen, und zwar schwierige Kompositionen. Das schöne Duo ‚Ach wie so bald verhallt der Reigen' wurde entzückend vorgetragen. Ein Stück wechselte mit dem andern in ununterbrochener Reihe ab; während bei uns Hausherr und Hausfrau immer auffordern und bitten müssen, drängten sich dort die Gäste zum Instrument: ‚Ich möchte ein Trio mit meinem Mann singen', ‚Erlauben Sie mir die Arie aus dem Figaro?' Während ein Teil der Gesellschaft sang, spielte der andre Whist. Die Frau Hofrätin Rokitansky, eine imposante Erscheinung von einigen sechzig Jahren, thronte auf einem Lehnsessel und spielte mit Skoda und dem Wirten. Ohne zu spielen saßen an einem Kartentisch ein Musiker aus Leipzig, die Wirtin und ich und machten Konversation, hauptsächlich musikalische, wobei ich den Teil des Gesprächs, der sich mit unbedingter Anerkennung hochberühmter Künstler beschäftigte, an mich riß, während der Künstler aus Sachsen die Stücke selbst beschrieb. Nachher entwickelte die entschieden sehr fein gebildete, noch recht junge Hausfrau eine vergleichende Beschreibung der musikalischen Bildung und Leidenschaft deutscher Völker und versicherte mich, daß die Österreicher obenan stünden; in jeder noch so kleinen Haushaltung fände man ein Fortepiano, und es gebe kaum ein gerade nicht hungerndes Kind, das nicht Klavierstunden nehme. Ich äußerte einige anerkennende Worte, aber meine schöne Wirtin akzeptierte sie nicht: sie meinte, ich würde bald merken, daß in andern Dingen die Wiener Frauen sehr zurück wären, während die norddeutschen Damen ihrer Ansicht nach alle Philosophinnen seien. Nun wurde die Wienerin ganz lebhaft und verglich in scherzender Weise immer weiter die nordischen mit ihren warmen Gefühlen und endigte damit, daß, wenn sie ein Mann wäre und unverheiratet, sie nur eine Wienerin heiraten würde. Auf dieses Gebiet konnte ich ihr schon folgen und widersprach fortwährend, was unsre Unterhaltung nur lebhafter machte. ‚Sie sind gewiß nicht ganz unparteiisch, gewiß hat irgendeine reizende Russin sie schon gefesselt?' Das konnte ich doch dreist in Abrede stellen: ich meinte, daß ich nur für unsre deutschen Damen gefochten hätte, aber trotzdem blieb meine Wirtin bei ihrer Ansicht, daß ich kein Deutscher sei. Ich fragte sie, ob ich beim Sprechen so auffallende Fehler mache; sie sagte mir Schmeicheleien, aber die Aussprache wäre doch so undeutsch, daß

jedes Kind in mir den Fremden erkennen müsse. Zuletzt hatte ich die Ehre, die Hausfrau zu Tisch zu führen und von ihr mir Gumpoldskirchner und Ofner Ausbruch einschenken zu lassen. Wir tranken beide wacker, aber der Wein ist hier so süß und leicht, wie bei uns das Zuckerwasser. Glücklicherweise habe ich kein Bier und keinen Rotwein verschüttet, aber köstlich soupiert. Eine delikate Küche, reich ausgestattet — freilich einige Speisen, an die ich mich nur mit Aufregung machte, so z. B. wurden zum Gefrornen lange Stöckchen gereicht, die gerade so wie Zigarren aussahen. Ich wartete, bis meine Nachbarin damit wie ein Chinese im Glase herumfuhr und endlich hineinbiß, dann überzeugte ich mich davon, daß es ein süßer Biß war."

Noch viele Jahre nach jenen Wiener Jugendtagen hat Bergmann zu der Familie Dittel in den freundlichsten Beziehungen gestanden. Als er, nachdem er dreißig Jahre nicht in Wien gewesen war, 1894 die dort tagende Naturforscherversammlung mitmachte, schickte ihm der krank zu Hause liegende alte Professor v. Dittel ein herzerfrischendes Begrüßungsschreiben, worin es heißt: „Ich will Ihnen nur sagen, daß ich mit besonderm Vergnügen die Erinnerung aufsteigen sehe, als Sie, ein viel verheißender Dozent von Dorpat, mich hier in Dornbach mit Ihrem Besuch erfreuten."

Weniger, als man hätte erwarten können, boten ihm die herrlichen Kunstmuseen der Stadt, die jeden andern Fremden seines Bildungsgrades in Entzücken und Begeisterung versetzten. Mochte dies an mangelndem Kunstsinn liegen oder nur an der bisher niemals gebotenen Gelegenheit, Gemäldegalerien und Skulpturensammlungen kennen zu lernen und den etwa verborgenen Kunstsinn zu üben, eine Tatsache ist nicht zu bestreiten: eine Gemäldeausstellung hat ihn nie entzückt. Fesselte ihn ein Bild, so war es eine lebhaft dargestellte Szene, die seine Phantasie in Anspruch nahm. „Judith mit dem Haupt des Holofernes, das Schwert in der Hand, die Gewänder von der Nacht noch verwühlt — das ist ein Bild, das mir gefiel, wie mir Judas Makkabäus im Theater gefiel, als er die Götzen des Syrerkönigs zerstörte. Aber diese schönen Engel und heiligen Jungfrauen lassen mich ganz kalt: jedes lebhafte Mädchengesicht auf der Straße finde ich viel schöner." Ein andres Mal schreibt er: „Ich liebe nun einmal das Leben in der Wirklichkeit und nicht das Ideal. Ich hätte gewünscht, die Madonna und die Engel wären nie gemalt worden: diese himmlisch entzückten Gesichter verstehe ich nicht, aber ich werde weich wie Wachs, wenn ich den Abschied des Landwehrmanns ansehe oder die junge Mutter, die der Tochter den ersten Leseunterricht gibt, oder das Liebespaar, das am Bache die Blume zerzupft, die alte

Frage: ‚Liebt sie (er) mich?' auf der Zunge und den Lippen. Meiner Ansicht nach ist das Irdische und zwar das Schöne im Irdischen Gegenstand der Kunst; ins Himmlische schwingt sich nur der Glaube. Sowie die Kunst sich Momente höchster Leidenschaften und Aufwallungen zum Gegenstand wählt, betritt sie ein gefährliches Gebiet, und das gewisse Etwas, was beim Anschauen andrer Bilder die Seele bewegt, vermisse ich schon bei den Schlachtenbildern, wo Todesangst, Wut, Entsetzen und Grausamkeit dem Beschauer entgegenstarren. Wie nun vollends Rubens Verrückte und Besessene malen konnte, das ist wirklich nicht zu begreifen: ich habe kaum das Bild anschauen können, und doch ist mir im Traum der vorigen Nacht jenes gräßliche Weib erschienen, das in fürchterlichem Kampf ihre kesselblaue Zunge zu verschlucken scheint."

Ähnlich ging es ihm mit der Tonkunst. Ein Volkslied, ein Choral, die Straußischen Walzer, auch eine Aufführung des „Freischützen" hörte er gern, aber die großen Symphonien gingen unverstanden an seinem Ohr vorüber: er merkte da nur „die unvermeidlichen Schwingungen des Trommelfells", und, als wenn er Hildegards Lachen darüber hörte, fügte er erklärend hinzu: „Ich glaube, es kommt daher, daß wir Menschen doch eigentlich nur Papageien sind. Wird uns nicht frühzeitig die Zunge gelöst, so lernen wir niemals sprechen und fühlen. Wofür mir als Knabe der Sinn geweckt wurde, das brennt in mir noch heute. Choräle und Volkslieder waren es, mit denen Großmutter und Mutter mich in den Schlaf wiegten, und die erste Polka ist mir auch von meiner Mama vorgespielt worden — das ist haften geblieben. Unser kunstlos einfaches Livland vermag nun eben nicht Kunstsinn zu wecken; vielleicht wenn man in frühen Jahren hinauskommt, ist das was andres — für mich wird diese Sphäre ein verschleiertes Bild bleiben!"

Die einzige Kunst, die ihn anzog, war die dramatische, die große Tragödie fast ebenso sehr wie das harmlose Lustspiel, das Volksstück oder eine Burleske: auf allen diesen Gebieten wurde Wien seinem Bedürfnis gerecht.

Die schönsten Wiener Stunden hat er im Burgtheater verbracht, über die damals noch Heinrich Laube das Zepter schwang. Gleich die erste Vorstellung, die er wenige Tage nach seiner Ankunft besuchte, Gutzkows „Zopf und Schwert", regte ihn zu einem begeisterten Bericht an. „Der König Friedrich Wilhelm der Erste (August Förster?) war geradezu Porträt des historischen Königs, meisterhaft in jeder Bewegung: ich konnte mein Auge nur schwer von ihm zu der reizenden Prinzessin Wilhelmine wenden. Alle Anmut einer unter schwerem väterlichem Druck erzogenen Fürstentochter stellte das wunderschöne Fräulein Baudius vor. August Hansen (Arzt in Dorpat) saß neben

mir, und da er das Schicksal jedes Schauspielers kennt, berichtete er mir getreu von allen. Er weiß, glaub' ich, von jedem Kuß, den eine Schauspielerin erteilt. Die Baudius aber ist unschuldig; die hat noch niemand geküßt. Er hat noch niemals gefehlt, wenn sie auftrat, obgleich er schon vier Monate hier ist."

Nach einer Vorstellung, in der er wieder einmal das anmutige Fräulein Baudius bewundert hatte, schrieb er: „Ein solches Theater wie das Burgtheater sollte man nicht Thalia-Tempel nennen; es ist wirklich eine Art Gotteshaus, in dem nicht katholisch, nicht protestantisch gepredigt wird, aber die Darstellung des Lebens, seiner Verirrungen und Sünden, seiner Arbeiten und herrlichen Errungenschaften, wie sie sich die großen Geister aller Nationen gedacht haben, gewaltiger predigt, als der begabteste Geistliche es kann. Es ist das nicht bloße Exaltation und Übertreibung von mir." Ihm schwebte dabei auch eine Vorstellung „Richards des Zweiten" vor, worin August Förster den König gegeben hatte. „Das ist eine Gewalt der Darstellung, die selbst einem Demokraten bange machen könnte."

Sonnenthal und Lewinsky, Friederike Bognar, Zerline Gabillon und Christine Hebbel hat er oft im Burgtheater auftreten sehen und bewundert. Er freute sich, daß „die kleine Baudius", „das allerliebste Wesen", in der trefflichen Frau Friedrich Hebbels eine Beschützerin gefunden hatte. „Mir kommt es nämlich vor", schreibt er Hildegard, „als ob ein greulicher Bruder des vertriebenen neapolitanischen Königs ihr nachstellt; er sitzt jedesmal, wenn sie auftritt, in der Hofloge und wendet kein Auge von ihr ab! Schade, daß die Carbonari ihn haben entwischen lassen; ich wünschte ihm schon zwei Eisen zwischen die Rippen." In dem Görnerschen Stücke „Ein geadelter Kaufmann" gab Christine Hebbel die über die Erhebung in den Adelsstand aus dem Konzept gekommene Frau des Kaufmanns so eindrucksvoll, daß das Publikum tief erschüttert wurde. „Nach dem traurigen Schluß des dritten Aktes", bekennt Bergmann, „sah ich mich gedrungen, meinen Kopf sehr tief zu neigen und an meinen Stiefeln einige Flecke heftig abzureiben; dazu brauchte ich natürlich mein Taschentuch, und es dauerte recht lange, bis ich zu Strich kam. Als ich langsam aufsah, um mich zu überzeugen, was Bidder von mir denke, sah ich ihn seine Brille putzen, mit einem sehr ehrbaren Gesichte. Ich blickte nach der andern Seite und dachte, die kleine Wienerin nebenbei wird sich gehörig über die beiden gefühlvollen Fremden aufgehalten haben, aber siehe da: ein feines Battisttuch vor dem hübschen Gesicht, und ein Schluchzen, daß der ganze kleine Körper zitterte. Mein alter Wirt Herr Emanuel Schlesinger strich im Zwischenakt darauf wahrscheinlich auch etwas zu gefühlvoll seine sechste Violine, denn es drangen ganz vernehmlich einige falsche

Töne herauf, und, als wir zusammen nach Hause gingen, meinte er, die Leute hätten es brav gemacht. Ich fragte ihn, ob er in seiner sechsunddreißigjährigen Spielmannszeit schon bessere Kräfte gesehen, als Beckmann, Lewinsky usw. ‚O ja', meinte er, der größte wäre immer der Devrient gewesen. Von ihm hätte er auch eine Geschichte erlebt, die das Größte gewesen, was auf der Burg je dargestellt worden sei. Aus seinem Kauderwelsch hab' ich den Namen des Stücks nicht behalten, worin solches vorging, nur so viel: In einer Sänfte versteckt muß ein Liebhaber auf die Bühne getragen werden, der von einem Nebenbuhler erschossen wird, durch die Vorhänge der Sänfte hindurch. In der Generalprobe sitzt Devrient in der Sänfte, der andre Schauspieler schießt, zufällig knallt die Pistole sehr stark, und der Schießende sieht deutlich ein Loch im Vorhang der Sänfte, hört einige röchelnde Laute, und als die Träger, wie es im Stück vorgeschrieben, den Vorhang zurückgeschlagen, sehen sie, den sie hineingetragen, wirklich tot im Kasten liegen; auch der Souffleur sieht es, springt auf die Bühne, die Musikanten lassen ihre Instrumente fallen, aus allen Kulissen dringt das Personal herbei, man schreit nach Ärzten, bis der Totgeglaubte fröhlich heraushüpft und nur bittet, das Spiel nicht zu unterbrechen. Er hatte bloß den Wiener Schauspieleraristokraten zeigen wollen, daß auch ein Berliner gut spielen könne!"

Im alten Opernhause sah er zum erstenmal Gounods Faust mit Sophie Stehle als Margarete. So prachtvoll die Aufführung und namentlich die Stimme und das Spiel des Gretchens auch waren, ihn verdroß die Verunstaltung der Goethischen Dichtung. „Statt der herrlichen Betrachtungen über die Grenzen des menschlichen Wissens, über das Unbefriedigende, das deren Enge erzeugt, jammert Gounods Faust nur über mangelnde Jugendkraft, und die ganze Tiefe der Goethischen Auffassung des Ostergesanges ist dem französischen Autor nur Mahnung an des jungen Lebens Osterzeit. Zu rasch auf die zu leise gesungenen Ostertöne folgt das Auftreten des burschikosen Satans, und wieder ist es nicht die Verzweiflung am menschlichen Wollen und Können, die Faust dem Satan in die Arme wirft, sondern die Lüsternheit des Greises, dem der Teufel als Blendwerk das Gretchenbild zeigt. Aber dieses Bild am Spinnrocken hinter dem luftig-nebligen Vorhang war wunderschön. Überhaupt war das Gretchen vollendet in jeder Beziehung, besonders im Gesang des Königs von Thule. Von dem Augenblick an, wo Bart und Talar dem Faust abfallen, ist die Oper schön. Da ist er nicht mehr närrischer Greis, sondern ein edler Jüngling, den der unmittelbar in sein Leben eingreifende Satan verführt. Das Lachen des Mephisto wird von der Musik teuflisch schön wiedergegeben. Nun, den Sehnsuchtswalzer kennst Du — mit seinen letzten Tönen geht der Himmel auf, und wie eine Raffaelische Ma-

donna schwebt der versöhnte gefallene Engel in die Wolken hinein. Warum aber Faust nicht mit Mephistopheles in die Hölle sinkt, das ist gar nicht motiviert: offenbar ist der Verfasser zu gutmütig gewesen, seinen Helden so traurig enden zu lassen."

Wenn Bergmann in besonders fröhlicher Stimmung war, ging er am liebsten in das Theater an der Wien, das die Wiener am besten charakterisierte, wo nicht Hochdeutsch, sondern nur Wienerisch gesprochen wurde, wo Josephine Gallmeyer, der Liebling der Wiener, die Bühne und das Publikum beherrschte, wie keine andre Schauspielerin seit den Tagen der Therese Krones. Das erste Stück, worin er sie sah, war die bekannte Posse „Eine leichte Person", von der die Kritik sagte, die „fesche Pepi" habe darin einige Tage aus ihrem Leben auf die Szene gebracht. „Es war ein Hochgenuß", berichtet Bergmann seiner Braut, „im Burgtheater den Preußenkönig mit seiner langen Garde, aus dem Grabe erstanden, in ganzer historischer Deutlichkeit handeln und wandeln zu sehen, im Theater an der Wien hab' ich bloß die Wienerin gesehen oder vielmehr viele Wiener und Wienerinnen, wie man sie auf der Straße findet, so gekleidet, so gestikulierend und wahrscheinlich ebenso aus dem Leben gegriffen. Das Stück gehört zu denjenigen, von welchen man sagt, sie eignen sich nicht zum Vorlesen. Hier in Wien kennt man offenbar diese unsre nordische Anschauung nicht: die Sitze waren brechend voll Mütter mit hoffnungsvollen Töchtern und deren unvermeidlichem Herrengefolge; sie klatschten bei den Kraftstellen und lachten, wenn es sie kitzelte. Jedenfalls scheint das Publikum die Hackländerschen Ideen, große Tugenden in den Trägern offenbarer Laster zu suchen, schon in Fleisch und Blut aufgenommen zu haben." Von der Gallmeyer, ihrem Spiel, Gesang und Tanz, war er entzückt. „Jede Bewegung ist ebenso natürlich als schön, ihr kleines Figürchen mit der Stutznase für ihre Rolle wie geschaffen". „Ganz Wien war damals voller Anekdoten, deren Mittelpunkt die Gallmeyer war. Eine arme Witwe, so hieß es eines Tages, war zur Zahlung von zweihundert Gulden Schulden ihres Mannes verurteilt worden; da sie aber zahlungsunfähig war, hätten sich ihr die Tore des Gefängnisses geöffnet. Josephine Gallmeyer hörte davon: sie hat zwar nie Geld, aber zwei Fürstensöhne schmachten schon lange nach ihrer Gunst. Sogleich bestellt sie die beiden durch zarte Billette zum Souper. Die erlauchten Jünglinge sind anfangs sehr verwundert, zu zweien am reizenden Rendezvous teilzunehmen; es geht aber sehr lustig her, sie kommen in die beste Stimmung, und zum Schluß hat die wohltätige leichte Person ihnen mehr als zweihundert Gulden abgenommen, die arme Witwe befreit und das Schulgeld für ihren Buben bezahlt ... Das ihr Porträt als Seitenstück zu Fräulein Baudius. Die Gallmeyer hat sich in der Rolle von gestern photographieren lassen, in dem Haupt-

moment des Stücks, dessen Pointe ist, daß eine gewissenlose Mutter aus Rücksichten gegen ihren zukünftigen Schwiegervater ihr Kind aussetzt, während die leichte Person es findet und ihr natürliches Gefühl für das arme Würmchen nicht unterdrücken kann, es aufhebt, zu sich trägt, wartet und sogar als eignes Kind ausgibt, was sie in alle möglichen Verwicklungen und Unannehmlichkeiten, zuletzt aber doch zu einem Mann bringt."

Im Carl-Theater in der Leopoldstadt lachte er sich an dem grotesken Spiel des Komikerkleeblatts Knaack-Matras-Grois halb krank, bewunderte aber auch in einer Mittagsvorstellung das Fräulein Tellheim, das „viel reiner und voller als ein ganzes Feld von Lerchen trillerte", und Theodor Wachtel, der das Lied von Georg Herwegh „Mein ganzer Reichtum ist mein Lied" mit seiner Prachtstimme sang.

Als Dorpater Student und Dozent hatte Bergmann an allen politischen Vorgängen des In- und Auslands regen Anteil genommen: in Österreich widerten ihn die politischen Kämpfe und Streitigkeiten an. Als er nach Wien kam, war zwar das Ministerium Schmerling noch am Ruder, aber der leitende Minister, den man mit so vielen Hoffnungen begrüßt hatte, zeigte schon lange eine ungeschickte Hand. Es glückte ihm nichts mehr. Das Vertrauen des Kaisers hatte er nur kurze Zeit besessen. Sein System wankte. Wohl wollte er noch immer für einen Liberalen gelten, aber gerade den liberalen Forderungen trat er schroff und herrisch entgegen. Die Kämpfe im Abgeordnetenhause waren sehr unerquicklich. Selbst die Wiener hatten kein Interesse für die parlamentarischen Verhandlungen und Schmerlings Zusammenstöße mit seinen vielen Gegnern. Nachdem aber der Handelsvertrag mit Deutschland genehmigt worden war, erhoben sich laute Stimmen der Unzufriedenheit. Als Bergmann damals zu einem seiner Professoren äußerte, die Abgeordneten hätten sich die Sache doch recht lange überlegt, meinte der: „Sind denn die Slowaken und Böhmen unsre Abgeordnete?" „Die innere Zerrüttung Österreichs", schreibt er in einem seiner Briefe, „macht es Preußen leicht, das gewagte Spiel mit den Elbherzogtümern zu gewinnen." Die Spannung zwischen Österreich und dem Preußen Bismarcks war überall zu spüren, selbst im Auditorium und im Präpariersaal. „Als mein guter Jäger (der Ophthalmolog)", heißt es einmal, „mein Messer sah, sagte er mit lauter Stimme: ‚Das für den verfluchten Bismarck!' und nun hättest Du die Bravos der Studenten hören sollen, die kein Ende nahmen, und in die selbst der stille und ruhige Professor Pitha einstimmte. Hebra reißt in jeder Vorlesung einen Witz über die Preußen und meinte, bis auf Virchow könnte man sie alle hängen."

Mitte Juli wurden die Vorlesungen geschlossen; bei Klob und in der Veterinärschule, wo ihn Experimente an Hunden viel beschäftigten, wurde aber noch weiter gearbeitet trotz der erschlaffenden Hitze: „Am Tage kann man sich nur langsam durch die Gassen schleichen, und, sitzt man am Schreibtisch, so fühlt man sich so aufgelöst matt, daß man ein regungsloses und gedankenloses Liegen auf dem Sofa für die einzig passende Beschäftigung halten möchte." Am besten ließ es sich in den kühlen Räumen der Prosektur des Rudolf-Spitals aushalten.

An Hildegards neunzehntem Geburtstage, am 29. Juli, machte er nach einem angestrengt fleißigen Tage mit Klob einen Ausflug nach Liesing. „An wichtigen Tagen zu arbeiten", schrieb er ihr, „bringt meiner Ansicht nach Segen. Ich glaube, ich habe das aus Auerbachs „Edelweiß" gelernt, und weil der Schwarzwälder Uhrmacher an seinem Verlobungstage mit dem Löwen-Annele arbeitete, hab' ich am Abend des 2. Oktober (1864) meinen Operationskursus auch nicht ausgesetzt."

Noch bevor er Wien verließ, ging eine dritte dort entstandene und vollendete Arbeit „Über die giftigen Eigenschaften der Anilinfarben" an die Redaktion der Prager Vierteljahrsschrift für die praktische Heilkunde ab.

In den ersten Tagen des August wurde die Feier des fünfhundertjährigen Bestehens der Wiener Universität begangen, aber ohne die Teilnahme des allergrößten Teils der Studentenschaft, und selbst eine starke Gruppe der Professoren hielt sich den Festen, die in den Redoutensälen der Hofburg stattfanden, fern, was einen Mißton in die Feststimmung brachte, aber seine Erklärung in den in einer Adresse an den Minister v. Schmerling vergeblich zum Ausdruck gebrachten Bemühungen der angesehensten Mitglieder des Professorenkollegiums fand, die Staatsregierung zu veranlassen, der Universität endlich einmal die ihr noch immer fehlende Regelung ihres Organismus zu verleihen, mit andern Worten: ihr die Erhaltung und den Fortschritt wissenschaftlichen Geistes zu garantieren. Verstimmend wirkte aber auch, daß Schmerling aus der Liste der Ehrendoktoren Virchow, Gneist und Waldeck gestrichen hatte, was dazu führte, daß die juristische und die medizinische Fakultät überhaupt keine Ehrendoktoren ernannte. „Quos voluerunt non potuerunt", bemerkte, in seiner Rede hierauf anspielend, der Jubiläumsrektor Hyrtl, d. h. die in Vorschlag Gebrachten sind nicht bestätigt worden. Eine Folge war, daß die Wiener Studenten Virchow ein Huldigungstelegramm sandten. Was man aber Hyrtl verübelte, war, daß er, der, wie Bergmann in einem

seiner Briefe schrieb, in seinen Anatomiebüchern über Religion und Christentum schlechte Witze machte, in seiner Festrede den katholischen Charakter der Wiener Universität über die Maßen feierte und mit Selbstverleugnung die Herrschaft der Kirche über die Wissenschaft verkündete. Die „Neue Freie Presse" äußerte damals, es fänden sich in seiner Rede Stellen, die selbst die orthodoxesten Kapuzinerguardiane nicht ohne Rührung lesen würden. „Einzig und allein Hyrtl glänzte beim Fest", schreibt Bergmann, und wußte es so einzurichten, daß es seiner Eitelkeit schmeichelte. Bergmann nahm nur an dem Festakte des ersten Tags teil: ihn interessierten die aufziehenden Abordnungen der auswärtigen Universitäten, unter denen der junge Philosoph Lazarus besonders glänzte. Die Mediziner unter den Deputierten lernte er fast alle im Rudolf-Spital oder bei Klob kennen.

Eindruck machte aber doch, daß Schmerling, der kurz vor Beginn des Jubiläums als Minister gestürzt worden war, am Abend des dritten Festtages auf dem Bankett eine politisch prononcierte Rede hielt. Als ehemaliger deutscher Reichsminister erhob er sein Glas auf die deutschen Universitäten, indem er ihren Abgesandten ein „auf Wiedersehen in Frankfurt!" zurief, denn der Tag müsse kommen, da sich die Vertreter des deutschen Volks in Frankfurt zusammenfinden würden, „um die Machtstellung Deutschlands auf immerdar zu befestigen".

Endlich nahte der Tag des Abschieds von Wien, der 18. August. War auch, wenn er zurückblickte, mancher Erfolg ausgeblieben, manche Kette von Experimenten gerissen: viel war ihm doch über Wunsch und Hoffnung gut ausgeschlagen, und er war innerlich froh, die erste große wissenschaftliche Station Deutschlands, denn dazu rechnete man damals noch Österreich, zurückgelegt zu haben:

So lob' ich diese Tage meines Lebens
Als eine Zeit des Glückes und Gewinns,
Erweitert seh' ich meine Grenze, weiß
Sie für die Zukunft sicher . . .

„Freilich", schreibt er der fernen Braut, „wenn ich die Frage aufwerfen soll, was ich hier alles habe sehen und lernen können und nicht gesehen und gelernt habe, dann wird mir grün und schwindelnd vor den Augen, doch darüber zu schweigen wird mir schon mein Leichtsinn hinweghelfen, und am Wanderstabe mit dem Ränzel auf dem Rücken soll alle Gewissensangst vergessen sein. Frei will ich sein auf den freien Bergen!" In dem Freunde Bidder fand er einen guten Kameraden auf einer dreiwöchigen genußreichen Wanderung durch das Salzkammergut, Kärnten und Tirol bei wenig Nebel und Regen und desto mehr Sonnenschein.

4. München.

Am 6. September traf Bergmann in München ein. Des andern Morgens um acht stellte er sich im Allgemeinen Krankenhause N u ß - b a u m vor, der seit 1860 Ordinarius für Chirurgie war und, obwohl von Kindheit an kränklich, eine unermüdliche Tätigkeit entfaltete: ein kühner und genialer Operateur, ein klinischer Lehrer von hinreißender Beredsamkeit, ein Meister in der Kunst, auch einen spröden Stoff fesselnd darzustellen, dabei human und von bestrickender Liebenswürdigkeit. Er führte den Dorpater Kollegen in seiner Abteilung umher und zeigte ihm interessante Fälle, die diesen sofort in eine sehr angenehme Stimmung versetzten. Besonders dankbar aber war Bergmann ihm für die Aufforderung, ihm in seiner Privatpraxis zu assistieren; er erhielt nun Gelegenheit, einen in allen anatomischen Details sehr bewanderten, tatendurstigen Chirurgen kennen zu lernen. Fünfmal assistierte er ihm bei Neurektomien. „Ich habe Patruban, Langenbeck, Wagner dieselben Nerven suchen sehen", berichtete er der Dorpater Fakultät, „sie alle überragt Nußbaum an Sicherheit und Schnelligkeit, mit der er in weiter Strecke den gewünschten Nerv freilegt. Aber es fiel mir sehr unangenehm auf, daß er selbst bei notorisch zentraler Ursache der Neuralgie operiert, und daß er dabei sich nicht auf unerklärte Erfahrungen stützt, sondern sein Verfahren für physiologisch begründet hält ... Mag Nußbaum auch in der Empfehlung der Neurektomie zu weit gehen, indem er vielfach ihm verschwundene Patienten als geheilt ansieht, die Neurektomie also überschätzen: die Gegner der Operation, die sie ganz verdammen wollen, tun sehr unrecht; ich habe mir Fälle vorstellen lassen, wo mehr als drei Jahre lang kein Rezidiv eingetreten war, also die Operation nicht nur palliative, sondern sicher radikale Wirkungen gehabt hatte." Von Nußbaums Unternehmungsgeist führte er noch ein Beispiel an: „Die Anwendung der Transfusion hat ihn vielfach beschäftigt. Er schilderte die Operation als eine sehr mißliche und beängstigende für den operierenden Arzt; nur vor diesem Eingriff fühle er noch zuweilen ein chirurgisches Kanonenfieber. Die Kranken würden während der Injektion des vorher defibrinierten und sorgfältig kolierten Bluts im höchsten Grade unruhig, die Pulse und Respirationsbewegungen setzten bisweilen aus, ja fast jedesmal hätte er es mit Krampfanfällen zu tun bekommen und könne von Glück sagen, daß die Patienten nicht unter seinen Händen ihren Geist aufgegeben. Und doch hatte er jüngst diese ihm so bedenkliche Operation in einem Fall ausgeführt, wo über ihre Berechtigung noch viele und nicht unbegründete Zweifel herrschen können. Eine Patientin von zwanzig Jahren litt schon seit Beginn der Pubertät an hochgradiger Anämie. Bald nach deren Entwicklung traten leichte

epileptische Anfälle auf, die mit der stets wachsenden Blutarmut an Frequenz und Intensität gleichfalls zunahmen. Zuletzt kamen sie fast täglich. Die Behandlung erschöpfte den ganzen gebräuchlichen Heilapparat und legte das Hauptgewicht auf die kräftigere Diät: Fleischkost, Milch usw. Gerade gegen diese Verordnungen hatte die Kranke den größten Widerwillen; sie klagte bei jedem Schluck Bouillon über Ekel und Brechneigung. Man flößte ihr die Nahrung mit der Schlundsonde ein: vergeblich! Die bedenkliche Krankheit blieb dieselbe, ohne daß sich irgendein Herz- und Lungenleiden oder eine Entartung der Leber, Milz und Lymphdrüsen nachweisen ließ. Da entschloß sich Nußbaum zur Transfusion, und eine zweimalige Ausübung der Operation hat in der Tat genügt, die Epilepsie zu bannen. Ich habe die Kranke gesehen: sie war jetzt, ein halbes Jahr nach der ersten Operation, nicht mehr anämisch."

Bei dem alten Professor Rothmund, einem Schüler Döllingers, Textors und Schönleins, wurde ein Adelmannscher Empfehlungsbrief abgegeben; er führte ihn denn auch selbst in seiner Klinik umher bis unter das Dach zu der höchst altmodischen Häberlschen Ventilation. Auf seine Einladung mußte er in den Kunstverein, „wo ich einige Stunden eine anständige stumme Rolle spielte, da ich über den Wert von Gemälden allerdings nicht meine Zunge rühren darf, ohne mich großartig zu blamieren".

Auf Nußbaums Rat besuchte er die Abteilung für Hautkrankheiten, die Joseph v. Lindwurm leitete. Da er aber verreist war, führte ihn der Privatdozent Dr. Posselt durch die Krankenreihen. Mit ihm und einem andern Kollegen, Dr. Kranz, verbrachte er angenehm anregende Abendstunden im chinesischen Pavillon des Englischen Gartens und in einer Weinstube bei edlem Tokaier. Es tat ihm wohl, sich wieder einmal mit geistig beweglichen Menschen gründlich aussprechen zu können. Auch die Münchner Biere bekamen ihm vortrefflich. Ein flüchtiger Gang durch die Museen und vor die Tore der Stadt, eine Theateraufführung füllten die freien Stunden, dann ging es in schnellem Fluge durch Bayern nach Stuttgart.

5. Im Schwabenland.

„Es ist angenehm, so rasch zu fahren", heißt es in einem von Bergmanns Briefen, „und ebenso angenehm, am Tage zu fahren: Der Garten, den man Königreich Württemberg nennt, liegt vor einem ausgebreitet; durch Obstwälder fliegt man, als könne die Hand aus dem Wagenfenster sich die reifsten Früchte herablangen. Am längsten und liebsten ruhten meine Augen auf dem Hohenstaufen; es war, als ob ich die Schatten von Deutschlands mächtigsten und geistreichsten Herrschern

wandeln sah, den alten Rotbart, schlicht und einfach, und den schwärmerischen Friedrich, seinen hochbegabten Enkel, und zuletzt ein blutiges Gespenst, den siebzehnjährigen Konradin: von hier zog er aus, um in Neapel zu enden, auf dem Blutgerüst Deutschlands Größe zu begraben. Gesungen haben die alten und die jungen Schwaben von diesen Rebenhügeln des Neckartals, durch das man nach Stuttgart eilt. Das ist Hauffs Ulm, wo das Fräulein von Lichtenstein auf den Junker Sturmfeder blickte, als er wahrscheinlich vor jenem Giebelfenster sein schwarzes Roß in kühnen Sprüngen gehen ließ, und hier bei Eßlingen nahm der Schwäbische Bund dem leichtsinnigen Herzog Land und Leute. Frei liegen die Berge von Reutlingen, und vielleicht ist es jene Spitze, wo Herzog Ulrich herniederschaute ‚in ein freies Land, vom Turme fremde Fahnen wehen, wo meiner Ahnen Banner stand.' Im alten Schlosse von Stuttgart schimmerten im Sonnenstrahl die Fenster, dieselben, die einst im Fackelglanze leuchteten, als der Jude Süß seine schöne Nichte zum Tanze führte."

„Das Schwabenland", heißt es in einem andern Briefe, „liegt aber nicht nur in Wein und poetischen Träumen, es ist in meiner Erinnerung auch das Land eifriger, strenger Schulmeister: das in Birkenruh vorgetragene Latein und Griechisch ist meist schwäbischen Ursprungs. Wenn daher im Wagen ein recht dürftig gekleideter Mann mit gelehrten Mienen mir gegenüber saß, dacht' ich: das ist so ein angehender Schultyrann, der von fünf Uhr morgens bis zehn Uhr abends Ohren kneift und mit Linealen Fingerspitzen behandelt. An das Blühen des Schulwesens wurde ich auch im Gasthaus erinnert. Zur Abwechslung war ich in einem Hotel ersten Ranges abgestiegen und verfügte mich schwarz aufgeputzt zur Mittagstafel hinab. Die Löffel schöpften schon in der Suppenfülle, als abermals die Flügeltüren sich öffnen, und hinein im Gänsemarsch eine Mädchenschule tritt. Eine nach der andern in jenem angenehmen Alter, wo Ihr anfangt, recht hübsch zu werden, und Eure Mamas eine Viertelelle, vielleicht auch mehr, an die Kleider sticken müssen — kurz, zwölf etwa ziemlich fertige Backfischlein, wohl Glieder einer ersten Klasse, mit ältlicher wundervoller Gouvernante am Ende ihres Zuges. Einer von dem auf Erden so weit verbreiteten Geschlecht der commis voyageurs und ich bildeten den Schluß der Herrenreihe an den beiden Borden des Tisches, und rechts und links trippelten die jungen Seelchen herum, sorgfältig vermeidend, die Sessel neben uns zu okkupieren. So kam es ganz natürlich, daß zwei Töchter der Schule, die minder rasch als die übrigen gewesen waren, noch immer herumtrabten und nicht eher seßhaft wurden, bis ein strenger Blick der Erzieherin auf die leeren Plätze gewiesen hatte, und ich so freundlich, wie ich nur konnte, ein ‚hier ist noch ein Platz frei' laut äußerte. Ach, wie hochrot wurde meine Nachbarin, als ich

ihr von dem Wein auf der Tafel einschenkte und nach einigen der schönsten Punkte Stuttgarts fragte. Die Blicke der erziehenden Madame, die mich trafen, waren schauerlich finster, aber sie zündeten nicht, denn das Diner bot mir die schönste Gelegenheit, meine gute Laune nicht zu verlieren. Es wurden — denke Dir! — Krebse gereicht, und nun versetze Dich in die Lage: ein Pensionskind an einer Table d'hote in einer Residenzstadt Krebse essend! Finger oder Messer und Gabel? wie soll diese delikate Frage entschieden werden? Ich konnte mein Lachen kaum verbeißen, als fast keins der jungen Dämchen die rote Krustazee sich vorlegte, nur meine Nachbarin war so unglücklich gewesen und arbeitete nun vergeblich mit den Zinken der Gabel am steinernen Fell ihres Opfers, gestört in dieser mühsamen Beschäftigung leider noch durch das Kichern ihrer Kolleginnen. Ja, dieses Schwaben, so liefert es immer noch Bilder ähnlich jenem von den sieben Schwaben, die ihre Beine so verschlungen hatten, daß sie nicht wußten, wem dieses, wem jenes gehöre."

Am Morgen nach der Ankunft besuchte Bergmann das Katharinen-Hospital, wo ihn ein alter Medizinalrat Stoll freundlich empfing und durch die interessantesten Teile des Hauses, die Küche und die Waschanstalt, geleitete. Schon nachmittags ging es weiter nach Heidelberg. „Ein vollgepreßter Wagen dritter Klasse ist ein heißes Malträtierungswerk, und doch drängte sich in den übervollen Wagen noch eine Frau mit einem Knaben von etwa sechs Jahren. Allgemeine Proteste schreckten den Kondukteur nicht ab: die arme Frau mußte hinein. Sie war nicht alt, aber sehr, sehr elend, und ein kurzer häufiger Husten sagte, wo der Tod bei ihr anpochte. Desto blühender sah der Knabe aus, nur war er so schläfrig, daß er auf dem Schoße der Mutter sich nicht rührte. Die kranke Frau konnte den Buben unmöglich halten, und so nahm ich ihn auf den Schoß, schob ihm mein Plaid unter den Kopf und ließ ihn gründlich schnarchen. ‚Wir wollen's dem armen Buben bequem machen,' hatte ich gesagt, und die Mutter antwortete: ‚Ja, es ist wahr, ein sehr armer Bube, und nun kam eine sehr traurige Geschichte, die sie mir leise erzählte, während die andern schliefen. Auf der Fußwanderung zu entfernten Verwandten hätte sie nicht weiter gehen können, und der Kleine, der zwei Nächte nicht geschlafen, auch nicht, da habe sie in den Wagen steigen müssen. Sie lobte ihn so sehr: er könne schon lesen und schreiben, auch spiele er die Geige, und ihr Onkel hätte ihr versprochen, ihn noch weiter zu unterrichten; sie wolle ihn noch einmal darum bitten, ehe es mit ihr zu Ende gehe. Kurz, die Sache war sehr rührend. Auf der Station, wo sie ausstieg, handelte sie um eine Equipage, eine Stunde weiter zu fahren, aber der Kutscher wollte nicht für die wenigen Sechser, die sie ihm anbot, und das gab mir Veranlassung, die schönen südlichen Länder Deutschlands nicht

ohne ein gutes Werk zu verlassen. Außerdem war es die Stadt, wo Philipp Melanchthon geboren, aus der dieser Junge stammte, und vielleicht habe ich dazu beigetragen, Deutschland einen tüchtigen Mann zu erhalten, und wenn aus mir auch nicht mehr viel wird, aus dem Jungen wird vielleicht einmal ein großer Chirurg, der die Rätsel des Wundfiebers und der Eitervergiftung löst. Von diesen Fragen in der heutigen Chirurgie hab' ich in Heidelberg sehr viel gesprochen."

6. Heidelberg.

In die altberühmte Neckar-Universität zog unsern Reisenden nicht ihre stolze landschaftliche Herrlichkeit, sondern einzig und allein der Ruf eines der hervorragendsten deutschen Chirurgen, Otto Webers, der seit 1862 die ordentliche Professur für Chirurgie inne hatte, aber ein ebenso vorzüglicher pathologischer Anatom war. An dem Aufschwung der neuen Richtung der Chirurgie, die von der pathologischen Anatomie ausgegangen war, hatte er einen reichen Anteil. Zugleich gewissenhafter und vorsichtiger Operateur wie unübertrefflicher Lehrer, zog er eine große Schar von Schülern heran und regte sie zu selbständiger Arbeit an. Seine Arbeitskraft und Erfahrung wurden viel bewundert: als Billroth sein großes chirurgisches Sammelwerk plante, versicherte er sich zuallererst der Mitarbeit Webers. Ihm galt Bergmanns erster Gang.

In Heidelberg hat er zum erstenmal das angenehme Gefühl genossen, durch ein gedrucktes Wort bereits bekannt zu sein. „Du weißt genügend", schreibt er seiner Braut, „wie die Untugend der Eitelkeit zu einem nicht ganz untergeordneten Bestandteil meines Wesens gehört, und bei aller Mühe, sie zu unterdrücken: wenn sie Nahrung bekommt, flammt die alte Schwachheit nicht bloß lichterloh auf, sondern wärmt diese Flamme sogar recht angenehm das Innere meines Ichs. Kurz, als ich mich Weber genannt, und er ausgerufen hatte: ‚Sie sind der Verfasser einer Dissertation über Fettembolie; es freut mich, die Arbeit' usw. (die Bescheidenheit fordert durchaus, daß ich nicht weiter schreibe), da fühlte ich mich sehr wohl." Gewiß nicht nur wegen dieses überaus freundlichen Empfanges gefiel ihm Weber so gut: er sah in seiner Klinik so manches, was er in Wien lange nicht gesehen. Während ihn die Wiener Riesenspitäler gelehrt hatten, daß es auch hinsichtlich des Krankenmaterials natürliche Grenzen gibt, über die hinaus die für den klinischen Unterricht unerläßliche Sorgfalt des Lehrers nicht in Versuchung geführt werden sollte, fand er in Heidelberg einen gerade genügend großen Krankenbestand. Bis auf eine Resektion des Humeruskopfs sah er dort keine größern Operationen. Nach allen Resektionen legte Weber den Gipsverband an,

als bestes Mittel, den notwendig folgenden Fieber- und Entzündungsschub zu zügeln: Bergmann freute sich, hierin eine Erfahrung bestätigt zu finden, die man kurz vorher in Dorpat gewonnen hatte. Länger als in der Klinik saß er mit Weber in dessen Arbeitszimmer zusammen, wo er die genußvollsten Stunden seiner Reise verbrachte: er legte ihm ganze Reihen der interessantesten mikroskopischen Präparate vor, namentlich solche, die Bilder aus der Ostitis und Osteomyelitis lieferten, und einige Schätze aus seiner reichen Sammlung chirurgisch-pathologischer Sehenswürdigkeiten. Mehr noch fesselte und entzückte ihn Webers Lebhaftigkeit, mit der er ihm seine Arbeiten zur Aufklärung der septisch-pyämischen Prozesse, seine Fiebertheorie und seine Ansichten über die phlogogonen Substanzen auseinandersetzte. Schließlich experimentierten sie noch gemeinsam an einem Hunde, und Bergmann durfte nicht anders scheiden, als mit dem Versprechen, auf den von Weber betretenen Pfaden weiter zu arbeiten.

Das Herannahen des Versammlungstages deutscher Naturforscher und Ärzte in Hannover kürzte seinen Aufenthalt in Heidelberg leider so sehr ab, daß er nicht dazu kam, dem alten Chelius, dem Protektor Adelmanns, den beabsichtigten Besuch zu machen. Die Städte flogen nur allzu rasch an seinem Auge vorüber, die Eindrücke häuften sich von Stunde zu Stunde.

7. Auf der Naturforscherversammlung zu Hannover.

Mit dem Eilzug fuhr Bergmann am 18. September in das festlich geschmückte Hannover ein. Schon vom Bahnhof aus wurde er in das Haus eines reichen Galanteriewarenhändlers am Theaterplatz geleitet, wo er gastliche Aufnahme fand. Die Versammlung war von etwa achthundert Teilnehmern besucht, die Tagesordnung reich gespickt, die Fülle der Eindrücke groß. „Man nimmt die Tiraden eines amerikanischen Regimentschirurgen, der seine Arterienunterbindungen nach hunderten zählt, gern in den Kauf", berichtete Bergmann nach Dorpat, „wenn man mit Bardeleben, Bruns, Esmarch, Roser, Baum ein kleines Auditorium bildet, vor dem Stromeyer morgens im Militärlazarett vorträgt. Man hört die Krankengeschichten frühreifer Assistenten geduldig an, wenn man beim gemeinsamen Diner die morgens begonnene Diskussion über Blutstillung beim Aneurysma traumaticum mit den aus Berlin herübergekommenen Feldchirurgen der Düppler Armee fortsetzen kann. Interessante Persönlichkeiten kennen zu lernen fällt bei der Ungeniertheit und Freiheit des Verkehrs hier leicht. Derselbe Abend gibt zum Tischnachbar bald den schwäbischen Landarzt, bald den Petersburger Geheimrat, bald hört man Virchow politische Reden halten, bald seine Anbeter ihm huldigen. Von dem lebhaften

Zecher dort erfährt man, daß er Luschka (der bekannte Tübinger Anatom) heißt, und von dem Manne, der hier eine Gruppe weißgekleideter Festjungfrauen unterhält, daß es Griesinger aus Berlin ist. Gewisse Persönlichkeiten glänzen in den Sitzungen und auf den Festen der Versammlungen in seit Jahren gewohnter gleicher Weise: Roßmäßler spricht über naturgeschichtliche Volksbildung, Otto Volger über ganz neue Anschauungen in bezug auf die Entwicklung der Erde, Schultz-Schultzenstein vertieft sich in den Mauserungsprozeß und beansprucht die Priorität in der Darwinschen Lehre, und der ewig junge Noeggerath schließt mit einem Toast auf die Damenwelt, die er seit nun sechzig Jahren gleich eifrig geliebt. Virchows Vorschlag, den allgemeinen Versammlungen eine bestimmte Aufgabe und ein bestimmtes Programm zu geben, gerade wegen der vielen Alten und Jungen, die ein Privileg für die Unterhaltung des Plenums zu haben glauben, ist gewiß zeitgemäß gewesen. Fortan sollen die Geschäftsführer sich geeignete Persönlichkeiten suchen, die in gedrängter Übersicht in der allgemeinen Sitzung über den Jahresfortschritt ihrer Disziplinen berichten. So soll der Physiolog über die Arbeiten des Chirurgen, der Botaniker über die des Pathologen unterrichtet werden, damit sich mit eignen Ohren alle überzeugen, wie die eine gleiche Methode dem vielgliedrigen Organismus der Naturwissenschaften zugrunde gelegt ist."

Die letzte Tat der versammelten Naturforscher war ein Ausflug in das viel besuchte Bad Rehme (Oynhausen), dessen Einrichtungen unter Führung der gründlich erklärenden Badeärzte besichtigt wurden.

Von Hannover sollte Bergmann nach dem Wunsch der Dorpater Fakultät einen Abstecher nach Paris machen, um auch die dortigen Kliniken und Meister der Chirurgie kennen zu lernen. Namentlich hatten sich Adelmann und Keyserling in diesem Sinne geäußert. Aber so gern Bergmann in nebensächlichen Dingen nachgab: in Fragen von Bedeutung, die er klar und gründlich selbst durchdacht hatte, duldete er schon damals keine Einmischungen. „Ich werde von denjenigen, die sich in Dorpat für mich interessieren, wohl darin überschätzt", schrieb er Hildegard, damit sie es ihrem Vater mitteile, „daß man mich für einen akademischen Lehrer hält, der nur in der Welt herumfährt, um die Methoden, Ansichten, Eigentümlichkeiten und Persönlichkeiten andrer Chirurgen kennen zu lernen: ich aber halte mich vielmehr für einen Studenten, d. h. einen, dem das Lernen über alles gehen muß, das Wichtigste auf der Reise ist und bleibt. So interessant es ist, diese und jene Koryphäe unsrer Wissenschaft zu sehen, ja sprechen zu hören, so viel notwendiger ist es, von ihnen systematisch zu lernen. In Paris hätte ich bloß dieses flüchtige Anschauen: für einen ältern Chirurgen, der sich seinen Kollegen schon bekannt gemacht hat, gewiß der wichtigere Reisezweck, in Berlin aber hab' ich

den gesamten Vortrag gediegener Meister zu erfahren, daher für meinen Reisezweck — aufzunehmen und zu lernen — gewiß viel mehr zu hoffen. Wahrhaftig, ich gebe mir ehrliche Mühe, zu leisten, was die Dörptsche Fakultät von mir nur irgend verlangen kann, dazu hab' ich mich den so zeitraubenden Untersuchungen in Wien zugewandt: soll ich nun, um den Pariser Wünschen gerecht zu werden, noch Opfer an Zeit, Geld und besonders an meinen Berliner Arbeiten bringen? Es scheint mir solches nach aufrichtig ernster Prüfung zu wenig motiviert."

Dazu kam noch ein andres, unausgesprochenes Bedenken. Außer seiner Muttersprache beherrschte er keine andre lebende Kultursprache in dem Grade, daß er sie ungeniert sprechen konnte. Er hätte also den Vorträgen der Pariser Kliniker weder folgen noch aus dem Umgang mit ihnen vorteilen können. Endlich aber rangierte die französische Chirurgie, so überlegen sie auch im Anfang des Jahrhunderts der deutschen gewesen war, jetzt hinter ihr. „Weg mit dem französischen Tand!" schrieb er seinen Eltern. „Mit deutscher Gründlichkeit will ich von Ende Oktober ab zu den Füßen Graefes und Langenbecks lernen; es läßt sich ja auch nicht leugnen, daß dank den Würsten und Schinken, mit denen man mich im Pfarrhause großgezogen, mein Sitzfleisch ordentlich entwickelt ist."

Die Pariser Pläne wurden also fallen gelassen und nie mehr aufgenommen. Bergmann ist erst als berühmter Chirurg und auch dann immer nur auf wenige Tage nach Paris gekommen.

8. Elberfeld.

Nicht wissenschaftliche Interessen, sondern verwandtschaftliche Beziehungen brachten ihn von dem schönen Hannover und den hannoverschen Schönheiten zur nächsten Station: Elberfeld. Dort lebte seit dem Jahre 1858 die Tante Lora in glücklicher Ehe mit dem Prediger und spätern Superintendenten der altlutherischen Gemeinde Ludwig Feldner, dessen wir schon früher gedacht haben. Mit der alten beglückenden Liebe, mit der sie in vergangenen Birkenruher Tagen den vorlauten Knaben ans Herz geschlossen hatte, empfing sie jetzt den Mann in Amt und Würden und geleitete ihn in das für ihn bereitete Gaststübchen. Tief an alten medizinischen Vorurteilen haftend, behandelte sie gerade damals eine Periostitis traumatica, an der sie litt, mit homöopathischen Streukügelchen. Da machte sich denn Ernst, um der Tante zu helfen und zugleich der Homöopathie eine kleine Schlappe zu bereiten, anheischig, sie in drei Tagen von dem Übel zu befreien, was auch glücklich gelang. „Um aber durch die Ausschließlichkeit, mit der hier theologische Fragen behandelt werden, nicht noch

zu einem Hilfsprediger der altlutherischen Gemeinde bekehrt zu werden", schreibt er nach Dorpat, „packte ich gleich am ersten Abend meine Wiener Geschwulstmanuskripte aus und gedenke hier schleunigst die Arbeit zu Ende zu führen."

In der geschäftigen Fabrikstadt bildeten die altlutherische Kirche und das Pfarrhaus auf der Wilhelmshöhe eine abgesonderte Insel, und als König in diesem Reich lebte Feldner, er und seine Umgebung nur ein inneres Leben führend und darum der Gegenwart fremd und abgewandt, in längst veralteten und überwundenen Lebens- und Weltanschauungen befangen. Der alte Onkel, meinte Ernst, wünschte die Zeiten zurück, da von seinem Schloß der mächtige Freiherr oder Graf die Zünfte schützte und Sonntags sich fromm zur Kirche bekannte, deren Patron er war. „Daß die Kirche Schutz findet unter Gesetzen, die die Gleichberechtigung aller Menschen, ob hoch ob niedrig, anerkennen, leuchtet ihm nicht ein. Nur in der Gemeinde arbeitet er: über deren Interessen erhebt sich der Gedanke nicht, und so tritt ganz natürlich die Lebensansicht auf, daß nichts von Wichtigkeit, von Bedeutung sei, was nicht auf geistig-religiösem Gebiet spielt. Kunst — Architektur, Malerei oder Theater — sieht er etwas verächtlich als Zeitverschwendung an, und, würde diese Anschauung konsequent weitergeführt werden, so wäre auch die Beschäftigung mit der Medizin eine Zeitverschwendung, und es bliebe auf Erden nichts als ein Haufe betender Müßiggänger. ‚Weil die Homöopathie mehr Glauben verlangt, steht sie höher, als die andre Medizin, die alles wissen, nichts glauben will.' Das ist die Schattenseite, die Übertreibung, zu der eine ausschließliche Beschäftigung mit überirdischen Dingen führen muß."

Im übrigen ließ Bergmann dem angenehmen Familienleben volle Gerechtigkeit widerfahren: Feldner und seine Frau waren geborene Erzieher. Eine Anzahl junger Mädchen und Jünglinge lebte stets in ihrer Umgebung und fand reichlich, was sie suchte: nach der Tagesarbeit die Unterweisungen kluger, gemütvoller und uneigennütziger Menschen, die auch heiter und guter Dinge sein konnten.

Von seinem Stilleben im frommen Wuppertal in jenen Herbsttagen 1865 entwarf Ernst seiner Hilde eine humoristische Schilderung: „Morgens weckt mich ein ehemaliger Raubmörder; im schlesischen Zuchthause vom Onkel bekehrt und auf seine Verwendung vom Könige begnadigt, dient er hier als Kirchenwächter und Hausknecht. Dann folgt eine sehr lange Familienandacht; zum Schrecken meiner gut gereinigten Kleider wird sie kniend hingenommen. Während des Kaffees werden religiöse Fragen erläutert und Familiengeschichten erzählt, dann flüchte ich mich ins Krankenhaus und sehe mir die Welt an, wie sie ist, nicht wie sie sein soll, nämlich daß sie ist voll von Wunden

und Entzündungen, Geschwülsten und Krebsen, Beinbrüchen und Gipswatteverbänden. Zu Mittag dieselben Tagesfragen, gemeinsames Lesen guter christlicher Schriftsteller, am Nachmittag zur Abwechslung von mir dazwischen Bearbeitung meiner Wiener Untersuchungen, dann Tee und Abendandacht zum Schluß des Tagwerks. Das ist die Überhäufung eines Tages. Das Wahre dabei ist, daß ein Leben, das sich daran gewöhnt, für jede Kleinigkeit einem liebenden höhern Wesen Rechenschaft abzulegen, allerdings ein beneidenswertes ist, frei von jenen Gewissensbissen, die der empfinden muß, der mit den eignen oft sehr extravaganten Ideen die Welt umgestalten, bekämpfen oder wenigstens in ihr kämpfen und arbeiten will. Dennoch kann ich mich nicht damit befreunden, daß die Religion, die eine so tief innerliche Sache der Überzeugung ist, durch das stete Zusammenbesprechen innerlicher Gemütszustände und Fragen gefördert werden kann: sie ist und bleibt meiner Ansicht nach nur auf das Gebiet einer tief gefühlten und empfundenen Überzeugung beschränkt und läuft daher Gefahr, an den Klippen der Heuchelei oder des Prahlens mit einer falschen Heiligkeit zu stranden, wenn sie zu sehr in die Öffentlichkeit tritt."

Trotz alledem hatte Ernst das Elberfelder Haus und, die darin lebten, gern und bewahrte der Tante Lora, die schon zwei Jahre danach von der Cholera hingerafft wurde, und ihrer freundlichen Schwester Lina, die ihr wenige Jahre später ins Grab folgte, wie dem seine Umgebung lange überdauernden Onkel ein dankbares und liebevolles Andenken.

9. Vom Rheinland nach Leipzig.

Von Elberfeld aus machte Ernst Ausflüge in das schöne Rheinland, machte seine erste Rheinreise und gewann Land und Leute lieb. Den Rest der Ferien verwendete er zu flüchtigen Besuchen bei den Verwandten der Familie Adelmann in Fulda, Gießen und Marburg. Aber auch nach Bonn kam er. Die beiden Chirurgen Busch und Saemisch waren freilich verreist, aber im großen Krankenhause im alten erzbischöflichen Palais fand er drei lebhafte Assistenten mit einer Pirogowschen Fußoperation beschäftigt. Außer dieser Universitätsklinik hatte das Bonner Dozenten- und Assistentenpersonal noch im katholischen und evangelischen Krankenhause eine reiche Fundgrube interessanter und gut untergebrachter Patienten zu seiner Verfügung.

An die Rheinreise und eine Fußtour durch das Siebengebirge schloß sich noch eine kurze Wanderung durch Thüringen, als dessen Perle ihm das Annatal und die Wartburg in unvergeßlicher Erinnerung haften blieben. Dann ging es nach Leipzig. Dort war ihm der Besuch

der Universitätsklinik des Professors Günther nicht ohne Interesse. „Das genaue Examinieren seiner Praktikanten ist recht belehrend. Freilich sieht man dabei dem alten Herrn den Verfasser eines systematisierenden Lehrbuchs wohl an." Sehr freundlich nahm ihn der Professor der allgemeinen Pathologie und pathologischen Anatomie Ernst Wagner in seinem Hause und in seinem bescheidenen von ihm mit vielen Opfern erzwungenen Arbeitsraum in der Klinik auf. Er sezierte gerade eine Choleraleiche; an die Sektion schloß sich eine lebhafte Erörterung der dabei versammelten Ärzte über die therapeutischen Aussichten, die die Infusion von Kochsalzlösungen in eine Körpervene bei den schlimmen Fällen der Epidemie haben könnte. Man entschied sich für ihre Zulässigkeit.

Wagner führte den Dorpater Kollegen auch zu den großen historischen Erinnerungsstätten der Leipziger Völkerschlacht: auf den Ranstädter Steinweg, wo Napoleon zu früh im Gedränge den Befehl zur Sprengung der Brücke gab, und an die Stelle, wo Poniatowski in den Wellen der Elster ertrank.

10. Berlin.

Mit dem Beginn des Winterhalbjahrs traf Bergmann in Berlin ein und mietete sich mitten im Studentenviertel, Albrecht-Straße Nr. 16a drei Treppen hoch, bei einer Witwe Kroll ein hübsches großes Zimmer, wofür er nur sechs Taler monatlich zahlte.

Leider erfuhr er sehr bald, daß störende Kollisionen den gleichzeitigen Besuch von Virchows pathologischen Demonstrationen und Graefes Augenklinik unmöglich machten: Virchow las von acht bis zehn und Graefe von neun bis elf Uhr; dazu kam, daß Virchow schon damals nicht die Stunde genau einhielt, denn er kam nie vor neun, gewöhnlich erst um halbzehn. Ebenso unwillkommen war ihm eine Kollision zwischen Graefes Poliklinik und Langenbecks sehr beliebten Vorlesungen über Akiurgie nebst den damit verbundenen Demonstrationen an der Leiche. Daher hat er regelmäßig bloß Graefes und Langenbecks Klinik sowie des letztern Vorlesungen besucht und sich im übrigen auf das Hospitieren und die Teilnahme an Privatkursen auf ophthalmologischem Gebiete beschränkt.

Die größten Eindrücke empfing er von G r a e f e. „Ein schlanker hoher Mann mit schon stark grau gesprenkeltem Haar, ein leichtes Lächeln auf den feinen, von einem zu starken dunkeln Bart umwallten Lippen: so tritt er ein und spricht nun mit hinreißender Beredsamkeit, mit einer Klarheit, die zeigt, wie genau er den Krankheitsfall durchdacht und durchforscht hat. Für einen, der gar keine Kenntnisse von der Augenheilkunde hat, müssen seine Worte allerdings ziemlich un-

verständlich sein; hat man aber auch nur die Fundamentalsachen inne, so gibt er Schätze für ein ganzes Leben. Eifrig fährt mein Bleistift über die Blätter des Notizbuches, damit mir keine Silbe seiner Gedanken entgeht: ja, da sprudeln Gedanken hervor, an denen das Hirn eines gewöhnlichen Sterblichen sich krank denken oder vielleicht brechen würde, ehe es Schöpfer solcher Meistereinfälle wird. In der Regel hält er über zwei Fälle Vorträge und examiniert dann kurz in sehr präzisen Fragen die übrigen Kranken, die die anwesenden Praktikanten untersuchen müssen. Diese Praktikanten sind nun nicht Studenten, sondern alte Knaben, Ärzte aus allen Weltgegenden. Auch ich bin wieder ganz Schüler geworden, ja sogar ganz schülerhaft-befangen war ich, als vor dem ausgesuchten Zuhörerkreise die klugen Augen sich zuerst fragend auf mich richteten. Bis jetzt bin ich noch keine Antwort schuldig geblieben und will hoffen, daß es so günstig mir auch ferner geht." „Es läßt sich nicht leugnen", bemerkt Bergmann an einer andern Stelle, „daß diese fast ausschließliche Besetzung des Auditoriums durch schon gebildete Ärzte wesentlich die ganze klinische Lehre fördert. Die wahre Bedeutung des Unterrichts durch Frage und Antwort wird bei entwickeltern Schülern recht eigentlich klar, während das Katechisieren, das immer ab ovo anfängt, mit Ermüdung droht."

„Trotz der Massenhaftigkeit seiner Erfahrungen", heißt es in seinem der Dorpater Fakultät erstatteten Berichte, „habe ich doch keine Diagnose in Distanz bei ihm gesehen: immer sorgfältige Analyse jedes einzelnen Falls. Trotz eines Namens, trotz glücklicher Resultate, wie vor ihm kein andrer, tadelt er jede kleine Unterlassung bei seinem Tun mit voller Schärfe. Bedenkt man, daß er oft an einem Tage hintereinander fünfzehn und mehr Staroperationen ausführt, so wird man verstehen, welche Anerkennung er verdient, daß er bei jedem der Operierten die mühsame Diagnose der Komplikationszustände geübt oder durch zuverlässige Assistenten hatte üben lassen. Und als nun einmal ein Sehfelddefekt erst nach der Kataraktextraktion erkannt wurde, da gestand er vor seinen Schülern sofort und ausführlich den Fehler bei der vorausgegangenen Untersuchung ein und bedauerte aufrichtig, daß ihm jährlich doch etliche Male noch solche Schuld passiere! Seine großartige Erfahrung hat ihn zu der Nonchalance in der Diagnose ebensowenig wie in den Operationen verführt. Jener entsetzlich unwissenschaftliche Refrain nach Fehlgriffen bei Verbänden und Operationen: ‚Schadet nichts, ist mir hundertmal passiert!' den ich von all unsern Koryphäen gehört, aus Graefes Munde habe ich ihn nicht gehört. Bei ihm findet alles die peinlichste Berücksichtigung. Bei ihm ist nichts Sache der Persönlichkeit; seine Unterweisung stammt aus mühsamer Forschung und begründet das Vorgebrachte Schritt

vor Schritt. Das ist die Eigenschaft, die denjenigen, der aus den Sälen berühmter Chirurgen in das Graefische Auditorium tritt, wohltuend anweht."

Zwischen der Augenklinik mit dem ausgezeichneten, ja unübertroffenen Lehrer Graefe an der Spitze und der, wie Bergmann urteilte, „rein operativen Zwecken dienenden" chirurgischen Klinik Langenbecks bestand ein Gegensatz, der ihm bittere Enttäuschungen bereitete. Gewiß: auch er bewunderte aufrichtig den genialen Operateur, besonders den Meister der Blutstillung, der der Chirurgie neue Operationsgebiete eröffnet, der drei Feldzüge hinter sich hatte, in denen zum erstenmal die Grundsätze der erhaltenden Chirurgie zur Geltung gekommen waren, der seine ganze Kraft im Kriege wie im Frieden den Lebensverhältnissen der Armee dienstbar gemacht; er verehrte den wahrhaft vornehmen, gewinnend liebenswürdigen Mann, aber er hatte auch über mancherlei zu klagen: nicht nur daß Langenbecks reiche Erfahrungen nicht hinreichten, „seinen oberflächlichen Untersuchungen das Gleichgewicht zu halten", und er Zeuge „manch groben, demütigenden Irrtums" wurde, sondern namentlich darüber, daß Langenbeck sich meist auf das Operieren beschränkte, ohne eingehende Erläuterungen zu geben oder zusammenhängende Vorträge zu halten. „Die Zuhörer sahen brillante Operationen in Fülle; was aber aus den Operierten wird, darüber erfährt kein einziger ein Sterbenswörtchen. Meiner Ansicht nach hat Langenbecks Klinik daher bloß den Wert eines Operationskursus an Lebenden, sonst ist sie keine Bildungsanstalt für Chirurgen."

Dazu kam, daß die Räume der Klinik wie des Leichenhauses, worin er seine Vorlesungen über Akiurgie hielt, zum Teil eng und baufällig, zum Teil höchst unbequem und unwürdig waren, und trotzdem drängten sich in dem überfüllten Auditorium die Zuhörer aus Nord und Süd, aus Deutschland und aus dem Ausland.

So wenig Bergmann daher seine an den klinischen Unterricht Langenbecks geknüpften Erwartungen erfüllt sah, so sehr beneidete er dessen Assistenten um ihre herrliche Tätigkeit: „Fast unbeschränkt verfügen sie über ein reiches Material, freigebig gespendete Mittel und hinreichend freie Zeit. Ein Tummelplatz für einen angehenden akademischen Lehrer, wie er sich nicht besser träumen läßt! Dazu kommt, daß die selbständige Arbeit auf einem der medizinischen Gebiete nirgends solche Unterstützung findet, wie in Berlin." Damals zog besonders auch Virchows großer Name aus allen Teilen der Welt die strebsamsten jungen Kräfte herbei, „und das gesammelte republikanisch zusammenwirkende Häuflein verteilte er in die dem Talent und der Leistung entsprechenden Bahnen."

Seine Zeit zersplittern mochte Bergmann nicht: er nahm daher zuerst nur ganz beiläufig, später etwas gründlicher eine Arbeit vor,

die ihn zu Untersuchungen über die Brechungsverhältnisse an Tieraugen befähigen sollte. Der Privatdozent der Physik Dr. Paalzow, der spätere Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, führte ihn in die Kenntnis und Prüfung der dioptrischen Arbeiten von Helmholtz ein; freilich machte Bergmann nach viel Zeitaufwand die Erfahrung, daß hier noch zu wenig gewonnen war, um ein erfolgreiches Weiterarbeiten zu gewährleisten. Wie er sich mit dem mathematischen Teil der Dioptrik und ophthalmologischen Prozeduren am Auge beschäftigte, so nahm gleichzeitig mit ihm den mathematischen Teil der Elektrizitätslehre der junge Dr. Hitzig, der spätere berühmte hallische Psychiater, bei demselben Lehrer in Angriff; er wählte den allein richtigen Weg, sich durch ein gründliches Studium erst festen Boden für seine Spezialität zu erobern. Traube und Griesinger schoben ihm ihre Patienten zu. Bergmann rühmte seine besondre kritische Sorgfalt und sah ihn in ein paar Fällen von Ischias und Neuralgie schöne Ergebnisse erzielen.

Sehr unerquicklich fand er dagegen die teuern Kurse bei dem Dr. Schelske. „So oberflächlich wie sein ‚Akkomodationskurs' ist selbst kein Wiener Kurs. Trotz all seiner unter Helmholtz' Ägide entstandenen Arbeiten machte es auf mich den Eindruck, als ob Schelske über die Grundbegriffe der Brillenlehre noch sehr unklar und unwissend war; an Konfusion in Handhabung seines Lehrstoffs wird er nur noch von Dr. Waldau übertroffen."

Bergmann ist damals viel mit den jungen medizinischen Assistenten und Dozenten umgegangen, am meisten und am liebsten mit Langenbecks Erstem Assistenten Karl Hueter, dem spätern Greifswalder Chirurgen, dessen Arbeiten über die Bildungsanomalien der Gelenke er eine totale Reform seiner orthopädischen Kenntnisse und Überzeugungen verdankte. Hueter führte ihn auch in einen Kreis junger Kollegen ein, der Dienstags in einer Kneipe zusammenkam, den berühmten Räsoneurklub, dessen Mitglieder in späterer Zeit zum Teil sehr hervorragende Gelehrte geworden sind, wie Julius Cohnheim, Lücke, Karl Westphal, William Preyer u. a. „Tritt man um zehn Uhr abends in dieses blaue Zimmer, so wird nach wenigen Minuten das Bundeslied (Scheffels ‚Das war der Herr von Rodenstein') angestimmt, und dann setzen sich die Herren Mitglieder um die Tafelrunde, an der der wie Falstaff dicke Assistent Virchows Willy Kühne präsidiert. Ströme Biers werden nun eingeschenkt: anfangs hört man ganz vernünftige, ja sogar recht gelehrte wissenschaftliche Gespräche, dann aber wird es immer lauter, die Politik kommt an die Reihe, Kladderadatschwitze werden gemacht, und endlich wird nur noch gesungen, neulich ein recht witziges Lied, das einer der Herren, Dr. Hermann, selbst gedichtet hatte und ein Spottgesang auf die verfeinerten Instrumente der heutigen Mikroskopiker war."

Auch an den Sitzungen der Medizinischen Gesellschaft, die, erst seit wenigen Jahren bestehend, Graefe zum Ersten Vorsitzenden hatte, nahm Bergmann teil. Ihre Sitzungen füllten in der ersten Zeit seines Berliner Aufenthalts Mitteilungen über die Haderslebener Trichinenepidemie sowie die diarrhöischen Krankheiten Berlins, die als „Cholera" damals die Gemüter ängstigten. Virchow demonstrierte aus den Leichen Schnellverstorbener gewonnene allerdings an Cholera asiatica erinnernde Präparate, hob jedoch hervor, daß ihnen einzelne sehr charakteristische Erscheinungen fehlten, und ein Teil der in Deutschland als Cholera ausgegebenen Fälle nichts andres wäre, als akute und zwar akut exazerbierende chronische Magendarmkatarrhe. Er hielt daran fest, daß im Herbst 1865 noch kein Cholerafall in Berlin zur Obduktion gekommen sei.

Aber so sehr Bergmann auch das Glück pries, das ihn „an die Quellen der Weisheit zu den Füßen der ersten Gelehrten Deutschlands" geleitet hatte, so fehlte doch die gleichmäßige behagliche Stimmung, die ihn sonst über Unzufriedenheit und Enttäuschungen hinweggetragen hatte, und das lag daran, daß er mit seinen Gedanken mehr in Dorpat als in Berlin war. Am Weihnachtabend, den er im Kreise seiner Landsleute verbrachte, von denen ein jeder wünschte, daß er wo anders wäre, war ihm so sehnsüchtig zu Mut, daß er „auf einem dornigen Fichtenast hinüberreiten" wollte oder am liebsten „als Sternschnuppe direkt auf den Baum fiele". „Es kommen Sehnsuchtsperioden über mich," gesteht er Hilde, „wo ich die Straßen von Berlin für jämmerlich gepflasterte Pfade, das Opernhaus für einen viereckigen Leierkasten und das Schauspielhaus für ein Marionettentheater halte und aus all dem gelehrten klinischen Zeug wegflüchten möchte in die Region, wo ich einzig und allein wahre Gefühle und ungeschmälerte Liebe genossen hatte, in Dein stilles Zimmerchen." Er schalt „auf die so kalte und vernünftige Stadt; alle Gespräche müssen so unangenehm durchdacht und vorsichtig geführt werden, daß es mir in dieser ewigen Feuchtigkeit, in diesem Nebelwetter nicht warm werden will. Wenn es wie heute Sonnabend ist, und schon um vier der letzte Kurs sein Ende genommen hat, und ich allein in mein dunkelndes Stübchen trete, nicht gleich lesen oder arbeiten will, sondern etwas auf dem Sofa in Gedanken sitze, ach! Hilde, dann möchte ich oft brüllen nach Deinem Händchen, ach! nur eine Stunde Deine Erscheinung herbeirufen. Es bleibt aber alles still und einsam, und draußen fällt der Regen, und rasseln die endlosen Omnibusse durch die langen, geraden Straßen der klugen Stadt. Endlich bringt die alte Zimmerfrau, die taube Witwe Kroll, das Licht und fragt, ob Kaffee gefällig ist: ich habe gleich zwei Tassen bestellt, denn ich will aus dem Bodensatz prophezeien, ob wir nicht drei, vier Wochen früher zusammenkommen können, als

es die hohe Weisheit des Dörptschen Konseils bestimmt hat. Doch mache Dir keine unnützen Gedanken: es gibt Augenblicke, wo ich ganz munter bin, wo ich singe und mit den strebsamen Assistenten Virchows schäumendes Bier trinke oder mit Hueter in eine Kneipe gehe, um mit ein paar Freiwilligen aus einem Regiment, bei dem Hueter vor Düppel Arzt war, eine ‚halbe Blonde' — ein abscheuliches Getränk! — zu genießen. Dann gibt es wieder Zeiten, wo meine Arbeiten so munter vorwärts fließen, daß ich mir einbilde, vielleicht auch einmal ein viel genannter deutscher Gelehrter zu werden; dann richten sich ganz von selbst die Enden meines sorgfältig gepflegten Schnauzbarts auf, und, wäre nicht neulich der einzige Spiegel in meinem Arbeitssalon zerbrochen, so glaube ich, würde mir ein ‚recht arrogantes Gesicht' entgegenstarren; wenn man aber arrogant gestimmt ist, muß man auch zufrieden gestimmt sein: nicht wahr, das ist psychologisch nicht anders möglich?"

Die letzten Wochen des Berliner Lebens gingen auf die vielen Einkäufe hin, die die nah bevorstehende Hochzeit erforderte: auch die Wahl des Brautkleids wurde vertrauensvoll seinem Geschmack überlassen, der sich denn auch bestens bewährte. Als er aber auch die Trauringe in Berlin besorgen wollte, bat Hilde, davon abzustehen: „Das deutsche Gold ist so schlecht, laß sie lieber hier machen; denke, wenn der Ring am Finger zerspringt!" Ihr kamen oft trübe Gedanken.

Der Berliner Schlußakt spielte sich pfeilschnell ab. „Ich peitsche auf die Zeit los, damit die Tage fliehend sich ins Meer der Ewigkeit stürzen; nur an dem Tage, da ich Dich wieder in meinen Armen habe, möchte ich den Held Josua bitten, daß er noch einmal sage: ‚Sonne, stehe stille zu Gibeon, und Mond, im Tal Ajalon!'"

11. Heimkehr.

Mitte Januar war er wieder in Königsberg. „Du hast keinen Begriff, wie die Menschen hier liebenswürdig sind", schrieb Ernst seiner Hilde. „Wenn ich mit Dir einmal, hoffentlich bald, eine deutsche Reise mache, so will ich mich in Berlin gewiß die kürzeste Zeit aufhalten, aber in den herrlichen kleinen Städten und Universitäten Deutschlands so lange weilen, als es nur Geld und Zeit gestatten." Albrecht Wagner lud ihn zu einem Diner ein, „auf dem der Champagner in Strömen floß", und trank auf die Gesundheit der „zukünftigen Dörptschen Professorin".

Von Heimweh getrieben, kürzte Bergmann seinen Königsberger Aufenthalt um einen Monat ab. „Gott sei Dank!", heißt es in einem Brief an seine Braut, „daß ich so weit bin: für alles übrige sorgen wir fortan gemeinsam!"

Am 14. Februar lag er in Hildegards Armen.

12. Am eignen Herd.

Vier Wochen nach Ernsts Rückkehr, am 4./16. März, wurde fröhliche Hochzeit gehalten. Einst hatten wohl Braut und Bräutigam von einer Hochzeitsreise geträumt, in Wirklichkeit aber ging sie nicht weiter als vom Thunschen Berge, wo Adelmanns wohnten, bis zum Barclay-Platz, wo das junge Paar in dem Eckhause des Platzes und des Domgrabens die Erdgeschoßwohnung für zweihundertfünfzig Rubel jährlich gemietet hatte. Um die Heizungskosten wieder einzubringen, hatte Hildegard zwei Zimmer weiter vermietet: so sparsam und wirtschaftlich war sie, mußte doch der ganze Haushalt mit tausend Rubeln jährlich bestritten werden. Die Wohnung war auch nur mit bescheidenen, meist aus den aufgelösten Haushaltungen der Professoren Mädler und Schleiden billig erworbenen Möbeln und schlichtem Hausrat ausgestattet worden, doch hatte Ernst vorher über jedes einzelne ihm brieflich genau beschriebene Stück, auch über Stoff und Farbe der Möbelüberzüge, sein Urteil abgeben müssen, und eine reiche Fülle von Einrichtungsgegenständen brachte er selbst aus Deutschland mit und freute sich, daß Hildegard mit allem zufrieden war.

Nun saßen Mann und Frau am eignen Herd in einer behaglichen Wohnung und hielten das Glück mit beiden Händen fest. Sie sollte nur, wünschte er, ihren erziehenden Pantoffel über ihm schwingen, wenn er es zu arg machte und den flotten Studenten nicht sogleich ausziehen konnte, und ihn im Kampfe gegen seine Fehler unterstützen: „Du bist und bleibst meine Trösterin, und, wenn Deine anspruchslose Hand über meine Falten fährt, bin ich ruhig.“

Sofort nach seiner Rückkehr war er mit frohem Mut und strengem Fleiß an die Arbeit gegangen und hatte zunächst seinen Reisebericht für die Fakultät geschrieben, wovon Hildegard die Reinschrift anfertigte: ein mühsames Werk, sich in den flüchtig hingeworfenen Blättern zurechtzufinden, für sie allerdings nichts Ungewohntes, hatte sie doch als junges Mädchen ähnliche Dienste ihrem Vater geleistet.

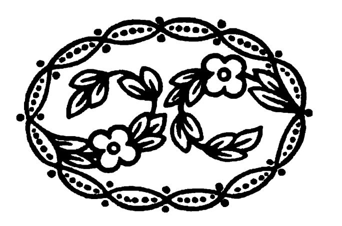
Früh mußte sich die junge Frau des viel beschäftigten Arztes und Dozenten daran gewöhnen, daß ihr geliebter Mann nicht nur ihr, sondern auch Studenten und Patienten angehörte, daß er den Tag über Klinik und Kolleg halten und auf Praxis gehen mußte. „Ernst hat immer noch schrecklich viel zu tun“, hieß es schon damals, wie es zeitlebens von ihm geheißen hat, und die Erholungszeiten waren ihm immer spärlich bemessen. Dazu kam, daß seine Gutmütigkeit, seine stete Bereitwilligkeit, zu raten und zu helfen, auch Zeit erforderten. Wenn Rujensche Bauern nach Dorpat kamen, um ärztliche Hilfe zu suchen, so verstand sich von selbst, daß sie vor seiner Wohnung vor-

fuhren, und er von Hinz zu Kunz rannte, ihnen Quartier zu schaffen, und wenn sie keine Mittel hatten, so bezahlte er Kost und Pflege auf der Klinik womöglich noch aus seiner Tasche. Mochten sie dann mitunter aus dankbarem Herzen der Hausfrau Butter und Mehl und andre Landesprodukte überbringen: Hildegard waren die Sendungen der Schwiegermama an Obst und Säften und vielen andern schönen Dingen für ihre Vorratskammer lieber.

Fleißig und tätig, wie sie von Kindheit auf war, scheute die junge Frau keine Arbeit und sah auf Sauberkeit und Ordnung im Hause; über einen Mangel daran in ihres Mannes Zimmer konnte sie recht unmutig werden, vollends wenn nicht er deren Urheber allein war. „Denk' Dir, Minna", schrieb sie ihrer Schwägerin entrüstet ein paar Wochen nach der Hochzeit, „diese Schmurgel (Schmierfinken) von Kursisten: sie spritzen ihre Federn immer auf die neugestrichene Diele aus! Vor jedem Stuhl ist ein großer See von Klecksen! Und dann kommen die Menschen stets mit schmutzigen Füßen herein. Du kannst Dir denken, wie die Diele in diesem Zustande aussieht, besonders wenn mein teurer Herr Gemahl noch eine Flasche Jod über sie ausgießt. Das ist der Kummer einer Chirurgenfrau!"

Die stillen Abendstunden gehörten ihnen ganz; nur selten, daß sie in Gesellschaft gingen oder einen kleinen Kreis naher Freunde, wie Georg v. Oettingen, den feinen, liebenswürdigen Archäologen Ludwig Schwabe, Arthur Boettcher und ein paar andre, bei sich zu fröhlichem Geplauder versammelt sahen. Am liebsten waren sie allein und ein jedes von ihnen freute sich „der übermächtigen Sterne, die mein Geschick an Deines angehangen."





Im Kriege von 1866

1. Die Fahrt auf den Kriegsschauplatz.

Pfingsten 1866 verlebte das junge Ehepaar in Rujen. Nach der Rückkehr nahm Bergmann die gewohnte Dorpater Arbeit wieder auf, bis der Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Österreich sie jäh unterbrach. Ein Chirurg, der Erfahrungen sammeln, sich in seiner Kunst fortbilden will, kann sich für seinen Beruf keine willkommnere Feuerprobe wünschen, als das Schlachtfeld. Auch von jungem Eheglück muß er sich losreißen und selbst das eigne Leben aufs Spiel setzen, wenn höhere Zwecke ihr Gewicht geltend machen.

Fakultät und Konseil befürworteten sein Gesuch, ihn auf den Kriegsschauplatz zu entsenden, und das Ministerium der Volksaufklärung stimmte ihm zu und bewilligte ihm zugleich eine Unterstützung von dreihundert Rubeln, wobei es aber jeden Hinweis auf den Krieg vermied und den harmlosen Ausweg fand, die Reise geschehe „zur Erreichung verschiedener wissenschaftlicher Zwecke“.

Die Antwort ließ lange auf sich warten, und erst, nachdem der Tag von Königgrätz zwischen den feindlichen Heeren entschieden hatte, durfte Bergmann aufbrechen, seine Frau, die sich tapfer in das unvermeidliche Geschick fügte, nach Rujen geleiten, wo sie bis zu seiner Rückkehr bleiben sollte, und der preußischen Grenze entgegenfahren. Schon von Dorpat aus hatte er seinem geliebten Lehrer Wagner seine Dienste angetragen: „Ob als Volontär oder als angestellter Arzt ist mir zunächst gleichgiltig; sehen möchte ich nur und arbeiten, soviel meine nicht ganz geringen Körperkräfte gestatten. Bitte, schaffen Sie mir Arbeit!“ Er hatte keine Antwort erhalten, auch kaum eine erwartet. Frühestens in Königsberg konnte er also erst erfahren, ob und wo er Beschäftigung finden würde. Hierüber und über seine weitern Erlebnisse sollen die folgenden Auszüge aus oft flüchtig hingeworfenen Briefen, die er Hildegard schrieb, berichten:

Unterwegs, 8. Juli. ... Auf der Station Insterburg wurde ein großes Papier an die Wände des Gebäudes befestigt. Ich stieg aus und las eine Anordnung über den Dankgottesdienst für den kolossalen preußischen Sieg bei Sadowa-Königgrätz. Um vier Uhr stiegen wir in Königsberg aus. Ich hatte erst einen Fuß auf den Perron gesetzt, als ich laut rufen hörte: „Dr. Bergmann!“ Ich sehe mich um, und

Professor Wittich ist an meiner Seite. „Sie kommen zur rechten Zeit, dort der Mann in Generalsepauletten erwartet Sie — es ist Wagner, der eben nach Böhmen geht.“ Im Augenblick war ich an Wagners Seite. „Nehmen Sie ein Billett nach Breslau und fort! Dort ist mein Coupé!“ Gesagt, getan: nach zehn Minuten saß ich neben ihm und fuhr mit ihm im Kurierzug weiter. Wagner hatte mich erwartet: er war seit vorgestern durch eine telegraphische Depesche des Kronprinzen als Generalarzt und konsultierender Chirurg des ersten Armeekorps nach Königgrätz berufen worden. Er hatte mir nicht geantwortet, weil er selbst nicht wußte, ob man seine Dienste gebrauchen würde.

Es war ein großartiges Gedränge auf dem Bahnhof. Wagner in voller Uniform hielt seinen jüngsten Sohn auf dem Arm, neben ihm seine Frau und die ganze medizinische Fakultät nebst einer Menge von Studenten, die ihren Prorektor geleiteten. Tausende von Königsberger Bürgern und Damen, die ihren tapfern Ärzten zuriefen und sie mit Wünschen aller Art oder nur um eines Händedrucks willen umringten. Wagner setzte mir sofort seine Stellung als Generalarzt der Armee des Kronprinzen auseinander. Er dürfe nur Ärzte auf dem Kriegsschauplatz verwenden, die Uniform trügen; zwar sei ihm erlaubt, fremdländische Ärzte anzustellen, jedoch nur mit Bewilligung des Kronprinzen. Ich konnte mithin keine bestimmte Zusage erhalten. Nur als interimistischer Assistent sollte ich eintreten und in einem Lazarett an der böhmischen Grenze warten, bis mir aus dem Hauptquartier mein Anstellungsdiplom zugesandt würde. Ohne solche Anstellung hält er einen Besuch meinerseits auf dem Kriegsschauplatz für unmöglich. Da ich bei meiner Abreise Keyserling ausdrücklich sagte, ich bäte mir die Erlaubnis freien Spielraums in bezug auf meinen Aufenthalt in Böhmen aus, da ich einen bloßen Urlaub entschieden zurückwies, sondern verlangte, zum Zweck der Kenntnisnahme heutiger Militärchirurgie den Krieg mitzumachen, so bin ich wohl berechtigt, auf zwei Monate in preußische Dienste zu treten. Nur den Fahneneid habe ich gebeten mir zu erlassen: ich will statt dessen mein Ehrenwort geben, nichts auszuplaudern usw. und meine Pflicht gut tun. Wagner glaubt, das würde genügen. Ich kann meiner Ansicht nach nicht dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen zugleich meinen letzten Blutstropfen versprechen.

In Konitz kamen wir spät abends an, um nach zweistündiger Rast weiter zu fahren. Auf dem Bahnhof mehr als hundert österreichische Offiziere. Ich setzte mich zu einem Böhmen und sprach mit ihm gebrochenes Deutsch, zuweilen ein paar Worte Russisch, und fragte ihn, ob es wirklich wahr sei, daß die Preußen so sehr den Österreichern überlegen; ich sei aus Rußland, mir könne er schon die Wahrheit sagen, und er sagte, der Tag von Solferino, den er mitgemacht, sei nicht so

blutig gewesen, wie der von Sadowa. „Gegen die Zündnadelgewehre können wir nichts machen. Gott schütze Wien!“ Zwei lange, lange Züge mit teils offenen, teils verdeckten Wagen fuhren uns entgegen, gefüllt mit Ungarn, Kroaten, Italienern und all den bunten Formen der österreichischen Armee. Nach einiger Zeit wieder ein Zug! Die erbeuteten Kanonen! Nicht weniger als hundertzwanzig sollen den siegreichen Preußen in die Hände gefallen sein; sie sind mit Kränzen geschmückt und werden auf der Station mit Hurrarufen von dem zahlreich versammelten Volk begrüßt. Überall teilt jeder Neueinsteigende Einzelheiten aus dem Gefecht mit: jeder österreichische Gefangene muß erzählen, jede ihn begleitende preußische Wache Bericht erstatten. Sadowa, Königgrätz, Kapitulation, Waffenstillstand, der König an der Spitze der verfolgenden Reiter: das sind die Worte, die man überall hört. Mitten im Siegesjubel gibt es aber auch Tränen. Nahe bei Breslau tritt eine Dame mit verweinten Augen ins Coupé, in dem wohl einer ihrer Bekannten sitzt, und erzählt, daß Marie und Luise beide soeben die Nachricht von dem Tode ihrer Männer erhalten hätten. In Kreuz nehme ich die Liste der bei Gitschin Gefallenen in die Hand; der erste Name lautet: „„Sekondleutnant v. Dewitz“, der zweite Sohn des Generals, den ich in Köln beerdigen sah, und dessen Witwe in Elberfeld bei Feldners lebt. Wahrhaft herzzerreißend war der Anblick in Lissa: Polen aus dem zweiten Aufgebot der Landwehr nahmen Abschied von ihren Weibern und Kindern. Eine junge Frau bekam Weinkrämpfe, eine andre mußte gewaltsam von ihrem Manne getrennt werden: so hing sie an seinem Halse.

Breslau, 9. Juli. Um zehn Uhr Ankunft in Breslau. Während ich mich in den Frack warf, ging Wagner auf das Generalkommando. Wo das Hauptquartier des Kronprinzen, weiß man nicht. Es ist sehr unsicher, in Böhmen zu reisen. Versprengte österreichische Marodeurs in Verbindung mit tschechischen Landleuten überfallen die Reisenden. Ein soeben eingetroffener Kurier war nur durch ein Wunder dem Tode entgangen: vollständig nackt ausgekleidet hatten ihn die Bauern liegen lassen. Der Telegraph war gestern und vorgestern durchschnitten gewesen, seit heute mittag ist er wieder in Gang. Man erfährt, daß der Kronprinz nahe Brünn. Zwei Depeschen liefen heute ein: in Königinhof liegen dreitausend Verwundete und nur ein Arzt. Sofort werden sämtliche Ärzte aus den schlesischen Dorflazaretten fortkommandiert. Wagner soll dorthin. Das Generalkommando hier wünscht, daß ich nicht ohne Genehmigung des Kronprinzen mit Wagner ginge. Bis diese eingetroffen, soll ich eine andre Stellung erhalten. Soeben tritt Wagner ein und sagt mir, ich solle schleunigst auf das Generalkommando zum Oberstleutnant v. Prittwitz, ich würde noch in der Nacht fortgeschickt werden.

Auf dem Generalkommando erhielt ich ein langes Beglaubigungs- und Geleitschreiben, wonach meiner Tätigkeit auf dem Kriegsschauplatz nichts im Wege stehen soll. Sehr schwierig scheint es zu sein, auf den Platz zu kommen. Bald ist ein Weg nicht zu passieren, bald heißt es, daß diese oder jene Eisenbahnbrücke zerstört ist. Ein Plan jagt den andern.

Eben soll ich nach Reinerz abgehen, da erscheint Graf Schaffgotsch bei uns im Hotel und beordert uns mit einem Extrazuge, der allerlei Verbandutensilien, Erquickungen usw. führt, nach Königinhof bei Josefstadt. Der Herzog von Ujest, Chef der Johanniter, ist eben von dort gekommen. Die Bahn ist auf der ganzen Strecke hergestellt und sicher. Morgen um sieben Uhr geht es nach Görlitz, Löbau, Zittau bis nach Königinhof, eine Meile von dem noch von Österreichern besetzten Josefstadt.

Auf dem Görlitzer Bahnhof, 10. Juli. Unbestimmte Aufenthaltszeit, gestillter Appetit und das Gefühl von Ruhe, das ich seit Riga nicht mehr kenne, gestatten mir etwas Gelegenheit zum Schriftstellern. Heute morgen um sechs Uhr stand ich auf und versorgte mich mit Lebensmitteln, da es in Böhmen oft nicht möglich sein soll, für teures Geld ein Ei zu erlangen. Um sieben fanden wir uns auf dem Bahnhof ein, wo wir weiter nach Liegnitz zunächst fahren sollten. Mit uns fuhren viele Verwundete, denen die verhältnismäßige Leichtigkeit ihrer Wunden erlaubte, den Weg bis nach Berlin anzutreten. Unter ihnen schaute schon mancher Schmerzensblick aus blauen Augen: ein bleicher Jüngling mit zerschossenen Kiefern, ein andrer mit der Kugel noch in der Wade usw. Wir unterhielten uns in alter Weise medizinisch: Wagner war etwas müde, zwei ältere Kollegen desto munterer. Hier in Görlitz soll für uns ein Extrazug eingespannt werden, der uns und viele Zentner Scharpie nach Königinhof führt. Dort soll es schon menschlicher aussehen, immer aber noch sehr viel Arbeit geben. In einem der dortigen Lazarette bleibe ich, bis Wagner mich durch eine Depesche zu sich beruft. Dem Plane nach soll nämlich Wagner gleich weiter, da Middeldorpf und wahrscheinlich auch Langenbeck schon in Königinhof sind. Der Chef unsres Zuges ist ein Kaufmann Hainauer, der schon zweimal unter vielen schwierigen Verhältnissen Züge nach dem Schlachtfelde geführt hat. Es ist ein allerliebster und sehr gewandter Mensch und vom Grafen Schaffgotsch zu solchen Sendungen erkoren.

Zittau, 11. Juli. In Görlitz saßen wir sechzehn Stunden. Immer hieß es, daß die Böhmer Bahn von den kolossalen Proviantzügen gesperrt wäre, und wir daher warten müßten. „Von Zittau aus", sagte der Bahninspektor, „geht es gewiß rascher, und, da dort die Dresdner Bahn einmündet, finden Sie bald einen Zug." Infolge dieser Nachricht nahmen wir einen Omnibuswagen mit der Absicht,

über Ostritz auf der Chaussee nach Zittau zu fahren. Eben im Begriff, einzusteigen, erhält Wagner vom Breslauer Polizeipräsidenten, der mit seiner Tochter zu seinem verwundeten Schwiegersohn fährt, die Aufforderung, in seinen Extrapostwagen einzusteigen, und folgt natürlich diesem Rat. Beim Abschiede versprach mir Wagner, bald dafür zu sorgen, daß ich an seiner Seite weitere chirurgische Tätigkeit übe. Fürs erste sollte ich mich damit begnügen, in Königinhof und Horitz den dort beschäftigten Ärzten hilfreiche Hand zu leisten. Ich hoffe, er hält Wort. Ein reizender Weg führt von dem feenhaft schön gelegenen Görlitz nach der allerliebsten Stadt Zittau. Unsre Gesellschaft im Omnibus war auf sieben Personen angeschwollen: sechs Ärzte und einen Feldprediger aus Pommern, der zu den Verwundeten aus dem pommerschen Lande eilte. Die Fahrt war recht angenehm, das Warten desto unangenehmer. Der hiesige Zittauer Bahnhofsinspektor meinte, es würde so bald kein Zug abgehen, und wir hätten Zeit genug, uns das Lazarett mit dreißig Verwundeten anzusehen. Wären wir doch seinem Rate nicht gefolgt! Es gab dort ganz hübsche Verwundungen: wir sahen ein Kanonenkugelstück von mehr als drei Pfund Gewicht aus dem Bein eines preußischen Landwehrmanns schneiden, aber als wir auf den Bahnhof zurückkamen, sahen wir zu unserm Schmerz, daß ein Zug eben davonfuhr. Nur drei hatten das Feldlazarett besucht, die übrigen dampften ab. Wir drei sitzen nun wütend hier, haben gegessen, und, während die beiden andern schlafen, versuche ich, einige Zeilen zu Papier zu bringen.

2. In Königinhof.

Am 12. Juli mittags traf Bergmann in Königinhof ein, wo er einen Brief von Wagner vorfand, der ihn anwies, sich zunächst dort verwenden zu lassen, bis er eine passende Stellung für ihn gefunden hätte. Dort ist er drei Wochen geblieben. Bis dahin war Wilms der Hauptoperateur in Königinhof gewesen. Seit seiner Abreise teilten sich die jüngern Ärzte in die blutige Arbeit, deren es fast zu viel gab. „Jeder Tag in Königinhof ist ein heißer Tag, weniger in bezug auf die brennende Sonne, als die kolossale Arbeit. Kaum daß ich in meinem Quartier angelangt bin“, schreibt er am 17. Juli, „kaum daß ich den Entschluß gefaßt, wieder ein paar Worte Dir zu schreiben, so ist schon ein Trainsoldat da und ruft mich ins Lazarett zurück. Wenn ich die Phantasie eines Dumas oder Sue besäße und wollte mir etwas recht grausam Aufregendes ausdenken: ich glaube kaum, daß schrecklichere Szenen mir ins Gehirn kommen würden, als die, die ich tagtäglich hier sehe. Verzerrte, sterbende Gesichter, Schreien, Wimmern, Stöhnen und Delirien der an Septichämie Leidenden: es ist mir selbst

zu fürchterlich ... Morgen sind es acht Tage, daß ich in Königinhof bin. Was habe ich in der Zeit alles gesehen! Mir schwindelt in diesem ungeheuern Material. An eine wissenschaftliche Ausbeute kann ich aber noch nicht denken. Nur praktische Routine bei solcher Massenwirtschaft wird mir zuteil."

„Allmählich wird es doch menschlicher und ordentlicher in unserm Lazarett", heißt es in einem Brief vom 18.—19. Juli. „Es sind weniger Kranke zugekommen, als abgegangen, und eine erträgliche Masse füllt die einzelnen Räume. So hoffe ich, läßt mir die heutige Nacht etwas Zeit zum Schreiben: ich habe nämlich die Nachtwache im Hospital. An das Grausenerregende eines mit Schwerverwundeten überfüllten Lazaretts habe ich mich vollständig gewöhnt. Die Arbeit an sich und die Müdigkeit nach der Arbeit läßt solches alles leicht überwinden. Vor der Nachtwache machte ich noch einen Spaziergang durchs Städtchen. Königinhof ist größer als Wolmar, ein gut Teil größer; überall gucken zu den vom Gefecht her noch zerschlagenen Scheiben preußische Soldatengesichter heraus. Einem preußischen Unteroffizier schloß ich mich auf meiner Promenade an und ließ mir Kriegsgeschichten erzählen. Er führte mich den Weg, den die stürmenden Kolonnen genommen, über die von preußischen Pionieren geschlagene Pontonbrücke zu den niedergebrannten Häusern an der Horitzschen Chaussee. Von der Anhöhe über der Stadt schaut man das weite fruchtbare Elbtal hinauf und hinab. Es gesellten sich noch mehr Soldaten zu uns von der Landwehr, die gestern einrückte, und wir ergingen uns in kühnen politischen Kombinationen ..."

„Görlitz, 29. Juli. Das reizende Görlitz birgt meinen sterblichen Leib. Zum stattlichen Bahnhof führte uns ein Zug von vielleicht hundert und mehr Wagen. Nicht allein das Gefühl, in einer schönen, reinen, unzerschossenen und ungeplünderten Stadt zu sein, in der mehr Gesunde als Verwundete, erquickt mich, nein, es ist auch das hoch anzuschlagen, daß ich auf reiner Bettwäsche und sogar einer Matratze geschlafen habe, daß mittags ein gedeckter Tisch mit weißem Linnen vor mir stand, und daß eben eine Zeitung von demselben Tage, den man durchlebt, vor mir liegt. Doch ich will statt dieser Exklamationen über die Segnungen des Friedens und der Zivilisation Dir lieber geordnet meine Schicksale vortragen. Es war am Dienstag drei Wochen nach der furchtbaren Schlacht, als ein Johanniterritter im Lazarette des Schulhauses nach einem Dr. B., Privatdozenten usw., suchte und, als er sein gesuchtes Objekt gefunden, ihm eröffnete, daß ein Auftrag von Wagner vorliege. Er sei in einem Dorfe des Schlachtfelds gewesen, wo er von dem berühmten Generalarzt aus Königsberg zur Abgabe eines Schreibens bestimmt worden sei. Wagner machte große Entschuldigungen, daß er nicht früher für mich gesorgt

habe, allein auf der Reise weiter in den Süden ereilte ihn schon wenige Stunden nach unsrer Trennung die Order, die links von der Turnau-Horsitzer Chaussee gelegenen Lazarette zu inspizieren. Auf der Tour dorthin begegnete ihm der Generalstabsarzt Grimm, und sofort benutzte er die Gelegenheit, ihn um Arbeit für mich zu bitten. Grimm soll das Gesuch in seinem Taschenbuch verzeichnet haben, allein nicht weit von Horsitz stürzte sein Pferd, und er brach sich zwei Rippen oder eine, welcher Bruch ihn statt eines Inspizienten zum Patienten des Lazaretts machte. Wagner glaubte mich versorgt. Erst als er vor vierundzwanzig Stunden von dem mittlerweile ziemlich genesenen Grimm neue Order erhält, und zwar die, einen andern Bezirk, den von Reichenberg bis Görlitz, zu übernehmen, und weiter erfährt, daß dort Mangel an zuverlässigen Operateuren sei, erinnerte er sich meiner. Der zufällig in Horenoves anwesende Johanniterritter erzählte, daß er mich in Königinhof oft gesehen, und ich darüber geklagt, daß meine Stellung als bloßer Abteilungsarzt mich nicht befriedige. Die natürliche Folge dieses Berichts ist, daß Wagner mich zu sich beruft. Von Horenoves nach Königinhof führt der Weg über Horsitz, wo sich Grimm immer noch aufhält, und diese Gelegenheit hat Wagner benutzt, meine Anstellung als sein Zivilassistent bei ihm durchzusetzen.

Ich bin in Königinhof trotz einiger Klagen meinerseits chirurgisch ausgezeichnet untergebracht gewesen: operiert und gegipst habe ich mehr, als früher vielleicht in meinem ganzen Leben. Dennoch ließ meine Stellung einiges zu wünschen übrig. Der Chefarzt des 3. schweren Feldlazaretts Wendt hatte mich angestellt und mir sofort sechs große Zimmer mit beinahe hundert Kranken überwiesen. Diese Zimmer gehörten zum sog. Schulhauslazarett, das unter der Leitung eines Stabsarztes R. stand. Anfangs, wo so übermenschlich viel zu tun war, zeigte er sich gar nicht in meinem Hinterhause, aber später, als die leicht und mäßig schwer und endlich sogar die nicht allzu schwer Verwundeten alle entfernt waren, fingen die Kollisionen mit ihm an. So z. B. hatten wir in den ersten Tagen meines Aufenthalts daselbst zweiundfünfzig meist Oberschenkelamputationen gemacht, und die Amputierten waren alle in die Zelte gebracht worden. Ich hatte zwei Tage lang die Zelte, konnte aber unmöglich zweiundfünfzig Amputierte verbinden, ihre Nachblutungen stillen und außerdem noch etwa sechzig meist mit Knochenbrüchen und zwar Splitterbrüchen Behaftete besorgen. Ich bat um Abnahme einer Abteilung oder eines Zelts; R. fand das natürlich und sagte, er wolle mir helfen. Diese Hilfe bestand darin, daß er über alle meine Anordnungen loszog, und, als er endlich zu einem im Gipsverbande liegenden Patienten kam und sah, daß ich nach unsrer alten einzig guten Dörptschen Methode verfuhr, wurde er grob und meinte, es wäre ein Unsinn, so zu verbinden.

,Ich bitte mir ernstlich aus, Herr Privatdozent, daß Sie hier keinen Schwindel treiben.' Da wurde ich denn riesig grob. Natürlich kam unser Streit vor den Chefarzt, und dieser erklärte, meine Verbände seien wohl die besten, die er gesehen, indessen habe er nie von einer so abenteuerlichen Methode, Gips auf die bloße Haut zu legen, gehört, und ich möchte lieber anders verbinden. Sofort bat ich um meinen Abschied oder um eine selbständige Tätigkeit, indem ich eine Bevormundung ärztlicher Arbeit in der Art und Weise meiner Kollegen für unwürdig überhaupt hielte. Zu meinem Glück erschien in diesem Augenblick Middeldorpf, der konsultierende Generalarzt für Königinhof, begrüßte mich sehr freundlich, und ich trug ihm schnell den ganzen Streit vor. Middeldorpf antwortete, er habe sich schon vor einigen Tagen meine Verbände angesehen und sich über ihre Vortrefflichkeit gefreut; seitdem habe er überall angeordnet, die Gipsverbände nach der ,russischen' Methode zu machen, und bäte mich um die Freundlichkeit, den Kollegen hierselbst die nötigen Handgriffe anzuzeigen. Das war kein übler Triumph! Der Chefarzt Wendt erklärte nun, er sei höchst entzückt, von mir lernen zu können usw. Kurz, ich hatte die Fülle von Höflichkeiten zu schlucken und zeigte den Herrschaften nun an, wie ein guter Gipsverband gemacht wird. Seitdem hat sich keiner in meine chirurgische Behandlung eingemischt, und Dr. R. wurde mein bester Freund.

Was mir fehlte, war der Umgang mit bedeutenden Chirurgen, auf den ich doch bei dem Anschluß an Professor Wagner so sehr gerechnet hatte. Es schmeichelte meiner Eitelkeit, daß, nachdem man mich zuerst scheel angesehen, man nun mich bei den Blutungen insbesondre, bei Eröffnung tiefer Abszesse und namentlich bei den Verbänden zu Rate zog und das Schwere gern mir überließ. Allein der einzige gebildetere Chirurg Wendt kam nie ins Lazarett, es sei denn, daß er gerufen wurde: er saß immer nur im Geschäftsbureau oder im Offizierslazarett oder am allerhäufigsten bei dem in der Königinhofer Mühle schwer verwundet liegenden Prinzen Anton von Hohenzollern. Middeldorpf ist überhaupt nur zweimal im Lazarett gewesen, um sich die Amputationsstümpfe anzusehen und die Krankenlisten geben zu lassen: näher untersucht hat er keinen einzigen. Anleitung den unerfahrenen Chirurgen des Lazaretts gab er niemals: er spielte den durch und durch vornehmen Mann und tat geradezu nichts. Hätte ich nicht in Königinhof so immens viel Arbeit gehabt, daß ich kaum zum Nachdenken kam, — ich habe z. B. weit über achtzig Gipsverbände angelegt — so hätte ich diese mißlichen Zustände herber empfunden; so aber kam Wagners Aufforderung (ihn auf einer Revisionsreise durch die sächsischen und Görlitzer Hospitäler zu begleiten), gerade zur rechten Zeit. Der Chefarzt wollte mich zuerst nicht loslassen, jedoch

war das wohl nur ein Höflichkeitsakt; bald reichte er mir meine Papiere und Zeugnisse und schied mit freundlichem Händedruck, nicht ohne mir das Versprechen abgenommen zu haben, ihn in Berlin aufzusuchen. Dann folgte der Abschied von den andern, und zu guter Letzt noch die Unterbindung einer Arteria femoralis. Ein würdiger Schluß, während ein unwürdiger Leiterwagen mich auf den Bahnhof hinaus schleppte. Wagner mit seinen Assistenten war eben angekommen, und nach wenig Minuten pfiff die Lokomotive wieder."

3. Mit Wagner auf einer Revisionsreise durch die Kriegslazarette.

Der Chefarzt und sein Dorpater Assistent hatten einander viel zu erzählen, so daß sie der schönen Landschaft, durch die die Eisenbahn sich schlängelte, kaum einen Blick schenkten. Obwohl die Bahn überall gut und sicher war, dauerte es vierzehn Stunden, bis sie nach Görlitz kamen. „Wagner", berichtete Bergmann seiner Frau, „will seinen Bezirk in verkehrter Ordnung revidieren, mit Görlitz anfangen und mit Reichenberg endigen. — Wir wohnen hier recht hübsch. Reizende Aussicht aus dem Fenster auf den Görlitzer Markt und das Standbild des Bürgermeisters (Demiani), der verstanden hat, aus einer kleinen Stadt eine große, bedeutende zu machen.

Ich werde mein Möglichstes tun, die Wagnersche Revisionsreise abzukürzen, und, wenn sie vollendet, gibt es keinen Halt mehr für mich in Deutschland. Die Friedenspräliminarien sind ja schon unterzeichnet, neues Blut wird nicht mehr vergossen werden, und neue Knochen zerschmettert man nicht mehr: also habe ich ausgenutzt von chirurgischer Kriegsbeute, was auszunutzen war, und nach gelöster Verpflichtung gegen die Wissenschaft und das Amt gibt es nur eine Pflicht: Hilde, Hilde, das Wiedersehen wird nicht übel sein, mir schwindelt vor Vergnügen, wenn ich daran denke."

„Zittau, 4. August. Am 1. August veranstalteten sämtliche in Görlitz anwesende Ärzte ein großes Souper zu Wagners Ehren; natürlich waren auch dessen Begleiter geladen. Weniger gegessen als getrunken wurde bei dieser feierlichen Gelegenheit, während dazwischen Toaste nach allen Richtungen ausgebracht wurden. Die beste Rede war Wagners hübsche Antwort auf das ihm gewidmete Hoch. Ich saß neben einem jungen Berliner, den ich in Langenbecks Klinik kennen gelernt hatte, und Dr. Schauenburg, einem als Privatdozent alt gewordenen Manne aus Bonn, bekannt durch ein schlechtes Handbuch der Augenheilkunde. Sehr amüsant war die Gesellschaft nicht. Am andern Morgen wurde noch eine Operation im Offizierslazarett gemacht, dann führte uns der Zug nach Löbau. Ich weiß nicht, ob es

eine zweite Stadt in der Welt gibt, die nur fünftausend Einwohner hat und so allerliebst liegt wie Löbau. Nicht nur die Lage und einzelne Gebäude sind im höchsten Grade anziehend, auch an liebenswürdigen, sehr liebenswürdigen Leuten ist in Löbau kein Mangel. Die Tätigkeit begann natürlich wieder mit der Lazarettinspektion. Ein recht ungebildeter sächsischer Regimentsarzt führte uns zu seinen Kranken. Mit heroischer Ruhe steckte er die wohlverdienten Schnödigkeiten ein, die Wagner ihm reichlich zukommen ließ. Wir fanden bloß siebenundzwanzig Fälle, aber lauter sehr interessante. Des Hospitaldoktors Gehilfe war ein alter Stadtchirurg und zugleich Barbier. Dieser alte Knabe hat mir recht gut gefallen. Seine Verbände waren besser, als die mancher vornehmen Kollegen. An sächsischer Gutmütigkeit fehlte es ihm auch nicht. Im Hospital hatte ein Füsilier eines pommerschen Infanterieregiments gelegen, dem eine Kartätsche fast alle Weichteile an der äußern Fläche des Oberarms weggerissen hatte, um schließlich noch den Knochen zu zertrümmern. Die Hospitalluft bekam dem Pommer nicht, und ergo nahm ihn der alte Chirurg in seine Privatwohnung. Bei einer so großartigen Verletzung, bei der eigentlich gleich die Amputation hätte gemacht werden müssen, hat es die Mühe des alten Mannes endlich so weit gebracht, daß die Wunde sich uns in ziemlich guter Vernarbung zeigte. Mehr aber noch als des Alten Kunst schien die Mühe seiner Tochter Verdienste um die Besserung gehabt zu haben. Ich begleitete Wagner in Löbau allein, da Dr. Schneider für uns Quartier besorgte; so kam es, daß ich allein die Notizen zu machen hatte, auch über den Pommer, seine geröteten Wangen und sein Fieber. ‚Fieber habe ich nicht, Herr Doktor.‘ ‚Aber Ihre Wangen sind doch so glühend rot.‘ ‚Halten zu Gnaden, ich habe das Mädel eben geküßt, als Sie eintraten, ich werde sie heiraten, wenn ich am Leben bleibe; ich habe ein reiches Bauerngut auf Rügen.‘ Armer Mensch! Das Fieber war zu hoch, und statt nach Rügen wird ihn die schöne, treue Pflegerin auf den Friedhof begleiten.

Gegen Abend waren wir mit der Arbeit fertig und bestiegen gemeinsam den Löbauer Berg. Es ist das der Rigi des Lausitzer Ländchens: weit sieht man über das ebene Land, das die Berge hier einrahmen; man sieht die Lausitzer Berge, die Iserkämme, das Riesengebirge und dann am Horizont die Elbberge. Unten liegen die blanken sächsischen Städte in reizenden Gruppen, so das allerliebste Herrnhut. Am 3. August fuhren wir nach Zittau ab. Kaum angekommen, stiegen wir in einen bereit stehenden Wagen, der uns weiter nach Niemes, einer böhmischen Stadt, führen sollte. Welch ein Unterschied besteht doch zwischen Sachsen und Böhmen! Wohlstand, Sauberkeit, allerliebste Häuser und Höfe in Sachsen — Armut, Zerlumptheit, niedrige Hütten in Böhmen.

Löbau, 13. August. Heute reisen wir direkt nach Görlitz, wo Wagner sechs, ich aber nur drei Tage bleiben will, und dann dampfe ich weiter. Ich will nur noch einmal die Hospitäler durchwandern und meine zahlreichen schriftlichen Notizen ergänzen. Dann fahre ich Donnerstag abend, 16./4. August, nach Königsberg, von da Sonntag mittag geradeswegs nach Riga, Montag oder Dienstag vormittag aber mit Extrapost nach Rujen."

Für Bergmann waren die ersten kriegschirurgischen Erfahrungen, die er in so reichem Maße gesammelt hatte, mit der unauslöschlichen Erinnerung an seinen geliebten Lehrer Wagner verknüpft. In einem Briefe, den er ihm im November 1866 aus Dorpat schrieb, tritt sie besonders wohltuend zu Tage. „Ich will nicht länger säumen", schreibt er ihm, „Ihnen nochmals meinen Dank für Ihre uneigennützige Freundschaft und Freundlichkeit gegen mich auszudrücken. Je häufiger ich Gelegenheit gehabt habe, an die interessante Sommerzeit von 1866 zurückzudenken, desto klarer ist es mir geworden, wieviel ich Ihnen zu danken habe. In Berlin haben zwei von der Regierung zu Petersburg mit ellenlangen Empfehlungsschreiben versehene Flottenärzte sich um Anstellungen bemüht und sind endlich nach dem Nikolsburger Frieden in das improvisierte Choleralazarett zu Potsdam gesteckt worden! Ich aber, vom Königsberger Bahnhof an unter Ihren Flügeln geborgen, habe nicht nur die herrliche Zeit von Deutschlands zweiter Erhebung am Schauplatz des Heldenkampfes selbst mit durchlebt, sondern habe meinen chirurgischen Horizont um mehr erweitern können, als Petersburger oder Dorpater Praxis es gestatten. Es gehört aber zu solchem Fortschritt, soll er wirklich Bedeutung haben, die Leitung, die Sie in aufreibender Liebenswürdigkeit mit den preußischen Militärärzten auch mir spendeten. Ob ich das Gesehene nun weiter und selbständig auf andern Schlachtfeldern anzuwenden Gelegenheit finde oder nicht, ist gleichgültig gegenüber dem Nutzen, den mir das Licht gewährt, das Ihre persönliche Anregung und Lehre über mein chirurgisches Dunkel geworfen. Das habe ich lebhaft gefühlt, als ich vor einigen Tagen meinen wissenschaftlichen Bericht an das russische Kriegsministerium entwarf, und als bei jeder Notiz mir Ihr Bild immer wieder vor Augen trat." Bergmann hoffte auf eine baldige neue Königsberger Reise: „Eine Sparbüchse steht auf meinem Tisch, die dazu gefüllt werden soll." Dann aber wollte er mit seiner Frau kommen, die ihm das Band der Dankbarkeit, das ihn an Wagner fessele, noch mehr festigen helfen werde. „Wir können unsre Schuld nicht zahlen, denn unser Reichtum und Glück und Zukunft liegt in Deutschland, von wo wir immer und immer borgen müssen. Wohl uns,

wenn wir so reich beschenkt werden, wie Sie beschenkt haben Ihren dankbaren Schüler und Assistenten E. Bergmann."

Nicht minder herzlich dachte Wagner von seinem Dorpater Freunde. „. . . Seien Sie versichert", antwortete er ihm am 15. Dezember 1866, „— und Sie müssen die Wahrheit meiner Worte empfunden haben — daß ich Ihnen mit gleicher Zuneigung ergeben bin und daß ich lebhaft wünsche und hoffe, die Beziehungen zwischen uns, welche eine leider zu schnell verflogene Zeit geknüpft hat, möchten immer enger und fester werden. Meinen Anteil an den herrlichen und großartigen Erlebnissen des letzten Sommers haben Sie in nicht geringem Maße verschönert, und dafür habe ich Ihnen zu danken. Ich mache keine Redensarten, wenn ich Ihnen sage, daß ich oft den glücklichen Zufall gepriesen habe, der Sie bei meiner Abreise mir zugeführt hat. Sie unterschätzen gänzlich das, was Sie mir gewesen sind, wenn Sie mir großen Dank sagen. Ich freue mich herzlich, daß ich Ihnen die Ausführung Ihres Unternehmens erleichtern konnte; aber indem ich es tat, war ich nicht so uneigennützig, als Sie annehmen, denn ich kettete Sie an meine Wege, um mit Ihnen zusammen zu sein. Machen wir also unsre Rechnung, so denke ich, wir sind quitt, aber ein Fazit bleibt: daß wir gute Freunde geworden sind. Das lassen Sie uns festhalten. Sie können hiernach ermessen, mit welcher Freude ich die Aussichten auf ein nicht zu fernes Wiedersehen entgegengenommen habe. Möge die Sparbüchse auf Ihrem Tische sich schnell und reichlich füllen!..."

Nach seiner Rückkehr schrieb Bergmann auf Bitten eines Freundes für die von ihm redigierte „Neue Dörptsche Zeitung" einige Feuilletons über seine Kriegserlebnisse. An Lebendigkeit und Glanz der Darstellung sind sie den allermeisten ähnlichen journalistischen Leistungen jener stürmischen Tage überlegen, und auch heute noch dürfen die damals mit wahrem Entzücken gelesenen Schilderungen auf allgemeines Interesse rechnen. Deswegen sollen sie hier folgen.

4. Aus preußischen Kriegslazaretten.
Von Ernst v. Bergmann.

„Für die Marodeurs einen Revolver, für den Hunger eine Tafel Fleischextrakt, und Sie können den Weg nach Königinhof gar nicht verfehlen", — das war die stereotype Antwort, die der Etappenkommandant zu Reichenberg unermüdlich liebenswürdig den zahlreichen Fragern spendete, die ihn von früh bis abends bestürmten. Feldprediger, katholische und evangelische, Ärzte in Uniform und Frack, freiwillige Krankenpfleger, Diakonissinnen aus Bethanien und graue Schwestern aus Braunsberg, Johanniterspitzen preußischer Aristokratie und Marketendertypen vom Volke Israel — alle drängen sich

in den Wartesälen, fragen und schreien, grüßen und stoßen einander. Wohl dem, der in dem wachhabenden Wehrmann auf dem Perron einen frühern Tischnachbar aus dem Café Suisse der Berliner Dorotheenstraße erkennt und kraft dieser Protektion einen Sitz auf eignem Koffer bewilligt erhält.

Welch wundervolle Aussicht von dem glücklich eroberten Platze! Der volle Überblick der herrlichen Gegend entfaltet sich. Hoch in den Lüften scheint die Jeschkenspitze zu schweben, ein Kegel, an dessen Fuße das Reichenberger Tal ausgebreitet liegt. Über die Iserkämme windet sich die Chaussee, ein Bandelier zwischen dem bläulich fernen Laub der Berge. Dort kamen sie herab, des Prinzen Friedrich Karl Kolonnen! Übersät mit Dörfern und zerstreuten Höfen, mit hohen Fabrikschornsteinen und phantastisch stilisierten Villen ist die Ebene vor dem Bahnhof. Aber kein Bild des Friedens in dem regen, geschäftigen Treiben auf Feld und Straße. Auf der zertretenen Saat sind ganze Wagenburgen, viele hundert Gespanne zusammengefahren, als wenn wie in uralten Zeiten wieder ganze Stämme unterwegs wären, sich eine neue Heimat zu suchen. Doch nur dem Armeebedarf dienen die großen böhmischen, sächsischen, schlesischen Fuhrwerke. Sie harren ihrer Belastung aus den bis unter das Dach gefüllten Magazinen, den Schuppen der österreichischen Douane. Die Schienenstränge der Bahn sind eng und dicht besetzt mit Güterwagen, die hier zusammengefahren stehen, da die Zerstörung der Bahn ihr Weiterkommen hindert. Der Bahnhof selbst ist Kaserne; auf dem Perron stehen, zu Pyramiden geordnet, die berühmten Zündnadelgewehre; weiter unten ein Dutzend bei Liebenau und Gitschin erbeuteter, nun reich bekränzter Kanonen und neben ihnen fast schoberhoch Haufen österreichischer Flinten und Büchsen, die soeben von preußischen Soldaten durch Ausschießen ihrer Ladungen entledigt werden. Das Schießen mischt sich zum Kommando und Ordnungsruf der Offiziere von der Intendantur, zum Peitschenknall und Geschrei der Fuhrleute, der auf- und abladenden Trainsoldaten, zur Unruhe des sehr gemischten Publikums in den Wartesälen.

In diesen wüsten Lärm tönt das schrille Pfeifensignal einer Lokomotive: ein Zug mit Verwundeten wird in das Getümmel hineingefahren. Wahrhaft herzzerreißend ist das Klagen, Hilferufen, der Schmerzensschrei aus mehr als zwanzig Wagen. Der Revisionssaal ist Verbandplatz: ein weißes Schild mit rotem Kreuz bezeichnet ihn als solchen. Hier heraus eilen die an der Binde der Genfer Konvention kenntlichen Ärzte und Krankenträger. Im Augenblick sind sie in Anspruch genommen, aber immer noch tönt der jammernde Ruf: Pane Doctor, domine, domine! Es ist ein ungarischer Husar, für den sein Kamerad dringend bittet. Die reichen Goldschnüre, die

Pelzverbrämung des Dolmans umschließen eine todesbleiche, schlanke, schöne Gestalt. Das ist die malerische Szeklertracht, die ich vor wenigen Monaten an den Kindern der Theiß und des Weidenufers der Donau bewunderte, wenn ihre Eskadronen auf dem Schmelzer Exerzierplatz Reiterkünste übten, oder ihre schmetternde Zigeunermusik die Säle des Schwender füllte. Die Welle roten Bluts, die hochauf aus der zerschmetterten Schulter quoll, verbot ein längeres Säumen — und die erste chirurgische Tat des fremden Arztes im fernen Böhmerlande war geschehen.

Der eben eingefahrene Zug brachte die angenehme Nachricht, daß die Bahn noch weiter frei und fahrbar wäre, und die ewig sich erneuenden Drangsale und Qualen um Beschaffung eines Transportmittels hatten ihr Ende. Bald dampfte die Lokomotive herbei mit ihrem Tender, von Soldaten besetzt, mit ihren schweren Lastwagen, die die Lazarettbedürfnisse füllten. Zwischen den Kisten und Liebesgaben, den Säcken voll Gips, den Ballen mit Schwämmen und Scharpie, den Luft- und Ringkissen, den schwebenden und nicht schwebenden Schienen nahmen die stillen Leute des Krieges, die Ärzte und ihr Anhang, Platz.

Kühne Bogen, tiefe Einschnitte, lange Tunnel, hohe Viadukte zieren die Bahn, die hier die Wasserscheide zwischen Oder und Elbe durchsetzt. Wie auf der Semmeringstrecke fährt man hoch auf dem Berge, während dicht daneben, aber tief unten das Schienenpaar sichtbar wird, auf dem man nach einer Viertelstunde in entgegengesetzter Richtung vorwärts gleiten soll. Bei Liebenau öffnen sich zwei engere Gebirgstäler zu weiterer Ebene, in der man Schloß Sichrow, Podol und endlich die Höhen von Münchengrätz erblickt. Ein Hügel beherrscht der Täler Mündung: ihn hatten die Österreicher zum Aufpflanzen ihrer Kanonen erwählt, als die Truppen der Ersten Armee hier zum erstenmal die blutige Feuerprobe zum Siege bestanden. Die Bahn verläßt bei Turnau die schöne Aussicht, die sie eben vom hohen Damm und Fels aus gestattete. Rasch durch vier finstere Tunnel ist der Passagier in die wildeste Gebirgslandschaft versetzt. Über stufenweise aneinander lagernde Granitbänke stürzen in waghalsigen Sprüngen die Strudel der Iser, und immer mit ihr in gleicher Höhe steigt bis Falkenau und weiter Hohenelbe die Bahn. Allmählich werden die Felsen niedrig und niedriger, ziehen sich mehr und mehr zurück, und das Auge kann sich an Landschaften weiden von wunderbarer Üppigkeit und noch wunderbarern Kontrasten. Das Panorama des Riesen- und Eulengebirges im Hintergrunde — wildströmende Flüsse, Hochwald bis an die Gipfel der Höhen, weite Flächen wogender Saaten — das ist das im Reichtum seiner Natur strotzende Land, allüberall malerischer als irgendein Punkt Altpreußens; das

Volk aber, das hier den Acker baut, ist ärmlicher, verkommener, elender, als irgendwo in den Dörfern Posens. Auf den Bergen romantisch schöne Schlösser in wohlbewahrter Pracht des Mittelalters und in den Tälern Hütten, zerfallen und zerfetzt. Massive Fabrikgebäude, umgeben rings von hölzernen Baracken, steinerne zweitürmige Kirchen ragen aus schmutzigen niedrigen Dörfern. Meilenweit dehnen sich die wogenden Kornfelder der Klöster, während der Bauer auf dürrem Sandsteinufer der Elbe mit dem Spaten seine Wirtschaft besorgt.

Muße genug, über Böhmens Land und Leute, alte und neue Schickungen Betrachtungen anzustellen hatte der Reisende, der mit dem ersten Zuge der eben in Besitz genommenen Bahn expediert wurde. Die Strecke Turnau-Königinhof hätte der berüchtigte Antipode der Eisenbahn, der heimische Planwagen, wohl ebenso rasch durchmessen als die Lokomotive. Oft wurden die Wagen ausgehakt, und die Lokomotive, allein voran fahrend, sondierte das Terrain; an andern Orten stieg der Zugführer aus und rekognoszierte stundenlang mit seinem Pikett Soldaten die Gegend, oder ein böhmischer Bahnwärter, der „alles in Ordnung!" signalisiert hatte, wurde als Pfand für die Zuverlässigkeit seiner Signale vor das drohende Pistol eines Soldaten gestellt, bis der Zug über die von ihm garantierte Strecke fortgebraust war. Solche Eisenbahnfahrten setzen die zum Dienst in Feindesland eingezogenen Beamten nicht geringern Gefahren aus, als die sind, die Sturm und Kampf bringen. Der Betriebsdirektor der Turnau-Kraluper Bahn ist siebenmal während der kurzen Dauer ihrer Benutzung entgleist. — Königinhof war das Ziel der Fahrt, das Ende der Bahn, denn hinter dem Bahnhof war eine drei Bogen starke Brücke über ein kleines Flußtal gesprengt worden, um die Verbindung mit dem nur eine Meile weiter gelegenen Josefstadt zu unterbrechen.

Das Bild der Verwüstungen des Krieges ist der ganzen Gegend schrecklich aufgeprägt. Rechts von der Bahn den Berg hinan führt eine breite Chaussee, auf der sich das erste Armeekorps fortbewegte, um über Bürglitz die Verbindung mit der Division Fransecky herzustellen. Eine Kette von Wagen nahm jetzt die Straße ein, alle beladen mit Sterbenden und Verwundeten, die beim Bahnhof von zwei Ärzten und einem Dutzend Trainsoldaten empfangen wurden. Wie einfach war die ärztliche Arbeit, die hier vor meinem Auge sich entwickelte — ein Sortierergeschäft en gros! In die Stadt weiter unten am Bergesabhang wurden die Schwerverwundeten dirigiert: die zwei Schuppen und der obere Stock des Bahnhofs waren längst schon gefüllt. Das Feld nebenbei diente den Leichtblessierten als Lazarett, die niedergebogenen Roggenhalme als Betten. Die etliche Klafter lange Grube endlich zur Seite der Schienenstränge unter den

Pelzverbrämung des Dolmans umschließen eine todesbleiche, schlanke, schöne Gestalt. Das ist die malerische Szeklertracht, die ich vor wenigen Monaten an den Kindern der Theiß und des Weidenufers der Donau bewunderte, wenn ihre Eskadronen auf dem Schmelzer Exerzierplatz Reiterkünste übten, oder ihre schmetternde Zigeunermusik die Säle des Schwender füllte. Die Welle roten Bluts, die hochauf aus der zerschmetterten Schulter quoll, verbot ein längeres Säumen — und die erste chirurgische Tat des fremden Arztes im fernen Böhmerlande war geschehen.

Der eben eingefahrene Zug brachte die angenehme Nachricht, daß die Bahn noch weiter frei und fahrbar wäre, und die ewig sich erneuenden Drangsale und Qualen um Beschaffung eines Transportmittels hatten ihr Ende. Bald dampfte die Lokomotive herbei mit ihrem Tender, von Soldaten besetzt, mit ihren schweren Lastwagen, die die Lazarettbedürfnisse füllten. Zwischen den Kisten und Liebesgaben, den Säcken voll Gips, den Ballen mit Schwämmen und Scharpie, den Luft- und Ringkissen, den schwebenden und nicht schwebenden Schienen nahmen die stillen Leute des Krieges, die Ärzte und ihr Anhang, Platz.

Kühne Bogen, tiefe Einschnitte, lange Tunnel, hohe Viadukte zieren die Bahn, die hier die Wasserscheide zwischen Oder und Elbe durchsetzt. Wie auf der Semmeringstrecke fährt man hoch auf dem Berge, während dicht daneben, aber tief unten das Schienenpaar sichtbar wird, auf dem man nach einer Viertelstunde in entgegengesetzter Richtung vorwärts gleiten soll. Bei Liebenau öffnen sich zwei engere Gebirgstäler zu weiterer Ebene, in der man Schloß Sichrow, Podol und endlich die Höhen von Münchengrätz erblickt. Ein Hügel beherrscht der Täler Mündung: ihn hatten die Österreicher zum Aufpflanzen ihrer Kanonen erwählt, als die Truppen der Ersten Armee hier zum erstenmal die blutige Feuerprobe zum Siege bestanden. Die Bahn verläßt bei Turnau die schöne Aussicht, die sie eben vom hohen Damm und Fels aus gestattete. Rasch durch vier finstere Tunnel ist der Passagier in die wildeste Gebirgslandschaft versetzt. Über stufenweise aneinander lagernde Granitbänke stürzen in waghalsigen Sprüngen die Strudel der Iser, und immer mit ihr in gleicher Höhe steigt bis Falkenau und weiter Hohenelbe die Bahn. Allmählich werden die Felsen niedrig und niedriger, ziehen sich mehr und mehr zurück, und das Auge kann sich an Landschaften weiden von wunderbarer Üppigkeit und noch wunderbarern Kontrasten. Das Panorama des Riesen- und Eulengebirges im Hintergrunde — wildströmende Flüsse, Hochwald bis an die Gipfel der Höhen, weite Flächen wogender Saaten — das ist das im Reichtum seiner Natur strotzende Land, allüberall malerischer als irgendein Punkt Altpreußens; das

Volk aber, das hier den Acker baut, ist ärmlicher, verkommener, elender, als irgendwo in den Dörfern Posens. Auf den Bergen romantisch schöne Schlösser in wohlbewahrter Pracht des Mittelalters und in den Tälern Hütten, zerfallen und zerfetzt. Massive Fabrikgebäude, umgeben rings von hölzernen Baracken, steinerne zweitürmige Kirchen ragen aus schmutzigen niedrigen Dörfern. Meilenweit dehnen sich die wogenden Kornfelder der Klöster, während der Bauer auf dürrem Sandsteinufer der Elbe mit dem Spaten seine Wirtschaft besorgt.

Muße genug, über Böhmens Land und Leute, alte und neue Schickungen Betrachtungen anzustellen hatte der Reisende, der mit dem ersten Zuge der eben in Besitz genommenen Bahn expediert wurde. Die Strecke Turnau-Königinhof hätte der berüchtigte Antipode der Eisenbahn, der heimische Planwagen, wohl ebenso rasch durchmessen als die Lokomotive. Oft wurden die Wagen ausgehakt, und die Lokomotive, allein voran fahrend, sondierte das Terrain; an andern Orten stieg der Zugführer aus und rekognoszierte stundenlang mit seinem Pikett Soldaten die Gegend, oder ein böhmischer Bahnwärter, der „alles in Ordnung!" signalisiert hatte, wurde als Pfand für die Zuverlässigkeit seiner Signale vor das drohende Pistol eines Soldaten gestellt, bis der Zug über die von ihm garantierte Strecke fortgebraust war. Solche Eisenbahnfahrten setzen die zum Dienst in Feindesland eingezogenen Beamten nicht geringern Gefahren aus, als die sind, die Sturm und Kampf bringen. Der Betriebsdirektor der Turnau-Kraluper Bahn ist siebenmal während der kurzen Dauer ihrer Benutzung entgleist. — Königinhof war das Ziel der Fahrt, das Ende der Bahn, denn hinter dem Bahnhof war eine drei Bogen starke Brücke über ein kleines Flußtal gesprengt worden, um die Verbindung mit dem nur eine Meile weiter gelegenen Josefstadt zu unterbrechen.

Das Bild der Verwüstungen des Krieges ist der ganzen Gegend schrecklich aufgeprägt. Rechts von der Bahn den Berg hinan führt eine breite Chaussee, auf der sich das erste Armeekorps fortbewegte, um über Bürglitz die Verbindung mit der Division Fransecky herzustellen. Eine Kette von Wagen nahm jetzt die Straße ein, alle beladen mit Sterbenden und Verwundeten, die beim Bahnhof von zwei Ärzten und einem Dutzend Trainsoldaten empfangen wurden. Wie einfach war die ärztliche Arbeit, die hier vor meinem Auge sich entwickelte — ein Sortierergeschäft en gros! In die Stadt weiter unten am Bergesabhang wurden die Schwerverwundeten dirigiert: die zwei Schuppen und der obere Stock des Bahnhofs waren längst schon gefüllt. Das Feld nebenbei diente den Leichtblessierten als Lazarett, die niedergebogenen Roggenhalme als Betten. Die etliche Klafter lange Grube endlich zur Seite der Schienenstränge unter den

Tannen empfing die auf dem Transport Verstorbenen. Über ihren Rand sah ich hinab auf die nun still nebeneinander liegenden weißen und blauen Uniformen. — Als die großen langen Leiterwagen mit ihrer jammernden Last endlich vorübergerollt waren, erging an die Soldaten der Befehl, die Leichtverwundeten zu sammeln und in den sofort umzukehrenden Waggons zu placieren. Obgleich in einzelnen der weiland Last- und Viehwagen die Kranken wahrhaft schichtweise übereinander gelagert wurden, bemerkte man doch kaum eine Abnahme in Zahl und Menge der auf freiem Felde bald unter stechender Sonne, bald unter den Schauern eines Gewitterregens ohne jegliche ärztliche Hilfe Daliegenden. Nur Mönche aus dem benachbarten Kloster Kukus und die eben angekommenen barmherzigen Schwestern gingen mit Wasser- und Steinkrügen in den langen Reihen auf und nieder, labend und tröstend.

„Die angekommenen Ärzte sind sofort in die Stadt zu senden!" lautete die am Bahnhof angeschlagene Weisung, der ich bald folgte. Dem Livländer kann es nicht schwer werden, sich einen Begriff von böhmischen Städten zu machen. Sie entstanden wohl wie die Hakelwerke hierzulande. Der große Grundbesitzer siedelte die Hofshandwerker und Häusler in Blockhäusern an, der Staat schickte seine Beamten dazu, und so ward des Städtchens niedere und höhere Gesellschaftsklasse. Es ist ja charakteristisch genug, daß Böhmen nur eine große Stadt, aber dreihundertvierundfünfzig kleine zählt. Auch Königinhof gehört zu den Ortschaften, in denen des Ackerbürgers Bauernhof mit K. K. Forst-, Weg- oder Mautamt abwechselt. Die Häuser am linken Elbufer sind fast alle niedergebrannt. Neben ihren kahlen Schornsteinen und unter den versengten Zweigen der Obstbäume ihrer Gärten führt der Weg vorbei an zahlreich hier aufgestellten vernagelten und unvernagelt eroberten Kanonen. Zwischen den noch zum Teil gefüllten Munitionskasten, zwischen den Feldpost-, Feldtelegraphen- und Ambulanzwagen mit zerschossenen Achsen lagern neben ihren todmatten Pferden die nicht minder erschöpften Kutscher requirierter Fuhrwerke. An die Chaussee hielt sich unser Weg um so weniger, als die vom retirierenden Feinde zerstörte Elbbrücke noch in Trümmern lag. Seitab über die rasch improvisierten Brücken preußischer Pioniere geht es in die Stadt. In ihren engen hügeligen Gassen bilden Jammer und Elend Spalier. Fast jedes Haus ist Lazarett. In die Lücken des zerschossenen Schiefers der Dächer sind Stöcke mit weißen Lappen als Hospitalzeichen eingepaßt. So rasch folgten die Wagenzüge mit Verwundeten einander, daß ein Bergen der Kranken unter Dach und Fach nicht mehr möglich war. Der größte Teil blieb auf den Straßen liegen, insbesondre die Bogengänge unter den Häusern — die Lauben — waren dicht gefüllt.

Es war dunkel geworden — die Windlichter der mit Erquickungen und Verbandzeug hierhin und dorthin eilenden Heilgehilfen beleuchteten die schauerlichen Gruppen. Die zum Segen ausgebreiteten Arme eines steinernen Nepomuk auf dem „Ring“, dem Marktplatz unsrer Bezeichnung, waren mit Laternen reichlich behängt; in ihrem Licht arbeiteten die Ärzte: der wilde Schmerzensschrei, der dorther tönte, verriet es. Man war beschäftigt, die Wundfläche eines Amputationsstumpfes nach der Quelle seiner Nachblutung zu durchmustern. Bereitwillig wurde dem neuangekommenen Kollegen seine Rolle zugewiesen. Noch vor Mitternacht sollte das große Schulgebäude mit Kranken belegt werden. In den Sälen der Klassen räumten die Revieraufseher des schweren Feldlazaretts gründlich auf. Tische, Bänke, schwarze Tafeln und Katheder flogen in die Äste der Kirschbäume des Schulgartens, ihnen folgten die Bilder Przemysls und König Wenzels, sauber gebundene tschechische Erbauungsbücher, Elektrisiermaschinen und Muschelsammlungen. Blitzschnell war das nötige Stroh herbeigeschafft, waren Betten und Kisten aus den verlassenen Lehrerstuben in Gebrauch genommen. Eine Kompagnie Gardesoldaten, die bei Nachod und Skalitz besonders arg zusammengeschossen war, hatte Königinhof als einstweilige Erholungsstation zugewiesen erhalten — sie ruhte sich im Krankenträgerdienste aus! Als die Prima und Sekunda belegt waren, quartierte ich mich im Arbeitszimmer des geistlichen Herrn, der die Schule dirigierte, ein. Es war jetzt zum Dujourzimmer der Ärzte bestimmt. Das Betpult trug den Instrumentenapparat für Blutstillung, das Repositorium Bandagen und Tourniquets. Ein Teil der frühern Belastung desselben, tschechische Journale, Flugschriften und Aufrufe, dienten nebst einem Bündel Stroh mir zum Lager, des Priesters vielkragiger Mantel zur Decke, während der wachhabende Kollege sich auf dem ledernen Kanapee einrichtete. Beim Scheine einer langen Wachskerze, die vor Reliquien der heil. Anna brannte, und bei einem vortrefflichen Glase Melniker, der aus einer „gemischten“ Handlung bezogen war, ließ ich mir von einem Augenzeugen die Schrecken des Trautenauer Verrats und das Handgemenge in Skalitz schildern, bis endlich die aufgeschreckte Phantasie in verstörten Träumen vergeblich nach Ruhe suchte.

Frühmorgens weckte die Reveille zu neuer Tätigkeit. Für den heutigen Militärarzt bilden die Schußwunden die vorwiegende, fast ausschließliche Aufgabe. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten dieser gegenüber andern Verletzungen, daß unmittelbar nach ihrem Zustandekommen gefährliche Blutungen verhältnismäßig selten beobachtet werden. Die Kugel wirkt nicht wie ein Locheisen, das ohne Unterschied der Teile aus der getroffenen Stelle einen Zylinder mit scharf geschnittenen Wunden herausschlagen würde. Die zerrissene

Form der Wunde einerseits und die Elastizität der Gefäße, die der Kugel ausweichen, andrerseits, bewirken die großartige Tatsache von dem Nichtbluten verletzter Pulsadern. Viele hunderte, vielleicht tausende der bei Königgrätz Niedergeschossenen verdanken diesem Umstande allein ihr Leben. Es hat Tage gedauert, bis man die über ein Schlachtfeld von mehr als zweieinhalb Quadratmeilen Zerstreuten sammeln und die Gesammelten zu den Lazarettstationen transportieren konnte. Beim Einernten des Korns fanden noch vor kaum drei Wochen die Schnitter im hohen Roggen Leichen von Soldaten, die offenbar dahin sich geschleppt hatten, um elend zu verschmachten. In den ersten Tagen nach der Schlacht hat die Haupttätigkeit der Ärzte in der Rettung ihrer Patienten vor dem Tode durch Durst und Hunger bestanden: an ein Anlegen von Verbänden ist kaum gedacht worden. Erst um den dritten und fünften Tag beanspruchten die Blutungen die ganze Aufmerksamkeit und Zeit der Ärzte, denn, bluten die Schußwunden auch nicht immer gleich, so bluten sie später desto häufiger und schlimmer. Das ist die Periode, in die die größten geistigen und körperlichen Leistungen des Arztes fallen. Es darf heutzutage von dem Chirurgen nicht mehr die Fingerfertigkeit und Geschwindigkeit eines Bosco verlangt werden — an dem in tiefem Chloroformrausch empfindungslos Schlummernden soll er bedächtig, mit Überlegung und Kenntnis sein Werk vollenden. Anders bei den Blutungen, wo in Augenblicken mit dem strömenden Blute das Leben entflieht — da muß mit e i n e m Griff geholfen sein! Kaum ist unter den schwierigsten Verhältnissen der eine gerettet, so stürzt schon wieder atemlos ein Wärter herbei mit der Meldung: „Unten verblutet ein Kranker“. Aufregung, Hast und Arbeit der ersten Königinhofer Tage waren fast zu gewaltig.

Von zehn Uhr ab wurden die notwendigen Amputationen der oft schon von Brand ergriffenen Glieder im Bibliothekzimmer der Schule vorgenommen. Bis in die Nachmittagsstunden dauerte das massenhafte Absetzen von Fingern, Füßen, Armen, Beinen. Selbst in der Mittagspause verließen die zum Operieren bestellten Ärzte nicht dieses Lokal, denn auf dem Operationstisch servierte die Schwester-Köchin das gemeinsame Mahl! In den spätern Stunden des Tages wandte sich die ärztliche Sorge wieder dem übrigen Gros der Kranken zu. Man setzte deren Verteilung in die schon eingerichteten und noch einzurichtenden Abteilungen fort und ordnete so gut oder schlecht es ging die bereits besetzten Räume. Dazu kam sofort neue Arbeit.

Mit vollem Recht darf man jeden Krieg eine traumatische Epidemie nennen. In der Tat dürften der verheerendsten Seuche an einem Tage nie so viel Opfer fallen, als der Wald von Benatek Leichen einschloß. Allein nicht in diesem Sinne gleicht der Krieg einer Epidemie:

die Verwandtschaft ist eine viel innigere. Wir wissen, daß die Epidemien meist wie die Cholera durch Ansteckungsstoffe erzeugt werden, durch Gifte und Keime, die der gewöhnliche Verkehr der Menschen verbreitet, und die unter gewissen örtlichen, zeitlichen und persönlichen Bedingungen, den Hilfsursachen, ihre verderblichen Wirkungen entfalten. Jede größere Wunde ist nun nicht einfach bloß eine Zusammenhangstrennung: sie wird unter ungünstigen Verhältnissen eine Giftquelle für den betreffenden Organismus. Der Körper wird zur reichhaltigen Werkstatt furchtbarer Gifte, die er selbst in sich bereitet und dann in sich verbreitet.

Obgleich wie gesagt bei jeder größern Verletzung diese Gefahren drohen, so steht doch auch fest, daß, wo der Kranke in luftigen Räumen, reinlicher Umgebung und sorgsamer Pflege sein Schmerzenslager durchmacht, dort die Entwicklung der verderblichen Stoffe auf der Wundfläche auszubleiben pflegt. Wo aber eiternde, jauchende, brandige Wunden, ausgedehnte Knochenzertrümmerungen und sich zersetzende Blutmassen in Menge zusammengehäuft liegen, ein enger Raum Hunderte einschließt, da ist es sicher, daß Hospitalbrand, Wundtyphus, Faul- und Eiterfieber die Verwundeten schrecklich dahinraffen. Diesem Verderben vorzubeugen gibt es nur ein Mittel: die Zerstreuung der Kranken über möglichst große Landstrecken. Die berühmten Ärzte des großen Napoleon haben zum erstenmal in entschiedener Weise den Transport der Kranken fort aus der Gegend des Schlachtfelds angestrebt. Das Krankenzerstreuungssystem als Schutzmittel gegen die verheerenden Kontagien des Krieges besitzt heute nicht nur die unbestrittene Anerkennung seines hohen Werts, sondern auch die vorzüglichsten Mittel zu seiner Handhabung in den immer mehr sich ausbreitenden Eisenbahnen. Täglich gingen von Königinhof zwei lange Eisenbahnzüge über Reichenberg, Zittau, Löbau weiter nach Dresden und Berlin. In allen Städten, die ihr Weg berührte, befanden sich Lazarette, in denen die durch die Reise Angegriffenen ganz zurückblieben, die weniger Maroden sich vor Fortsetzung der Fahrt zeitweilig erholen konnten. Berlin war lange noch nicht der letzte Sammelpunkt der weit in Böhmen Verwundeten. In Elbing befand sich ein Kriegslazarett, und die Stadt Greifswald richtete sich für die Aufnahme von tausend Kriegern ein. Nicht nur die Eisenbahn entführte die Kranken aus Königinhof: der Johanniterorden unterhielt einen regelmäßigen Zug von mehr als hundert Wagen, die auf den Straßen Trautenau—Waldenburg und Nachod—Frankenstein die Kranken den schlesischen Städten zuführten.

Uns Ärzten in Königinhof erwuchs die Verpflichtung, die daselbst angehäuften Patienten zur Reise vorzubereiten. Das Zerstreuungssystem hätte in so großartiger Weise wie im Feldzug dieses Sommers

nicht durchgeführt werden können, wenn nicht die chirurgische Wissenschaft in den letzten Jahren Mittel beschafft hätte, die allein den Kranken Schutz vor den beim Transport unvermeidlichen Schädigungen sicherten. Durch die Einführung der unbeweglichen Verbände in der Chirurgie ist dieser Anforderung in hohem Grade entsprochen. Gerade die Applikationsweise, die zuerst in Dorpat gelehrt worden ist, feierte nachhaltigen Triumph. Zeit und rein körperliche Handwerksarbeit mit allen Kräften erforderten diese Reisevorbereitungen, denen Tag für Tag, sooft die Blutungen freie Augenblicke gaben, wir uns zu unterziehen hatten.

Auf die glänzenden Resultate der Siege war Preußen in Böhmen ebensowenig vorbereitet wie auf die Riesenzahl Verwundeter, die der Krieg in seine Hände spielte. In Königinhof kamen auf einen verwundeten Preußen neun Österreicher! Als auf dem Hügel von Chlum Viktoria geblasen wurde, übersahen die siegreichen Feldherren nicht einmal zum kleinern Teil die Größe ihrer Errungenschaften. Des Königs Telegramm meldete der Hauptstadt die Eroberung von fünfzehn Kanonen, während schon einhundertvierundsiebzig Beute der Armee geworden waren. In der Voraussicht, der sich wieder sammelnde Feind würde an Mährens Grenze oder bei Pardubitz gefährlichen Widerstand leisten, zog man schon am Morgen nach der Schlacht die disponibeln fliegenden Lazarette weiter der verfolgenden Armee nach. So kam es, daß den in fünf, vielleicht auch acht ersten Tagen nach der nächst Borodino und Leipzig blutigsten Schlacht dieses Jahrhunderts die Kranken wirklich aus Mangel an Hilfe elend zugrunde gingen, verdursteten und verbluteten; so kam es, daß die Zahl chirurgischer Hilfsleistungen aus der ersten Periode eine verschwindend kleine gewesen ist. Was die Ungunst der Verhältnisse im Anfange versäumen ließ, was die Überraschung des Sieges und die mangelnde Vorbereitung verschuldete, hat in der spätern Zeit die großartig wunderbare Leistung freiwilliger Hilfe im Bunde mit des Staats Unterstützung auszugleichen versucht.

Bei den großen Dingen, die Preußen für seine verwundeten Krieger getan, bleiben seine Berichterstatter gern stehen, um ein gebührend reiches Lob den freiwilligen großartigen Spenden zu zollen. Gewiß ist der Stolz, mit dem ein Meister auf wahrhaft große Leistungen zurückblickt, berechtigt. Allein den Leiden gegenüber, denen der Soldat im Kampf fürs Vaterland entgegengeht, scheinen jene Opfer verschwindend klein. Dem in wilder Aufregung der Schlacht durch Feindes Kugel das Herz zerrissen wird, an den tritt der Tod ohne Stachel, leicht und schön. Wer aber im Bette sein letztes Stündlein erwarten muß, dem bleibt ein Kampf, zu dem er so völlig unfähig ist, das Ringen mit dem Tode, nicht erspart. Törichtes Gerede von dem Soldaten-

stolz, der die Klagen über physische Schmerzen unterdrückt habe! Heldentaten in der Begeisterung des Augenblicks kann der Allerfeigste vollführen — Heldenmut in der Prüfung langer Leiden, folternder Schmerzen stetig zu bewahren vermag kein Mensch. Hier schmilzt die Seelenstärke wie der Schnee vor der Sonne. Still und ruhig habe ich keinen der Tapfern aus dem Leben scheiden sehen. „Ich mag nicht sterben, ich will nicht sterben", sagte ein ungarischer Feldwebel, der, als alle Offiziere seiner Kompagnie gefallen waren, nicht kehrtmachen ließ, sondern, selbst schwer durch die Brust geschossen, seine Leute vorwärts in die preußischen Reihen trieb. „Ich bin ja viel zu jung für das Grab, retten Sie mich, mein Vater ist sehr reich!" rief ein kaum sechzehnjähriger Kadett, der voran seiner Mannschaft sich in die Bajonette gestürzt hatte. „Sagen Sie mir ja nicht, daß ich sterben muß", sagte ein Wiener Jäger, „aber lassen Sie mich nicht ohne letzte Ölung hinfahren", fügte er gleich hinzu. An diese Pein und Seelenangst knüpften mit des Glaubens Troste die an den Sterbelagern knieenden Geistlichen unermüdlich an. Ein Teil der Verwundungen pflegt ganz allmählich zur Auflösung des Körpers zu führen: der Geist bleibt klar bis zuletzt. Ein andrer Teil ist glücklicher: wenn die Schatten des Entsetzens sich immer dunkler um ihn lagern, verliert auf der Höhe des Fiebers der Kranke das Bewußtsein. Er ist irre in fieberhaften Delirien sehr eigentümlicher Art. Fast ausnahmslos nämlich sind es angenehme Phantasiebilder, mit denen er sich beschäftigt. Beim letzten Gange des Arztes durch das Zimmer flehte der Unglückliche vielleicht noch: „Erbarmen Sie sich meiner Schmerzen", und nun antwortet er auf die Frage nach ihnen: „Mir geht es gut, sehr wohl." Wen vorher der Gedanke an seine ferne, geängstete Familie nicht zu Ruhe kommen ließ, dessen irrer Geist befindet sich am heimischen Herde. „Kinder, seid Ihr froh, daß der Vater gesund zurückgekommen?" sagte mit freudig verklärtem Gesicht ein österreichischer Oberleutnant wenige Minuten vor seinem Tode, „Mütterchen, ich habe einen Orden" der preußische Todeskandidat ihm gegenüber. Glücklich, daß es solch eine Vergessenheit des Elends gibt, daß die Sprache des Traums eine andre als die des Wachens ist. Auf den Gesunden freilich im Krankensaal macht dieses Irrsein der Massen, der mannigfach bunte Inhalt von Wahnvorstellungen und Phantasiebildern, einen grauenvollen Eindruck.

Nur der Beruf des Arztes, nur der Dienst im Lazarette vermag den Menschen an das Gräßliche zu gewöhnen, vermag ihn vertraut zu machen mit dem Entsetzen. Vor den Augen stets die verzerrten Gesichter der Sterbenden, in den Ohren ihr Stöhnen, Jammern und lautes Schreien: da sollte billig jedem, der eines Mitgefühls noch fähig, das Herz im Leibe beben. Allein es gibt ein Etwas, das über

die Umgebung hinwegsetzt, was Sinne und Gedanken ganz gefangen hält: das ist die angestrengte Tätigkeit. Das gebieterische Muß macht den Menschen frei, selbst von der Beeinflussung durch Angst und Schrecken.

Nicht das preußische Zündnadelgewehr hieß die Siebenundzwanziger und Einundsiebziger festen Schrittes in Tod und Verderben gehen: der Ernst bindender Pflicht lebt im preußischen Soldaten ebenso wie in den Beamten der Krone dieses Landes; jeder Schritt zurück schließt für jenen die gleiche Pflichtverletzung ein wie für diesen ein Unterschleif. Daß von solchem Gefühl Preußens Volk wie Heer durchdrungen, das allein hat die Siege bewirkt, vor denen heute Europa halb in Bewunderung, halb in Schrecken steht.

Allmählich war es in unserm Krankenstande etwas lichter geworden. Die uns zu Gebote stehenden Räume waren richtig belegt. Diejenigen Kranken, die durch penetranten Eiter- und Jauchedunst zumeist ihre Umgebung verpesteten, lagen in Zelten. Die Unterbringung von Krankenmassen, wie sie die Königgrätzer Schlacht lieferte, ist gewiß die schwierigste Aufgabe, die einem Sanitätskommando zufallen kann. Ein Glück, daß es sich um Kämpfe handelte in fruchtbarer, an Dörfern, Höfen, Schlössern reicher Ebene. Waren die Hütten auch schlecht und klein, sie waren wenigstens vorhanden. Ein Schafstall in Sadowa diente als Verbandplatz, eine große Heuscheune unter Maslovic barg fünf Tage lang mehrere hundert Schwerzerschossener. In Switkow und Wschestar waren die Kirchen mit Kranken belegt. — In der ersten Zeit war jeder Arzt, ja selbst jeder Lazarettgehilfe oder Unteroffizier der Krankenträger-Kompagnien ganz auf sich selbst angewiesen. Mit dem Kolben wurden die Türen der Wohnungen eingeschlagen, die Polster der Möbel herausgebrochen; was in Schränken und Kisten Brauchbares sich fand, ward als Pfühl, Kopfkissen, Decke sofort in Beschlag genommen. Fehlte es an Stroh, so mähte der Säbel das nächste Kornfeld nieder, oder mußten die Dächer der Bauernhäuser herhalten. Man sagt wohl, der heutige Krieg schone das Privateigentum: wo aber Tausende mit Tod und Wunden ringen, kennt die Not kein solches Gebot. Wie bunt sahen die Decken aus, die in meiner Lazarettabteilung den siechen Leib der Tapfern wärmten! Dort eine aus bunter türkischer Seide: sie stammte aus dem Prunkgemach des Oberförsters; weiter das Oberbett aus Daunen vom Pfarrhause, eine grüne Decke aus der Ratsbehörde der Stadt, eine Flagge vom Schützenhause, neben dem Überwurf einer Bürgersfrau von Atlas und Samt der von Kugeln durchlöcherte, halbverbrannte Mantel des Soldaten. Sowie die Bahn instand gesetzt war, schwanden wunderbar schnell die Mängel, die uns und unsre Patienten so viel mehr noch drückten. In wenig Tagen waren wir mit Lebensmitteln, Wäsche, Matratzen, Bettzeug, Leinwand, Ver-

bandmitteln wahrhaft überschüttet, und immer noch nahmen die Sendungen und Liebesgaben kein Ende. Die Weine mit eignen Vignetten „für kranke Krieger", „Wundentrost", „Stärkung für Ärzte" bildeten zimmerhohe Stapel. Bettete man einen Kranken um, so lag sicher in der Streu seines Lagers ein Schock Zigarren.

Das Bestreben aller Stände und Schichten eines ganzen Volks, dem gefährdeten Soldaten im Leid und Elend zu Hilfe zu eilen, ist das herrlichste Zeugnis seiner sittlichen Größe. Der Geist echter Humanität, der durch unsre Zeit weht, hat das Schlachtfeld dem Wohltätigkeitssinn der Gesellschaft zugewiesen, hat die Privathilfe in ausgedehntester Weise herangezogen. Die wissenschaftliche Kriegschirurgie der Neuzeit hat das Zerstreuungssystem bei der Pflege der Verwundeten begründet und hat in verbesserten Transportmitteln und unbeweglich festen Verbänden die Mittel zu seiner Durchführung geschaffen. Wissenschaft und Opferwilligkeit der Menschen können aber nichts weiter schaffen als Methode und Material für eine wirklich durchgreifende Hilfe.

Eine richtige Verwertung und Ausnutzung des Gegebenen ist lediglich Sache der Verwaltungen, denen die Gesundheit von Preußens glorreichen Heeren anvertraut war. Es ist hier nicht der Ort, das preußische Sanitätswesen zu bekritteln. Im Schleswig-Holsteinschen Feldzuge haben die maßgebenden Autoritäten der Armee jeden Riemen am Sattelzeug, jedes Band am Tornister des Soldaten sorgfältiger Prüfung unterzogen. Wenn die Ärzte, anstatt ungestüm zum Einregistrieren ihrer Großtaten in die Magazine der medizinischen Tagesliteratur zu drängen, ebenso gewissenhaft über ihre Mängel zu Gericht gesessen hätten, wüßte man von ihren Triumphen vielleicht jetzt ebensoviel zu melden, wie von denen der großen Heerführer. Vor Düppel und Alsen nahm sich der Johanniterorden so energisch der doch nur spärlichen Opfer jener berühmten Kämpfe an, daß des Militärarztes Arbeitsteil unschwer geleistet werden konnte. Als daher dieser so wohltätige Orden dem Staat gegenüber bestimmte Verpflichtungen für Besorgung und Behandlung der Gefallenen übernahm, glaubte man sich trefflich vorbereitet und hinreichend für Ströme Bluts gerüstet. Allein man vergaß, daß überall im Kriege die Größe der Erfolge von der Einheit in Führung und Kommando abhängig ist. Für die zwanzig und mehr Lazarettplätze des Schlachtfeldes gab es keinen gemeinsamen, an Ort und Stelle fungierenden Chefarzt. Der Generalstabsarzt lag krank in Horitz, in Berlin saß sein Stellvertreter, und mit den Hauptquartieren rückten noch am Abend der Schlacht die verschiedenen Generalärzte weiter gen Wien.

Wie der Feldherr genau das Terrain kennen muß, auf dem sein Heer Schlachten anbieten oder annehmen soll, so sollte auch ein ärztlicher

Chef genau das Feld kennen, das die Schlacht mit Verwundeten und Zerschossenen besät hat. Ein solcher aber fehlte dem Königgrätzer Schlachtfelde ganz und gar. So ist es gekommen, daß man drei Wochen nach der Schlacht zum erstenmal von der Anwesenheit eines Lazaretts mit neunhundert Kranken im Dorf Wschestar Kunde erhielt, daß auf dem Schloßhof zu Horenoves acht Tage lang achthundert Verwundete lagen, allein in der Obhut zweier zufällig dorthin gereister Zivilärzte. Nicht nur diese Zivilärzte, auch viele Militärärzte wußten nicht, nachdem ihr Bureau und ihre Obern an der Seite des Divisionsgenerals vorwärts gezogen waren, wohin sie sich wenden, wie sie auch nur das Allernotwendigste herbeischaffen sollten.

In der Tat darf weder von den ältern Ärzten, die bald aus einer beschränkten, bald aus einer bequemen Praxis herausgeholt waren, noch von den jüngern, die aus klinischen Kursen fort in Militärpflicht genommen waren, das Maß von Selbständigkeit und Elastizität, das allein sie für den neuen, enormen Wirkungskreis geschickt machen konnte, erwartet oder sogar verlangt werden. Zum Teil hat schon in der Nacht nach der Entscheidungsschlacht das preußische Oberkommando die genannten Mißstände geahnt und sich zu helfen versucht. Vom Hauptquartier des Königs erging an sämtliche Professoren der Chirurgie an Preußens Universitäten der Befehl, auf das verlassene Schlachtfeld zu eilen. Sie wurden in bestimmte Bezirke verteilt. Die Chaussee, die von Turnau nach Königgrätz führt, teilt die Schlachtstätten in zwei Hälften. Auf ihrer rechten Seite war in Turnau, Podol, Münchengrätz Prof. Bardeleben aus Greifswald placiert, in Horitz und Gitschin Prof. v. Langenbeck aus Berlin, in Hradek und Nechanitz Prof. Busch aus Bonn. Links fiel der Bezirk Königinhof-Trautenau an Prof. Middeldorpf aus Breslau, Cerekwitz-Sadowa an Wilms, Arzt in Bethanien (Berlin), Horenoves-Nedelist an Prof. Wagner aus Königsberg. Die Professoren fungierten in Helmen und Epauletten als konsultierende Generalärzte, und Preußens Regierung hat allen Grund, mit ebensoviel Dank als Stolz auf die Arbeiten dieser Männer zurückzublicken. Doch der konsultierende Generalarzt war kein kommandierender Chef. Nach wie vor machte sich der Mangel eines alles ordnenden, verteilenden, organisierenden Oberhaupts sehr empfindlich bemerkbar. Ebenso wurden das einheitliche Regiment, die passende Wahl und Verteilung bei Zusendung der allenthalben im Reiche gespendeten Lazarettbedürfnisse vermißt. An einzelnen Orten ein Überfluß, geradezu ein Schwelgen im Luxus, an andern dicht daneben der allergrößte Mangel am Unentbehrlichsten. Eine der ersten Sendungen nach Böhmen führte ein unerschrockener Kaufmann aus Breslau auf eigne Rechnung über die schlesisch-böhmischen Berge. Geld und Drohungen an die Kutscher mußte er reichlich verschwenden, ehe er

hinter Glatz noch Fuhrwerk auftrieb. Mit Lebensgefahr wurde ein Angriff von Marodeurs, die unter dem Titel „Landsturm" im Rücken der Armee greuliche Räubereien übten, glücklich zurückgeschlagen. Endlich kam der Zug in Königinhof an — die erste Zufuhr! Begierig riß man die so mühsam herangeschleppten Kisten auf in der Hoffnung auf die langersehnten Schwämme und Verbände und fand — Bonbons, Gläser mit klarem Himbeersaft und Kisten sardines à l'huile. Noch Anfang August lagen in der Realschule zu Reichenberg die Kranken auf Stroh und auf dem Fußboden, während seit vier Wochen in dem benachbarten Zittau mehr als zweihundert fertige Betten ihrer Verfügung harrten. Fast zehn Tage nach Königgrätz traf das erste Krankenzelt ein. Bedenkt man, daß der große Vorteil der Hospitalzelte schon seit Pirogows Reise in den Kaukasus der wissenschaftlichen medizinischen Welt bekannt war, daß schon lange in St. Petersburg, Berlin, Leipzig in den Höfen der großen Krankenhäuser solche Sommerpalaten aus Leinewand stehen, so liegt auch in dieser Verzögerung ein Beweis des Mangels an klarer Ordnung und durchdachter Leitung. Es ist das um so mehr zu bedauern, als zur Kriegszeit nicht der Medizin, nicht der Chirurgie, sondern einer tüchtigen Administration die Hauptrolle angewiesen ist. Was helfen alle mit größter Virtuosität ausgeführten Operationen, wenn der Verwundete in Verhältnissen bleibt, die selbst einem gesunden Menschen schaden können und jedenfalls die Sorgfalt der Nachbehandlung illusorisch machen? Von der Administration, nicht von der Medizin hängt es ab, daß allen Verwundeten gleich die wichtigste Hilfe zuteil wird, daß die Tätigkeit der Ärzte gleichmäßig verteilt wird, daß ihre Auswahl und Anwendung mit Verständnis und Berücksichtigung ihrer Tätigkeit geschieht. Fehlt solch ein Regiment, so werden chaotischer Wirrwarr, Konfusion und Verschwendung in den Kriegslazaretten ebensowenig aufhören als Lärm und Jammer der Blessierten.

Durch das Aufschlagen der Zelte in Königinhof, durch das regelmäßige Evakuieren der Kranken, endlich durch ihr rasches Fortsterben war es uns möglich geworden, allmählich die Räume in richtigern Verhältnissen zu belegen und unsern ärztlichen Dienst für Tag und Nacht zu regeln. In die besser und freundlicher gestalteten Verhältnisse brachen freilich Störungen noch oft genug herein. Schien es doch einmal, als ob es uns gehen sollte wie den aus der Gefangenschaft heimgekehrten Israeliten, die, in der einen Hand die Kelle, arbeiteten, in der andern Hand das Schwert, den Feind abwehrten.

Von den vielen Rätseln in der österreichischen Kriegführung ist das Verhalten der böhmischen Festungen während ihrer sogenannten Zernierung nicht das geringste. Die verhängnisvollen Rüstungen im Norden Böhmens begannen, wie die Zeitungen damals gemeldet

haben, mit der reichen Verproviantierung und Ausstattung der drei Festungen; man schrieb von achttausend Mann, die hinter den Wällen von Josefstadt lagern sollten. Gesetzt auch, die Garnison sei eine zehnmal schwächere gewesen, so genügte selbst diese Zahl noch, die Straßen unsicher zu machen, auf denen die Preußen ihre Vorräte zuführen ließen, denn sie führten dicht an der Schußgrenze der Festung vorüber. Von den Bergen am Königinhofer Bahnhof sah man ganz deutlich die unförmigen Erdhaufen, die das kaiserliche Bollwerk zusammensetzten; mit einem leidlichen Fernrohr unterschied man sogar die Schanzkörbe auf den Basteien. An Spähern, die über die Magazine und Stapelplätze in Königinhof berichten konnten, hat es sicherlich bei dem Haß der böhmischen Landleute gegen die preußischen Deutschen, gegen die Verwüster ihrer Felder nicht gefehlt. Sollte dennoch der österreichische Kommandant geglaubt haben, daß in den Dörfern rings um sein Festungsglacis eine Überzahl Preußen versteckt läge? Wir Ärzte in Königinhof glaubten solches allerdings, bis wir bald eines ganz andern belehrt wurden.

Eines Tages erschollen plötzlich Alarmsignale: Trommelwirbel, ein ebenso schrilles als langgedehntes Pfeifen und dann der ängstlich rufende, weithallende Ton der preußischen Tuba. Bis wir aus den Krankensälen auf den Ring vor das Haus des Platzmajors eilten, war unsre Besatzung schon unters Gewehr getreten. Seit das Gardebataillon seinen Kameraden im Lande ob der Enns nachgerückt war, standen Dreiundzwanziger (Posensche Landwehr) bei uns. Mit der berühmten „affenartigen Geschwindigkeit" ging es zum Tor hinaus, zwei Lazarettwagen hinterdrein. Dem Feind entgegen — es ist doch ein eignes Gefühl: ist der Schritt vorwärts auch noch so fest und bestimmt, die Gedanken fliehen doch rückwärts, fort in schneller Flucht von der Elbe bis über die Düna. Wie redselig waren sonst unsre muntern Polen, und wie lautlos marschierten sie jetzt auf der Chaussee! Der Leutnant, dessen Stentorstimme bei der Parole durch die ganze Stadt schallte, kommandierte nun ziemlich piano. Selbst die Unterhaltung mit den ärztlichen Kollegen wollte nicht recht in Gang kommen. „Gewiß bloß unnützer Lärm." „„Die Landwehr soll wohl etwas geübt werden!"" „Wie sollten sie auch durch die langen Ketten der Vorposten gekommen sein?" „„Sicher bloß eine Stunde Chausseestaub und Sonnenstiche statt Säbelhiebe!"" — und wie sonst noch die tröstlichen Strophen und Gegenstrophen lauteten. Nach kaum einer Viertelstunde liegt der Weg aus dem Flußtal aufwärts, und der Blick wird etwas freier. War es möglich? Die Höhen drüben dicht vor uns waren besetzt — besetzt mit Weißröcken! „Halt!" wurde kommandiert, und augenblicklich — die Präzision ließ nichts zu wünschen übrig — gehorchten wir. Eine sechzehnjährige Ballschönheit verfolgt gewiß

nicht mit so viel Aufmerksamkeit die glänzenden Uniformen als ich die grauen Kroatenkappen und die Federbüsche der Jäger uns gegenüber. Es glitzerte in der Sonne: das war wohl das Schwenken der Gewehre, und nun gewiß gleich kommt die Salve! Sie kam aber nicht, nur lebendiger wurde es in der langen Reihe dort drüben, goldig schillernde Offiziersbinden liefen auf und ab, und, als ich die Augen wieder erhob, war alles leer auf dem Bergkamm: der Feind war abmarschiert. Still hatte unsre Kompagnie gehalten, still stand sie noch lange auf demselben Fleck. Ich näherte mich einem Soldaten und überschüttete ihn mit einer Flut von Fragen: Wo sind die Truppenmassen geblieben, die zwischen uns und Josefstadt stehen? Wie war es möglich? usw. usw. Mein polnischer Preuße verstand aber kein Deutsch. Einer der Offiziere hatte unterdessen meinem Kollegen die Situation klarzumachen versucht. „Die verfluchten Italianos haben vor polnischer Landwehr Respekt", meinte er. Der Herr Sekondeleutnant haßte nämlich die Italiener bitter und identifizierte sie daher gern mit den Österreichern überhaupt. Etwa eine Stunde später meldete ein Pikett unsrer Truppen, das den Berg rekognosziert hatte, daß die Tore Josefstadts bereits lange schon unser vis-à-vis von vorhin aufgenommen. Die Trommel wurde gerührt, und sehr gemächlich unter polnischem und deutschem Gesang, unter lauter Fröhlichkeit und mit Hinterlassung des Inhalts sämtlicher Feldflaschen in die Quartiere marschiert. Unterwegs erzählte mit dürren Worten der allmählich wieder ernsthaft gewordene Leutnant, daß wirklich — es ist unglaublich, aber historisch wahr — drei Kompagnien Posener Landwehr die ganze große Festung Josefstadt zernierten, d. h. — beobachteten, denn von Absperrung war gar nicht die Rede — hatte ja doch der Leutnant selbst noch vor einigen Tagen durch Vermittlung eines Juden sich in den Besitz eines in Josefstadt gekauften Reitpferdes gesetzt! Ich kann nicht leugnen: von jenem heißen Nachmittag an haben wir tagtäglich einen erneuten Besuch der Österreicher erwartet. Unser Krankenstand konnte sie freilich nicht locken, aber die eroberten Kanonen am Schienenweg glitzerten ihren rekognoszierenden Posten doch gar zu verführerisch in die Augen. Sie aber blieben hinter ihren Wällen. „Unsre Leute haben die Italiener doch gar zu sehr in Schrecken gejagt", sagte der Sekondeleutnant. — Noch einmal und zwar zu nächtlicher Stunde haben die Österreicher unsre Königinhofer Garnison in Bewegung gesetzt, um wieder dasselbe Manöver von Vor- und Rückmarsch in Szene zu setzen.

Etwas mehr zu schaffen machte uns die Cholera, für deren Empfang wir im frischen Grün entlegener Obstgärten luftige Zelte eingerichtet hatten. Die Orte an den böhmischen Abhängen und Ausläufern des Riesengebirges sollen schon in frühern Epidemien wenig gelitten

haben: auch diesmal war der Raub der Seuche im ganzen gering.

Meine Arbeit in Königinhof hat nicht länger als drei Wochen gedauert, dann lud mich ein Schreiben des Generalarztes Wagner ein, ihn auf seiner Rundreise durch den neuerdings zugewiesenen Bezirk Reichenberg-Görlitz zu begleiten. Es gelang mir leicht, Wagners derzeitigen Aufenthaltsort zu erreichen: das dazu nötige Fuhrwerk wurde requiriert, gewiß die billigste, wenn auch nicht die freundlichste Reisegelegenheit.

Die ich vorher nur aus der Entfernung kennen gelernt hatte, die unsterblich gewordenen Orte der großen Schlacht, die böhmischen Dörfer, deren Namen jetzt jedes Preußenkind kennt, konnte ich der Reihe nach befahren. Von Dub an, wo der König zu Pferde stieg, bis zum Grabe des Generals Hiller auf der Höhe von Chlum, das als einziges Denkmal zwei in Kreuzesform zusammengebundene Reiser bezeichneten. Noch jetzt lagen auf dem Wege von Chlum nach Horenoves Montierungsstücke aller Art: Patronentaschen, Tornister, Feldmützen und Tschakos haufenweise umher. Im Walde von Benatek, wo Bellona ihre blutige Geißel am wildesten geschwungen, wo bis auf drei sämtliche Offiziere des 27. Regiments begraben sind, lagen Kartätschen- und Granatscherben hageldicht, Vorrat genug, um durch das Geld der reise- und kauflustigen Söhne Englands einst die zugrunde gerichteten Dorfbewohner für den Verlust ihrer Habe zu entschädigen. Die Felder zwischen Horenoves, Bürglitz und Rodow zeigten noch deutlich die Spuren des Gewaltmarsches der 2. Armee; deutlich unterschied man, wo die Geschosse der Artillerie tiefe Furchen in weicher Ackerkrume zurückgelassen, wo Rosseshufe, wo Infanteriemassen die Saaten niedergetreten hatten. All diese Wege führen in radiärer Richtung auf zwei Ulmen zu, die schon vom Königinhofer Berge aus am Horizont sichtbar sind und dem Kronprinzen als Zielpunkt seiner Bewegungen angegeben waren. Die Gräber der Garden daselbst sind des siegreichen Flankenangriffs Denkstein.

Bald lag die Walstatt mit ihren großartigen Sieges- und Todeserinnerungen hinter uns. In pausenloser Fahrt führte uns nun unbehindert rasch die Lokomotive den alten Weg weiter durch Sachsens industriellsten Winkel nach Görlitz. Friedlich strahlten die Lichter aus den Spiegelfenstern malerischer Häuser, überall bewegtes fröhliches Treiben in den breiten Straßen der schmucken Preußenstadt. Musik und Tanz in den Gärten, Zirkus, Theater — es war, als ob Aladin an seiner Lampe gerieben und uns aus der Höhle des Elends in die lichten Säle einer Fee versetzt.

Ich finde hier keinen Platz, der Gänge und Erlebnisse in den sechs Riesenspitälern zu Görlitz, in den Krankenhäusern von Löbau, Zittau,

Niemes, Reichenberg usw. zu gedenken. Die Konsultationen, das Sammeln klinischen Materials in täglichen Aufzeichnungen, zahlreiche Operationen sind Inhalt rein wissenschaftlicher Ausbeute.

Nicht minder interessant als die Fahrten durch die Berge und Täler der Lausitz längs der böhmisch-sächsischen Grenze war der Verkehr mit den Leuten sächsischen Stammes. Die deutsche Eckartstreue gegen die Angestammten stand in schwerer Prüfungszeit. Das Bild des „armen lieben Königs" wurde von zarten Frauenhänden täglich mit frischem Grün bekränzt, und die Photographie der schönen portugiesischen Gemahlin des künftigen Thronerben prangte weit sichtbar an der Halskette jedes Zittauer Fräuleins. Die industriellen Männer dachten zwar vom nahenden Frieden aller Nachteile des preußischen Regiments ohne seine Vorteile, duldeten aber, daß die Kinder Sparpfennige für die Reise nach Dresden zum Einzug des Landesvaters sammelten. In welcher Aufregung war tags darauf die Bevölkerung der Stadt Zittau, als am Abend in der Weinstube des Rathauses ein preußischer Arzt erzählt hatte, zwei weißgekleidete Jungfrauen, Zittauerinnen, hätten dem eben durchgereisten König Wilhelm einen Lorbeerkranz mit einem begeisterten Annexionsgesang überreicht!

Trotz allen Hasses gegen den preußischen Militärstaat, der mit fremder, perfider, italienischer Hilfe den guten König Johann vertrieben, begegneten die sächsischen Hausfrauen ihrer preußischen Einquartierung mit einer Liebenswürdigkeit, einer freigebigen Gastfreundschaft und ausgesuchten Bewirtung, wie solche selbst in Livlands Pastoraten unerhört sein dürften. Die reizende Miniaturwohnung eines jungen Ehepaars, bei dem ich in Löbau in Quartier lag, hat während des Einmarsches vom Prinzen Friedrich Karl — als fünfunddreißigtausend Mann von der nur fünftausend Einwohner zählenden Stadt verpflegt werden mußten — fünfundsechzig Mann treffliches Unterkommen gewährt! Was dem Touristen nie zuteil wird: Aufnahme in die Klubs der Honoratioren, in die Kreise der Familien, Arrangements gemeinsamer Ausflüge — dem Feinde hat der sächsische Bürger solches reichlich in unermüdlicher Zuvorkommenheit gewährt.

Die Inspektionsreise des Generalarztes endete am Schlusse der dritten Woche in Görlitz, wo sie begonnen, und gestattete mir die Wiederholung eines Besuchs in den so reichhaltigen Abteilungen, wahren Museen chirurgischer Kasuistik.

Mittlerweile waren in Nikolsburg schon lange die Friedenspräliminarien ausgetauscht, und hatten in Prag die Konferenzen begonnen. Es kam Order, die verwundeten Preußen, wenn irgend möglich, aus den böhmischen Lazaretten fortzuschaffen, die Österreicher aber in der letzten Station ihres Landes, in Reichenberg, zurückzuhalten, wo zu dem Zwecke ein stattliches, ausgedehntes Schloß des Grafen Clam-Gallas

in die Zahl der Lazarette eingezogen war. Man bereitete sich zur baldigen Übergabe der Arbeit an die österreichischen Kollegen vor.

Immer mehr füllten sich die Züge mit heimkehrenden Rekonvaleszenten, da, wo es die Wunde irgend erlaubte, jedem die Rückfahrt ins Vaterhaus oder an den eignen Herd gestattet war. Kaum ein Tag verging, ohne daß von Görlitz aus ein Extrazug ins preußische Eisenbahnnetz dirigiert wurde.

Es ist eine eigne Wirkung, die die Klänge des sanften Friedensmarsches im Soldatenherzen anschlagen. Im Kantonierungsquartier, im Biwak und auf dem Marsche, da beherrscht das Streben vorwärts den Kriegsmann; von dem Augenblick an aber, wo sie Front nach Hause machen, sind die Kolonnen ganz verändert. Die vernünftigen, besonnenen Männer, die dem Tode ins Angesicht geschaut haben, sind nun Kinder, die nur für den einen Wunsch „nach Hause!" noch Tatkraft ins Werk zu setzen vermögen. Ein fieberhaftes Heimweh ergreift wie eine ansteckende Krankheit die Reihen.

Ich habe nicht gesehen zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten, aber die ganze ergreifende Wirkung des Heimzuges der Beurlaubten und Entlassenen, derer, die nach schwerer Krankheit zu den Ihren eilten, habe ich überall auf der Görlitz-Frankfurter Bahn erfahren. Wohl gleicht kein Fest dem Siegesfest. Mag das berauschte Berlin sein Brandenburger Tor in Licht und Blumen kleiden, mag es sich jauchzend bis an die Pfeiler des Königspalastes schmücken, weit herrlicher erglänzt die Freude in den Augen jedes wettergebräunten Soldaten, der Preußens Boden, das durch sein Blut unversehrte, nun große und starke Vaterland betritt. — Nicht bloß die Hauptstadt, jedes kleine Dorf bereitet sich zur Einholung der Truppen, zum Empfang der Seinigen. Gibt es ja doch keinen Ort, aus dem nicht Väter, Brüder, Söhne in den Kampf gezogen wären. Auf den Bahnhöfen begegnet man dem ganzen Festapparat. Bis dicht an die Barrieren drängt sich das Volk. In jeder Hand sieht man Eichenkränze und Blumensträuße. Transparente und Girlanden, die Jubelinschriften zusammensetzen, zieren Giebel und Portal, während schwarzweiße Fahnen fast auf jeder Signalstange wehen.

Sowie der Zug hielt, setzte sich eine Gruppe älterer Damen zuerst in Bewegung. Das Seidenkleid verriet die Standesperson, und die weiße Binde mit rotem Kreuz die Krankenpflegerin. Aus zierlichem Deckelkorbe, den ein artiger Kavalier nachträgt, werden Erfrischungen aller Art, Zitronen, Liköre, Bierflaschen herausgeholt und auf silbernen Präsentiertellern den Durstigen geboten. Aus reizend gestickten Verbandtäschchen blicken Pinzette, Schere und Scharpie, während kleine Knaben und Mädchen die Heftpflasterstreifen herhalten. Es fehlt auch nicht an ziemlich vollständig geheilten Hiebwunden des Gesichts und

fast vernarbten Fingerstümpfen, deren Träger es für passend halten, an jeder Station neue Scharpiebedeckung zu erbitten. Aber die wohltätigen Damen sind nicht die einzigen. An den Zug treten noch andre als sie. Oft ist es, als ob man Bürgers

> Sie frug den Zug wohl auf und ab
> Und frug nach allen Namen

hier verkörpert sähe! Das alte Mütterchen mit hohem Kopfputz, erzählt der Zugführer, sitzt nun schon acht Tage bei Honsdorf und fragt jeden Soldaten, ob er nicht vom Regiment Alexander — ihr Sohn, der dort diene, habe seit dem 29. Juni nicht mehr geschrieben!

Aufenthalt gibt es an jeder Station genug — vergeblich treiben die Schaffner zur Eile —: Begeisterung, Freude und Tränen erweichen auch ihren harten Sinn.

Die Lokomotive pfeift, und nun wird es erst recht bewegt auf dem Perron. Das junge Volk stürzt herbei. Wie könnten Deutschlands weiße Jungfrauen fehlen! Sowie die Wagenreihe sich bewegt, zielen die Geschickten und wahrscheinlich schon Geübten auf die offenen Fenster — ein Blumenregen überschüttet die Soldaten, und an jedem Bukett klebt ein Zettelchen mit dem Namen der schönen Spenderin. Tausend Scherze beleben die Passagiere des Zuges.

In Frankfurt sollte der Zug Rast halten, aber wer an den Füßen heil war, stürmte in den zur Fahrt nach Berlin bereit stehenden Kurierzug, und mehr als ein Passagier fand sich bereit, das Billett erster oder zweiter Klasse für den stürmisch sich nach dem göttlichen Berlin Sehnenden zu erstehen!





Dorpater Dozentenjahre.
In Amsterdam bei Wilhelm Kühne.

1. Glück und Unglück im Hause.

Zum Semesteranfang war Bergmann wieder zurück, und die Tätigkeit kam bald in vollen Gang. Neben einem fünfstündigen Kolleg über allgemeine Chirurgie hielt er zwei Kurse ab und hatte im Bezirkshospital und in seiner keineswegs ausschließlich chirurgischen Privatpraxis viel zu tun. Dazu kamen die Ausarbeitung des Reiseberichts, ein Vortrag in der Naturforschergesellschaft und andres mehr. „Ernst ist den ganzen Tag nicht zu Hause" ist eine oft wiederkehrende Klage seiner jungen Frau.

Im Juli 1866 war Adelmanns fünfundzwanzigjährige Dienstzeit als Dorpater Professor abgelaufen, und Fakultät wie Konseil hatten sich nach der für die Professoren an den Universitäten Rußlands bestehenden Vorschrift zu entscheiden gehabt, ob er gehen oder noch fünf Jahre bleiben sollte. Schon damals wollten Georg v. Oettingen und andre Freunde und Gönner Bergmann zu Adelmanns Nachfolger wählen. Vorübergehend wurde auch Karl Hueter als Kandidat genannt. „Die bevorstehende Neuwahl für die Chirurgie", schrieb ihm Oettingen im November 1865 nach Berlin, „wird, fürchte ich, äußerst peinlich werden, wenn Adelmann mit Ihnen zu konkurrieren gedenkt. Hueter gegenüber haben Sie den Vorteil, daß Ihre Lehrweise und Lehrtalent hier bekannt und anerkannt ist, während man von ihm in dieser Hinsicht nichts weiß." Eine Zeitlang hieß es, Adelmann bewürbe sich um eine Beschäftigung in Petersburg, weil er mit seiner Emeritur rechnete. Niemand empfand die Peinlichkeit der Lage so sehr, wie der, dem der Vorteil zugedacht war: seinen Schwiegervater um seinetwillen verdrängt sehen mochte er nicht. Auch glaubte er, der niemals unbescheiden von sich dachte, den Ansprüchen, die man an einen ordentlichen Professor der Chirurgie stellen durfte, damals noch nicht genügen zu können. „Bleibt der Papa in seiner Stellung", schrieb er aus Berlin seiner Braut, „so ist mir Zeit gelassen, und Arbeiten, Pläne, Wünsche könnten in Erfüllung gehen. Bleibt er aber nicht, dann ist freilich alles in Frage gestellt. Was ich bis jetzt an schriftstellerischen Arbeiten geleistet, sind ja nur Kleinigkeiten, die wenig Verdienst haben, auf die ich keine Ansprüche gründen kann." Er wünschte Adelmanns Wiederwahl. „Wie es

freilich in Dorpat gehen wird", wendete er ein, „wer kann das wissen? In Dorpat wird die Entscheidung von persönlichen und nicht von sachlichen Dingen gegeben, und um die Gunst von Personen und Kollegen hat der Papa nie gebuhlt." Adelmann wurde aber, wenn auch nur mit knapper Mehrheit — man sprach von einer Stimme — auf weitere fünf Jahre wiedergewählt.

So spärlich gesät auch die arbeitfreien Stunden waren: das junge Ehepaar nutzte sie gründlich aus, zu gemeinsamer Lektüre, zu weiten Spaziergängen in die Dorpater Umgegend, zum Besuche der von der Nielitzschen Wandertruppe gegebenen Theatervorstellungen und des Zirkus Hinné, dessen Erscheinen in der Musenstadt ein Ereignis war. In einem Liebhabertheater trat Hildegard selbst auf, und für eine Aufführung im Adelmannschen Hause sattelte Ernst seinen Pegasus; kurz vor Beginn der Vorstellung dichtete er einen Prolog, der mit viel Beifall aufgenommen wurde. Die Kunst des Versemachens hat er überhaupt oft und gern geübt, mit besondrer Geschicklichkeit fünf Jahre vorher bei der silbernen Hochzeit der Eltern: nach langer beschwerlicher Fahrt durch die dunkle Nacht auf schlechten Winterwegen im Pastorat angelangt, hatte er sich sofort an den Schreibtisch gesetzt und deutsche wie lettische, ernste und fröhliche Strophen in anmutiger Sprache aus dem Ärmel geschüttelt. Mitunter hat er auch als Schauspieler durch seine prachtvolle Bühnenerscheinung und ein von übermütiger Laune belebtes Spiel Triumphe gefeiert.

Dann aber kam die Zeit, da Hildegard ihrer Schwägerin Minna v. Bergmann schrieb, sie würde, wie Ernst ihr prophezeit, bald Gelegenheit haben, „mit einem Püppchen zu spielen", und sich von Herzen auf die neue Kinderstube freute, die das Pastorat Rujen mit einem Reichtum allerliebster kleiner Häkelarbeiten ausstattete. Am 27. Juni 1867 wurde dem Paar ein Töchterchen geboren. So herzliche Freude aber auch mit der jungen Mutter der glückliche Vater über sein Kind empfand: die starke Erregung über die schweren der Geburt vorausgegangenen Stunden zitterte noch lange in ihm nach.

Acht Tage später berichtete er seiner Schwester in einem von Glück und Fröhlichkeit überströmenden Briefe über seinen kleinen Schatz:

„Liebe Minna! Eigentlich wollte ich schreiben: ‚Mein allerliebstes Schwesterchen!' Ich dachte aber, wenn ich so anfange, denkt die Minna gleich: aha! er will sich was erbetteln! In der Tat, ich will eine Bitte wagen, und, erfüllst Du sie nicht, so führe ich aus, was ich heute schon, aber ohne Erfolg, versuchte: ich lasse nämlich meine Tochter an Tante Minna schreiben. Zu dem Zwecke bemühte ich mich, die sehr

schön entwickelten Fingerchen meiner Tochter heute mit einem Bleistift zu bewaffnen, um dann ihr das Händchen zu führen, allein Hildegard erhob einen so wütenden Protest, daß ich dieses ingeniöse Experiment fallen lassen mußte. Ich hoffe indes, daß nach Jahr und Tag mein Töchterchen Kenntnisse und Anlagen zur Federführung genug entfalten wird, um einen Brief an Tante Minna zu Strich zu bringen. Wenn ich nämlich die Verhältnisse ihrer Schädelbildung sowie Gesichtswinkel und Augenhöhlenbau, endlich Nasenwurzelanlage usw. genau ins Auge fasse, will es mich bedünken, als ob das Tibbichen, wie Hildegard sie nennt, wirklich etwas Begabung einst besitzen könnte. Eins ist bis jetzt klar: daß sie für Schlaf und Speise d. h. Trunk bis jetzt bedeutend befähigt sich zeigt. Vier Stunden pflegt sie ganz regungslos zu schlafen, dann bewegt sich die Federdecke, die ihr die kleine Mama gemacht hat: ein Ärmchen, das nicht eingewickelt wird, sondern in einem rotwollenen Jäckchen steckt, reckt sich heraus, die Fingerchen greifen in der Luft umher, und nicht lange dauert es, so erschallt aus vollen Lungen ein lautes Geschrei. Genau zehn Minuten nach der Uhr muß sie zur Entwicklung ihrer Kehle schreien, damit das Bergmannsche Familienübel, die Heiserkeit, nicht auf sie übergeht und sie vielleicht zwingt, einst ein vorteilhaftes Engagement als Opernsängerin am Rigaschen Stadttheater aufzugeben. Ist dieses Pensum abgearbeitet, so lege ich sie höchst eigenhändig an die Mutterbrust. Hier speist nun die Kleine, bis sie einschläft, und ein leichtes Kneifen in die Wangen mir die Überzeugung verschafft, daß sie fest schlummert. Nun tritt die Pflegerin ein und bringt sie ins Bettchen — eine Wiege ist von mir nicht erlaubt worden: sie macht die Kinder träg und nervös reizbar. So wiederholt sich Tag für Tag der Lebenslauf meiner Tochter, bei dem sie mir prächtig zu gedeihen scheint. Mehr von Deiner Nichte will ich Dir nicht schreiben, da ich hoffe, daß Dein Tantenherz Dich bald an ihr Lager treibt, und Du selbst helfen kannst die Frage entscheiden, die uns heute beschäftigt hat: die nämlich, ob die Kleine braune oder blaue Augen hat. Nur noch eins: wahrhaft kolossal ist die Nase der Tochter! Vereinigung von Bergmannschem Unterbau und Adelmannschem Giebel! Bei gehöriger Pflege dieser Anlage wird es mir nicht schwer fallen, einen passenden Schwiegersohn zu finden."

Nach einigen Wochen fand die Taufe statt. Voll Stolz und Freude hielt der glückliche Vater nach dem feierlichen Akte mit einem Arm Frau und Kind umschlossen, während er mit der andern Hand sein Champagnerglas jedem entgegenhielt, der ihm Glück wünschte. Die junge Mutter trug ihr weißseidnes Hochzeitskleid und sah sehr hübsch, aber auch sehr zart aus. Im Sommer verlebten sie alle noch schöne, genußreiche Zeiten in Rujen, im Herbst aber begann die ernste Sorge

um Hildegards Gesundheit. Sie war oft krank, immer müde, konnte keinen Schritt ohne Schmerzen tun. Bis dahin hatte sie der Herzfehler, der ihr Begleiter von ihrem zwölften Lebensjahr an war — eine Insuffizienz der Mitralis infolge einer nach einem Anfall von Gelenkrheumatismus durchgemachten Endokarditis — wenig belästigt, ist es doch bei Herzkrankheiten oft, daß, wofern sich genügende Kompensationen bilden, der Träger des schweren Leidens sich völlig wohl fühlt. Hildegard blühte geistig und körperlich frisch in heiterster Lebenslaune. Aber im Norden sind die Übergänge vom Winter zum Frühling immer rauh und durch Stürme mit Schnee und Regen ausgezeichnet. Trotz größter Vorsicht machte sich jetzt der Rheumatismus wieder geltend, und es kam zu einer sich langsam entwickelnden Komplikation. Ohne seine Frau ängstigen zu wollen, drang Ernst auf eine Reise in den Süden; von der stärkenden Schweizer Luft hoffte er, daß sie „dieses Mahnen ihres Todfeindes“ stille machen würde. Aber es war zu spät. Es waren schwere Qualen, die die arme Frau besonders in nächtlichen Anfällen von Erstickungsnot auszuhalten hatte. In freier Luft wurde es allerdings etwas besser damit: Ernst mietete einen Wagen, worin er seine Frau täglich spazieren fuhr, aber bald nützten auch diese Fahrten nichts mehr. Die Mattigkeit wurde immer größer: er mußte sie in den Wagen heben, wie er sie aus dem Bett auf das Sofa hob. Voll Mitleids blieben die Leute auf der Straße stehen und sahen der armen jungen Frau mit tiefer Sorge nach. Am Tage hatte sie Lebensmut und Hoffnung, um, sobald der Abend kam, wieder mit dem Tode zu ringen. Und doch klagte sie nicht, wollte ihren Mann nicht wecken, sondern duldete still, aber für ihn um so ergreifender. „Es ist ein Unterschied“, heißt es in dem Krankenbericht, den er Professor Wagner nach Königsberg schickte, „als Mann zu sterben, nachdem man gearbeitet und gekämpft, mit des Lebens Ungunst gerungen, Schweres erlebt und bald an sich selbst, bald an den Außenverhältnissen verzweifelte: da ist der Tod eine Art Abschluß. Aber in blühender Jugend, fast möchte ich sagen Kindheit, da des Lebens Mühen sich um die reinen Freuden des Hauses und der Familie allein bewegen, abzuschließen, fort aus dem kleinen, engen, aber beseligenden Kreise zu müssen, das kann ohne schweren, furchtbaren Kampf nicht geleistet werden.“

„Du würdest“, schreibt er seinem Vater, „in dem eingefallenen Gesicht und den tiefen Augen das frische Mädchen nicht erkennen, das ich Dir einst als Braut Deines Sohnes zuführte! So muß ich denn die Flügel sinken lassen und Gott bitten, er wolle sich meiner und meines armen Töchterchens erbarmen, wenn er uns die nimmt, die mit unserm Leben am innigsten verbunden ist!“ Er hatte nicht übers Herz bringen können, Hildegard aufzuklären, aber sie selbst dachte

täglich an ihren Tod, nahm von Edithchen herzzerreißenden Abschied und äußerte zu ihrem Ernst, sie sähe seinem Gesicht an, daß es schlimmer um sie stünde, als er ihr verraten wolle. Da hat er ihr denn mit blutendem Herzen die Wahrheit gesagt. Sie herzte und küßte ihn noch zum letzten Mal, und mit einem „Lebe wohl, Du mein guter, lieber Mann!" sank sie zurück.

Am Ostersonnabend, dem 30. März 1868, um halbacht Uhr morgens wurde sie von ihrer Qual erlöst. „Meine herzensliebe Hildegard ist tot", schrieb Ernst seinem Vater an demselben Tage, „ach! daß ich Leben habe, dieses niederzuschreiben! Am liebsten wäre auch ich still. Sie hat am Karfreitag das Abendmahl genommen, und ihre letzten Worte waren dabei: ‚sterben, glauben!' Ich kann durch Tränen nicht mehr sehen und nicht mehr klagen: der Todeskampf war so schwer. Ich kann nicht weiter."

Alles, was eine reich begabte Frau dem Manne an aufopfernder Liebe zu bieten vermag, hatte sie ihm geboten, und nun war er aus seinem „Paradiese" vertrieben. „Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen", hatte Lessing geschrieben, als ihm nach kurzem Glücke seine geliebte Frau genommen wurde. Gleich ihm kam auch Bergmann schwer über die Verödung seines Hauses hinweg. Aber er war der Mann nicht, sich von Trauer und Schmerz lähmen zu lassen, suchte sich vielmehr durch gesteigerte Arbeit aufzurichten. Es gelang auch insofern, als er gerade in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten so viel zu tun hatte, wie kaum je bisher. Aber als die Sommerferien ihren Anfang nahmen, sein Töchterchen bei der Großmutter Adelmann war, und er ganz allein in den Räumen weilte, die ihm früher eine Welt ungetrübten Glücks bedeuteten, fiel es ihm besonders schwer, die Frische und die Kraft aufzubieten, die sein Beruf forderte; er bedurfte seiner ganzen Willensstärke, sich zu den täglichen unvermeidlichen Gängen und Leistungen zu zwingen. Da befiel ihn Anfang Juni der Scharlach und warf ihn auf vierzehn Tage nieder. Er klagte nicht darüber, daß seine größtenteils ambulatorische Praxis zum Stillstand kam, daß einige große Operationen hinausgeschoben werden mußten, aber er hatte seine Hoffnungen auf einige Ausflüge gesetzt, die ihn aus seinen trüben Gedanken herausreißen, ihn zerstreuen sollten: damit war es nun aus, und es vergingen Wochen, bis sich die alten Kräfte wieder einstellten. Noch ehe er so weit war, kam neue Trauer über sein Haus: nach kurzer Krankheit starb Anfang Juli seine Schwiegermutter.

„Heute würde Hildegard zweiundzwanzig Jahre alt geworden sein", schrieb er am 17. Juli 1868 seiner Schwester. „Vor einem Jahre hatte sie ihr Wochenbett verlassen und ließ sich von mir in den Saal führen, wo ich ihr einundzwanzig Lichtchen angezündet hatte. Sie war

damals glücklich und heiter wie ein Kind; das Schwere, vor dem sie sich gefürchtet, lag hinter ihr, und noch einmal schien ihr dieses Leben, für das sie durch den Fehl im Herzen nun einmal untauglich war, zu lächeln; und sie liebte dieses Lebens Lächeln! Ich habe gestern neu ihr Grab mit Lilien bepflanzt, und um zehn kommen die von oben (Adelmann und dessen Töchter), damit wir gemeinsam alle hinaus gehen können zu dem stillen Plätzchen, auf dem Mutter und Tochter nun gemeinsam träumen!"

„Wer soll denn für Edithchen sorgen?" war Hildegards letzte sie quälende Frage gewesen. Als die Großmutter Adelmann es nicht mehr konnte, übernahm auf Bitte von Ernst, der sein Töchterchen keinen gemieteten Händen anvertrauen wollte, seine Schwester die Sorge für die Kleine, um sie mit hingebender Liebe durch ihr kurzes, aber an körperlichen Leiden unendlich reiches Leben zu geleiten.

Edith hatte sich anfangs gut entwickelt und war ein fröhliches, lebhaftes Kind, das sich durch seine Schelmereien die Herzen gewann. Aber da kam der Herbst 1869, und sie erkrankte an einer Entzündung der Wirbelsäule, die jahrelanges Siechtum voraussehen ließ. „Es war ein Schlag aus heitrer Höhe", schrieb Ernst seiner Mutter im November 1869. „Nach Jahren der Angst und Sorge atmete ich in diesem Sommer etwas freier auf und eilte voll Glück und Freude meinem Töchterchen entgegen. Die traurige Entdeckung am Rücken schmetterte mich ganz danieder. Oettingen gelang es anfangs, mich zu trösten: die gute Ernährung, ja Fülle des kleinen Körpers leiste Garantie dafür, daß weitere Störungen ausbleiben würden. Ich beschränkte mich also darauf, lebhaftere Bewegungen, Tanzen, Klettern, Springen bei dem Kinde auszuschließen und es tagsüber einige Stunden liegen zu lassen. Es ging auch während des Semesters ganz nach Wunsch: Appetit, Verdauung, Bewegung, alles war gut. Da, in der ersten Hälfte des verflossenen Monats, fing Edithchen häufig über Leibschmerzen an zu klagen; sie wurden immer häufiger und lauter. Sie weinte oft ein paar Stunden lang ganz krampfhaft unaufhörlich. Eines Tages bemerkte ich, daß sie fast gar nicht vom Schoß wollte und, wenn ich sie trug, sich so sehr an Hals und Schultern stützte, wie früher nie. Setzte man sie zum Gehen nieder, so stützte sie sich ganz nach vornüber geneigt auf einen Stuhl oder auf Minnas Hände. So konnte ich denn nicht daran zweifeln, daß die bösen Schmerzen von einer Verschlimmerung des Rückenleidens abhängig waren. Ich rief wieder Oettingen hinzu; auch er war meiner Ansicht, und wir machten ab, das Kind nun ganz und gar zu Bette liegen zu lassen. Wie schwer mir dieser Entschluß war, das brauche ich nicht zu schildern. Mein reizendes, muntres Kindchen, das wie ein Wieselchen durch alle Zimmer hüpfte, mir Pantoffel und Stiefel entgegentrug, wenn ich nach Hause

kam, das lag nun ruhig, still weinend, im Bett ... In den schmerzensfreien Zeiten spielt sie immer noch so munter wie in den frühern gesunden Tagen und schwatzt unaufhörlich. Sie übt besonders ihr Gedächtnis. Alle Lieder, die man ihr vorsingt, selbst lange Gedichte, kann sie hersagen, ohne ein Wort auszulassen. Fast jeden Tag bringen wir ihr einen Zeitvertreib. Wenn wenigstens die Qualen und Schmerzen aufhören möchten: ans Liegen und Stillehalten wollten wir und die kleine geduldige Patientin uns schon gewöhnen. Ich verlange und wünsche vom Lebensglück nichts mehr, als daß mir dieses Kind erhalten bleibt, und will die Jahre seines Lebens mit ihm teilen. Mein Trost und Glück soll es sein, wenn ich ihm die Schmerzen lindern und das kleine so reich begabte Leben retten kann."

Es war rührend, zu sehen, wie liebevoll und zart der Vater um sein Kind sorgte, es hob und trug und bettete, es unterhielt und erzog. Er hatte sein Bett vor die zum Schlafzimmer der Kleinen führende Tür stellen lassen, so daß er sie auch nachts jeden Augenblick sehen und ihr Hilfe leisten konnte. Zuweilen kamen freilich auch Stimmungen, in denen er zweifelte, ob er sich geistig wieder „zur Frische junger Arbeit und eines reinen Lebens" aufraffen würde. Der Verfall seines Hauses und Ediths Krankheit hatten ihn wieder in die Kreise der alten Genossen getrieben: ein Betäubungsmittel, „um das nicht zu fühlen, was in meinem Hause mir am Herzen bohrt, um das Schreien meines gequälten Kindes nicht zu hören."

Im Frühjahr 1870 brachte er Schwester und Kind nach Kreuznach. Auf der Reise dahin wurde nur in Berlin Rast gemacht: Ernst besuchte Langenbeck und verlebte in dessen Klinik und Hause einige genußreiche Stunden. Nach Dorpat nahm er sein armes, verkrüppeltes Kind nicht mehr zurück, da dessen Zustand einen dauernden Aufenthalt in Bädern und Kurorten erforderte. Er wußte es ja auch in den allerbesten Händen. Aus Kreuznach siedelten Minna und ihr „armer Lazarus" nach Münster am Stein über, von wo sie bei Ausbruch des Krieges nach Tirol flüchteten. Erst Ende Oktober konnte Ernst sie von Karlsruhe aus aufsuchen: sie trafen sich in München, bis wohin Minna mit der Kleinen entgegengefahren war. „Edith erkannte mich sofort", schrieb er seinem Vater, „und ließ meinen Hals und meine Hand gar nicht los; sie jubelte ordentlich und erzählte mir ununterbrochen von Berchtesgaden und dem Omnibus, in dem sie nach Salzburg gefahren. Ach! würde mein Kind körperlich ebenso entwickelt sein, wie geistig! Aber so, sein Leben lang ein Krüppel, auf den man mit Mitleid und Achselzucken zeigt, zu diesem traurigen Lose ein liebliches Kind erwachsen zu sehen — es ist eine harte Prüfung, und ich konnte meine Tränen bei den Liebkosungen meines Kindes nicht zurückhalten." Dabei war Edithchens Stimmung stets heiter. „Es ist wie

bei der Mutter: den Tod im Herzen, verstand sie zu lächeln und sich ihres Lebens zu freuen." Sie hatte die drolligsten Einfälle und sang ihm viele deutsche Kriegslieder vor.

Von München aus brachte Ernst Schwester und Tochter zum Winteraufenthalt nach Gries, worauf er zur Arbeit nach Karlsruhe zurückkehrte. Im Sommer zog Minna mit Edith wiederum nach Kreuznach. Dort erkrankte die Kleine im Herbst an den Masern und an Lungenentzündung und ward am 3. September 1871 durch den Tod vor einem Leben bitterer Erfahrungen bewahrt.

Auch nach ihrem Ende hat die Leidensgeschichte der Tochter die Gedanken des Vaters oft beschäftigt. Fünf Jahre nach ihrem Tode schrieb er seiner Schwester aus Kreuznach: „Es ist mir endlich gelungen, einige stille Stunden an Edithchens Grabe zuzubringen und in diesen die Erinnerungen alle wieder zu wecken, von dem Augenblicke an, da wir beide vor sechs Jahren hier zusammen einfuhren, bis zu den Tränen, mit denen Du das kleine Grab verlassen mußtest. Jetzt wäre sie neun Jahre alt, und ich könnte ihr viel schon erzählen und welches Glück aus ihren Kinderaugen lesen! Und nun ist es bloß ein Grab von Erinnerungen, das an die lange schwere Lebensperiode mahnt. Mit dem Hügel in Kreuznach ist mir etwas für immer zugeschüttet: das lebendige Band an die Vergangenheit. Aus ihr die reiche, herrlichste Blüte mir zu retten, das waren die Gedanken, mit denen ich so viele tausend Male Edithchen geherzt habe, da kam die Krankheit und machte diesen Ideen ein Ende. Ich konnte mich zu fügen nicht lernen. Aber als ich mich gefaßt hatte und gern auch an die Zukunft des leidenden Kindes dachte — da war es aus. Immer rufe ich mir die Leidensgestalt von Kindern vors Auge, die mit Edithchens Übel behaftet sind, und, sooft ich mir auch sage: ‚Kind, was ist Dir alles erspart worden!‘ drängen sich wieder andre Gedanken dazwischen, und die alte Wunde ist deswegen nicht weniger schmerzhaft."

Auch noch später im Leben sah er sich von seinen Erinnerungen an jenen stillen Platz auf dem schönen Kreuznacher Kirchhof geführt. Als seinem Bruder Wilhelm ein Töchterchen gestorben war, schrieb er ihm im Februar 1896: „Ich habe mir oft, wenn ich meine gesunden, blühenden Mädchen ansah, gesagt: wie würde mein armes buckliges Edithchen sich zu den Schwestern gestellt haben? und oft habe ich geantwortet, es ist gut, daß nicht aller Schmerz über Zurücksetzung usw. an sie getreten ist. Und dennoch, wenn dann wieder das heiße Sehnen, mit dem ich auf ihre Genesung wartete, vor die Seele trat, klaffte der Riß wieder auf, und selbst jetzt, nach fünfundzwanzig Jahren, brennt die alte Wunde! So naiv wie der gute alte Hiob, dem für die verlorenen Kinder der neue Ersatz kam, sind wir heute nicht mehr."

2. Literarische Arbeiten.

Von Bergmanns wissenschaftlichen Arbeiten, die in die Zeit nach dem Kriege von 1866 fallen, beanspruchen die über den Einfluß von Jauche, Eiter und Entzündungsflüssigkeiten auf die Entstehung des Wundfiebers die erste Stelle. Er knüpfte an die Arbeiten von Billroth und Otto Weber an, die über die Pathogenie des Wundfiebers Licht verbreitet und in der ganzen Fieberlehre Epoche gemacht hatten. Aus einem beträchtlichen Material, wovon einzelne Bruchstücke auf seine Anregung und unter seiner Mitwirkung in einige Dorpater Dissertationen übergegangen waren, hat Bergmann durch seine experimentellen Studien manches, was jene beiden Forscher bloß angedeutet hatten, geklärt, viel ergänzt, aber auch viel überraschend Neues hinzugefügt.

Im Jahre 1868 erschienen drei bedeutende Arbeiten von ihm, die in den Fachzeitschriften eingehend besprochen wurden, so daß sie den Namen des Verfassers in der wissenschaftlichen Welt bekannt machten: „Das putride Gift und die putride Intoxikation", „Über das schwefelsaure Sepsin (das Gift faulender Substanzen)", gemeinsam mit Schmiedeberg, und „Über das durch Fäulnis- und Entzündungsprodukte erzeugte Fieber". Ihnen folgte 1872 der Beitrag „Die Lehre von der putriden Intoxikation".

In diesen seinen ersten physiologisch-chemischen Veröffentlichungen stand Bergmann ganz auf dem Boden der Humoralpathologie: er nahm als feststehend an, daß ein bestimmter chemisch darstellbarer Körper, der sich, wie es schien, in allen faulenden stickstoffhaltigen tierischen und pflanzlichen Substanzen bilde, die putride Intoxikation erzeuge. In seiner Sepsinarbeit unternahm er den für die damalige Zeit erstaunlich kühnen und erfolgreichen Versuch, aus faulenden Flüssigkeiten einen Körper darzustellen, der, einem Tiere einverleibt, das Krankheitsbild der Sepsis hervorbringen und erklären könnte. Er und Schmiedeberg fanden ihn in dem Sepsin, einem aus fauligen Hefezellen ausgeschiedenen Gift. Um in der Reindarstellung dieser Substanz zum Ziel zu kommen, ging Bergmann, worüber später zu berichten sein wird, nach Amsterdam zu Willy Kühne.

Dem Fachmann ist geläufig, daß die Auffassungen der Humoralpathologie, auf denen diese Arbeiten Bergmanns beruhten, allmählich durch andre Richtungen verdrängt wurden.

Die Lokalisationslehre der Krankheiten feierte dank Rokitansky und Virchow in der pathologischen Anatomie ihre Triumphe; die Lehre von den organischen Krankheitserregern als dem wesentlichen Moment der Krankheitsäußerungen blühte in der Bakteriologie unter

Pasteur und Robert Koch auf. Die Verdrängung der andern Anschauungsart war stark genug, selbst Bergmann in spätern Jahren beinahe mitleidig lächelnd auf die wertvollen Bemühungen seiner jungen Jahre hinabsehen zu lassen. Er hat den Umschwung zur ältern, weitblickendern Auffassung nur im Beginn erlebt: ein Schüler Schmiedebergs, seines Mitarbeiters aus jener Epoche, Professor Faust, veröffentlichte 1904 die Reindarstellung einer gut definierten Substanz, in der er das Sepsin gefunden zu haben meinte. Mag hierüber Einigung auch heute noch nicht erzielt sein, die Wendung zur humoralen Anschauung zurück hat sich vollzogen: die moderne Immunitätsforschung führte in allerjüngster Zeit wieder zur Hypothese, daß den Krankheitserscheinungen vielleicht aller Infektionskrankheiten ein einziges Gift zugrundeliegt, das aus den Stickstoffsubstanzen des tierischen Körpers entsteht. Dieser einheitliche Stoff heißt heute Anaphylatoxin. Manches ist gewiß anders als in der alten Lehre vom putriden Gift, aber wer wird bei dieser Hypothese, die im Brennpunkt des Interesses der Gegenwart steht, nicht ganz unmittelbar an Bergmanns Experimente erinnert, die ganz Ähnliches beweisen sollten und bewiesen?

Von andern Arbeiten aus den sechziger Jahren nennen wir noch folgende in der St. Petersburger Medizinischen Zeitschrift erschienene: „Zur Kasuistik der Oberkieferresektionen mit nachfolgenden plastischen Operationen“, „Vier Ovariotomien“, „Über die pathologische Längszunahme der Knochen“, „Ein Beitrag zur Kenntnis des blauen Schweißes“.

Auf frühe Dorpater Zeiten gehen ferner seine Studien zur Pathogenie des Hirndrucks zurück: die erste Grundlage seines berühmten Werks über die Lehre von den Kopfverletzungen.

So liegen denn die Anfänge seiner wissenschaftlichen Taten in seiner livländischen Heimat.

Von der Hebraschen Klinik her war Bergmann das Interesse für Hautkrankheiten rege geblieben. In Dorpat hat ihn namentlich die Lepra zu eingehenden Studien geführt.

Hatte schon Wachsmuth ihr Vorkommen in den Ostseeprovinzen unzweifelhaft dargetan, so wies Bergmann in seiner zuerst 1869 in der St. Petersburger Medizinischen Zeitschrift und 1870 in Buchform erschienenen Arbeit „Die Lepra in Livland“ auf Grund der in wenigen Jahren beobachteten vielen Fälle untrüglich nach, daß die Krankheit sich dort in größerer Verbreitung fand, als in irgendeinem andern Lande Mitteleuropas, daß sie herdweise vorkam, unter anderm am Peipussee und in Bergmanns Heimat, dem Kirchspiel Rujen, und daß sie durch Vererbung immer weiter um sich griff. Aus seiner ins einzelne gehenden Darstellung des Krankheitverlaufs und der differentiellen Diagnose ergab sich aber auch, daß die Lepra in Livland in

ihren Erscheinungsformen gewisse freilich geringe, doch nicht bedeutungslose Abweichungen von dem typischen Bilde in den norwegischen Bezirken aufwies. Daher betonte Bergmann: das Auf- und Absteigen der Lepra, wie es sich im Mittelalter vollzog, ihr Aussterben im größten Teile Europas, ihre vielfach behauptete Verwandlung in andre Krankheiten könnten nur durch eine detaillierte Beobachtung in den verschiedensten Ländern und Landstrichen begriffen und erkannt werden. In dieser Beziehung gelte es, nicht bloß das klassische Bild im Norden in Bergen und Drontheim sowie im Süden in Madeira und Java zu studieren, sondern gerade die Gegenden zu durchforschen, in denen sich der Prozeß des Erlöschens der einst so furchtbaren Seuche zurzeit noch eben vollziehe. Eine solche Gegend sei Livland.

Bergmanns Schrift trug nicht nur zur Kenntnis dieser so seltenen, in pathologischer wie klinischer, in ätiologischer wie sozialer Beziehung interessanten Krankheit viel bei: sie machte der Unklarheit, die in Livland in den klinischen Registern und mündlichen Berichten über den Leprabegriff herrschte, ein Ende; sie rief durch ihre Schilderungen den Ärzten in Stadt und Land die Leprafrage wieder einmal ins Gedächtnis. Freilich schritt man in den Ostseeprovinzen erst viele Jahre später zur systematischen Bekämpfung dieser entsetzlichen Seuche.

Bergmanns Begeisterung für die Erforschung der Lepra ging eine Zeitlang so weit, daß er als Diener in seinem Hause einen leprösen Knaben beschäftigte, der, in eine blaue Livree und einen Flügelmantel gesteckt, hinter der Familie herging. Aber lange dauerte das nicht: als die Anschauungen von der Übertragbarkeit der Lepra bestimmter geworden waren, hat er sich mit Sorgen und Unruhe wegen etwaiger Folgen seiner damaligen Handlungsweise gequält.

Früh zeigte sich Bergmann als Meister in der Kunst, Aufgaben, Sorgen, Ergebnisse seiner Wissenschaft in eindringlicher, packender und zugleich schöner Sprache dem Laien verständlich zu machen. Er war ein geborener Redner und ein ausgezeichneter Schriftsteller. Im mündlichen Vortrage zeigte er sich auf der Höhe seiner Gaben. Aber nicht minder lebendig ist sein geschriebenes Wort. Immer ging er darauf aus, den Hörer oder Leser zu überzeugen, zu gewinnen, eine Gefolgschaft zu werben, die ihm helfen sollte, eine Idee, die ihn gerade beschäftigte, durchzusetzen. Wohl hat er mitunter, spricht man doch zu Harthörigen lauter, die Farben ein wenig stark aufgetragen, um seinen Zweck durchzusetzen: immer aber ist ihm, was er mit edler Beredsamkeit betrieb und verfocht, Sache innerster Überzeugung gewesen.

Bergmanns frühster Versuch, ein Ziel, das ihm am Herzen lag, mit Hilfe der öffentlichen Meinung, der Tagespresse, zu fördern, sind drei im Februar 1862 in der ‚Rigaschen Zeitung' anonym

erschienene Feuilletons unter dem Titel „Meditationen eines Arztes über livländische Sanitätsverhältnisse“. Von seiner Kindheit an stand ihm der Jammer der mangelnden Krankenpflege auf dem Lande unter den Bauern vor Augen. Die Forderung, daß man Ärzte in größerer Zahl anstellen sollte, genügte ihm nicht: er trat für Gründung von Landhospitälern ein, mit einer so beweglichen Sprache, daß sie noch heute, ein halbes Jahrhundert nachdem der damals fünfundzwanzigjährige Dorpater Assistent sich an die einflußreichen Kreise seiner Heimatgenossen gewendet hatte, Eindruck macht.

Wer ein rhetorisches Meisterstück in wahrhaft volkstümlichem Gewande kennen lernen will voller Anmut des Geistes und der Form, der lese Bergmanns 1866 im Dorpater Handwerkerverein gehaltenen Vortrag über das Chloroform.

3. In Amsterdam bei Wilhelm Kühne.

Sollten der eigne klinische Unterricht fruchtbar werden, und die wissenschaftliche Arbeit fortschreiten und Resultate erzielen, so war bei dem bescheidenen Dorpater Krankenbestande eine Studienreise in die Hospitäler des Auslands von Zeit zu Zeit unerläßlich. Da sich Bergmann in den letzten beiden Jahren vielfach mit pathologisch-chemischen Untersuchungen, besonders mit der genauen Beobachtung des Stoffwechsels Fieberkranker und dem Wesen der putriden Infektion, beschäftigt hatte, so war ihm in hohem Grade erwünscht, die in ausländischen Kliniken üblichen Methoden, Apparate und Ergebnisse kennen zu lernen und deren Anwendbarkeit auf die Dorpater chirurgische Klinik zu prüfen. Auch seine häuslichen Verhältnisse drängten zu einer zeitweiligen Befreiung von dem gewohnten Zwang. Seiner Bitte, ihm von Mitte Dezember 1869 bis zum September 1870 Urlaub zu geben, stellte aber die Fakultät das Bedenken entgegen, daß der Ausfall seiner Vorlesungen und praktischen Übungen die Studierenden schwer schädigen würde; sie veranlaßte ihn daher, seinen Reiseaufenthalt auf das zweite Halbjahr 1870 zu beschränken, war aber bereit, ihn schon vom 1. Mai 1870 ab von seinen Dozentenpflichten zu befreien.

Bergmanns Absicht war namentlich auf Amsterdam gerichtet, wo seit zwei Jahren W i l l y K ü h n e als Professor der Physiologie eine ausgebreitete und viel bemerkte Lehrtätigkeit ausübte. Er kannte ihn seit den Berliner Tagen von 1865 und den im Räsoneurklub verlebten zwanglosen und anregenden Stunden. Seinen hochbegabten Assistenten hatte Virchow frei gewähren lassen, so daß er innerhalb des Pathologischen Instituts eine Welt für sich, die chemische Abteilung, so gut wie unabhängig leitete und einen Kreis von Schülern um sich

sammelte, die er in der ihm damals wie in seinem ganzen spätern Leben eignen freundlich zuvorkommenden Art in jeder Weise förderte. Seine Vorlesungen über physiologische Chemie, die er zu einem ausgezeichneten Lehrbuch ausarbeitete, zogen eine zahlreiche Hörerschar an, und bedeutende Arbeiten über die Lebensvorgänge der kleinsten Organismen, die peripherischen Endorgane der motorischen Nerven und das Protoplasma und die Kontraktilität hatten ihm schon in sehr jungen Jahren einen Namen gemacht. Dazu kam die herzgewinnende Persönlichkeit voll heiterer Lebenslust und übersprudelnder Unterhaltung. Von ihm und einem Arbeiten in seinem Laboratorium versprach sich Bergmann am allermeisten. Hieran sollte sich ein langer Studienaufenthalt in Heidelberg bei Gustav Simon, dem Nachfolger des früh verstorbenen Otto Weber, schließen, und auch an Straßburg und Paris wurde gedacht.

Nachdem er Edith in Münster am Stein untergebracht hatte, unternahm er eine achttägige Erholungsreise, die ihn über den südlichen Teil des Hunsrücks nach Trier führte; von da ging es die Mosel hinab und dann an den Rhein. Auf ihm und an seinen Ufern genoß er, wie vor fünf Jahren, schöne, nur allzu schnell verfliegende Tage. „Der herrliche Strom", schreibt er am 7. Juni seinem Vater, „wird auf keinen Menschen seine Anziehungskraft verlieren, ‚denn nie eint sonst so glücklich die Natur Glanz, Milde, Kraft und längst vergangner Zeiten Spur'. Freilich habe ich diesmal nicht mehr als leicht bebürdeter Jüngling seine Berge betreten: auf mir lag die Riesenlast der Sorge und des Grams, und die mag es erklären, warum ich mich schon nach so kurzer Wanderung wieder nach den Laboratorien und Krankensälen sehne. In der angestrengten Arbeit allein liegt die Möglichkeit des Vergessens; habe ich freie Zeit, so martern mich die traurigsten Gedanken selbst in den schönsten Gegenden. Ach! ich wünschte zuweilen, ich hätte Deinen Charakter, bei jeder Spur von Besserung glücklich zu hoffen. Das stete Grübeln, Sichquälen und Sorgen ist wohl mehr mütterliches Erbteil und hat mein Haar vor der Zeit grau gemacht." Pfingsten verbrachte er in Elberfeld. Von da ging es nach Amsterdam voll Spannung, ob Aussicht vorhanden, „daß ich die Fieberfrage und die nach der Ursache der schädlichen Wirkung faulender Substanzen zu lösen imstande bin."

Er brauchte Zeit, sich an den fremdartigen Eindruck, den die seltsame Stadt auf ihn machte, zu gewöhnen. „Sie ist eine Art Venedig", schreibt er seiner Schwester „größer, aber die architektonischen Schönheiten fehlen. Fast alle Häuser stammen aus dem siebzehnten Jahrhundert und sehen genau so aus, wie die ältesten und höchsten Häuser Rigas. Sie stehen mit der Giebelseite zur Straße, sind vier- bis sechsstöckig, aber sehr schmal, in der Regel nur von einer Familie

bewohnt, denn Raum haben sie nicht viel. Der Umstand, daß fast alle Häuser aus dunkeln Backsteinen erbaut sind und fast nur aus Fenstern, nämlich an der Straßenseite, bestehen, gibt ferner ganz merkwürdige Bilder. Endlich, wegen des sumpfigen Bodens, sind wie in Petersburg die Häuser auf einem hölzernen Pfahlwerk erbaut. Der in der Erde liegende Rost ist im Laufe von fast drei Jahrhunderten stellweise morsch geworden; daher findet man selten ein Haus, das gerade steht. Rechne dazu, daß mehr Kanäle, viel mehr als Straßen, die Stadt durchziehen, so lohnt der Anblick von Amsterdam allein eine Reise nach Holland."

Er mietete sich eine „gestofeerte Kamer", d. h. ein möbliertes Zimmer, „Rußland B 160", eine zu ebner Erde nach hinten gelegene ziemlich jämmerliche Stube, zu der man erst gelangte, wenn man einen Kramladen passiert hatte. Den Kaffee mußte er sich selbst bereiten, dafür deckte ihm aber die Wirtin einen Tisch mit wenigstens zwanzig Schüsselchen, Schälchen, Kannen, Tellern, Tassen und brachte ihm einen Kessel mit heißem Wasser und einen Riesenapparat mit einer Filtriermaschine, „und es dauerte eine Stunde, bis ich die Bedeutung dieser Sachen erraten."

Er durchkreuzte Amsterdam nach allen Richtungen und fand es „voller Verdrehtheiten" mit seinen unzähligen Zugbrücken und den vielen die Stadt in Schlängelungen durchsetzenden, die Häuser unterminierenden Wasserläufen, „deren einige ärger stinken, als die faulende Hefe, aus der ich mich bemühe mein putrides Gift darzustellen."

Am anziehendsten war ihm ein Abendspaziergang durch die von reichen Leuten bewohnte Heerengracht an den Kaffeehäusern vorüber, an deren Fenstern „in schönster Aufdonnerung", nur von den Zimmerlampen beleuchtet, jugendliche Schönheiten saßen und auf die lustwandelnde Menge hinabschauten. „Da Hals und Arm bloß getragen werden, so nimmt sich solch ein Gang abends etwa wie einer unter den Kastanien Granadas und Sevillas aus." Diese Ähnlichkeit wurde noch größer im Judenviertel, das er, da das Gebäude für physiologische Chemie darin lag, oft Gelegenheit hatte sich genauer anzusehen.

„In Amsterdam", schreibt er, „hat sich der Jude in orthodoxer Eigentümlichkeit erhalten. Seit fast dreihundert Jahren hat man hier die Juden geduldet, ja ihnen gleiche Freiheiten mit den Christen gegeben. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sind sie, aus Portugal vertrieben, hierher übergesiedelt und haben sich längs der Amstel im echten holländischen Stil angebaut. Aber nur ihre Häuser gleichen denen ihrer andern Mitbürger, sie selbst sind völlig isoliert geblieben. Alle sind strenge Talmudisten. Freitags um halbsechs wird es auf ihren Straßen still, das Heer alter Kleider, Kessel, Bilder usw., das sonst in

Bergen auf den Gassen liegt, ist verschwunden, in den Häusern brennt nur am größten Fenster der Mitteletage das siebenarmige Licht, und in den Fenstern liegen aufgeputzt im weißen Leinenkleide und tief entblößt den dunkelbraunen Hals die Jungfrauen Israels und hören der schnarrenden Stimme des Hausherrn zu, der die Geschichte des Auszuges aus Ägypten vorliest; dazwischen ertönt ein Psalm ,Das Meer stand und wich, der Jordan trat zurück', und dann weinen sie alle laut, und wieder fängt der Lesende an. Ich bin stundenlang am vorigen Freitag und Sonnabend umhergegangen in den ausgestorbenen Straßen, d. h. nur am Freitag sind sie ausgestorben: am Sonnabend geht der Jude die erlaubten Sabbatwege Schritt vor Schritt im lächerlichen Staat. Alter und neuer Samt, schwarz und rot, prangt am Anzug der Männer, und das Heer der Anilinfarben schmückt die schwarzäugigen Frauen mit Habichtsnasen, wie ich sie noch nie gesehen, und mit Locken, schwärzer als der Tinto, von dem sie einst vertrieben wurden. In den Synagogen wird noch heute der große und der kleine Bann geübt wie damals, als sie Spinoza verfluchten und aus ihrer Mitte stießen."

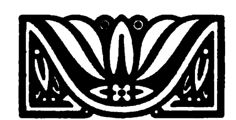
Kühnes Laboratorium fand Bergmann großartig eingerichtet, seine Vorlesungen höchst geistvoll, nur las er über die Köpfe der Studenten hinweg, „aber für mich herrlich, obgleich auch ich scharf arbeiten muß, um folgen zu können". Was er schmerzlich empfand, waren aber nicht nur das Alleinstehen und die mangelnde Möglichkeit, sich mit den Leuten auf der Straße und in den Restaurants zu verständigen: auch die ungenügenden chemischen Vorkenntnisse waren harte Nüsse, die ihm seine Arbeit zu knacken gab. Störend wirkte auch, daß ein Gasapparat für Blutanalysen, wie er ihn brauchte, erst in Berlin bestellt werden mußte. Endlich überraschte ihn recht unangenehm, daß das Studienhalbjahr schon Ende Juni schloß.

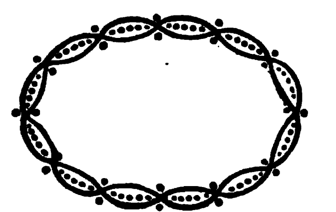
Er hatte Gelegenheit, mit Kühnes Assistenten und einigen andern jungen Dozenten des Athenäums, Ärzten und Studierenden nähere Bekanntschaft zu machen, und beim gemeinsamen Mittagstisch im „Hof van Holland" flogen die Stunden schnell dahin. Mit froher Laune schildert er diese Gesellschaft in einem Briefe an seine Schwester: „Der erste am Platz ist gewöhnlich Dr. Rose, Assistent des Chemischen Instituts. Er ist der Sohn eines Advokaten in Düsseldorf, hat in Göttingen studiert und sich dort durch eine Untersuchung über die Kristallformen gewisser organischer Säuren ausgezeichnet. Infolgedessen ist er hierher empfohlen worden, hat rasch das Holländische erlernt und ist eben Privatdozent geworden. Er sieht sehr gut aus, schneidet dreißig hübschen Millionärskindern die Cour und wird mit der Zeit reicher Fabrikritter oder Professor in Leiden. In unsrer Gesellschaft ist er der lebhafteste und geistreichste, voll sprudelnden

Humors und immer guter Laune. Kühnes Erster Assistent ist Dr. Sanders, ein Holländer, der aber in Leipzig studiert hat, ein sehr geschickter und gründlich gebildeter Physiolog. Er ist furchtbar häßlich, schielt und ist ein eingefleischter Holländer. Geist ist nicht viel vorhanden, aber großer Fleiß. Er kennt keinen andern Genuß, als physiologische Arbeiten: elektrische Vorgänge an Fröschen prüft er eben mit einem allerliebsten Apparat. Für mich ist Sanders von großer Wichtigkeit, da er mir viel anzuzeigen hat. Er tut das mit Geduld und Anspruchslosigkeit, weshalb ich ihn durch meine Schwärmerei für Holland meinerseits zu entschädigen suche. Indem ich ihn gegen Roses beständige Schmähreden in Schutz nehme, habe ich sein Herz gewonnen. Er hat mich sogar mit mehrern holländischen Ärzten bekannt gemacht, die Freitags in der Dobbelborg, einer uralten echt internationalen Kneipe, ihren Kegelklub haben, und mit denen ich Kegel schieben muß, was ich herzlich schlecht vortrage. Der Dritte unter uns ist Kühnes Zweiter Assistent Dr. Flemming aus Rostock (später Professor der Anatomie in Kiel), ein schüchternes Jüngelchen von fünfundzwanzig Jahren, der mir als ungeheures Geheimnis anvertraut, daß er in diesen Ferien das Herz einer Stettinerin zu erobern hofft. Er ist ein guter Mikroskopiker, aber stark philisterhaft. Der Letzte am Mittagstisch ist ein Amsterdamer Kaufkommis, der über alles, was wir sagen, pflichtschuldigst lacht, überhaupt sehr unbedeutend ist. Dennoch hat er eine interessante Lebensgeschichte. In unsern Kreis ist er durch Rose gekommen, dessen Schüler in der Chemie er ist. Der junge Kommis lebte bis vor einem Jahre harmlos hinter oder vor den Säcken mit Kaffee und Gewürz. Da erschien hierselbst zum Besuch ein furchtbar reicher Plantagenbesitzer aus Java, sein sehr entfernter Onkel. Der Neffe macht einen Besuch und wird von dem Augenstrahl der schönen Kusine aus den Sundainseln entzündet: er verliebt sich unsterblich, und sie findet an dem weißen Teint und der tadellosen Toilette des armen Handlungskommis endlich auch ein Wohlgefallen. Kurz vor der Rückreise nach Java liegen sie sich in den Armen, werden aber gräßlich vom Vater gestört, der mit der Arie ‚Fort, fort, Du ehrvergessener Bube!‘ das liebliche Duett unterbricht. Lange Verhandlungen stimmen schließlich den alten Sklavenhalter so weit milde, daß er sagt: ‚Lieber Neffe, Du bist arm, also ein Lump; wenn Du indessen innerhalb eines Jahres Dein Examen als indischer Beamter machst, so will ich Dir in der Hauptstadt Javas eine Stelle als Sekretär des Gouverneurs verschaffen. Dann kannst Du um meine Tochter werben!‘ Damit flog der Neffe aus dem Amstel-Hotel heraus. Bald darauf lichtete eins der Schiffe des Onkels seine Anker, und fort ging es zum Äquator. Der arme Neffe aber nahm das Examenreglement zur Hand. Es ist kolossal, was hier in Holland examiniert wird. Für jede Kolonie haben

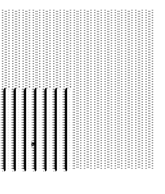
die Regierungsbeamten ein besondres Examen abzulegen, für Java: Kenntnis der englischen Sprache, Nationalökonomie, Chemie sehr gründlich, Botanik und Zoologie. Englisch verstand unser Kommischen etwas, und in den andern Fächern nimmt er bei Rose und noch einem andern Dozenten Unterricht und arbeitet, wie Rose sagt, pferdemäßig, aber auch mit etwas Pferdehirn. In einem Jahre konnte er das Examen nicht leisten, aber jetzt hofft er zum Schluß des zweiten es zu absolvieren, und dann winkt ihm die Küste von Java!"

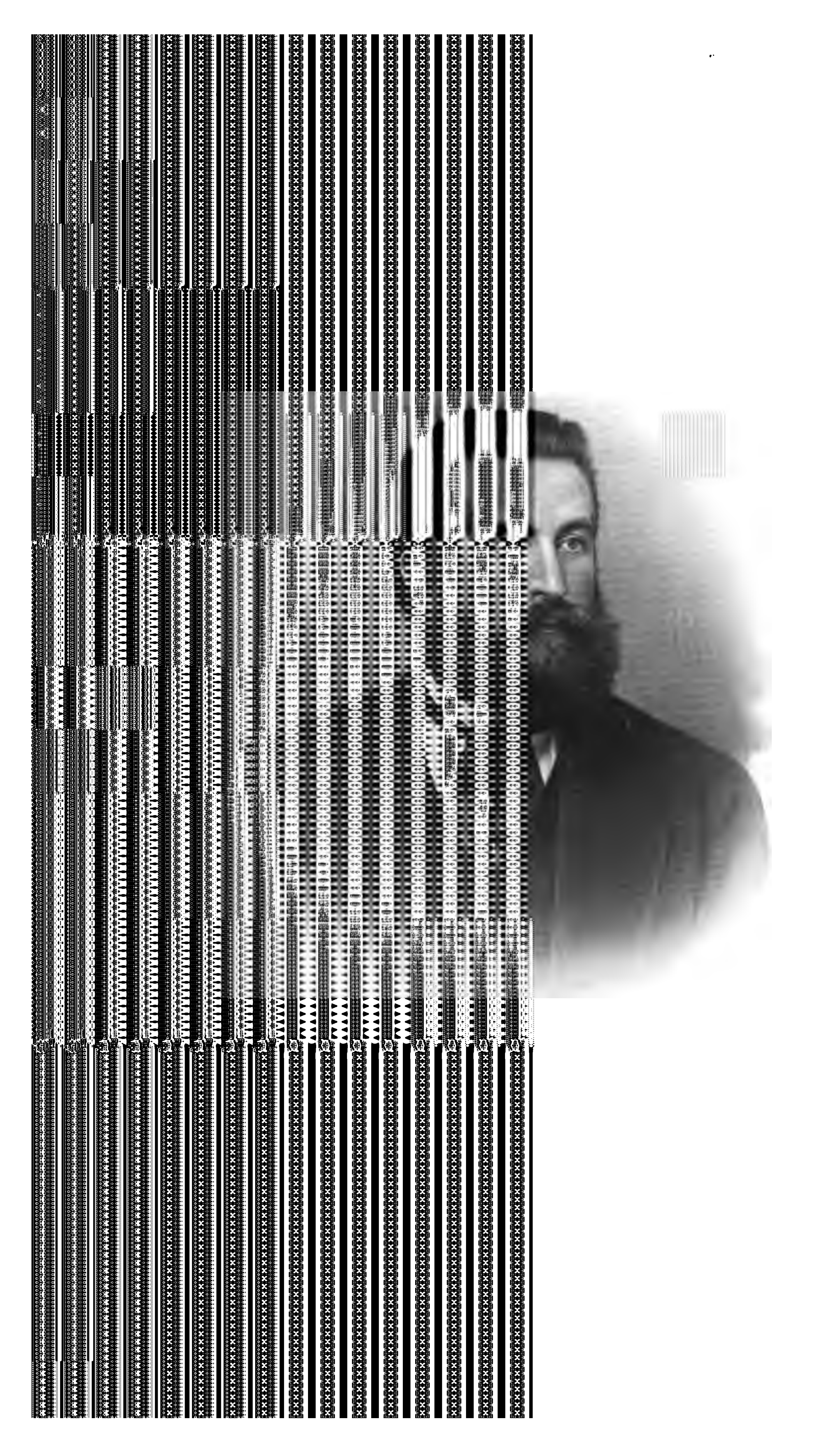
Dank diesen und andern Bekannten und Willy Kühnes unveränderter freundlicher Gesinnung fand sich Bergmann in die ihn anfangs so fremdartig anmutenden Amsterdamer Verhältnisse und gedachte, nachdem Kühne Ende Juni seine Vorlesungen geschlossen hatte, im Herbst auf drei Monate dahin zurückzukehren. Auf diese Zeit waren alle seine Hoffnungen gerichtet. Dann wollte er auch den Verkehr mit einigen Kaufmannsfamilien, an die ihn Professor Wagner empfohlen hatte, fortsetzen, war er doch überall freundlich aufgenommen worden. „Die deutschen Familien", schreibt er, „halten hier sehr zusammen, und ihr großer Reichtum schützt sie vor Einseitigkeit, da er ihnen Gelegenheit gibt, die Welt von Surinam bis Berlin zu durchstreifen." Auch die chirurgischen Kliniken, in denen, wenn es auch um die Chirurgie selbst nicht zum besten stand, doch das Krankenmaterial groß war, und er wöchentlich etwa zehn große Operationen sah, wollte er dann eifrig besuchen. Da brach unerwartet der Deutsch-Französische Krieg aus und ließ seine Amsterdamer Pläne und Kühnes Versuche, ihn zum Physiologen umzuwandeln, scheitern.





Im Deutsch-Französischen Kriege





1. Chefarzt des Lazaretts Seilerbahn in Mannheim.

Bei Ausbruch des Krieges war Bergmanns erster Gedanke: wie komm' ich da hinein? Sofort fuhr er nach Berlin und bat um Verwendung in einem Militärlazarett. Bei dem Überfluß an tüchtigen einheimischen Ärzten waren seine Aussichten zunächst ungünstig. Erst nachdem er den ihm stets wohlgesinnten Leibarzt Kaiser Alexanders des Zweiten Dr. Karell telegraphisch um seine Vermittlung bei dem Generalstabsarzt Dr. Grimm gebeten hatte, kam er zum Ziel. In der Nacht vom 7. auf den 8. August klopfte es an die Tür des Zimmers, das er mit dem Dorpater Kollegen Naunyn in der Wohnung von dessen Mutter, der Frau Bürgermeister Naunyn, am Askanischen Platz teilte: eine Ordonnanz überbrachte ihm ein Schreiben von Grimm, worin er ersucht wurde, sich sofort nach Mannheim zu begeben und in dem dortigen Etappenlazarett unter Leitung des Professors Volkmann unverzüglich in Tätigkeit zu treten. Schon um elf Uhr vormittags saß er im Offizierscoupé des Zuges, der das 1. Bataillon des 49. Pommerschen Infanterieregiments mit seinem Stabe und seiner Musik über Mannheim in die Pfalz bringen sollte. Über die Ereignisse der folgenden Tage berichtete er seiner Schwester aus Mannheim am 12. und 16. August:

„... Die Fahrt wurde mit der Zeit — sie währte nämlich dreimal vierundzwanzig Stunden — ermüdend. Trotzdem war sie interessant durch allerlei Erlebnisse. Schon der militärische Charakter der Expedition unterhielt mich. Ein Hornist gab die Signale zum Anhalten, Ein- und Aussteigen. Der Major kommandierte mit dem Zugführer vom ersten Wagen aus.

Den ersten längern Aufenthalt hatten wir in Erfurt, wo das Bataillon gespeist wurde. Im Güterbahnhof und dessen Schuppen waren die Tische aufgestellt. Am obern Ende jedes Tisches saßen die Offiziere. Die Ärzte speisten mit dem Regimentsstabe. Ich kneipte mit dem Regimentsadjutanten ganz tüchtig, denn er hatte sich von den Berliner Damen, die auf dem Anhalter Bahnhof die Honneurs machten, mehrere Rotweinflaschen in die Taschen seines Paletots stecken lassen. Es war schon heller Tag, als wir in Bebra ankamen. Hier begegnete uns ein Transport von sechshundert französischen Gefangenen. Da wir wieder mehrere Stunden auf dem Bahnhof sitzen

blieben, hatte ich Zeit, mir die Typen der Zuaven, Turkos usw. genau anzusehen. Ja, es blieb mir nichts andres übrig, als mich mit einem französischen Kürassier zu unterhalten. Er fragte, was das rote Kreuz im weißen Felde bedeute, das ich an meinem Arm trüge. Ich antwortete, denk' Dir, französisch, und zu meinem Erstaunen verstand er mich. Er fragte überhaupt so viel, daß, wenn ich nur ‚oui, oui, monsieur, c'est juste! Prisonné à Woerth? — terrible bataille, grande bravour de nos soldats' sagte, die Unterhaltung lebhaften Fortgang nahm.

Vor Frankfurt mußten wir zehn Stunden lang auf freiem Felde warten, bis der Bahnhof frei war, und wir hineinfahren konnten. Als wir hielten, war es Nacht; sowie es Morgen wurde, ließ der Bataillonskommandeur die Musik in ihrem Coupé spielen, und, als ob sie ein Signal gewesen, stürzten förmlich die Bauernfrauen herbei mit Brot und Kaffee, um die Soldaten zu traktieren. Es reicht wirklich bis an die Grenze des Märchenhaften, was die deutschen Städte und Dörfer für die Erquickung der durchziehenden Truppen getan haben. Auf jedem Bahnhof flossen Ströme Weins, gab es Butterbröte, Wurst, Backwerk, Früchte in Fülle. Man muß Deutschland in seiner Opferfreudigkeit gesehen haben, um sich einen Begriff von der Liebenswürdigkeit dieses Volks zu machen. Die Gegend von Marburg ist arm, dennoch wimmelte es von Bäuerinnen, die aus ihren Vorratskammern den letzten Speck oder hart gekochte Eier hervorgesucht hatten, um sie den Soldaten zu spenden. In Hessen sah man aber schon viele verweinte Gesichter: es war ja das hessen-nassauische Korps in der Weißenburger Schlacht gewesen und natürlich gründlich mitgenommen worden. Langsam, immer mit mehrstündigem Aufenthalt, ging es über Guntershausen, Marburg durch Frankfurt nach Mannheim. Von Frankfurt nach Mannheim brauchten wir einen ganzen Tag! Meiner Order gemäß hatte ich mich zuerst dem Etappenkommandanten hierselbst vorzustellen, was auf dem Bahnhof geschah. Ich bekam mein Quartierbillett ins Gasthaus zum deutschen Hof, wo ich noch eben sitze. Dann begab ich mich zu Professor Volkmann, der vom Berliner Generalstabsarzt zum Chef der Reservelazarette in und um Mannheim ernannt ist. Mit mir waren ihm vier Ärzte zur Verteilung, wo es nötig sein sollte, zugewiesen.

Volkmann war einige Stunden vor mir eingetroffen. Ich konnte mich zu ihm in den Wagen setzen und mit ihm durch die Lazarette eine lehrreiche Rundreise machen. Ein großes Barackenlazarett zu zweihundert Betten war ohne Chefarzt. Natürlich bat ich mir diese Stelle aus. Aber Volkmanns Anstellungsdekret war noch nicht angekommen, und, als es ankam, hieß es, nicht er, sondern nur das Mannheimer Sanitätskomitee im Verein mit dem badischen Generalarzt Professor Simon in Heidelberg habe das Recht der Anstellung.

Nun galt es, sich den Mannheimer Sanitätskomiteegliedern vorzustellen usw., bis ich endlich, und zwar erst seit heute, dem 16. August, als Chefarzt des Lazaretts Seilerbahn angestellt bin. Indes bin ich seit dem zweiten Tage meines Hierseins schon stellvertretend in Funktion gewesen und habe bereits drei große Operationen nebst sehr vielen kleinern gemacht."

Das Barackenlazarett lag eine Viertelstunde von der Stadt auf dem linken Neckarufer, doch nicht so dicht am Wasser, daß die Kranken unter den Nebeln hätten leiden können, und war durch geschickte Benutzung einer etwa fünfhundert Fuß langen, mit Ziegeln gedeckten Seilerbahn entstanden. Die Großherzogin Luise von Baden hatte das Protektorat übernommen und als Oberwärterinnen zwei Karlsruher Damen Fräulein Auguste v. Seldeneck und Fräulein Pauline v. Porbeck angestellt. Beide hatten sich schon im Kriege von 1866 betätigt und bewährt, als die Großherzogin den ersten Versuch machte, junge gebildete Damen in der Krankenpflege zu verwenden, mit dem Ziele, daß sie wirkliche Gehilfinnen des Arztes werden und den Kranken durch einsichtsvollere Behandlung und bessere Pflege mehr nützen sollten, als bisher mit weniger gebildeten Kräften möglich gewesen war. Die jungen Karlsruherinnen, die die Großherzogin aus einer zahlreichen Bewerberinnenschar ausgewählt hatte, waren nicht wenig stolz auf dieses Vertrauen und luden die ungewohnten Pflichten mit freudiger Begeisterung auf sich. In dem von Choleradörfern umgebenen Tauberbischofsheim, wo das Amthaus die Verwundeten der ersten auf badischem Boden geschlagenen Schlacht aufgenommen hatte, erwuchs ihnen viel heiße Arbeit, aber auch eine so schöne und erhebende Tätigkeit, daß sie in Erinnerung daran mit der gleichen Lust und Liebe in ihren zweiten Krieg zogen.

In wenigen Tagen war mit durch ihr besonnenes und eifriges Zugreifen aus der Seilerbahn ein schmuckes, luftiges Lazarett geworden, und, als nach den Schlachten von Weißenburg und Wörth die ersten Verwundeten in der Nacht vom 4. auf den 5. August unter Fackellicht hinausgebracht wurden, waren die Räume und, was dazu gehörte, hergerichtet. Es dauerte gar nicht lange, so waren die zweihundert Betten belegt. Da aber die Stadt Mannheim ihre besten Ärzte auf den Kriegsschauplatz geschickt hatte, so wurde ein Mangel an Chirurgen immer fühlbarer. Die jungen, ungeübten Mediziner, die sich da zu schaffen machten, verstanden von der chirurgischen Kunst so wenig, daß sie Schußwunden nähten und Gipsverbände in so verkehrter Weise anlegten, daß die Oberwärterinnen sie oft nachts hinter dem Rücken der Ärzte wieder beseitigen mußten. Dieser traurige Zustand und das Jammern der Kranken, denen keine rechte ärztliche Hilfe zuteil wurde, brachten die armen Oberwärterinnen, die sich mit verantwortlich

fühlten, fast zur Verzweiflung: da endlich erschien Volkmann. Fräulein v. Porbeck führte ihn von Saal zu Saal und wagte die Bitte auszusprechen, dem Lazarett einen tüchtigen Chirurgen zu schaffen. Er überzeugte sich denn auch sehr bald, wie sehr der hier not tat. Als er in den Operationsraum trat, heißt es in den Aufzeichnungen aus dem Leben des damaligen Fräuleins v. Porbeck, lag ein Kranker auf dem Tisch. Volkmann untersuchte ihn und fuhr dann in seiner oft rücksichtslosen Art die Ärzte an: „Aber, meine Herren, eine Schußwunde am Auge, und Sie nähen?! Ein Skalpell!“ Er nahm es und schnitt mit einem Zuge die Pfuscherei dreier Stunden auf. „Verbandzeug!“ und der Verwundete wurde regelrecht verbunden. Dann brachte ihn die Oberin zu einem Kranken, der einen Granatschuß in den Oberarm bekommen, und dem die Ärzte erklärt hatten, der Arm müsse herunter. Die Oberin sprach dem fiebernden und zitternden Manne Mut zu und vertröstete ihn auf Volkmanns Erscheinen. Nun stand er an seinem Bett. Unter allgemeiner Stille untersuchte er ihn, dann hieß es kurz und bündig: „Um Gottes willen, meine Herren, wo denken Sie hin? Der Arm kann erhalten werden!“ Er zog einige große und kleine Splitter heraus, verband ihn und bemerkte dann kurz: „Ich sehe, Sie brauchen Hilfe, ich komme morgen wieder.“

Am andern Tage, dem 8. August, stellte er den Oberinnen einen stattlichen Mann in kurzem elegantem Jackettanzuge mit einem mächtigen hellbraunen Kalabreser vor: Dr. Bergmann aus Dorpat, und nun ging das Arbeiten los, daß es eine Freude war: alles flog nur, um rasch zur Hand zu sein. Nachdem an demselben Tage die drei ersten Operationen gemacht worden waren, empfahl sich Volkmann mit den Worten: „Ich sehe, ich lasse das Lazarett in guten Händen.“

Von da ab hatte ein jeder, der die Seilerbahn betrat, zwei Monate lang Gelegenheit, die geschickte Hand des Dorpater Chirurgen zu bewundern, wie sie, unermüdlich tätig, mit den allereinfachsten Hilfsmitteln Verbände konstruierte, die schwierigsten Operationen vollzog, was der Augenblick erforderte, sofort leistete und jedem die nötige Hilfe gewährte, von früh bis spät, bei Tag und in der Nacht. Dazu kam die herzlich-freundliche Art des Chefarztes, wie er genannt wurde: sie tat den Kranken wohl und gewann ihm alle Herzen. In kurzer Zeit verbreitete sich der Ruf seiner Tätigkeit weit über Mannheim hinaus, und von nah und fern kamen Ärzte herbei, die ihn kennen lernen und operieren sehen wollten. Doch lassen wir ihn selbst über jene große Zeit nach den Briefen berichten, die er seiner Schwester und seinem Vater schrieb:

„Mannheim, 21. August. In Mannheim sind Einrichtungen für tausendundeinige Verwundete getroffen. Die Stadt hat kolossale Mittel bewilligt, der Großherzog nebst vielen Dutzend Hilfsvereinen

hat zugeschossen. Die größten Lazarette hierselbst sind die Baracken-lazarette, und unter diesen das größte ist meins, wo zweihundert Verwundete mit aller Bequemlichkeit untergebracht werden können. Die Baracken sind Bretterbuden mit luftigen Vorhängen. Die Kranken liegen darin in schönster Luft so gut wie im Freien: keine Spur von den üblen Gerüchen eines chirurgischen Lazaretts. Die zweihundert Betten meines Lazaretts sind in zwölf Abteilungen untergebracht. Je sechs Abteilungen stehen in bezug auf Bett- und Körperwäsche, Wartepersonal, Reinlichkeit usw. unter einer Oberin. Die zwei Oberinnen sind Damen aus badischem Adel: Fräulein v. Seldeneck und Fräulein v. Porbeck. Beide sehen sehr angenehm aus und sind ebenso liebenswürdig als bescheiden, ebenso aufopfernd als verständig: kurz, man kann sich eine bessere Ausführung seiner Befehle nicht denken. Ferner sind in acht Abteilungen barmherzige Schwestern, Katholikinnen vom Orden des heiligen Vincentius, die aber von ihren Äbtissinnen Order haben, sich unbedingt den protestantischen Oberinnen zu fügen. In vier Abteilungen sind freiwillige Krankenpflegerinnen, eine sehr gemischte, aber sehr strebsame Gesellschaft, bestehend aus zwei Gouvernanten reifern Alters, zwei oder drei Dienstmädchen, einer Primanerin irgendeiner bayrischen Töchterschule. Endlich gibt es vier freiwillige Krankenpfleger (Polytechniker und Barbiere) sowie zwei Dienstleute.

Ich bin in jeder Beziehung hier besser ausgestattet, als ich es je in der Kaiserlichen Dorpater Klinik gewesen bin. Die seltensten Schienen, die kostbarsten Instrumente werden mir im Augenblick geschafft. Zu jeder Zeit darf ich einen Boten in das nahe Heidelberg schicken, wenn ich vom hiesigen sehr geschickten Instrumentenmacher das Nötige nicht erhalten kann. Ich habe wohl allen Grund, mit meiner Stellung sehr zufrieden zu sein. Zwar wäre ich gern Zeuge der großen Taten gewesen, die die deutschen Heere verrichtet, allein in chirurgischer Beziehung hätte ich doch wenig von diesem Biwakieren und Marschieren gehabt: ich hätte Notverbände angelegt, hätte meine Kranken transportabel gemacht, hätte sie weggeschickt, nie etwas von ihnen zu hören bekommen und wäre fort zu neuer Not gerissen worden. Hier kann ich beobachten und lernen, Erfahrungen der ausgedehntesten Art sammeln. Dazu kommt, daß der gegenwärtige Chefarzt aller Mannheimer Lazarette Professor Volkmann aus Halle gerade derjenige unter den deutschen Chirurgen ist, der sich mit Schußwunden, insbesondre mit der Behandlung zerschossener Gelenke, beschäftigt hat. Aus dem Verkehr mit ihm, aus der Durchmusterung der Hospitäler in seiner Gemeinschaft lerne ich mehr, denn aus einem halbjährigen Besuch seiner Klinik.

Heute nacht kam der erste Transport Verwundeter aus Metz an ...

danach ein Fieber von nahezu vierzig Grad Körpertemperatur. Allein in sehr wilden Phantasien und sehr gründlichem Schweiße löste sich das Fieber, und schon am zweiten Tage kroch ich zwar sehr matt, aber in der gewissen Überzeugung, daß dieses Mal noch nicht mein Ende gekommen, aus dem Bette. Billroth, der mehrere Stunden während des starken Fiebers bei mir saß, zwang mich, noch zwei Tage liegen zu bleiben, aber heute, am vierten Tage nach dem Anfall, bin ich, frisch und voll alter Kraft, schon um sechs Uhr morgens aus der Stadt in meine Baracke gelaufen und habe zwei Beine und einen Arm abgeschnitten, zum Zeichen, daß ich völlig genesen bin.

Mannheim 30. September. Ich wohne schon wieder auf der Seilerbahn und fühle keine Spur von Krankheit in mir. Im Gegenteil: ich arbeite jetzt recht gründlich, da das Lazarett schon in zehn bis zwölf Tagen eingehen soll. Ein so luftiger Bau wie meine Baracke läßt sich natürlich nicht heizbar machen, also muß für neue Räume Sorge getragen werden. Nicht weit von hier — eine halbe Stunde Eisenbahnfahrt — liegen die berühmten großherzoglichen Gärten von Schwetzingen mit Garten und Gewächshäusern usw. Diese lassen sich mit leichter Mühe zum Heizen einrichten. Bereits haben Maurer und Töpfer daselbst ihr Werk begonnen."

So war der Sommer in unablässiger Arbeit und Bewegung hingegangen, und, als die grauen, kühlen Herbsttage und die noch kältern Nächte kamen, wurde das Lazarett in der Seilerbahn aufgelöst, und Bergmanns Tätigkeit in Mannheim fand ihr Ende. Ein Teil seiner Kranken trat die lang ersehnte Reise in die Heimat an, ein andrer wurde nach Schwetzingen gebracht, nur ein kleiner Rest von Patienten fand im städtischen Krankenhause in Mannheim Unterkunft. Am 18. Oktober war er mit der Überführung der Kranken fertig. Gustav Simon hatte ihm allerdings wegen Übernahme des Schwetzinger Lazaretts Anerbietungen gemacht; sie setzten aber voraus, daß der dortige Chefarzt Professor Schinzinger aus Freiburg mit Beginn des Winterhalbjahrs zurücktreten würde, um Vorlesungen und Klinik wieder zu übernehmen. Allein der Zudrang der Studenten, deren größter Teil im Felde lag, war so gering, daß die Vorlesungen der medizinischen Fakultät nicht zustande kamen. Daher blieb Schinzinger in Schwetzingen.

Schweren Herzens trennte sich Bergmann von seinen Kranken und der lieb gewordenen Arbeitstätte, er hatte aber die Genugtuung, daß man ihm, seiner unermüdlichen, wahrhaft großartigen Tätigkeit und seiner liebevollen Aufopferung über Mannheim hinaus eine dankbare Gesinnung bewahrte. Am 18. Oktober gab die Stadt

Mannheim zu Ehren der Ärzte ein Festessen, bei dem besonders lebhaft Bergmanns und seiner Verdienste wie seiner gewinnenden Persönlichkeit gedacht wurde. Am 19. führte ihn Simon durch die Lazarette Heidelbergs und bereitete ihm durch seine Demonstrationen hohen Genuß. Am 20. empfing ihn in Karlsruhe die Großherzogin Luise. Sie hatte der Seilerbahn, dem Lazarett, den Kranken, den Ärzten, dem Pflegepersonal, ja für jede Einzelheit im Haushalt, in der Küche, im Depot das größte Interesse bewiesen und bei ihren häufigen Besuchen sich gern Wünsche vortragen lassen und sie stets bereitwillig erfüllt. Bergmann überreichte ihr ein Album mit den Bildern derjenigen Personen, die in der Seilerbahn tätig gewesen waren, und ein Verzeichnis der Patienten mit Angabe ihrer Verwundungen, der ausgeführten Operationen und ihres Ausgangs. „Statt einer Audienz", schrieb er, „fand ich einen angenehmen Familientee. König Wilhelms Tochter, die ihrer Schlichtheit und Liebenswürdigkeit wegen verehrte Fürstin, empfing mich im Hauskleide und lud mich ein, neben ihr auf dem Sofa Platz zu nehmen. Ich habe mich selten so ungezwungen mit einer vornehmen Dame unterhalten können, wie mit der Großherzogin. Zuerst dankte sie mir für das Album, dann ging sie auf die Leistungen und Erlebnisse in meiner Seilerbahn ein; wir verbreiteten uns im Gespräche über die weibliche Krankenpflege, die Stellung der Wärterinnen und Oberwärterinnen zum Arzte. Sie war sehr genau über das alles orientiert, und es war geradezu interessant, wie ich mit ihr Erfahrungen austauschen konnte. Mitten im Gespräche kamen ihre beiden jüngsten Kinder herein. Die Prinzeß von acht Jahren machte einen Knicks vor mir, reichte mir die Hand und blieb, an ihrer Mutter Seite angeschmiegt, stehen. Der sechsjährige Prinz stellte sich zu mir und zeigte mir sein Bilderbuch. Das gab Veranlassung zur Frage, ob ich auch Kinder habe. Ich erzählte ihr von meinem Edithchen und von Minnas treuer Pflege, und sie schilderte die traurigen Erlebnisse, die sie am Bette eines ihrer Kinder durchgemacht hatte. Sie tröstete mich mit den guten Erfolgen, die sie im Süden Tirols erlebt: kurz, unsre Unterhaltung war eine herzlich offene. Da trat eine schöne, ritterliche Männergestalt ein: der Großherzog, der sich von seinen Strapazen bei Straßburg in der Familie zurzeit erholt. Er reichte seiner Frau die Hand, begrüßte mich gleichfalls durch Handreichen und bat mich, sitzen zu bleiben. Er habe kurz vor dem Kriege ein Buch gelesen, das großen Eindruck auf ihn gemacht: das Buch betreffe Livland, und er habe schon lange gewünscht, einen Livländer zu sprechen, der ihm auf einige Fragen Antwort geben könnte. Dies Buch war: Harleß' Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands. Der Großherzog kannte es ganz genau und wollte einmal etwas über den weitern Verlauf der Rückkehrbewegung (der zur

griechischen Kirche bekehrten Letten und Esten) und dann über die Entstehungsgeschichte der Freiheit gemischter Ehen für die Konfession der Kinder in Erfahrung bringen. Nun, ich war gut unterrichtet und habe über eine Stunde, nur unterbrochen von seinen lebhaften Fragen, ihm unsre Zustände oder vielmehr Mißstände geschildert."

Über Straßburg ging es nach München, wo er mit seiner Schwester und seinem Kinde zusammenkam. Am 29. traf er wieder in Karlsruhe ein. Wenige Tage später hatte er eine Unterredung mit der Großherzogin, die ihm folgenden Plan entwickelte: Sie wünschte die in den letzten Kämpfen zwischen Épinal und Dijon verwundeten Badenser nach Karlsruhe überführen zu lassen und zu deren Aufnahme sechs Winterbaracken zu errichten, deren Leitung sie Bergmann antrug. Sie schickte nach Professor Socin, dem die Karlsruher Lazarette unterstanden, und fuhr mit der Prinzessin Wilhelm und den beiden Professoren zu dem Platze in den waldigen Anlagen der Stadt, wo an den Baracken gebaut wurde. „Ich werde täglich hinfahren, damit Ihre Baracken bald fertig sind", äußerte sie zu Bergmann, dem mit der neuen Stellung ein Wunsch erfüllt war, der alle seine Hoffnungen übertraf.

Bevor Bergmann die Leitung der Karlsruher Winterbaracken übernahm, folgte er einer Aufforderung der Großherzogin, sich dem Evakuationskomitee zur Verfügung zu stellen und einen Sanitätszug in das Innere Frankreichs zu geleiten, der die in Lüneville, Raon und Épinal verwundet liegenden Badenser nach Karlsruhe schaffen sollte. Hierüber berichten die unten folgenden „Briefe aus dem Elsaß", die er für die ‚Rigasche Zeitung' schrieb, und die gleich seinen Berichten aus den böhmischen Lazaretten in seiner livländischen Heimat begeisterte Aufnahme fanden. Bergmann schrieb gern und leicht. Die Feder hastete über das Papier. Er hielt sich weder an Dispositionen noch an Notizbücher: es war immer nur sein prachtvolles Gedächtnis, aus dem er schöpfte, aus dem die dort haftenden Eindrücke seiner Fahrten wie Silberminen aus der Tiefe eines Bergwerks aufblitzten. Fern lag ihm, Geschichte zu schreiben, und so manches Detail hält kritischer Musterung nicht stand: er wollte Stimmungsbilder hinwerfen, damit seine Landsleute in der Ferne von dem Geist, der jene großen Tage bewegte, berührt würden. Ergreifende Szenen aus dem Kriegsleben, dem zerschossenen Straßburg, von Verbandplätzen und Lazaretten, wechseln mit wunderbar belebten landschaftlichen Schilderungen und einer liebevollen Kleinmalerei harmloser oder heiterer Begebnisse ab: gerade in ihnen zeigt sich die starke humoristische Ader, die in dem Plauderer schlug, die auch Unbedeutendes anmutig verklärte und den hervorsprudelnden Gedanken entzückenden Ausdruck gab.

2. Briefe aus dem Elsaß. Von Ernst v. Bergmann.

Der Gegensatz in der Arbeit des Friedens und des Krieges ist nicht nur bei dem Bauer, der den Pflug mit dem Schwerte vertauscht, scharf gezeichnet, er wiederholt sich bei jedem Manne, den Trommel und Trompete von dem gewohnten Tagwerke abruft. Die Welt hat mit Staunen gesehen, wie rasch im deutschen Lande sich die Wandlung des wehrpflichtigen Bürgers in den kampflustigen Soldaten vollzog. Derselbe Bürger, der heute als Stadtverordneter um einen Stein am Grundstück und um den Groschen für die Stadtkasse rechtet, ist morgen der allgefürchtete Ulan, der über zerschossene Tore hinwegsprengt und die Dörfer brandschatzt. Der gestern noch in erregter Rede den kleinsten Übergriff des allzu mächtigen Kriegsministers zurückwies, morgen marschiert er in blindem Gehorsam nach der Pfeife des jüngsten Leutnants.

Auch die Arbeit des Arztes wird durch den Kriegsruf umgestaltet. Schon sein verändertes Äußere deutet das an. Der Frack des Medizinalrats ist in den Waffenrock des Oberstabsarztes verwandelt. Der glänzende Phaethon, auf dem der Herr Doktor durch die Straßen der Stadt rollte, trägt ihn nicht mehr; ein militärfrommes Rößlein besorgt gemessenen Schritts den Marsch an der Tête der Trainkolonnen. Statt des heimischen Herdes und der liebenswürdigen Gemahlin, die abends die trüben Erfahrungen der Tagesvisiten zu bannen versteht, brennt jetzt das Biwakfeuer, und fragt der Offiziersbursche nach den Befehlen für den kommenden Morgen. Sonst, wenn nachts die Schelle gezogen wurde, und der Doktor mit griesgrämigem Gesicht in den geblümten Schlafrock fuhr, war es Madame H., die Helferin unsrer lieben Frauen in Kindes- und andern Nöten, oder gar nur ein junger Student, der eilig des Arztes Hilfe für seinen Fuchsmajor suchte, der plötzlich bleich und still geworden ist, obgleich er eben noch so frisch und laut den vollen Humpen leerte. Im Kriege weckt keine Nachtglocke: vom feuchten Stroh schreckt der eherne Mund der Kanonen. Auf schnaubendem Rosse ist die Ordonnanz herbeigeritten. Die Lazarettgehilfen schirren die Pferde. In raschem Laufe geht es über das geackerte Feld, den tiefen Graben, den steilen Berg entgegen dem immer lauter werdenden Schalle. Nicht Dröhnen mehr und fernes Donnern, nein, nahes furchtbares Krachen und unheimliches Zischen schlägt ans Ohr, dann hier und dort das Knattern des Kleingewehrfeuers, weiter die Trompeten, die Trommeln, zuletzt ein Schreien und Toben, und dazwischen ein Hurrarufen und wieder das Schießen ohne Ende. Das Roß stutzt und scheut und läßt sich kaum zu den Bäumen hinaus an den Saum des Waldes treiben, von wo der Blick ins Tal die Schlacht

erreichen muß. Das Feldlazarett hält, denn rings am Abhange zerstreut, teils dort noch, wo sie gefallen, teils von den Kameraden hinter die schützenden Stämme getragen, liegen die Opfer des frühen Morgens. Über dem Tale hängt Nebel, aber auch auf den Höhen drüben lagern die Wolken, Wolken des bereits in Masse verschossenen Pulvers. Nur wenn der schneidende Herbstwind schärfer hineinbläst, erspäht man für einen Augenblick den Silberstreifen des Flusses und ein Gewirr von Pferden und Bajonetten, blauen und roten Uniformen, die wie ausgesät über das jenseitige Ufer die berganssteigenden Felder bedecken. Für den, der im Leben kaum mehr als die Entwicklung eines Bataillons sah, scheinen die Soldatenmassen unzählig: er glaubt, die gesamte deutsche Armee wirke hier vereinigt zusammen. Und doch sind es nur zwei Regimenter eines kleinen deutschen Staats, die hier am Oignon das Tor des mittäglichen Frankreichs erschließen. Zu Betrachtungen über den Gang des Gefechts ist keine Zeit, denn dicht vor einem wirbelt die Erde hoch auf: es sind Granaten eingeschlagen, die der Feind noch einmal nach der Waldlisiere entsandte; wahrscheinlich hielt er das Sanitätsdetachement für herbeigezogene Kavallerie. Und wieder saust es; ob noch hoch zu Roß oder schon zu Fuß, unwillkürlich wirft man sich zu Boden oder bückt sich wenigstens tief, sehr tief, wie anbetend das hoch vorüberfliegende Wesen, das dort krachend in die Baumstämme fährt. Es sind die letzten Schüsse der feindlichen Kanonen. Ist die Batterie drüben abgefahren, ist sie bei dem erneuten tausendstimmigen Hurra und dem Gewehrgeknatter genommen worden? Danach fragt niemand mehr. Alle Hände voll gibt es zu tun. Der eine eilt dort hinunter zum Fluß, der andre zu dem Knäuel zusammengestürzter Körper an der Chaussee. Dort der mit Blut über und über begossene Mann schreit laut in Todesangst nach dem rettenden Arzte. Da wankt, von den Kameraden geleitet, ein zweiter herbei, ein dritter läuft selbst herzu mit hochgehaltener zerschmetterter Hand. Die Kisten und Kasten werden von den Wagen gerissen, Schienen, Scharpie, Binden werden umhergestreut, hoch darüber flattert die weiße Fahne mit dem roten Kreuz; der Verbandplatz ist etabliert. „Hier muß ein Gipsverband angelegt werden, der Oberarm ist frakturiert“, ruft der Assistenzarzt. „„Wo soll dazu die Zeit herkommen, sehen Sie denn nicht, daß der Mann nebenbei verblutet?!““ weist ihn der Stabsarzt zurecht. Ach! ehe die Uniform aufgeknöpft, ist der letzte Blutstropfen schon verronnen. „Dem sind ja beide Augen ausgeschossen!“ „„Ich bitte Sie, halten Sie sich doch damit nicht auf, wecken Sie schnell den Leutnant dort aus der tiefen Ohnmacht.““ „Herr Oberstabsarzt, was soll ich denn mit dem anfangen, dem sind ja beide Oberschenkel zertrümmert.“ „„Lassen Sie doch die Kleinigkeiten — die Tourniquets her! — hier blutet es, dort

spritzt es — man weiß ja selbst nicht, wo man anfangen soll!"" Das Getümmel im Feldlazarett ist kaum geringer, als in der Schlacht: ein Knäuel von Stabsärzten und Schienen, Blessiertenträgern und Amputationsmessern. Alle schreien, verzweifeln, befehlen und laufen, packen an und lassen wieder fallen, laden auf und ab, bringen und verschütten die Wassereimer. Die Menge der Hilfesuchenden wächst mit jedem Augenblick. Ununterbrochen führen die in kameradschaftlicher Liebe mit aus der Gefechtslinie tretenden Gefährten neue Verletzungen herbei. Die Sanitätswagen sind herangekommen, die Rollbahnen aus dem großen Omnibus sind herausgezogen, der erste Verwundete ist darauf getan. „Aber sind Sie denn ganz von Gott verlassen", schreit der Stabsarzt den Heildiener an, „Sie haben eine Fingerverletzung auf die Bahn geladen, während dort mehr als ein Dutzend mit zerschmetterten Beinen liegt." „„Wo denn, Herr Stabsarzt?"" Und der Doktor sieht sich um und um und kann die Stelle nicht mehr entdecken, wo er jene Unglücklichen traf — er hat eben die Orientierung verloren! Solange ist eine ganze Schar Leichtverwundeter in die Wagen geschafft, und die mit so großer Mühe herbeigezogenen Fuhrwerke sind schon wieder verschwunden. Wer am meisten schreit und sich selbst noch helfen kann, kommt zuerst fort — das ist aber in der Regel ein nur leicht Getroffener. Denn dem die Kugel durch die Lungen drang, geht mit der Luft die Stimme aus; der durch den Leib geschossen wurde, liegt totenblaß und stumm da, jeden Augenblick der letzten Ohnmacht gewärtig; wo die Granaten ihre entsetzlichen Verstümmelungen übten, sind die Sinne geschwunden, der Blick des Unglücklichen ist irre oder gleichgültig.

Das Gefecht ist mittlerweile zu Ende gegangen, hin und wieder fallen noch Schüsse und auf der Chaussee hört man den Hufschlag der verfolgenden Husaren. Die Nebel heben sich aus dem Tale, die Leiber der Gefallenen werden sichtbar. Zu beiden Seiten des Flüßchens liegen sie, im Wiesengrunde sieht man sie, auf dem Felde und an den Terrassen der Weinberge. Die Sanitätskompagnie sucht sie zusammen, die freiwilligen Nothelfer sind erschienen, sie haben Wagen mitgebracht, noch andre Wagen requirieren die Soldaten in der Umgegend; das Fortschaffen der Hunderte, die hier den Boden decken, soll beginnen. Auf dem Verbandplatze ist es still geworden. Die Überzeugung von der Unzulänglichkeit der ärztlichen Hilfe lastet wie ein schwerer Alp auf jedem, der hilfsbereit und ausgerüstet mit allen Schätzen des Wissens ins Feld zog.

Es kommt dem Arzte selbst wie bitterer Hohn vor, wenn er auf den zerbrochenen Schenkel eine Handvoll Scharpie und ein Heftpflästerchen tut und weiter geht, um über das zerschmetterte Bein eine Leinwandkompresse zu breiten. Die Leistung hat keinen andern Zweck,

als dem Kranken zu zeigen, daß ein Arzt in seiner Nähe war. „Wenn nur die Patienten unter Dach und Fach sind, will ich sie schon schienen und lagern", denkt angesichts des strömenden Regens und des ärger blasenden Windes der Assistenzarzt. Der Oberstabsarzt ist aber schon lange fortgeritten, um ein Haus, einen Raum zu erspähen, wohin die Verwundeten gefahren werden sollen. Am Eingang des Dörfchens liegt ein stattliches Schloß: das ist der geeignetste Platz. Die Prunksäle des Marquis werden zu Krankenzimmern hergerichtet, Stroh auf das Parkett, die Polster der Fauteuils und Longuetten werden herausgeschlagen und geben vortreffliche Kopfkissen; die hohen, schmalen Ahnenbilder werden von der Wand genommen und dienen als Tragbahren. Da fahren auch schon die Wagen vor, und im Schloßhof wird es lebendig; es geht den Abend fort und die Nacht und den folgenden Tag, und nun sind die Räume so dicht besetzt, daß die barmherzigen Schwestern kaum Platz haben, sich zwischen den Lagerstätten durchzuwinden.

Es ist wahr, die Grenzen der Chirurgie des Schlachtfeldes sind heutzutage sehr eng gezogen; soll überhaupt der Arzt vor der Gefechtslinie verbinden, so müßte er sich auf die allerflüchtigsten Verbände beschränken. Bei den Massen, die heute ins Feld geführt werden, ist ein Überblicken des Schlachtfeldes für den Arzt unmöglich; die Zahl der Verwundeten, die das nach Quadratmeilen messende Terrain decken, ist in diesem Feldzuge eine seit der Hunnenschlacht in den Katalaunischen Gefilden nicht erreichte. Das eine Korps Alvensleben verlor in der Schlacht bei Mars-la-Tour mehr Leute, als die ganze österreichische Armee in der blutigen Schlacht von Magenta. Das Gebiet der Schlacht von Sedan umfaßt gegen dreißig Städte und Dörfer. Bei Bazeilles stürmten die Bayern wohl eine halbe Meile vor, um bald darauf ebensoweit sich zurückzuziehen und dann endlich den letzten Vorstoß des Kaiserreichs abzuweisen. Angesichts solcher Verhältnisse besteht die ganze ärztliche Hilfe in der Schlacht in nichts anderm, als im Fortschaffen der Kranken. Der Professor der Chirurgie leistet dabei gerade ebensoviel wie der jüngste Student, der Theologe nicht weniger als der Mediziner. Wenn ein Soldat von der Kugel des Feindes so verletzt wird, daß er sich selbst noch weiter schleppen kann, so sucht er vor allen Dingen aus dem Gefecht zu kommen, denn es ist selbstverständlich, daß, solange er im Kugelregen bleibt, er neuen Verwundungen exponiert ist. Entsetzlich ist die Lage dessen, der mit zerschmettertem Bein am Boden liegt, sich nicht aufraffen, nicht vor- und rückwärts bewegen kann. Viele Tausende sind nicht am ersten Schusse, der sie zu Boden streckte, sondern am dritten und vierten, der sie am Boden traf, zugrunde gegangen. Ich selbst habe einen Hessen aus Fulda behandelt, dem in der Schlacht von Wörth eine Kugel das

Fußgelenk zerschmettert hatte, und der, unfähig sich zurückzuziehen, noch von weitern dreizehn Kugeln getroffen wurde! Die furchtbarsten Belege hierfür lieferte die preußische Garde bei St.-Privat. Sie war vorgegangen und hatte dem mörderischen Feuer, das die Franzosen aus den Schießscharten der Dorfmauer gaben, weichen müssen. Hinter Bäumen, Gebüschen und in Gräben suchte sie Deckung, bis es über ihre Köpfe weg der Artillerie gelungen war, die Mauer zusammenzuschießen, und nun mit Hurra die Franzosen in die Bajonette der von der Flanke herrückenden Sachsen getrieben wurden. Aber es dauerte wohl eine Stunde, bis die Artillerie ihre Aufgabe gelöst hatte, und solange lagen auf den offnen Feldern vor dem Dorfe die bei dem ersten Anlaufe Daniedergestreckten. Sah man später in den Hospitälern einen von sechs oder sieben Schüssen Durchbohrten, so wußte man: das war ein Gardist von St.-Privat. Die Herren von der Militärwissenschaft rühmen ja, daß die Geschosse der modernen Gewehre so trefflich am Boden hinfegen, „so glatt rasieren". Wenn irgend möglich, schleppt sich der Verwundete in einen schützenden Graben, hinter einen Baumstamm, selbst nur in die Furche eines geackerten Feldes. Das Unglück ist erfinderisch. Ist das Bein zerschossen, so setzt sich der Soldat, bringt die Arme nach rückwärts, stützt die Hände auf den Boden und zieht an ihnen den Körper mit dem verletzten Gliede nach. So im „Spannenmessen" haben sich in der Wörther Schlacht zahlreiche Schlesier, die, nachdem sie durch die Sauer gegangen waren, beim Sturm die Anhöhen hinauf getroffen wurden, bis ins Flußbett zurückgearbeitet. Sie tauchten ihre blutenden, brennenden Glieder ins kühle Wasser, und, als unaufhörlich die Geschosse des Feindes das Flußufer bestrichen, krochen sie bis an den Hals in die deckende Flut.

Die Aufgabe des Arztes auf dem Schlachtfelde scheint nur einzig und allein im Regeln der Arbeiten zu bestehen, die die Sanitätskompagnien zu leisten haben. Der Arzt hat nur zu sortieren. Der kommt dahin, der dorthin, der hat ein zerbrochenes Glied, der muß amputiert werden usw. Von einer Behandlung, einem Verbande sei nicht die Rede! Wer blutet, kann eben verbluten — c'est la guerre! Vielleicht wenn so streng und rücksichtslos verfahren wird, läßt sich schon am zweiten Tage wirkliche ärztliche Hilfe leisten. Gegenwärtig geht durch das Bemühen, zu helfen, durch den Eifer, die Begeisterung, mit der mitten im Kugelregen der Arzt sich seinem Berufe hingeben möchte, die Zeit verloren. Die Kranken werden zusammengehäuft, ebenso chaotisch durcheinander wie sie in der Schlacht dalagen. Der nächste Tag bringt denselben Wirrwarr, nur daß er statt auf freiem Felde in Schlosse, in der Mairie oder dem Schulhause spielt, und daher ist es gekommen, daß meist erst am vierten Tage und sehr oft noch viel

später von einer Untersuchung der Wunden, einem festen Verbande, einer Amputation die Rede war.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die anfängliche Versäumnis Schuld an dem mangelhaften Erfolg des spätern Beistandes ist, wäre dieser auch der geschickteste. Allein es handelt sich in der ärztlichen Arbeit ja immer nur um ein Helfen so viel als möglich, und zunächst ist hier kein andres Helfen möglich — als ein Sammeln und ein Ordnen.

Im Frieden tritt der Arzt an ein Krankenbett, um zu behandeln — im Kriege führt der Arzt einen ununterbrochenen Kampf mit jenem Heer ungünstiger Verhältnisse, unter denen er mit dem Soldaten Mühen und Gefahren teilt. Alle seine Kraft hat er daran zu setzen, das Bett zuerst zu schaffen und dann den Kranken ins Bett. Das ist der erste Teil seiner Tätigkeit im Felde und vielleicht der hauptsächlichste. Ums Obdach und ums Bett, um Speise und Trank hat er sich zu mühen, und wahrhaftig, es wird dazu nicht weniger Wissen und Umsicht, Energie und Entschlossenheit vom Arzte gefordert, als je im Frieden.

Seit dem Krimkriege, wo zum ersten Male die großartige Vervollkommnung der Feuerwaffen ihre unheimlichen Triumphe feierte, hat es nicht an Ärzten gefehlt, die diese traurige, aber weise Begrenzung ihrer Kunst lehrten. Im Italienischen Kriege darauf, besonders aber im Amerikanischen, nahm die Wissenschaft schon Kenntnis von diesem Notstande. Mit regem Eifer sucht man das Transportieren der Verwundeten zu fördern: man schuf die Krankenzerstreuung, die Evakuationen, die Sanitätskompagnien, die Evakuationskolonnen. Die Sanitätsabteilungen sind mit Trainsoldaten und berittenen Ordonnanzen versehen, um von allen Seiten Fuhrwerke für den Transport heranzuholen. Es bestehen Vorschriften, nach denen man mit Hilfe von einigen Knitteln und Stricken jeden Bauernwagen für den Krankentransport herzurichten vermag. Im Frieden werden die Sanitätssoldaten eingeübt, diese Vorrichtungen in kurzer Zeit herzustellen: das sind ihre Manöver.

Es ist nur selten, nur nach einer kleinen Schlacht in reich bevölkerter Gegend, möglich, ein einigermaßen genügendes Lokal für die Placierung der Kranken zu finden. Nach Riesenschlachten wie bei Wörth, Gravelotte, Sedan, ist die Zahl der Verwundeten eine so übermäßig große, daß in der Umgebung des Schlachtfeldes sämtliche Gebäude überfüllt sind. In Scheunen, Ställen, Hütten und Schuppen sind die Lagerplätze der Helden des Vaterlands: Räume, die in jeder Beziehung zur Behandlung ungeeignet sind, aber wenigstens vor der Unbill der Witterung schützen.

Die Zusammenhäufung der Verwundeten ist noch ungleich gefährlicher als das Einschließen von Gesunden. Seit dem Peloponnesischen Kriege geht mit den Schlachten die Pest Hand in Hand. Die

Geschichte der Belagerung von Metz hat in furchtbarster Weise wieder gezeigt, wie drinnen der Typhus und die Ruhr zu Tausenden ihre Opfer forderten.

Wodurch das Zusammenpferchen der Menschen auf engem Raum schädlich wirkt, mag in den Ausdünstungen oder den Zersetzungen mannigfachster Art gesucht werden: die Tatsache der Schädlichkeit steht fest. Ebenso erwiesen ist es, daß das Zusammenliegen der Verwundeten in geschlossenen Räumen die Veranlassung wird zur Entstehung der gefährlichsten Krankheiten: der Wundrose, des Skorbuts, des Hospitalbrands, usw. Die Franzosen nennen sie pourriture des hôpitaux: der Name trifft zu, denn diese Geißeln des Chirurgen machen rein Haus. So gehen in jedem Kriege Tausende zugrunde, die unter günstigern Verhältnissen sicher geheilt worden wären.

Wir dürfen es daher als eine große Errungenschaft der letzten Kriege, insbesondre des Amerikanischen und des vom Jahre 1866, bezeichnen, daß die Mittel zur Zerstreuung der Verwundeten über größere Strecken, über hunderte von Städten geschaffen sind. Selbstverständlich fällt dem Eisenbahntransport hier die größte Rolle zu. Die heutige Chirurgie, die sich mit Stolz eine konservative d. h. erhaltende nennt, hat in der Erfindung und Verallgemeinerung ingeniös geplanter und sauber durchgeführter Operationen, in der Ausnutzung eines vorzüglichen Verbandmaterials Großes geleistet; aber so erhaltend, so direkt die Genesung fördernd haben sicher ihre Fortschritte nicht gewirkt, als die Verbesserungen, die man an den Krankentransportmitteln angebracht hat. Das meiste, was die Humanitätsbestrebungen unsrer Zeit dem ergiebigen Brüten über die immer größere Vervollkommnung der Zerstörungsmittel entgegengestellt haben, ist die Förderung des Krankentransports.

In dem gegenwärtigen Kriege nehmen hierin die erste Stelle ein die Sanitätszüge der Eisenbahnen und die Rheindampfschiffe. Es sind vollkommen eingerichtete Lazarette, die auf den Schienen hingleiten oder den Strom hinauf- und hinabschwimmen. Seit den ersten Tagen der deutschen Waffensiege lagen in Mannheim, Mainz, Bingen die sonst dem fröhlichen Verkehr auf dem Rhein dienenden Dampfboote und warteten der Verwundeten, die ihnen von Wörth und Saarbrücken zugeführt wurden. Vorder- und Hinterdeck waren mit grauer, nasser, dichter Leinwand eingedeckt, und rings um das Schiff waren ebensolche breite Leinwandtücher ausgespannt, so daß gewissermaßen der ganze obere Verdeckraum ein großes Zelt bildete. War es gefüllt, so lichtete das Schiff die Anker und ließ das an der Spitze des Mastes befestigte rote Kreuz im weißen Felde wehen. Rasch schwamm es den Rhein hinab und lud seine bunte Gesellschaft in den reichen Städten aus, die hundertfältig vom Neckar bis zur

Ruhr das Rheinufer umsäumen und die sich alle bereit gemacht hatten, den blonden Sachsen wie den gebräunten Zuaven in gleicher Liebe und Hingebung zu pflegen. „Es reisen in diesem Jahre doch mehr Franzosen als Engländer auf dem Rhein", sagte mir ein französischer Sergeant, als ich ihn zu einer der dreihundert Matratzen geleitete, auf denen diesen Reisenden das Schmerzenslager bereitet war.

Die Einrichtung der Eisenbahnwaggons zu Lazaretten im kleinen hat größere Schwierigkeiten gemacht. Sie ist nichtsdestoweniger vollkommen gelungen. Die gewöhnlichen Güterwagen sind nur ein Notbehelf, der freilich häufig genug hat herhalten müssen. Die am leichtesten herzurichtenden sind die langen, auf acht Rädern daherrollenden württembergischen Wagen. Sie haben den großen Vorzug, daß ihre Türen sich an den Enden befinden, so daß man mit Leichtigkeit aus einem Waggon in den andern gelangen kann. Die Amerikaner nennen das Interkommunikationssystem. Die Bänke und Sitze sind entfernt. Ein Gang mitten durch den Wagen ist frei, während rechts und links Bahren stehen, an jeder Seite fünf. Neben der Bahre am Boden des Wagens hängen in festen Gurten wieder fünf Bahren, so daß jeder Wagen deren zwanzig faßt. Ein kleiner Ofen ist noch in der Mitte angebracht, ein im Eisengitter hängender Kohlentopf, der aber genügende Wärme spendet. Die Verteilung der Räder, Achsen und Federn ist an den Wagen der Königlich Württembergischen Staatsbahn eine in bezug auf Erschütterungen besonders günstige. Um das unvermeidliche Dröhnen noch weiter zu mäßigen, stehen die Füße der untern Bahren auf vollgefüllten Sandsäcken, und sind die obern schwebenden durch ebensolche Säckchen vor zufälligem Anschlagen an die Wände des Wagens geschützt. Etwas weniger bequem sind die Waggons vierter Klasse, die von den hannöverschen und wenigen preußischen Bahnen den Sanitätszügen geliefert wurden. Die Passagiere vierter Klasse haben so oft während einer Fahrt die Gegenwart des Kondukteurs zur Schlichtung ihres Reisehaders nötig, daß die Bahnpolizei für zweckmäßig gefunden hat, auch bei ihnen das Interkommunikationssystem einzuführen und also den Eisenbahnbeamten zu ermöglichen, allzeit die ganze Länge des Wagens durchzupassieren. Bekanntlich enthalten diese Wagen auch keine Sitze, dagegen müssen sie durch Stricke in passende Abteilungen geteilt werden, damit die Passagiere sich nicht alle auf eine Stelle zusammendrängen und dadurch eine ungleiche Belastung verursachen. Diese Stricke sind an starken Stützpfosten befestigt; es läßt sich nun leicht die Reihe der Pfosten so anordnen, daß an ihnen die Bahren der Verwundeten aufgehängt werden. Zu diesem Zwecke tragen die Pfosten dicke Kautschukringe, in die mit größter Leichtigkeit die Seitenstangen jeder Bahre gesteckt werden können. Aus dem Feldlazarett oder sogar vom

Schlachtfelde direkt kann der Verwundete auf die Bahre getan werden, und, ohne daß er diese verläßt, wird er mit ihr zur Tür des Wagens hineingehoben und an dem vorher bestimmten Platze befestigt, wo er bis zur Ankunft im Spital seiner Heimat oder im Reservelazarett, dem er zugewiesen ist, wie im Bette liegen bleibt. Die Reihe der miteinander kommunizierenden Wagen ist durch den Küchenwagen unterbrochen, eine vollständig mit einem Herde, mit Anrichtetischen und Vorratskammern ausgestattete Küche, in der Koch und Köchinnen die mitgenommenen Rohstoffe kunstgemäß bearbeiten. Vorn dicht hinter der Lokomotive ist das Generaldepot des Hospitaltrains, ein Güterwagen mit Decken, Matratzen, Weißzeug und Kissen, dem Reservegut des Zuges, dann folgen noch ein paar Wagen dritter Klasse für Leichtverwundete und Rekonvaleszenten. Der Salonwagen der Ärzte und des übrigen Personals schließt den Zug. Dort liegen die Schienen, der Gipskasten, die Binden, die Näpfe und Schwämme, sowie die unvermeidlichen Scharpiemassen. Der Wagen ist warm und geht so sanft, daß er dem Schreiber dieses den Gebrauch von Feder und Tinte gestattet, während er nicht mehr zum erstenmal durch den Wasgau rollt, entgegen den noch nicht evakuierten Lazaretten zu Vesoul und Dijon. Der Zug geht langsamer auf den Schienen hin, er wird gleich bei Wendenheim halten, um im scharfen Winkel die große Bahn nach Paris zu betreten. Deutlich am klaren Horizonte erreichen durch das Wagenfenster meine Blicke das Straßburger Münster; ein Berg, eine feine, spitze Felsnadel, steigt es dort auf, so ruhig und majestätisch wie in den Tagen, da deutscher Fleiß an seinen Portalen zimmerte, und noch keine deutsche Kugel seinen edeln Leib durchbohrt hatte.

Als ich Straßburg zum erstenmal sah — die Perle am Rhein — da hatten schon seit vielen Tagen die Schrecken der Belagerung ein Ende genommen. Die großen, so glänzend bewährten Batterien bei Kehl standen leer, aus Mundolsheim und Schiltigheim waren die Mörser und gezogenen Riesengeschütze schon fortgezogen — fast der ganze Geschützpark jetzt im Parke von St. Cloud und Versailles.

Noch ist die Brücke nicht hergestellt, die einst auf der Höhe Napoleonischer Macht von Frankreich nach Deutschland hinübergeschlagen wurde. Die kleinen Kehler Brückenköpfe sind doch der großen drohenden Zitadelle drüben sehr gefährlich geworden, denn sie haben sie im wahren Sinne des Worts platt geschossen. Man gelangt über eine Pontonbrücke auf das jenseitige Ufer und betritt daselbst die Sporeninsel, den Schauplatz des letzten Ausfalls der Straßburger Garnison, den hier am Denkmale Desaix' badische und preußische Landwehr so energisch und entscheidend zurückwiesen. Ein Garten ist früher das Glacis gewesen, über das man jetzt dem Austerlitztore zuschreitet. Die Kunstgärtnereien sind zerstört, die Gewächshäuser zertrümmert. Die

Allee uralter Linden ist, sowie die ersten Schüsse von der Ruprechtsau fielen, niedergehauen worden. Ein wüster Platz ist der Boden, auf dem Goethe die teils natürlich, teils in alter und neuer Zeit künstlich angelegten Lustgärten fand, einen wie den andern besucht und von einem heitern, lustigen Völkchen genossen. Lange noch wird die Musik im Jardin Kammerer und auf der Prairie Roberts schweigen, und die Elsässer Mädchen werden wohl niemals mehr den reich dekorierten Sergeanten in blauer Jacke und roter Pumphose zum Tanz erwarten dürfen!

Das Austerlitzer Tor hat seinen alten Namen Metzgertor, der übrigens dem Straßburger Volke niemals verloren war, wiedererhalten. Die Sonne von Austerlitz ist für das Haus Napoleon schon lange untergegangen.

Man erwartet sofort das Bild der Verwüstung, indes der Stadtteil, den man hier betritt, ist so gut wie gar nicht mitgenommen. Die Häuser stehen unversehrt, die Läden locken mit ihren Schaufenstern, die Cafés sind geöffnet, die Droschken fahren hin und her, die Straßen sind von Geschäftsleuten und Müßiggängern in gleicher Weise belebt. Die ganze Ostseite und der größte Teil der Südseite, die nach Deutschland hinübersehen, sind verschont geblieben. Kehl hat nur auf die Zitadelle geschossen. Aber wo die alte deutsche Reichsstadt an Frankreich lehnt, wo um das Steintor der Faubourg de pierre liegt, da ist sie aufs Schmerzlichste getroffen worden.

Der größere Platz, zu dem die Straßen leiten, der Kleber-Platz, erweckt zuerst eine Vorstellung von den Schrecken, die die Bewohner Straßburgs erlitten und erduldet. Das Museum für Bildhauerei und Malerei bildet einen großen Bau von Quadersteinen, der eine ganze Seite des Platzes einnimmt. Leichtsinnigerweise hatten die Franzosen in demselben Gebäude das Bureau der Stadtkommandantschaft eingerichtet. Da alle öffentlichen, namentlich Militärzwecken dienenden Gebäude das Hauptobjekt der preußischen Geschütze waren, so suchten natürlich ihre Kugeln auch diese Räume heim. Man wird mit Bewunderung für die Treffsicherheit der Feuerschlünde erfüllt, wenn man sieht, wie sie mitten aus den übrigen Gebäuden dieses Stadtteils nur dieses herausgefunden und in Brand geschossen haben. Eine Ruine ist es heute, und seine Fassade sieht noch reiner und lichter aus, als die des Otto-Heinrich-Baus im Heidelberger Schloß — das Meisterstück des Pfalzvernichters Turenne. Auf einer andern Seite des Kleber-Platzes steht das weltberühmte Hotel „Maison rouge“. Vor ihm prangte einst ein vielarmiger Gaskandelaber. Eine über das Museum wegfliegende Granate traf seinen Schaft, brach ihn wie ein Rohr und schlug dann ins Steinpflaster. Die Steine flogen hoch auf, aber die Kraft des Geschosses war damit noch nicht erschöpft: es sprang

wieder in die Höhe und gegen das Portal des Gasthauses, wo es das Gebälk in Stücke schlug und den eben über den Flur des Hauses dahinschreitenden Portier zerriß. Jetzt residiert in der Beletage des Hotels der preußische Generalstab — hannöversche und märkische Offiziersburschen bevölkern das geräumige Treppenhaus und tauschen in vollster Eintracht die ihnen reichlich zufließenden französischen Zigaretten. An der Table d'hote sieht man nun Uniformen aller Waffengattungen und aller deutschen Stämme. Von unten aber dringt deutsche Militärmusik herauf. Es ist zwölf Uhr, und die Wachtparade findet statt — das 32. Linienregiment und das 60. Landwehrregiment marschieren auf. „Ich bin ein Preuße, kennst du meine Farben", auf der Place d'armes, der größten Festung Frankreichs, vor der französischen Aubette, über dem Hügel, unter dem die Gebeine Klebers liegen!

Die Stadt hat unsäglich gelitten, ehe, Trommler und Pfeifer voran, der wuchtige Schritt preußischer Landwehrmänner ihr Pflaster betrat. Das Elend der Belagerung begann jeden Abend Schlag acht Uhr. Sowie das Dunkel der Augustnacht die Arbeiten der Belagerer den französischen Wachen verschleierte, spien zu gleicher Zeit die West- und Nord- und Ostbatterien ihre Granaten und Bomben aus. Bis sieben Uhr morgens dauerte das Feuern ununterbrochen. Ein fortwährendes Donnergerolle, ein schauerliches Pfeifen und Zischen, Gekrach der einstürzenden Kamine und Mauern, Jammer- und Angstgeschrei. Zwischen zwölf und drei Uhr war das Schießen auf der Höhe. Dann loderte die Glut auf: ein Brand am Münster, ein zweiter weit am Steintor, ein dritter am Bahnhof. In einer Nacht brach an zehn Stellen Feuer aus. Es war die angst- und qualvollste Nacht. Wie viele Schätze sind in ihr unwiederbringlich den Flammen verfallen: Schätze der deutschen Nation! In jener Nacht ging eine der größten und reichsten Bibliotheken der Welt in Feuer auf. Die Beschießung dauerte fort und fort, die Granaten fielen zu hunderten auf die lodernden Gebäude und verwundeten und töteten diejenigen, die den Verwüstungen des Feuers Einhalt tun wollten. In den letzten Tagen des August war das Wüten der Flammen besonders furchtbar. Wie mit einem Male brannte die ganze Steinstraße mit den Nebengäßchen, die den Stadtteil Faubourg de pierre bilden, ab. Ein ungeheures Flammenmeer, da aus hunderten von Fenstern zugleich das Feuer schlug, und über hunderte von zusammenstürzenden Dächern sich Feuer- und Rauchsäulen erhoben. In derselben Nacht wurde das Dach des großen Münsters vom Feuer verzehrt. Im grellen Widerschein einer ungeheuren Glut ragte der schlanke Turm wie eine schauerliche Trauerpyramide hervor.

So glich ein Tag dem andern, jeder brachte neue Ruinen, Trauer und Schrecken.

Als der erste Sanitätszug nach dem Elsaß im Bahnhof zu Karlsruhe gestellt wurde, waren die Brücken bei Straßburg noch lange nicht vollendet; es mußte der Weg über Maximiliansau und die Pfalz nach Weißenburg eingeschlagen werden. Ein Bahnhof in Kriegszeiten unterscheidet sich wesentlich von dem eleganten Bilde eines Zentralbahnhofs im Frieden. Im Frieden liegt der breite Perron unter seiner Glasdecke frei und leer, glatt und sauber da; die Reisenden sammeln sich in den Wartesälen, die Träger und Lohnkutscher hinter dem Eisengitter, das die große Torhalle des Ausgangs sperrt. Nur der Betriebsassistent und der Portier wandeln auf dem Zementboden des Perrons auf und nieder, bis die elektrische Glocke anklingt und den Abgang des Zuges von der letzten Station verkündet. Dann mit einem Male gibt es Leben auf dem Gange. Die Glastüren der Wartesäle werden erschlossen, eine Schar eilfertiger Passagiere drängt heraus; das Gitter am Torweg fliegt zur Seite, und die Dienstleute, Expressen und Gesandten der großen Hotels fassen Posto; an die Tür der Restauration tritt im schwarzen Frack, die weiße Serviette über dem Arm, der Oberkellner. Es ist alles bereit, da pfeift und saust der Zug heran. „Fünf Minuten Aufenthalt!" — die Türen der Coupés werden auf- und zugeschlagen, „Aussteigen!", „Einsteigen!" — ungeheures Gedränge, Auf- und Niederlaufen! „Fertig!" ein Pfiff des Zugführers, und fort ist die Maschine nebst Gefolge. Ebenso rasch ist aber auch die bunte Gesellschaft vom Perron verschwunden, der Portier schließt die Säle, und es ist alles still und öde wie zuvor. Im Kriege wird es auf einem Bahnhof, vollends an der Etappenstraße, nie still, nie leer. Hinter den Drähten, die die Bahn sperren, wimmelt es von Männern und Frauen aller Stände. Sie können nicht zu Hause bleiben, es treibt sie an die Züge, die aus der Gegend des Kriegstheaters kommen. Jeder will der erste sein, der von den großen Dingen hört, jeder will mit eignen Augen die Mitrailleusen, die Zuaven, die Fahnen sehen, jeder sich gleich unterrichten, ob nicht unter den Verwundeten der Bruder oder der Gatte liegt. So stehen Klein und Groß die Bahn entlang: weder Winken und Schelten der Bahnwärter noch das Aufstellen eines Postens mit drohendem Kolben kann hindern, daß die Barrieren übersprungen werden, und die Menge den Eisenbahndamm und Perron überflutet. Das ist vom ersten Tage des Krieges an, von jenem verhängnisvollen Freitag, der die Kriegsdepesche aus Paris brachte, nicht anders gewesen. Die strenge Präzision und die noch strengere Disziplin der Bahnhöfe war durchbrochen. Wie stürmte gleich am Tage darauf das Bade- und Reisepublikum die Säle und den Perron! Mit ihren Koffern und Kisten hatten sie in den Wartelokalen nicht mehr Raum, ebensowenig in den Waggons, die über und über besetzt fortrollten, ehe noch ein Drittel Platz gefunden. Wie

eine angstvolle Schar verscheuchter Tauben flohen sie vor dem aufsteigenden Kriegsungewitter in die schützende Heimat! Dann kamen die endlosen Truppenzüge. Auf bloß vier Linien schaffte in weniger als einer Woche Deutschland eine halbe Million Streiter an die französische Grenze!

Aber nicht bloß das Volk von Stadt und Land belagert in sehr verzeihlicher Neugierde den Bahnhof. Tausenderlei Gegenstände aus den Depots, den Magazinen und Vereinen müssen die Säle, die Schuppen und vor allen Dingen der Perron fassen und bergen. Der Perron ist haushoch bepackt, daß man sich zwischen den Kisten, Tornistern, Bergen von Mehl- und Hafersäcken, den Fässern, Gewehren, Mänteln und Decken kaum durchwinden kann, nur hier und da erspäht man einen lichten Fleck, man eilt hin, aber barsch weist die Schildwache zurück, denn hier sind die Gewehre der Ersatzmannschaften abgestellt, deren Träger drinnen im Hauptgebäude die im Übermaß gebotenen Erquickungen mit lautem Lärmen zu sich nehmen. Der Wartesaal erster und zweiter Klasse hat schon lange aufgehört, seiner ursprünglichen Bedeutung zu dienen. Hier hat der Männerhilfsverein des Orts seine Tische aufgeschlagen mit all den Leckerbissen des Soldaten vom berühmten Gilka bis zur noch berühmtern Erbswurst und mit all der Fülle von Erfrischungen für die Verwundeten, die Küche und Keller der Reichsten des Orts willig boten. Im Bureau des Bahnhofinspektors residiert das Etappenkommando, in dem ein von Fragenden und Bittenden aller Stände taubgeschriener Major z. D. stets die konfusesten Antworten gibt, und drei am Pulte emsig schreibende Feldwebel unermüdlich die falschen Angaben ihres Chefs richtig korrigieren. Im Packraume ist die Wache etabliert, zwanzig Mann Landwehr, die die schwere Pflicht haben, die in großartigster Unordnung überall herumliegenden Gegenstände vor unberechtigter Weiterbeförderung zu schützen. Das ausgeräumte Restaurationslokal ist zur Bahnhofsambulanz eingerichtet, die die aus den Wagen geladenen Verwundeten zuerst empfängt, um sie dann weiter zu verteilen, d. h. entweder den Vereinsreservelazaretten in der Stadt zuzuweisen oder nebenbei in dem in eine große Krankenstube umgewandelten Güterschuppen zurückzuhalten. Erstere sind die schwerer Verletzten, letztere die leichter Verwundeten, die nach einigen Tagen Ruhe wieder aufgeladen werden, um den immer weiter vom Kriegsschauplatz entfernten Lazaretten zugesendet zu werden. In Reih' und Glied stehen in dem großen Saale die verschiedensten Transportvorrichtungen: Bahren und zweirädrige Karren, schön leicht und handlich. Alles, was zum Verbinden gehört, ist in schönster Ordnung in Kasten und Körbchen untergebracht: es fehlt weder an Scharpie und Binden noch an Arm- und Beinschienen, Wundnäpfen und Spritzen. Selbst der

unvermeidliche Operationstisch mit dem Eiskübel ist aufgeschlagen und der Sorgenstuhl für den dejourierenden Arzt. Ein Strohlager in der Ecke nimmt die müden Glieder der dritten Rotte der zweiten Abteilung des freiwilligen Sanitätskorps auf, die in der Nacht den Dienst besorgte und die ganze Sammlung der dabei benutzten Laternen von der gemeinen Stallaterne bis zur feinsten Blendlaterne auf das Fenstersims getan hat. Zu ihren Häupten hängt die schwarze Tafel mit allerlei Anzeigen, Dienst, Dejour und Wache betreffend, nebenbei ein andrer Anschlag: die Bitte der Frau Herzogin von Koburg, alle Koburger weiter zu befördern in das von ihr zum Lazarett aufs schönste eingerichtete Residenzschloß, und noch weiter ein andrer Anschlag, die Bitte verschiedener Brüder und Mütter, über den seit der Schlacht von Rezonville vermißten Füsilier oder Musketier Erkundigungen einzuziehen. Wanddekorationen gibt es freilich auch noch andre: die „Sanitätler" haben ihre Mußestunden füllen müssen. Vor allen Dingen hängen die großen und kleinen Karten vom Kriegsschauplatze da, besteckt mit den Fähnlein aller deutschen Länder. Dazwischen die Pamphlete „Louis der Kugelspritzer" und in Holzkohle auf der sehr mitgenommenen Tapete eine großartige Illustration zu dem alten Liede: „Von dem Vater mit dem Sohne vor dem Zündloch der Kanone."

Der Einfahrt gegenüber ist ein Holzschuppen erbaut, ein riesiges Speiselokal für die Gefangenen, die zu heute angesagt sind. Es sollen rasch nacheinander fünf Monsterzüge kommen; jeder soll tausend Franzosen bringen, die hier Mittag halten werden.

Es ist bereits für sie serviert. Lange Tische aus Brettern zusammengeschlagen, auf denen, richtig gezählt, tausend Tonschüsseln stehen mit Suppe und tausend Blechteller mit saftigem Rindfleisch. Für je zwei Mann ein Krug Bier und eine Kanne Wein und ein mächtiges Kommißbrot. Aber noch ehe die große Masse der französischen Linien- und Kaisergarden daherziehen soll, gehen noch andre Bilder über die Bühne. Es ist ein Zug mit Pferden für die Feldposten signalisiert. Eine Schar dazu befehligter Jungen steigt mit Wassereimern auf den Perron und stellt sie den Schienen entlang auf. Der Zug ist eingefahren und hält: im Augenblick sind die Eimer hineingereicht, und man hört an der eigentümlichen Unruhe im Innern der Wagen, daß die Tiere sich sehr nach dem erfrischenden Stoffe gesehnt haben. Im Nu sind die leeren Gefäße wieder gefüllt, denn da und dort streckt sich noch ein langer Hals mit schnuppernden Nüstern aus dem Wagen verlangend hervor und spitzt die Ohren nach dem kühlenden Naß, das ihm willig geboten wird. Dann kommen die Feldpostillone an die Reihe, und sie zeigen, daß die Bewachung der Gäule im dahinbrausenden Zuge Hunger und Durst erzeugt, denn ganze Körbe voll Rauch- und Leberwurst verschwinden im Augenblicke, und die Humpen Bier,

die ausgetrunken werden, hätten jedem Landsknecht des Mittelalters Ehre gemacht. Die Herren des Verpflegungsvereins laufen die Wagenreihe auf und ab: „Wünschen Sie noch etwas?", und dabei schieben sie ein Fläschchen „echten Korns" dem Schwager in die Tasche. Dann folgen die Damen mit weißer Armbinde, darauf in roten Lettern ihre Signatur „Jungfrauenverein" prangt; am breiten Atlasbande hängt von der Schulter ein Körbchen mit Zigarren; frisch greifen die Hände hinein und reichen gleich zehn und zwanzig Stück auf einmal dem Feldpostreiter, der mit vollen Backen und rüstig mahlenden Zähnen nur dankbar zu nicken vermag oder, wenn er rascher gearbeitet hat, herausruft: „Werd' auch ein Briefle vom Herrn Liebsten bringen". Dann wieder die Glocken, der schrille Pfiff, und das Dampfroß hat den langen Wagenzug entführt. Kaum sind sie fortgebraust, so recken sich die Arme der Signalstange aufs neue, der Telegraph meldet den lang erwarteten Zug der Gefangenen. Turkos, Zuaven und Spahis gibt es nicht mehr: diese vielgeschmähten „Hyänen und Schakale" zugleich sind teils unter den Kolbenschlägen der Bayern geblieben, teils siechten sie langsam bis zum Tode in den Hospitälern der Pfalz und Badens, teils endlich sind sie in Sedan gefangen genommen und können in jeder deutschen Festung erschaut werden. Ich habe in meinen Lazaretten nichts Böses von den Turkos erfahren. Es soll einmal einer auf mich zugesprungen sein, als ich seinen Kameraden einer schmerzhaften Untersuchung unterwerfen mußte, um mit dem bekannten Katzengriffe an meine Kehle den schreienden Landsmann von Sonde und Kugelzieher zu befreien. Wenigstens behauptete das der Heilgehilfe, als er während meiner Operation Schwämme und Verbandschale fallen ließ und einen umherwandelnden genesenen Turko durch unzweideutige Gebärden ins Bett zurückzwang. Es gibt im ganzen zwei Typen unter den Turkos: das ovale, olivenfarbige Gesicht mit der schlanken, gebogenen Nase und dem orientalischen schön geformten Schädel des Arabers und dem gerade entgegengesetzt eine affenartig zurücktretende Stirn bei eminent breiten Gesichtsknochen, vorspringendem Unterkiefer und zugespitztem Scheitel. Das Haupthaar tragen sie genau wie die roten Indianer: es ist bis auf einen langen Schopf, der mitten auf dem Kopfe mit einem Bande umschlungen ist und daher hoch aufgerichtet steht, fortrasiert. In der Tat gleicht diese Kategorie hinsichtlich Kopf und Schädelbau vollständig den Bewohnern der großen Steppen Nordamerikas; die preußischen Landwehrleute nennen sie vielfach: „Die Darwine!" Endlich gibt es auch noch wirkliche Neger unter den Turkos. Die gute Verpflegung in den deutschen Spitälern hat diese Antipoden der Zivilisation sanft gemacht. Ich bin überzeugt davon, daß, wenn sie einst wieder am Wüstenfeuer hinter Oran liegen, sie ihren Frauen und

Mädchen das deutsche Land anpreisen werden. Als die erste Angst vor den Siegern, von denen ihnen gesagt war, daß sie sie hängen und köpfen würden, überwunden war, habe ich nur Zeichen aufrichtiger Dankbarkeit von ihnen gesehen und erfahren. Ein lange von mir behandelter Turko, der viel Schmerzen männlich überwunden hatte, war endlich genesen und zog in die Gefangenschaft ab; wir hatten uns nie verständigen können, denn er sprach nur Arabisch; um ihm aber eine Freude mit auf den Weg zu geben, ließ ich ihm den Schädel rasieren: da war des Dankens kein Ende, er küßte mir den Saum meiner Verbandschürze und sagte ein Dutzend Koransprüche her und zeigte nach Süden und legte beteuernd die Hand aufs Herz, als ob er geloben wollte, daß Kind und Kindeskinder des ungläubigen Mannes am Neckarufer nicht vergessen würden, und weinte und schluchzte, als er mit den übrigen gesund gewordenen Franzosen den weiten Marsch zum Lechfelde bei Augsburg antreten mußte. Meist drückte sie mehr als der physische Schmerz der Wunde die Sehnsucht nach der Heimat, „wo sie gejagt den Tiger, den Leu'n", und wo sie, die bräunliche Tochter der Wüste, den Palmensaft preßte, die Zelte schmückte und das Lager bereitete! Ein Privatdozent der orientalischen Sprachen kam aus Heidelberg einmal nach Mannheim herüber und erbot sich, Briefe nach Algier zu schreiben. Es waren keine Schilderungen vollbrachter Greuel, die die Turkos zu Papier gaben, es klang wie im deutschen Soldatenbrief: „Meine herzgeliebte Mutter!" und dann folgte die einfache Erzählung rasch aufeinander folgender großartiger Erlebnisse, — am 20. Juli Abmarsch aus Mostaganem, drei Tagereisen östlich von Oran, Überschiffung des Meers, glänzender Empfang am 2. August in Straßburg, furchtbarer Kampf am 4. in Weißenburg, im Blutbad Schwinden der Sinne und Erwachen am 6. August im Lazarett von Mannheim. Soll das einem armen Turko nicht den Verstand rauben?

Doch wie gesagt: Turkos gab es unter den Gefangenen bei der Übergabe von Metz nicht mehr. Es war eine heiter lachende, unaufhörlich scherzende, gegen das Publikum äußerst verbindliche Schar aller Truppengattungen aus Bazaines Heer, die sichs prächtig schmecken ließ und unaufhörlich brüllte: „Vive le roi Guillaume." „Vive le prince Frédéric-Charles!" „A bas Napoléon!" „A bas Bazaine, le traître!" und dann wieder lachte und scherzte und nur durch die eisernen, strengen Gesichter der Herren aus der Division Kummer, die hinter ihren Bänken Wache hielten, daran verhindert wurde, nach geleerten Weinkrügen einen fröhlichen Cancan aufzuführen. Welch ein Unterschied zwischen den kleinen, schlanken, beweglichen Körpern der Gefangenen und den Hünengestalten der ernsten Männer im Vollbarte und strammer Haltung hinter ihnen! Die Damen des Frauen-

und Jungfrauenvereins näherten sich den Wachestehenden und kredenzten ihnen aus silbernen Festbechern edlen Rheinwein, schmückten ihnen die Helme mit Lorbeerreisern und füllten die Brotbeutel wie die Zigarrentaschen. Die Herren der Verpflegungskommission kamen und führten die Landwehrleute zu Tisch in eine andre Halle, während die Bahnhofswache ihren Dienst übernahm. Man ehrt mit Recht in jedem dieser Männer einen Helden, war es doch ihr Verdienst, daß Bazaine die eisernen Banden nicht durchbrechen konnte, in die er geschmiedet war. Ein englischer Staatsmann und ein amerikanischer General, der berühmte Sheridan, haben den Gefechten bei Woippy beigewohnt, und sie haben beide gesagt, es hat, seit Männer in Waffen sich gegenüber gestanden, keine Schar von solcher Tapferkeit und solcher Kraft gegeben, wie die Landwehr der Division Kummer.

Erst spät abends ist der letzte Gefangenentransport besorgt, und kann der Sanitätszug vorfahren. Die Wagen sind trefflich ausgerüstet, die schwebenden Betten gerichtet, die Kohlenkörbe vor die Öfen gestellt, die Küche mit Vorrat für mehr als eine Woche reichlich versehen. Die Rollen der verschiedenen Personen, die dem Zuge beigegeben sind, werden vom Präsidenten des Hilfsvereins, der die Wagen stiftete und ihren teuern Inhalt beschaffte, verteilt. Für die hundertsechzig Kranken, die man bergen will, ist das Hilfspersonal überreich vertreten. Der Führer des Zuges zuerst, der im Gefühl seiner Würde zur Rechten des ordnenden Präsidenten Aufstellung nimmt: er hat das wichtige Geschäft, auf den überfüllten Bahnen Raum zu schaffen, mit den Betriebsdirigenten und Stationschefs über das Einschalten des Extrazuges zwischen die übrigen Post-, Personen-, Gefangenen-, Munitions- und Proviantzüge zu verhandeln, sowie über Ein- und Aussteigen, Aufenthalt und Vorwärtsdringen das entscheidende Wort zu sprechen. Er erhält auch die Adressen an die Stabs- und Oberstabsärzte, die wegen der Evakuation ihrer Feldlazarette schon vorher brieflich und telegraphisch befragt sind, und schließlich erhält er noch den Säckel, daß niemand darbe, weder der Verwundeten einer, noch einer derer, die aus edler Menschenliebe und Hingebung an die Sache die Mühe auf sich nehmen, auf weichem Federsitze in wohldurchwärmtem Coupé den leidenden Brüdern im Herzen Frankreichs zu Hilfe zu eilen. Dieser aufopfernden Helfer sind viele. Erstens die Ärzte, zum mindesten viel mehr als irgend verwendbar: es ist so angenehm, nach den Hospitalstunden etwas Abwechslung zu haben, die Kollegen draußen im Felde zu besuchen, neue Fälle von hohem Interesse anzuschauen und, nach Hause zurückgekehrt, von den Schlachtfeldern zu sprechen, die man sah, und den Greueln des Krieges, die man erlebte. Noch ungleich zahlreicher als die Ärzte sind die freiwilligen Krankenpfleger vertreten, aus den besten Familien

des Landes, aus jedem Stande und Alter: der Gymnasialdirektor mit grauem Haar, das Mitglied des Jockeiklubs und der wegen der Kriegsereignisse feiernde Commis voyageur. Sie alle sind pünktlich zur Stelle. Es schmückt sie der „Passepartout", die weiße Binde mit dem roten Kreuz am Arme und eine weiße Kokarde, gleichfalls mit einem feinen roten Kreuzchen in der Mitte am Hut oder der Mütze. Das ist aber nicht die einzige Dekoration. Ein weiß und rot geflochtenes Band ist in eine Ehrenkette um den Hals geschlungen und trägt an seinen Enden rechts eine sauber polierte Pinzette und links eine blinkende Schere, die beiden unentbehrlichen Requisiten eines kunstmäßigen Verbandes. An der Seite hängt eine lederbezogene Flasche mit silbernem Stöpsel, die edlen Wein birgt, ein Erquickungsmittel für die zu erwartenden Pfleglinge. An den breiten Ledergürtel ist eine schön weiß und rot umrandete Wachstuchtasche geschnallt, die in verschiedenen Abteilungen Schwämme, Wundspritzen, Heftpflästerchen, Kompressen, Scharpie, Riechsalze usw. enthält, all die bewährten Mittelchen, die in der Anweisung des Medizinalrats über erste Hilfe bei schweren Körperverletzungen aufgezählt sind. Ein besser ausgerüstetes Korps läßt sich nicht mustern, als diese Pflegeschar. Mit Stolz ruht das Auge des Präsidenten vom Männerhilfsverein auf seinen Jüngern. Er stellt sie den Ärzten vor und zuletzt dem Zugführer. Dann geht der Abschiedsbecher edlen Rheinweins von Mund zu Mund, und voll noch edlern Tatendranges besteigen die dreimal sieben Nothelfer die ins Dunkel der Nacht hineinrollenden Wagen.

Deutschland hat in der Bereitschaft, denen zu helfen, die draußen vor dem Feinde das Vaterland schützen, unendlich viel getan. Die Depots der Vereine sind Riesenspeicher, die überall gesammelten Gaben betragen Millionen, die unentgeltlich im Dienste der Krankenpflege sich Mühenden zählen nach vielen tausenden. Nicht im ersten Gefühle des so unerwartet plötzlich in seiner vollen Furchtbarkeit hereinbrechenden Krieges eilte groß und klein zu den Opferstöcken, und nahm die deutsche Hausfrau von der Memel bis zur Donau aus ihrem Schrein und ihren Kisten die besten Linnen und Tücher, um sie den Brüdern im Felde zu weihen, nein, unermüdlich ist man fortgefahren im Geben. Je länger der Krieg dauert, desto reicher fließt es den Sammelstellen zu. Angesichts dieser Opfergröße und Opferfreude scheint es hart und undankbar, von den Schattenseiten der freiwilligen Hilfe im Kriege zu sprechen. Was sie geleistet, steht nicht im Verhältnis zu den Mitteln und Kräften, über die sie gebot. Vielleicht weil ihre Geschichte noch so jung ist, denn erst in den letzten drei Kriegen tritt sie als ein berechtigter Faktor im Heergefolge auf, hat sie noch viel zu lernen. Er fehlt der freiwilligen Hilfe durchaus an einer genügenden

Organisation. Sie zu organisieren mag nicht viel leichter sein, als eine Heeresreform durchzuführen, deswegen bleibt ihre systematische Organisation dennoch ein dringendes Bedürfnis, und es wäre schön, wenn der Fürst Pleß das großartige Talent eines Roon besessen hätte. Viel hat sich schon während des Krieges hierin gebessert, aber sehr viel wartet noch der wichtigsten Grundlagen einer genügenden Ordnung. Solange diese fehlt, wird mit einer maßlosen Verschwendung gewirtschaftet, und nicht der zehnte Teil von dem erreicht, was mit der Hälfte der Mittel erreicht werden könnte.

Die Aufgabe unsres Spitalzuges, in Frankreich hineinzureisen und, wo wir Kranke finden, sie zu sammeln und heimzubringen, war eine sehr menschenfreundliche. Es war aber nicht bedacht, daß wir in Feindesland ohne andre Legitimation als die der weißen Binde vordringen sollten, daß wir den Feldlazaretten, die wir trafen, keine Weisung vorzuzeigen hatten über unser Recht, ihnen die Kranken zu nehmen. Wir hatten keine andre Beziehung zu den Platzkommandanten und Oberstabsärzten, als die hilfsbereiter Privatpersonen, die, in jeder Beziehung prächtig ausgerüstet, sich anheischig machten, möglichst viel Kranke und Verwundete in die deutsche Heimat zu geleiten. Wie der Karlsruher Frauen- und Männerverein, so hatten auch zahlreiche andre Vereine ihre Züge die Straße nach Nogent oder Remilly einschlagen lassen.

Die mühsam durch die mit Proviant-, Munitions- und Militärzügen besetzten Eisenbahnen durchgelotsten Züge kamen zuweilen nur mit einem Viertel der Zahl von Verwundeten zurück, die sie hätten bergen können, weil sie bei ihrem Vorwärtseilen, wie sie der Zufall trieb, den überfüllten Lazaretten vorbeigefahren waren und an den am wenigsten einer Evakuation bedürfenden angehalten hatten. Erst nach der Einnahme von Metz ist in die Evakuationen etwas mehr Gesetzmäßigkeit gekommen. Die Erfahrungen, die der allwöchentlich von Professor Virchow entsandte und meist auch von ihm geleitete Berliner Sanitätszug machte, sollen an maßgebender Stelle Berücksichtigung gefunden haben. Die Abführung der dreiundzwanzigtausend Kranken aus Metz ist in auffallend kurzer Zeit ziemlich vollständig gelungen. Selbst die Verteilung der Typhus- und Ruhrkranken ist mit so viel Umsicht bewerkstelligt, daß diese beiden furchtbaren Pestilenzen nirgendwo im deutschen Lande neue Zentren der Infektion gestiftet haben.

Der erste Karlsruher Sanitätszug erfuhr schon zwei Meilen hinter Karlsruhe, daß es sehr schwierig ist, in Kriegszeiten, ohne vorschriftsmäßig in das Getriebe der Militärzüge eingereiht zu sein, vorwärts zu kommen. In Maximiliansau, bei dem Übergang in die bayrische Rheinpfalz, blieben wir acht Stunden lang liegen, weil der dortige Stationschef erst beim Liniendirektor und dann beim Generalgouverneur

des Landes, aus jedem Stande und Alter: der Gymnasialdirektor mit grauem Haar, das Mitglied des Jockeiklubs und der wegen der Kriegsereignisse feiernde Commis voyageur. Sie alle sind pünktlich zur Stelle. Es schmückt sie der „Passepartout", die weiße Binde mit dem roten Kreuz am Arme und eine weiße Kokarde, gleichfalls mit einem feinen roten Kreuzchen in der Mitte am Hut oder der Mütze. Das ist aber nicht die einzige Dekoration. Ein weiß und rot geflochtenes Band ist in eine Ehrenkette um den Hals geschlungen und trägt an seinen Enden rechts eine sauber polierte Pinzette und links eine blinkende Schere, die beiden unentbehrlichen Requisiten eines kunstmäßigen Verbandes. An der Seite hängt eine lederbezogene Flasche mit silbernem Stöpsel, die edlen Wein birgt, ein Erquickungsmittel für die zu erwartenden Pfleglinge. An den breiten Ledergürtel ist eine schön weiß und rot umrandete Wachstuchtasche geschnallt, die in verschiedenen Abteilungen Schwämme, Wundspritzen, Heftpflästerchen, Kompressen, Scharpie, Riechsalze usw. enthält, all die bewährten Mittelchen, die in der Anweisung des Medizinalrats über erste Hilfe bei schweren Körperverletzungen aufgezählt sind. Ein besser ausgerüstetes Korps läßt sich nicht mustern, als diese Pflegeschar. Mit Stolz ruht das Auge des Präsidenten vom Männerhilfsverein auf seinen Jüngern. Er stellt sie den Ärzten vor und zuletzt dem Zugführer. Dann geht der Abschiedsbecher edlen Rheinweins von Mund zu Mund, und voll noch edlern Tatendranges besteigen die dreimal sieben Nothelfer die ins Dunkel der Nacht hineinrollenden Wagen.

Deutschland hat in der Bereitschaft, denen zu helfen, die draußen vor dem Feinde das Vaterland schützen, unendlich viel getan. Die Depots der Vereine sind Riesenspeicher, die überall gesammelten Gaben betragen Millionen, die unentgeltlich im Dienste der Krankenpflege sich Mühenden zählen nach vielen tausenden. Nicht im ersten Gefühle des so unerwartet plötzlich in seiner vollen Furchtbarkeit hereinbrechenden Krieges eilte groß und klein zu den Opferstöcken, und nahm die deutsche Hausfrau von der Memel bis zur Donau aus ihrem Schrein und ihren Kisten die besten Linnen und Tücher, um sie den Brüdern im Felde zu weihen, nein, unermüdlich ist man fortgefahren im Geben. Je länger der Krieg dauert, desto reicher fließt es den Sammelstellen zu. Angesichts dieser Opfergröße und Opferfreude scheint es hart und undankbar, von den Schattenseiten der freiwilligen Hilfe im Kriege zu sprechen. Was sie geleistet, steht nicht im Verhältnis zu den Mitteln und Kräften, über die sie gebot. Vielleicht weil ihre Geschichte noch so jung ist, denn erst in den letzten drei Kriegen tritt sie als ein berechtigter Faktor im Heergefolge auf, hat sie noch viel zu lernen. Er fehlt der freiwilligen Hilfe durchaus an einer genügenden

Organisation. Sie zu organisieren mag nicht viel leichter sein, als eine Heeresreform durchzuführen, deswegen bleibt ihre systematische Organisation dennoch ein dringendes Bedürfnis, und es wäre schön, wenn der Fürst Pleß das großartige Talent eines Roon besessen hätte. Viel hat sich schon während des Krieges hierin gebessert, aber sehr viel wartet noch der wichtigsten Grundlagen einer genügenden Ordnung. Solange diese fehlt, wird mit einer maßlosen Verschwendung gewirtschaftet, und nicht der zehnte Teil von dem erreicht, was mit der Hälfte der Mittel erreicht werden könnte.

Die Aufgabe unsres Spitalzuges, in Frankreich hineinzureisen und, wo wir Kranke finden, sie zu sammeln und heimzubringen, war eine sehr menschenfreundliche. Es war aber nicht bedacht, daß wir in Feindesland ohne andre Legitimation als die der weißen Binde vordringen sollten, daß wir den Feldlazaretten, die wir trafen, keine Weisung vorzuzeigen hatten über unser Recht, ihnen die Kranken zu nehmen. Wir hatten keine andre Beziehung zu den Platzkommandanten und Oberstabsärzten, als die hilfsbereiter Privatpersonen, die, in jeder Beziehung prächtig ausgerüstet, sich anheischig machten, möglichst viel Kranke und Verwundete in die deutsche Heimat zu geleiten. Wie der Karlsruher Frauen- und Männerverein, so hatten auch zahlreiche andre Vereine ihre Züge die Straße nach Nogent oder Remilly einschlagen lassen.

Die mühsam durch die mit Proviant-, Munitions- und Militärzügen besetzten Eisenbahnen durchgelotsten Züge kamen zuweilen nur mit einem Viertel der Zahl von Verwundeten zurück, die sie hätten bergen können, weil sie bei ihrem Vorwärtseilen, wie sie der Zufall trieb, den überfüllten Lazaretten vorbeigefahren waren und an den am wenigsten einer Evakuation bedürfenden angehalten hatten. Erst nach der Einnahme von Metz ist in die Evakuationen etwas mehr Gesetzmäßigkeit gekommen. Die Erfahrungen, die der allwöchentlich von Professor Virchow entsandte und meist auch von ihm geleitete Berliner Sanitätszug machte, sollen an maßgebender Stelle Berücksichtigung gefunden haben. Die Abführung der dreiundzwanzigtausend Kranken aus Metz ist in auffallend kurzer Zeit ziemlich vollständig gelungen. Selbst die Verteilung der Typhus- und Ruhrkranken ist mit so viel Umsicht bewerkstelligt, daß diese beiden furchtbaren Pestilenzen nirgendwo im deutschen Lande neue Zentren der Infektion gestiftet haben.

Der erste Karlsruher Sanitätszug erfuhr schon zwei Meilen hinter Karlsruhe, daß es sehr schwierig ist, in Kriegszeiten, ohne vorschriftsmäßig in das Getriebe der Militärzüge eingereiht zu sein, vorwärts zu kommen. In Maximiliansau, bei dem Übergang in die bayrische Rheinpfalz, blieben wir acht Stunden lang liegen, weil der dortige Stationschef erst beim Liniendirektor und dann beim Generalgouverneur

vom Elsaß usw. nachfragen mußte, ob er uns überhaupt weiterschaffen dürfe. Da half also das Sachverständnis unsres Zugführers im Eisenbahnbetrieb nichts: der bayrische Beamte tut ohne Weisung von seinem Obern nichts, und um diese mußte telegraphisch nachgesucht werden. Ein Telegraphendraht ins eroberte Frankreich hinein ist fast ausschließlich Domäne der Kriegsherren im Felde und der Ministerien, unser Zug aber rühmte sich seiner Unabhängigkeit: er war eine freie Stiftung des Männerhilfsvereins und ging keinen Kriegsminister etwas an.

Maxau am Rhein war, so steht es in dem jetzt veröffentlichten Napoleonischen Kriegsplan, zum Übergange der Armée du Rhin ersehen worden. Von hier aus sollte das badische Land überflutet werden und unter den Requisitionen und Kontributionen der Mac Mahonschen Afrikaner für seine preußenfreundlichen Gesinnungen büßen. Die ersten Spuren der Zerstörung sind hier sichtbar. Die Anlagen und Bäume um den Bahnhof sind rasiert: sie haben zu Verhauen gedient, die von bayrischen und badischen Jägern überall, wo man vermutete, daß die Franzosen den Rhein überschreiten könnten, angebracht sind. Die Eisenbahn führt nur eine kurze Strecke durch die Pfalz an einigen der durch ihre Länge ausgezeichneten Dörfer vorbei, dann wendet sie sich bei Winden scharf nach Süden in das Elsaß hinein. Die Kopfstation der französischen Ostbahn ist das im ersten großen Siege erstrittene Weißenburg. Weißenburg, die ehemalige deutsche freie Reichsstadt, hat noch Befestigungen aus dem vorigen Jahrhundert, einen breiten Wall und tiefen Graben ringsumher, sowie stark verbarrikadierte Tore. Dem ersten Anlaufe der Bayern haben diese Werke auch noch widerstanden. Es mußte die Artillerie die Tore zusammenschießen, und der General Kirchbach von dem Dorfe Altenstadt aus die Rückzugslinie der Franzosen, die Straße nach Wörth, bedrohen, ehe das Nordtor von den zum zweiten Male stürmenden Bayern genommen wurde. Wenn man auf dem Eisenbahndamm gen Weißenburg fährt, erheben sich im Hintergrunde die Weißenburger Berge, die die Vogesen mit ihren Ausläufern, dem Hardtgebirge der Pfalz, verbinden. In der Richtung dieser Berge liegt der blutige Geißberg nicht, sondern er liegt südlich von der Stadt zur Seite der Eisenbahn. Deutlich erkennt man auf dem Höhenrücken drei einsame Pappeln: sie waren den schlesischen und hessischen Regimentern, die hier den heißen Kampf erfochten, als Zielpunkte ihres Angriffs bezeichnet, und zu ihnen eilten sie unter General Boses Führung hinan. Man begreift, wie diese Erstürmung Blut hat kosten müssen, denn der Geißberg ist nicht steil: eine sanft geneigte Fläche, zieht er sich kahl und baumlos hinan, so daß das oben postierte französische Geschütz wohl stundenweit das Terrain beherrschte.

Es war mir sehr willkommen, daß es in Weißenburg einen zweistündigen Aufenthalt gab: Zeit genug, um vom Bahnhof aus den Geißberg hinan zu gehen bis an das Pächterhaus, in dem General Douay den Tod fand. So groß auch und glänzend die spätern Siege der deutschen Heere gewesen sind: die Nachricht von Weißenburg zündete doch in aller Herzen am meisten. Die bange Zeit, in der man sich täglich fragte: wer wird mit seinen Rüstungen zuerst fertig sein? war vorüber und zu Gunsten der preußischen Mobilisatoren entschieden. Das Lager von Châlons war nicht in das Herz Deutschlands hineingeworfen worden, nein, die Südarmee, von der man es am wenigsten zu hoffen gewagt, die schwerfälligen Bayern, waren allen voran in Frankreich eingerückt. Die wunderbare Schönheit des Rheinlands, der Reichtum der Pfalz waren vor neuen Melaciaden geschützt. Der Kriegsschauplatz wird nicht in Deutschland liegen: so jubelte es vom Rhein zum Belt.

Man sieht es dem Geißberge nicht mehr an, wie es auf ihm getobt und gewütet hat. Der Pflug hat den Boden, den die Granaten zerrissen, wieder geebnet. Die Wintersaat ist überall bestellt. Geht man den Hohlweg hinauf, den einst die Mitrailleusen beherrschten, so kommt man an den Pachthof, der allerdings noch stark mitgenommen aussieht. Die Pächterfamilie hat von den vier Wänden, die ihr allein geblieben, wieder Besitz genommen und unter einem Notdache es sich wohnlich gemacht. Im Gärtchen hinter dem Hause liegen die Gräber der Gefallenen, und stehen die Kreuze aus Holz, die die Zahl der Tapfern nennen.

Der Bahnhof von Weißenburg steht nicht weit von dem zuerst eroberten Tor der Stadt. Davor liegt das Douanenhäuschen, das in wohlgetroffenem Bilde die „Gartenlaube" wiedergegeben hat. Nur die drei Turkoleichen, die der Spezialartist des Blattes dort noch liegen sah, habe ich nicht mehr gefunden, auch das üppige Weinlaub, das Fenster und Türen umrankte, war gelb zur Erde gefallen. Desgleichen entlaubt waren die dichten Büsche und Gärten, durch die über Chausseen und Gräben die Schlacht bis zum Bahnhof sich hinzog. Hier aber war das Bild des Krieges geblieben. Ersatzmannschaften von Infanterie- und Kavallerieregimentern hatten einen Rasttag und richteten es sich gemütlich auf dem Perron und in den großen Schuppen ein, die der französischen Maut gedient hatten. Wir mußten einen langen Zug mit Kanonen abwarten, der vor uns in die Vogesen sollte. Es waren die leicht gearbeiteten Vierpfünder, die bloß von zwei Pferden gezogen werden, ja selbst durch Menschenkräfte sich rasch fortschaffen lassen. Sie sollten das Elsaß hinab bis in die Nähe des damals noch belagerten Neu-Breisach, um den Guerillascharen aus den Bergen die räuberischen Züge in die Kantonnements der Soldaten

zu wehren. Nicht anders konnten wir endlich eine Lokomotive erhalten, als indem wir uns zur Vereinigung mit einer Kompagnie des 81., eines hannöverschen Regiments, verstanden. Die Wagen mit Soldaten wurden angehängt, die Offiziere stiegen in den von uns besetzten Salonwagen, und in der Richtung Sulz ging es vorwärts.

Das sogenannte untere Elsaß, das den Winkel zwischen der bayrischen Pfalz und Baden einnimmt, gleicht in seiner Bodenbeschaffenheit vollkommen der Pfalz; niedere Rebenhügel durchziehen in allen Richtungen das Land, Obstbäume rahmen die Wege ein, und endlos lange Dörfer inmitten von Tabakfeldern oder Hopfengärten liegen an den Abhängen. Erst zwischen Sulz und Hagenau wird das Land ganz flach, aber womöglich noch reicher bebaut und bleibt dann über Straßburg hinauf längs dem Rhein eins der reichsten Länder der Welt. Deswegen der alte deutsche Wahlspruch:

Drei Schlösser auf einem Berg,
Drei Kirchen in einem Kirchhof,
Drei Städte in einem Tal,
So ist das Elsaß überall.

Hagenau war einst Residenz Kaiser Barbarossas, der es liebte, am Rhein prächtig Hof zu halten. Auch um Hagenau stehen noch mittelalterliche Wälle und Mauern sowie ein System von Gräben und Schleusen, aber diese sind noch weniger bombenfest, als die von Weißenburg und waren schon, vordem die preußischen Vierundzwanzigpfünder ihre Wunder taten, als ungenügend aufgegeben worden. Da unsre Soldaten hier frühstücken sollten, hatten wir Sanitätler Zeit genug, uns die berühmten Glasmalereien der Kirche St. Georg zu besehen. Der Turm ist uralt und gewährt eine weite Aussicht über die Rheinebene von den Vogesen bis zum Schwarzwald, über den Silberstreifen des Rheins in der Mitte, hinaus. Der Glöckner zeigt im Kranze zahlreicher Dörfer das Dorf Sesenheim. Es ist dem Deutschen nicht möglich, durchs Elsaß zu pilgern, ohne auf Schritt und Tritt deutscher Sage, deutscher Geschichte, deutscher Kunst und Dichtung zu begegnen. Nur eine Schicht französischen Firnisses ist dem deutschen Wesen aufgetragen, gerade wie bei der Hagenauer Kirche, deren Portal und Hauptfenster in gotischen Spitzbogen prangen, während die kleinen Fenster unter dem Dache und im Turme nach dem runden romanischen Bogen geformt sind. Die Inschriften auf allen Häusern und Läden sind deutsch, nur auf dem hübschen Theater steht: „Vaudeville français“. „Mögen sie sich Französisch vorsingen lassen, sie selbst haben Deutsch gesungen, die Hagenauer“, sagte der hannöversche Leutnant, mit dem ich durch die Straßen schlenderte, „und, damit wir das nicht vergessen, wollen wir hier in der Weinstube zum ‚Römischen Kaiser‘ einen guten Muskateller aufs Wohl von Fischart trinken,

dem Elsässer aus Hagenau, der uns das schöne Lied gedichtet: ‚Den liebsten Buhlen, den ich hab' —".

Die Gläser klangen aufs Wohl der deutschen Dichter und Soldaten; die Frage, wann fällt Paris, wurde eifrigst diskutiert, und dann ging es wieder fort und zwar ziemlich rasch durch Wendenheim über Brumath und Reichshofen nach Saverne. Jede, auch die kleinste Eisenbahnstation, ist von Truppen besetzt. Es offenbart sich dabei so recht die Mischung des großen deutschen Heers aus allen Stämmen des wieder geeinten Deutschlands. In Weißenburg und Hagenau stehen Bayern: sie hüten die Gegend des Elsasses, in der ihr Todesmut Bahn brach zu all den großartigen Siegen der Folgezeit. In Wendenheim stehen Badenser, in Brumath preußische Landwehr aus Pommern, in Reichshofen Württemberger usf.

Das Land bleibt flach, bis man bei Saverne den Fuß des alten Wasgenwaldes der Nibelungen, des Vogesengebirges, erreicht. Nur ein leicht hügliches Gelände ist zuletzt von der Bahn dicht neben der den Bergen enteilenden Zorn durchschnitten worden. Steil fallen die Felsen gegen dieses Hügelplateau ab. Durchweg bilden die Vogesen nach Osten steile Wände, während sie nach überaus kurzer Kammhöhe sich in langen Tälern westwärts verlieren. Es zeichnen sich daher von der Rheinseite ihre Gipfel rein und scharf am Horizonte. Saverne besonders ist überaus malerisch. Tief unten liegt es wie in einer Bucht, zu der sich das Tal der Zorn erweitert hat. Hoch über der Stadt erheben sich zwei alte Festen, getrennt durch den Einschnitt, der den Wassern der Zorn entspringt: die Ruinen von Greifenstein links und die von Hohbarr rechts.

Bei Saverne stoßen die mittlern und untern Vogesen zusammen. Der Gebirgseinschnitt des Zorntals sondert sie. Es ist deswegen der Hauptpaß dieses Gebirges und die Durchtrittsstelle für eine ganze Fülle von Kunstbauten. Schon eine alte Römerstraße führte hier durch. Der Kanal zwischen Rhein und Marne ist noch großartiger angelegt, als der das ganze obere Elsaß durchschneidende Rhein-Rhone-Kanal. Selbst jetzt noch in später Herbstzeit, da weder Laubschmuck noch Laubschattierung sichtbar waren, ist der Vogesenpaß schön. Die steilen roten Felsen, die oft weit über die Chaussee hinüberhängen, kontrastieren gegen die immergrünen dichten Tannen auf der Höhe. Seitentäler gibt es wenige; sie scheinen sehr eng, die sie begrenzenden Berge schroff und zerklüftet. Burgen aber und Schlösser krönen fast jeden breitern Gipfel.

Die Nähe der Festung, die nur fünf Viertel Meilen von Saverne entfernt ist, Pfalzburg, verrät sich sofort. Längs der ganzen Bahn halten Soldaten Wacht. Neben polnischer Landwehr, die Saverne besetzt hielt, ist es hauptsächlich das 71. preußische Landwehrregiment,

das hier seit drei Monaten das Wache- und Zernierungsgeschäft besorgt. Ein mühsamer Dienst, in dem es gilt, nicht müde zu werden, bis deutsche Zähigkeit und Konsequenz auch dieses Felsennests Herr geworden sind. Die Hälfte des Regiments liegt vor der Festung, hinter Gebüschen, in Gräben, auf freiem Felde. Neun Tage lang muß sie so ausharren. Die am weitesten vorgeschobenen Posten können nur in der Nacht aus ihren Schlupflöchern ausgelöst werden. Ja wenn ein boshafter Vorposten des Feindes über das Versteck des Landwehrmannes, wie das vorgekommen, Tag und Nacht seine Chassepotkugeln streichen läßt, muß die arme Wache zweimal vierundzwanzig Stunden ruhig sitzen bleiben, aus der Feldflasche den Durst und mit den Brotkrumen in der Tasche den Hunger stillen, bis das lästige vis-à-vis müde geworden, und nun in raschem Sprunge die ablösende Patrouille herbeieilt, und der todmüde treue Wächter am Biwakfeuer der Feldwache Wärme und Schlaf gewinnen kann. Es soll sich freilich bei der langen Dauer der Zernierung das Verhältnis der Vorposten in letzter Zeit etwas freundschaftlicher gestaltet haben. Wenn die revidierende Patrouille weiter gegangen, steckt zuerst der Franzose aus seinem Erdloch die rote Mütze heraus. Sowie der deutsche Kamerad drüben nicht schießt, folgt der Mütze der Kopf, dann die Schulter, und ein leises hélas! wird gewagt. Mittlerweile hat sich der gutmütige Sachse drüben überzeugt, daß der Sacre-Franzos sein Gewehr zur Seite gelegt hat; er vergilt Gleiches mit Gleichem, schiebt auch seine Zündnadel ein wenig von der Wange und flüstert dem Feinde das friedliche Wort Kaffee zu. Oui, oui! heißt es drüben, und mit einem Sprunge ist der französische Krieger in das Schützenloch des deutschen gesprungen. Jetzt entspinnt sich nichts weniger als ein furchtbares Ringen todschnaubender Gegner, sondern ein ganz gemütliches Kaffeebrauen; der Franzose hat aus der Festung nur die kleine Maschine, der Deutsche aber die braunen Bohnen und das Fläschchen mit Milch gebracht. Gerüchtweise verlautet, daß nach dem Kaffee sogar der Kognak des deutschen Vorpostens einer französischen Probe unterworfen worden sei. Dann aber ist es mit der Freundschaft zu Ende: der Franzose entweicht, und, die so brüderlich eben zusammensaßen und tranken, lauern jetzt wieder gespannten Hahns auf jede Bewegung des andern, die sie unfehlbar zum Lärmschuß nötigen würde. Alle neun Tage zieht das andre Bataillon des Regiments auf Vorposten, während das erste zur Bahn hinabsteigt und an den Tunneln und Brücken die Wache bezieht. Die Bewachung hat hier die Pflicht, die einzige Bahn, die zurzeit aus Deutschland nach Paris führt, zu schützen. Ausfälle aus Pfalzburg sollen nicht gefürchtet werden: man sagt, daß weniger als achthundert Mann bloß die Wälle des Forts besetzt halten. Aber die Bevölkerung steht durch Schleichwege nachts

und durch allerlei Zeichen des Tages mit der rührigen Besatzung in Verbindung, und da hat es denn namentlich im Anfange der Einschließung nicht an Versuchen zur Schädigung der Bahn fehlen können. Wäre hier ein Tunnel gesprengt worden, es hätte dies tausendmal mehr geschadet als die Verschüttung des Tunnels von Nanteuil.

Da nicht nur in Saverne, sondern auch in Pfalzburg es wieder einen Aufenthalt von mehr als einer Stunde gab, ließ ich es mir nicht nehmen, die so berühmt gewordene Feste näher anzusehen, denn von dem Bahnhof aus sah man nur das Kreuz der Festungskirche und deren äußerste Turmspitze über den Berg ragen. Es ist auch leicht, sich die Erlaubnis zu einem Gange in die Vorpostenlinien zu erwirken. Am Bahnhof stand ein Unteroffizier, den ich bei Seite nahm und ihm mein Anliegen vortrug. Der Männerhilfsverein aus Karlsruhe hatte uns einige Dutzend wollener Hemden und Strümpfe mitgegeben zur Verteilung an Soldaten auf dem Wege. Der Mann schien mir solcher Liebesgaben zu bedürfen. Ich versorgte ihn reichlich, und er konnte nicht umhin, mich zu fragen, ob ich ihn nicht auf einem kurzen Gange über den Berg begleiten wolle. In wenigen Augenblicken waren wir auf dessen andrer Seite. Aus allen Richtungen führen Fußsteige bis auf die halbe Höhe des Berghanges hinab: es sind die Wege der zernierenden Soldaten, die hier einzeln oder in Gruppen von drei und vier alle zehn Schritte aufgestellt stehen. Über die nicht hohen, aber breiten Wälle sahen die Giebel der Häuser hervor, denn die kleine Stadt von etwa dreitausendfünfhundert Einwohnern ist rings von den Werken eingeschlossen. Die Beschießung der Stadt hat nicht von der Eisenbahnseite stattgefunden, sondern von der entgegengesetzten, wo man einen den Wällen parallelen Hügel benutzte, um ihn in einer Nacht zu einer Schanze mit Geschützeinschnitten herzurichten. Der Batterienbau war von Pfalzburg aus nicht entdeckt worden, die Überraschung muß daher schauerlich gewesen sein, als mit Sonnenaufgang die Granaten hinüberflogen. Zehn Stunden lang dauerte das Feuer, das achtzehnhundert Granaten in die Festung warf. Die Kirche brannte nieder, desgleichen verschiedene Gebäude an fünf Stellen. Das Bombardement soll nur die Absicht gehabt haben, einen Versuch auf die Standhaftigkeit des Kommandanten zu machen. Man bot ihm gegen Abend des schrecklichen Tages freien Abzug mit allen Ehren und mit Belassung der Waffen an, denn es galt damals für notwendig, die Festung zu nehmen: man fürchtete die Bedrohung der Eisenbahn. Der alte Oberst aber, der noch heute da oben haust, antwortete: „Schießen Sie weiter, Sie werden bald nur noch einen Aschenhaufen finden, mich aber finden Sie sicher nur auf der letzten Kanone.“ Wenigstens hat bei ihm die Zeit gezeigt, daß er nicht bloß hochtönende Phrasen gemacht, sondern ehrlich ausgehalten hat. Noch

stehen die französischen Soldaten auf den Wällen: ich konnte sie deutlich sehen, ebenso die Schanzkörbe, zwischen denen die Mündungen der Kanonen herauslugten. Aber sie schweigen, diese gewaltigen Waffen, und haben nur einmal über die Ebene dahingedonnert, nämlich am Napoleonstage, wo der entschieden bonapartistisch gesinnte Kommandant seine einundzwanzig Salutschüsse vorschriftsmäßig abgab. Die Belagerungsarbeiten stehen keineswegs still. An dem Bergvorsprung, auf dem ich stand, wurde gegraben, offenbar irgendeine Schanze noch mehr aufgeworfen; es hieß, man beabsichtige in kürzester Zeit wieder die Beschießung aufzunehmen.

Die Lage von Pfalzburg zeigt wieder recht deutlich, wie wenig Frankreichs Heerführer je an einen Angriffskrieg Deutschlands gedacht haben. 1813 hatte die Festung dem Wittgensteinschen Korps, das von Saverne aus durch die Vogesen marschierte, viel zu schaffen gemacht. Der General Pahlen beschoß sie vergeblich. Auch damals brannte die Stadt vollständig ab, denn es war Pahlen gelungen, die Wasserleitung, die die Stadt versorgte, zu zerstören und also das Wasser zum Löschen zu rauben. Dennoch gelang die Eroberung nicht. Auf weiten mühsamen Wegen mußte das Korps die Festung umgehen, so daß es in Nancy zu spät eintraf, um die beabsichtigte Vereinigung mit der Blücherschen Armee zu erzielen. Während der hundert Tage ließ wegen seiner Bedeutung Napoleon der Erste Pfalzburg noch besser befestigen und weitere Schanzen an dem Gebirgspasse, dessen Mündung in die lothringische Ebene es beherrscht, anbringen. Damals war eben die Chaussee das einzige Kommunikationsmittel; jetzt ist die Eisenbahn entstanden, und kein Franzose hat daran gedacht, auch diese unter die Kanonen eines detachierten Forts zu setzen. Wohl aber richtete man unterhalb Pfalzburgs, in Saarburg, großartige Mehlmagazine und Bäckereien ein, um die in Baden und gegen den Schwarzwald operierenden französischen Armeen leicht verproviantieren zu können.

Dicht hinter Pfalzburg schreitet die Bahn über die Zorn fort in einen Tunnel — den Tunnel von Erzweiler — hinein. Es ist nächst dem Hauensteintunnel der längste, den es bis jetzt gibt, länger selbst als die beiden Kehrtunnel der Brennerbahn. Er ist noch in einer Beziehung interessant. Auch der Rhein-Marne-Kanal begibt sich nämlich mit den Schienen in den Berg hinein und wird mitten im Schoße der Erde von der Eisenbahn überbrückt, denn, wenn man in den Tunnel hineinfährt, hat man ihn zur rechten Hand, und wenn man hinausfährt, liegt er links. Jetzt öffnen sich die weiten fruchtbaren Ebenen Lothringens. Schon wenige Augenblicke nachher, wenn man den Blick zurückwendet, schwimmen die waldbewachsenen Berge der Vogesen im blauen Dunst der Ferne.

Der nächste Haltepunkt war Saarburg, ein kleines Städtchen, das altertümlich noch mit Resten einer Stadtmauer und Türmchen darauf ausgestattet ist. Es bildet die deutsche Sprachgrenze. Die kleinen Mädchen, die Käse, Brot und Wurst feilboten und den Soldaten in die Wagen reichten, sprachen alle noch Deutsch. Die Grenze ist sehr scharf. In der Oberstadt spricht der Bürger noch Deutsch, in der Unterstadt Französisch.

So angenehm es bei unserm Zuge war, daß er fast an jedem der denkwürdigen Orte, die wir passierten, sich aufhielt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß man zuletzt ungeduldig wird, wenn das Dampfroß nur langsam vorwärts dringt. In Saarburg mußten wir volle zwanzig Stunden sitzen. Es hieß, die Schienen wären unsicher, man sei eben daran, sie zu reparieren; auch sei es bereits dunkel, und es wäre bedenklich, im Dunkeln zu fahren, da in der fernern Strecke die Bahn nicht mehr so dicht von Soldaten besetzt sei, als im Gebirge. Die Nacht mußte also im Wagen zugebracht werden. Aber der Morgen kam und der Mittag, und wieder ließ man uns nicht weiter: Extrazüge waren angesagt, das große Belagerungsgeschütz nach Paris müsse zuerst durchpassieren. So wurden wir erst gegen Nachmittag wieder flott und eilten nun über Heming, Avricourt und Marainviller, lauter Namen, deren deutscher Ursprung unverkennbar, nach Lüneville.

Lüneville macht den Eindruck einer freundlichen, saubern Stadt, über der das Schloß des entthronten Polenkönigs Stanislas Leszczynski weit sichtbar emporragt. Die Stadt zählt nicht mehr als fünfzehntausend Einwohner, hat eine im überladenen Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts erbaute Kathedrale und sonst keine Sehenswürdigkeiten. Fabriken gibt es nur eine oder zwei, die das überall an den Fenstern ausgestellte Porzellan liefern. Dagegen grenzen dicht an die Stadt weite, aufs Sorgsamste kultivierte Felder. Sie ziehen sich, soweit das Auge reicht, hin in dem sanft hügeligen Terrain an den Ufern der Meurthe und der unter dem Stanislasschloß einmündenden Vezouze. Zwischen den Feldern erglänzen die weißen Pachthöfe und Dörfer. Die Gegend ist eine der wohlhabendsten Frankreichs. Welch furchtbare Schläge und Forderungen des Krieges sind über die Stadt ergangen, ohne daß sie wirtschaftlich ruiniert worden wäre! Die ganze deutsche Südarmee ist hier durchgegangen, sammelte sich, ehe sie bei Nancy die Mosellinie überschritt, hier an. Tagelang lebte sie ausschließlich von den Requisitionen in Lüneville. Seit dem 12. August hat die Stadt eine Einquartierung von nie weniger als zweitausend Mann und wohlverstanden mit Verpflegung getragen. Endlich hat sie eine Kriegskontribution von einer halben Million Frank zahlen müssen. Trotzdem sind all diese Auflagen und Requisitionen bis auf die Stunde prompt befriedigt. Man sollte glauben, daß die Stadt

wie eine Zitrone ausgepreßt, und jede Kleinigkeit, die ein hungriger oder durstiger Reisender begehrt, nicht mit Gold aufzuwiegen sei. Ich habe mich von dem Gegenteil überzeugt. Unser Zugführer eröffnete uns bald nach unsrer Ankunft um neun Uhr abends, daß das Triumvirat, dem gegenwärtig die Schicksale von Lüneville und Umgebung anvertraut waren — Platz- und Etappenkommandant und Liniendirektor der Eisenbahnen — erst am andern Morgen uns Aufschlüsse über die gangbaren Straßen in den Süden geben könne. Da es trotz der vortrefflichen Einrichtung der Eisenbahnwagen mit der Zeit doch unbehaglich wird, Nacht für Nacht im Coupé zu schlafen, beschloß ich, ein Hotel aufzusuchen und dessen Einrichtung auf Kriegsfuß kennen zu lernen. Das Hotel de Gare machte einen etwas wüsten Eindruck. Es war eine Art Alarmhaus für fünfzig badische Dragoner und etwa ebensoviel bayrische Chevauxlegers, die allzeit am Bahnhof zur Stelle sein mußten. In der großen Schenkstube war Ball. Ein paar sächsische Landwehrsoldaten, offenbar Bergleute aus dem Erzgebirge, spielten auf verstimmten Blechinstrumenten einen Freischützwalzer, und ihre Kameraden aus der Kavallerie tanzten mit den französischen Bauermädeln so munter, als ob beide Teile noch nie etwas von Krieg und Kriegsgeschrei gehört hätten. In viel stillerer Freundlichkeit erglänzten einige Schritte weiter die Fenster des Hotels des Vosges: offenbar das erste Hotel der Stadt. Unter der Halle des Tors stand der Portier, auf der Treppe zwei Kellner, die vergeblich nach meiner Bagage ausschauten und sich in zuvorkommender Dienstfertigkeit neigten und beugten, kurz genau so wie sich ihre Kollegen am Rhein, in Berlin, am Newskiprospekt benehmen. Im Augenblick war mir eine Nummer angewiesen, ein teppichbelegtes großes Gemach mit Kleiderschrank, Schreibpult und Fauteuils. Ein Kabinett stieß daran, das Schlafgemach, das fast ganz von einem riesigen Himmelbett eingenommen wurde. Die Lager, auf denen der französische Gentilhomme seinen müden Leib zur Ruhe zu legen pflegt, sind etwa ebenso breit als lang, turmhoch mit Betten belegt und gegründet auf einen vortrefflich elastisch federnden Eisenrost. Das Souper bestand aus drei Gängen, der Wein war ein echtes Kind der Burgunderberge und der Kaffee des Morgens sicher nicht über Leipzig bezogen. Er wurde nur anders serviert als bei uns, in einer kleinen Suppenschale nämlich und ohne Kaffeelöffel; ich war genötigt, ihn mit einem großen Eßlöffel zu verspeisen. Ich verlangte die Rechnung und kann nicht leugnen, ich fürchtete, das paar Dutzend Goldmünzen, das ich bei mir trug, würde nicht ausreichen, die Genüsse dieser Nacht zu bezahlen. Der Wirt erschien selbst und ergoß sich in langen Entschuldigungen wegen der teuren Preise in der schweren Kriegszeit und forderte mit Einschluß von Bougies und Service — sieben Frank, das sind nicht

einmal zwei Taler. So billig lebt man in keinem Gasthause Deutschlands, weder in Königsberg noch in Bozen!

Nur eins vermißte ich im schönen Hotel des Vosges — eine Zeitung, denn seit Abgang unsres Zuges hatte ich keine gesehen. Ich suchte sie im nahegelegenen Café du Faisan. Sächsische Offiziere nahmen hier den Morgenimbiß ein und überfielen mich, sowie sie meinen deutschen Akzent erkannt, mit Fragen nach den neusten Nachrichten. Je näher man den Orten kommt, da die großen Entscheidungen fallen, je weniger weiß man von ihnen. Es fiel mir ein, daß es im denkwürdigen Jahre 1866 in Böhmen mir nicht anders ergangen. Viele Tage nach der Königgräßer Schlacht glaubte das Lazarettpersonal in Königinhof, daß die Hannoveraner Magdeburg und die Bayern Halle besetzt hätten, während bereits König Georg bei seinem Schwiegervater interniert war, und der Minister von der Pfordten den Allianzvertrag mit Preußen unterzeichnet hatte. Die telegraphischen Depeschen gehen über die Köpfe der Lüneviller Garnison hinweg, und dem Telegraphenbeamten, der mitunter etwas wissen könnte, ist der Mund durch siebenfachen Eid verschlossen. „Erscheint denn in der Stadt gar kein Tagesblatt?" „„Jawohl"", hieß es, „„schauen Sie zu, wie inhaltreich"". An der Spitze stehen die Erlasse des deutschen Unterpräfekten, dann ein gewissenhaftes Verzeichnis sämtlicher auf der Mairie erhobenen Requisitionen und endlich die unvermeidlichen Annoncen, das ist alles. Vom Kriege, von Politik keine Silbe. Seit der französische Journalist nicht mehr vom ewigen Ruhme Frankreichs schreiben kann, schreibt er lieber gar nicht. Auch würden die Bewohner Lünevilles den tatsächlichen Nachrichten aus Metz, Paris und Dijon keinen Geschmack abgewinnen; es macht sie glücklich, von den Gerüchten zu leben, die hier in der Luft schweben und tagtäglich neu entstehen. Sie gehen nie aus und werden in Frankreich nicht ausgehen, auch wenn der Krieg noch lange ins neue Jahr hinüber spielen sollte. Gestern ging der Bürger von Lüneville glückerfüllt zu Bette, denn er hatte im Café de Lyon gehört, daß General Prim an der Spitze von sechsmalhunderttausend spanischen Granden die Preußen bei Raon geschlagen und sofort das nur zwei Meilen entfernte Baccarat besetzt habe. Er kann die Nacht nicht schlafen, früh morgens eilt er triumphierend auf die Chaussee aus dem Süden, er will den herbeiziehenden Spaniern entgegenjubeln. Die Chaussee ist leer, nur fern hinter den Pappeln steht die gewöhnliche sächsische Feldwache. Da kommt ein Wägelchen die Straße gefahren: der wohlbekannte Glashändler aus Baccarat bringt seine Ware zum Markt. „Wann kommen die Spanier?" „„Spanier! seid Ihr toll, bei uns hausen schon seit zwei Monaten die Württemberger."" Der Bürger schleicht traurig zurück. Er kann von Glück sagen, wenn er in der Nacht seiner Freude sich ruhig

verhielt, denn, sowie die städtischen Einwohner wegen von ihnen verübter Exzesse in der Nacht zur Alarmierung der Truppen Veranlassung geben, muß die Stadt am andern Tage tausend Frank Strafe zahlen. Am Tage holt der unglückliche Patriot die verscherzte Nachtruhe ein, dann treibt es ihn abends wieder ins Café. Das ist schon überfüllt, denn jeder flüstert dem andern die Nachricht ins Ohr von der großen Schlacht bei Versailles. Paris ist befreit, gerettet, und Notredame bis an die höchste Spitze illuminiert. Man umarmt sich mit Tränen der Freude und fragt allen Ernstes, ob man nicht die deutsche Patrouille, die die Polizeistunde meldet, zum Fenster hinaus in die Meurthe schmeißen soll. Am andern Tage marschiert auf dem Schloßplatz die gesamte militärische Besatzung Lünevilles auf. Die Trommeln wirbeln, die Hörner blasen. Aha! nun ziehen sie ab, die Mörder, die Diebe! Nein, sie bleiben ruhig stehen und präsentieren das Gewehr, denn es wird eine Meldung des Königs vorgelesen, die Nachricht von der Ernennung des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl zu Feldmarschällen der russischen Armee. Das Hurra der deutschen Soldaten entmutigt den Bürger doch nur bis zum Abend, dann tröstet er sich an der Nachricht vom großen Seesieg zwischen Potsdam und Berlin!

Man muß mit eignen Augen solche Dinge gesehen, mit eignen Ohren sie gehört haben, um sie nicht für Übertreibungen zu halten. Nein, was ich erzählt, wiederholt sich in viel tollerer Weise täglich in allen Städten Frankreichs. Welch entsetzliches Elend ist dadurch über tausende französischer Familien gekommen! In Gray verbreitet sich am Tage der Einnahme von Dijon durch General Beyer das Gerücht, Garibaldi habe die Deutschen geschlagen; der Maire holt die versteckten Waffen heraus und fällt mit den vornehmsten Männern der Stadt über die Wache vor dem Hotel de Ville her. Die harmlose Schildwache wird getötet, aber einen Augenblick darauf sind auch die Mörder von den herbeieilenden Soldaten gepackt und eine Stunde später gerichtet. An dem frischen Sandhaufen, der die Erschossenen deckt, klagen und jammern ihre Witwen und Waisen! Wenn wir die gelehrtesten Männer Frankreichs von denselben grotesken Wahngebilden ergriffen sehen wie das dümmste Hökerweib, wenn wir sehen, daß Staatsmänner, hochgestellte Beamte, Bischöfe und Barone Dinge glauben, deren Unmöglichkeit jeder lettische Parochialschüler klar einsieht, wird man da nicht gezwungen, anzunehmen, daß die ganze französische Nation krank, schon geisteskrank ist? Die Aufgabe der Psychologen ist, diese Krankheit zu erklären: sie kann nur mit den epidemischen Geisteskrankheiten im Mittelalter, z. B. der über ganz Mitteleuropa sich verbreitenden Tanzwut, in Parallele gestellt werden. Alles, was bis jetzt über die Oberflächlichkeit und den Leichtsinn der Franzosen geschrieben ist, auch das härteste Urteil, bleibt

hinter der Wirklichkeit zurück, denn daß die Anlage des Bluts zu solcher Verblendung führen könnte, hat doch kein Kritiker geahnt!

Frankreich ist jetzt entlarvt. Die Tünche ist von den deutschen Kugeln fortgestreift, und die Zersetzung und der Moder liegen zutage. Wir haben Frankreich nur als Paris gekannt, da wurde eine Fülle von Blendwerk ausgestellt, um das Urteil der übrigen Welt zu täuschen. Die Typen französischer Einrichtungen und Schöpfungen standen in Parade da, so fortgeschritten und vollkommen, daß jeder staunen mußte. Vergeblich sucht man in der Provinz die Originale, die durch die glänzenden Typen vertreten sein sollen. Mit welcher Bewunderung habe ich z. B. in den „Annales d'hygiène publique" den Bericht über die Grundsätze gelesen, nach denen die Militärhospitäler Frankreichs eingerichtet wären. Da war, was Ventilation, was Heizung, was Reinigung, was die Betten, den Heilapparat betraf, so vollkommen gemäß den neusten Errungenschaften der Wissenschaft eingerichtet, daß ich sehnlichst im Herzen den Wunsch nährte, einmal eine solche Musteranstalt zu Gesicht zu bekommen. „Ist's möglich, träum' ich?" mußte ich mich fragen, als der Chefarzt der Hospitäler in Lüneville, ein preußischer Oberstabsarzt, mich ins stehende französische Kriegsspital führte. Zwei Riesenflügel des Stanislasschlosses dienen drei französischen Kavallerieregimentern für gewöhnlich zur Kaserne. Das Souterrain ist der Stall, in jedem Flügel etwa für tausend Pferde eingerichtet. Aus den Ställen führen Stiegen in die über ihnen gelegenen Säle für die Soldaten. Die Bestimmung jedes Saals ist mit großen Lettern über der Eingangstür angebracht. An einem Ende der Flügel tritt man aus dem Korridor in etwa vier aufeinander folgende Zimmer, „Salles pour les blessées" steht darüber. Es sind Zimmer, von denen nur eins direkt auf den Korridor hinausführt, mit kleinen vergitterten Fenstern dicht unter der Decke, niedrig, dumpf und luftlos. In den Räumen, in denen kaum vier Menschen Luft finden, stehen sechzehn Betten. Es haben seit Jahren soviel hier gestanden, denn an der Wand in diese hineingetüncht steht: „seize lits". Ja noch mehr, durch diese vier Zimmer hindurch müssen alle einkasernierten Soldaten den Weg machen, wenn sie die dicht an das letzte Gemach anstoßende einzige Kloake des Hauses erreichen wollen. „Ich zeige dieses Hospital jedem Kollegen, der mich besucht", sagte der preußische Oberstabsarzt, „damit es recht bekannt werde, mit welch einer saubern Genossenschaft wir Krieg führen." Selbstverständlich wurden, sowie die deutschen Armeen Lüneville besetzten, alle in dieser Pesthöhle liegenden Kranken in die deutschen Hospitäler übergeführt. Die Kaserne zu Lüneville aber wird zu den elegantesten Frankreichs gerechnet! Ich nehme zahllose Beleidigungen zurück, die ich gegen das Dorpater Zentralhospital in Wort und Schrift geschleudert:

ich tat es, weil ich die Hospitäler der grande nation, des ersten Volks der Welt, die „caserne illustre de Lunéville“ nicht kannte!

Die deutschen Hospitäler sind im Hauptgebäude des Schlosses untergebracht. Die Ausstattung der dreihundert Betten hat teils die Stadt besorgen müssen, teils hat sie das Berliner Zentralkomitee geliefert. Sie befriedigt in jeder Beziehung. Die meisten Kranken, die hier lagen, litten an Typhus und Ruhr. Kaum zwei Dutzend Leichtverwundeter gab es. Sie bewohnten die Gelasse, in denen König Stanislas mit der Marquise de Boufflers zu scherzen pflegte, und in denen noch einige Tage vor Wörth und Reichshofen der Kaiser Napoleon geruht hatte. Das Bett der Kaiserin Eugenie war einem jungen Fähnrich eingeräumt, dem bei Rompatelize eine Kugel durch den Arm gegangen war, und der wegen seines bevorzugten Platzes für die Karten und Dominosteine zur täglichen Unterhaltung der Kameraden sorgen mußte. Keiner der Herren wollte nach Deutschland zurückgebracht werden, sie hofften alle noch den Pariser Einzug mitzumachen. Die Stimmung unter den Soldaten war neuen Kämpfen weniger geneigt: sie nahmen mit Vergnügen meinen Vorschlag zur Heimkehr an. Es gelang mir, acht Badenser und zwei Pfälzer vom Oberstabsarzt ausgeliefert zu erhalten. Unsre Hilfsmannschaft wurde herbeigezogen. Sie kam mit den Bahren, auf die sofort die Verwundeten gelagert wurden, dann ging es hinaus zum Bahnhof, und im Augenblick waren die Bahren mit ihren Insassen in die Gurten der Wagen gehängt, und das Placement also nach Wunsch vollzogen.

Weil aber noch fast hundertneunzig Lagerstätten unsres fliegenden Lazaretts zu besetzen waren, so begannen weitere Verhandlungen mit den Beherrschern der Wege und Bahnen. Es stellte sich heraus, daß in Raon l'Étape und St.-Dié eine größere Zahl transportabler Verwundeter untergebracht sei. Die beiden Orte liegen an einer von Lüneville sich abzweigenden Eisenbahn, die in St.-Dié zurzeit ihr Ende nimmt, aber nach dem schon bestätigten Plane durch die Vogesen bis Markirch fortgesetzt werden sollte, um daselbst sich an die Bahn nach Schlettstadt anzuschließen. Seit den Gefechtstagen der badischen Division am 8. Oktober war die Bahn nicht befahren worden. Ja es stand fest, daß nahe hinter der Station Baccarat die Brücke über die Meurthe gesprengt worden war. Von der Brücke bis Raon sollte die Distanz nur eine Viertel- oder halbe Stunde betragen. Mithin mußte unser Wunsch und Streben dahin gerichtet sein, unsern Zug bis an die zerstörte Brücke zu bringen. Durch Requisitionen von Pferden und Wagen gelang es dann vielleicht, die Kranken aus Raon an jenen Einschiffungspunkt zu dirigieren. Wir haben es der eifrigen Verwendung des alten Oberstabsarztes in Lüneville zu danken, daß der Platzkommandant endlich alle Bedenken fallen ließ und Anordnungen

zur Inspektion der Bahn traf. Eine Reiterpatrouille sollte die Bahn absuchen, längs den Schienen rekognoszieren, und in jedes Wärterhäuschen sollte sich ein sächsischer Landwehrmann stellen, mit der Weisung an den betreffenden Wächter, daß bei jeder Unordnung im Geleise ein unfehlbares Langblei seinen Schädel durchdringen würde. Diese Rekognoszierungen und Aufstellungen mußten aller Wahrscheinlichkeit nach ein bis zwei Tage in Anspruch nehmen, und währenddessen war unsre Wagenreihe verurteilt, die Schienenstränge des Lüneviller Bahnhofs zu zieren.

Ich wußte nicht besser die Zeit zu füllen als mit einem Spaziergang durch die Stadt und auf die Terrasse vor dem Schlosse, an die sich ein mächtiger Garten, genau so arrangiert, wie der Tuileriengarten in Paris, schließt. Nach dem Gange fand ich mich veranlaßt, im Café Paris Einkehr zu halten. Es liegt in der Rue d'Allemagne, in dem der Friede zwischen Österreich und Frankreich 1801 unterzeichnet wurde. Die Glastür führt in einen geräumigen Saal mit einem Billard in der Mitte, mit Marmortischen auf schlankem Eisenfuße an der Seite und einem Büffet, das Delikatessen aus allen Zonen dekorieren, in der Tiefe — kurz das gewöhnliche einladende Bild einer Kneipe höhern Stils. Hinter dem Schenktisch thronen auf erhöhten Sesseln die Wirtin, eine ältliche, etwas auffallend elegant kostümierte Dame, und rechts und links ihre beiden schwarzäugigen Töchterchen, die bei jedem Klappern mit dem Bierkruge rasch zum durstigen Gast hinabschweben, graziös den Hebedienst verrichten und dann wieder zurück an die Seite der Mutter eilen. Die aber rührt sich nicht, ihr alles umfassender Blick beherrscht den Saal, und ihr Crayon trägt die untrüglichen Zeichen ins aufgeschlagene Hauptbuch ein. Das Geschäft ging gut, denn der große Saal war von Offizieren, Soldaten, Schlachtenbummlern und jenen Jüngern Merkurs erfüllt, die die aufgehobene Zollsperre benutzten, um in Porzellan, Glas oder Tabak zu machen. Nur selten wagte sich scheuen Blicks ein früherer Stammgast herein, um so rasch als irgend möglich einen Absinth zu verlangen und mit einem Blick voll Haß und Verachtung auf die biertrinkenden Deutschen wieder das Weite zu suchen. An einem Tischchen vor einem Efeuspalier erspähte ich einen freien Platz inmitten zweier preußischen Landgendarmen, zweier Hünenkinder von der Ostsee. Ihre Unterhaltung hatte schon beim Eintritt mein Ohr gefangen, denn sie sprachen von den großen Taten, die durch ihres Armes Kraft vollbracht. „Guten Tag, Landsleute, Sie erlauben?" — „„Nur immer 'ran."" — „Sie haben, meine Herren, heute einen scharfen Ritt gemacht, ich höre, der Maire in Monplaisir soll kein Freund von Requisitionen sein!" Damit hatte ich das durch mein Zutreten unterbrochene Gespräch wieder ins alte Geleise gebracht. Ich hörte, wie zehn Leutnants das nicht durchgesetzt

hätten, was mein Tischnachbar in einem Augenblick vollbrachte. „Nur so 'nem Maire den Standpunkt klar machen! Siehst, Muscheh Maire, hier ist der Zettel — verstehst la lettre — hier steht's trois Ochs, eins, zwei, drei le boeuf — hier huit Schaf, vite, vite, und ich sage Ihnen, wie der Kerl springt: eh' unser eins den Revolver e bissl angeschaut, ist er schon wieder zurück, und stehen draußen die Ochsen und die Schafe. So ist's recht — très bien, Muscheh Maire, auf Wiedersehen, au revoir." Der andre Landgendarm war andrer Meinung, so ging es nicht: „Was sprichst Du mit dem Plundervolk französch! ich rede nur deutsch." Ich wagte bescheiden zu fragen, wie die Herren Franzosen denn imstande wären, seine Befehle zu verstehen. „Und ob!" war die Antwort. „Ich sage, hier ist der Schein und hier, Herr Bürgermeister, sind meine Pistolen, sehen Sie, so" —— und dabei warf er die Waffen mit solchem Nachdruck auf den Tisch, daß ich unwillkürlich zur Seite rückte und mir einigermaßen vorstellen konnte, wie schnell der arme Maire das Deutsche erlernt haben mag. Ich suchte dem Gespräch eine andre Richtung zu geben und erkundigte mich nach den Straßen, die nach Raon führen. Ich hörte, daß die schöne Chaussee täglich von meinen Tischgenossen beritten werde, daß in jedem Dorfe, das sie durchschneidet, ein Württemberger Posten steht, und die Feldpost täglich ungefährdet hinauf- und hinabfährt. Unter solchen Verhältnissen schien es mir sehr wünschenswert, unserm Zuge voran nach Raon zu fahren, um mich mit den dort fungierenden Feldärzten über die Evakuation ihrer Patienten zu verständigen. Die Gendarmen nannten mir ein paar Fuhrleute des Orts, wo ich sicher Pferde und Wagen auftreiben würde, und schlossen damit ihre Zeche.

Viel rascher, als ich zu hoffen gewagt, gelang es mir in Lüneville Wagen, Pferd und Kutscher nach Raon aufzutreiben. Zwar klopfte ich zuerst vergeblich an; es hieß, die Preußen haben alle Pferde requiriert, oder: „Meine Pferde sind vor den preußischen Kronfuhren Hungers gestorben"; aber je heller ich die goldnen und silbernen Frankstücke in meiner Hand blinken ließ, desto freundlicher wurde der Fuhrmann, und endlich waren wir handelseinig. Ein munteres, wohlgenährtes Burgunderroß wurde aus dem Stall gezogen und vor einen allerdings etwas defekten zweirädrigen Karren gespannt. Es bedarf keineswegs immer der Requisitionen, um rasch zu erhalten, was man in Feindesland bedarf. Im Gegenteil ist die preußische Methode, mehr bar zu bezahlen als zu requirieren, eine wohlbedachte. Der Bauer, ob er nun unter dem Ural oder den Vogesen haust, gibt nie gern die im Schweiße des Angesichts der Erde abgerungenen Produkte gegen Schuldscheine fort, selbst wenn von zehn und mehr Prozent die Rede. Das bare blanke Silber ist ihm lieber, sei's auch, daß es jahrelang zinsenlos in der Truhe liegt. Ob die Requisitionen dem

französischen Bauer gegen Bons abgenommen oder einfach mit dem Bajonett abgezwungen werden, ist ihm gleich: sein Hab und Gut, das er ausliefern mußte, hält er für verloren. Was Wunder, wenn er mit allen Mitteln es dem räuberischen Feinde zu entziehen sucht? Schlau flüchtet er es in Wälder und Höhlen, die nur ihm bekannt, verbirgt es im Keller und hinter dem Holzstoß oder vergräbt es in der Erde. Sehr bald hat er die Erfahrung gemacht, daß nur nach dem Eßbaren die Hand des Feindes sich ausstreckt, daß Silber und Gold von ihm verschont bleiben. Wie gern daher läßt er seine mit steter Todesangst gehüteten Waren dem Händler ab, zumal die Preise, die der Krieg macht, die gewöhnlichen des Friedens um das Dreifache übersteigen. Die Vermittlung aber zwischen den beiden feindlichen Nationen, zwischen dem hungrigen Soldaten hier und dem besitzenden Bauer dort, übernimmt allemal der stets internationale Jude. Wie oft haben die Requisitionskolonnen vor Metz im Hauptquartier zu Corny berichtet: die Gegend ist auf Meilenweite ausgesogen, kein Hahn kräht mehr längs den Moselufern, und gleich darauf ist gekommen Moses Schacherson zu dem gnädigen Herrn von der Intendantur und hat gefragt, ob man nicht brauchen könne ein paar hundert Hämmel und etliche fünfzig oder sechzig vom Rindvieh, ganz gesunde, echt koschere Kühe, die nicht haben gelitten von der bösen Viehseuche. Und diese Hämmel und diese Kühe hatte Moses im nächsten Dorfe gekauft.

Elsaß und Lothringen sind reiche, sehr reiche Länder, sie haben trotz der furchtbaren Kriegsnot vollauf noch Getreide und Vieh. Die deutschen Regierungen haben den Elsässer Bauern in der Gegend der belagerten Festungen, Schlachtfelder und längs den Heerstraßen Vorschüsse an Wintersaat angeboten: sie haben dankend abgelehnt, sie hätten hinlängliche Aussaat, und, wenn sie einem oder dem andern auch fehle, so könne er sie sich leicht in Basel kaufen.

Ein schneidend kalter Wind wehte, als ich die Chaussee von Lunéville nach Raon l'Étape dahinfuhr. Obwohl mein Kutscher nur mit einer dünnen blauen Bluse bekleidet war, fror er nicht im mindesten. Er erhielt sich durch beständiges Plaudern oder Knallen mit der Peitsche warm. Vergeblich suchte ich ihn in ein politisches Gespräch zu verwickeln und fragte ihn, weit ausholend, ob er oft preußische Herren durch das Land gefahren. „Nein, die fahren alle mit der Eisenbahn", war die Antwort, dann ging er sofort auf sein Lieblingsthema ein, Geschichten von einem Heiligen, der in den Dörfern Moncel und Chenevières, durch die der Weg führte, sich kurz vor dem Kriege gezeigt und prophezeit hätte, es würde ein schweres Unglück über das Land kommen. Die Leute hätten gedacht, das Unglück wäre das Viehsterben, das im Sommer begonnen, das wäre aber keine richtige

Auslegung gewesen, das Unglück seien die Preußen. Das habe seine Mutter gleich gesagt, und sein Beichtvater, der ein sehr vornehmer Mann sei, habe gesagt, die Mutter habe ganz recht. Ich möchte es ihm nicht übelnehmen, aber er möchte gern wissen, ob es wahr sei, daß die Preußen den Herrn Christus gekreuzigt hätten usw.

Nur mein Rosselenker redete sich warm; da ich aber mich bloß auf Redensarten wie „Vous avez raison", oder „Combien de lieues y a-t-il jusqu'à Raon?", beschränkte, fror ich gewaltig. Auch hatte ich in der falschen Voraussetzung, daß, je weiter man nach Süden und Westen kommt, es desto wärmer wird, bloß einen Sommerpaletot zu meiner Verfügung. Den schönen livländischen Post- und Reisepelz konnte all mein Sehnen nicht herbeischaffen: ich sah mich also behufs Erwärmung gezwungen, vor einem einsamen Wirtshause halten zu lassen. An der Türe standen ein Mann und eine Frau, offenbar das die Wirtschaft besitzende Ehepaar. Ich trat höflich grüßend zu den ins Innere ihres Hauses zurücktretenden Leuten und trug meine Bitte um un grand verre de vin très chaud et sucré vor. Der Mann sah mich wütend an, spie aus und schlug die Tür vor meiner Nase zu. Die Frau aber kündigte mir die Erfüllung meines Wunsches an. Ich begleitete sie in die Küche, setzte mich ans Herdfeuer und spielte nicht ohne demonstrative Absicht mit meinem ungeladenen Revolver. Rasch war der Glühwein bereitet. „Merci, madame, de votre bonté, les femmes ont plus de coeur que les hommes." „„Vous avez raison, monsieur"", antwortete sie mit gebührendem Selbstgefühl.

Wenn wirklich die Krone Preußens Französisch-Lothringen bis an die Meurthe zu behalten gedenkt, so wird das Leben der hier verwaltenden und hausenden Beamten nichts weniger als behaglich sein, denn hier sind nicht bloß die Gebildeten verbittert und verbissen gegen die Deutschen, jeder Bauer denkt hier an Blut, an Mord und Todschlag. Als später in Raon von den Militärärzten Wagen für die Verwundeten requiriert wurden, um sie bis an die Bahn zu bringen, verweigerten die Bauern, obwohl die Entfernung bis zur Bahn kaum eine Viertelstunde betrug, ihr Gefährt. Nicht anders als mit Gewalt konnte es ihnen genommen werden. Und das wiederholt sich seit Monaten bei jeder Requisition.

Eine Stunde vor Raon liegt das durch seine Glasindustrie berühmte Baccarat, und hinter Baccarat beginnt das berühmte Schlachtfeld von Raon—Étival. Hier zum erstenmal wurden die Franzosen von einer Minderzahl angegriffen. Obgleich nur französische Linienregimenter, ja sogar noch ein Zuavenregiment im Feuer waren, und ihre Zahl die der anstürmenden Badenser um das Doppelte übertraf, siegten die letztern doch glänzend und entscheidend. Es ist seitdem Schicksal der Badenser gewesen, stets einem überlegenen Feinde

gegenüber zu stehen, aber auch stets ihn zu schlagen. Die Verhaue auf der Chaussee hatten die Pioniere zur Seite abgeführt, die Spuren des Kampfes aber waren noch deutlich genug, daß man die Stellen, wo die Batterien auffuhren, und wo die Infanterie über die Meurthe setzte, erkennen konnte.

Das hier fechtende badische Kommando wurde vom General Degenfeld angeführt. Die sechs Bataillone Infanterie, zwei Kavallerieeskadronen und zwei Batterien waren, in drei Kolonnen geteilt, durch das Gebirge marschiert, um aus den Tälern der Vogesen die Franktireurs zu vertreiben, die bereits in der Nähe von Raon sich zu konzentrieren versuchten, um die große Etappenstraße der deutschen Armeen, die Eisenbahn zwischen Lüneville und Nancy, anzugreifen. In den Bergen selbst war ernsthafter Widerstand nicht geleistet worden, erst im Meurthetal kam es zur Schlacht.

Den Eingang zum Meurthetal bei Raon hatten die Franzosen mit Verhauen, Durchgrabungen der Chaussee, Aufwerfen eines Walls von den Bergabhängen beiderseits durch das ganze Tal bis zur Meurthe und zahlreiche tiefe Gräben und Gruben für die Schützen zu wehren versucht. Dennoch vermochten sie der andringenden Kolonne, dem 3. badischen Infanterieregiment unter Führung des Obersten Müller, kaum eine Stunde Widerstand zu leisten, denn mittlerweile war die zweite Kolonne schon in das Rabodeautal debouchiert, das nächste Seitental hinter Raon, und drängte die Verteidiger Raons nach Rambervilliers und weiter nach Étival, wohin die dritte von Markirch nach St.-Dié vorrückende Kolonne dirigiert war. Hier in Étival am 4. Oktober entschied sich die Schlacht durch die Vereinigung der bis dahin getrennt marschierenden Kolonnen.

Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen ins Meurthetal, als ich nach Raon hineinfuhr. Die Chaussee liegt hoch und steigt nur allmählich ins Tal hinab. Von der Höhe bietet sich eine prachtvolle Aussicht auf die so friedlich am Fuße der Berge gelegene hübsche Stadt. Es ist als ob hier niemals Krieg und Blutvergießen geherrscht, sondern die Sägemühlen immer ungestört geklappert, und nie ein andrer Rauch als der der Kamine sich über die Dächer und Türme erhoben hätte. Nicht lange dauert es, so ist das Blut aufgetrocknet und das Gras neu gewachsen, über die Hügel der Toten hat sich Moos gesponnen und Gestrüpp; Vögel und Winde haben Sommerkorn hingetragen, und Busch und Bäume sind üppig aufgeschossen, denn, wo Tote liegen, gedeiht der Wuchs der Pflanzen.

Die Feldärzte haben die meisten öffentlichen Gebäude Raons mit Kranken belegt. In dem Waisenhause und der Gemeindeschule lagen die am schwersten Verletzten. Das Feldlazarett hatte seine Kranken vortrefflich placiert. Der Schulapparat war entfernt, nur in der

Mitte jedes Saals standen ein paar lange Tische, auf denen die Tagesbedürfnisse an Bett- und Leibwäsche sowie Verbandgegenstände zurechtgelegt waren. Den ehemaligen Schulzweck verrieten allein noch die Wände. Es ist offenbar in Frankreich eine besondre Art der Unterrichtsmethode durch Anschauung beliebt. Man sieht nämlich die eine Wand mit den Zahlen von eins bis zehn bemalt, darunter einen Strich, der die Länge eines Meters wiedergibt und wieder unter ihm den Dezimeter und Zentimeter bis hinab zum Millimeter. Die gegenüberstehende Wand ist der „Histoire et Gloire“ Frankreichs gewidmet. Von Hugo Capet bis zu Napoleon dem Dritten hinab stehen hier die Namen der Herrscher Frankreichs und die Zeiten ihrer glorreichen Regierung.

Außer in öffentlichen Gebäuden befinden sich auch in zahlreichen privaten Wohnungen Kranke. Die Einwohner Raons haben sich die Genfer Konvention zunutze gemacht, obgleich ihre Landsleute im Feld wenig Rücksicht auf das rote Kreuz im weißen Felde genommen haben. Die Konvention bestimmt, daß diejenigen Häuser, die Verwundete beherbergen, von den Lasten der Einquartierung verschont bleiben sollen. Ein solches Haus soll durch Aushängen der bekannten Neutralitätsfahne kenntlich gemacht werden. Als die badischen Regimenter in Raon einrückten, sah es in den Straßen Raons so aus, als habe man ihnen zu Ehren geflaggt, denn fast aus jedem Hause hing die weiße Fahne mit dem Kreuze. Es blieb dem Kommandierenden nichts übrig, als einige Ärzte abzuordnen, um sich von der Anwesenheit wirklich Verwundeter in den beflaggten Häusern zu überzeugen. Da stellte sich denn heraus, daß in den meisten gar kein deutscher oder französischer Krieger aufzutreiben war, die Bewohner meinten nur, sie hätten sich bereit gemacht, Verwundete aufzunehmen. Die Ärzte billigten ihr edles Vorhaben und zwangen sie, ihre Bereitschaft dadurch zu dokumentieren, daß sie sofort je nach der Größe des Hauses sechs bis zwölf wohlbereitete Betten mit allem Zubehör an Wäsche und Decken in die zu Hospitälern designierten Häuser schickten. In andern Häusern fanden sich allerdings französische Offiziere und Soldaten, aber mit durchaus gesunder Haut. Selbstverständlich wurden diese von Raon nach Rastatt versetzt. Nur etwa bei einem Dutzend Bürgerfamilien blieben die wirklich daselbst aufgenommenen Kranken auch weiterhin noch liegen. Der Maire der Stadt, ein reicher Holzhändler, räumte eine Etage seines Hauses den deutschen Offizieren ein. Hier lag der Eroberer der Stadt Oberst Müller durch die Brust geschossen schwer darnieder. Trotz seiner fünfzig Jahre hatte er indes die Lungenentzündung glücklich soweit überstanden, daß er von uns in die Heimat übergeführt werden konnte.

Noch in einer andern Weise sah man in Raon die Genfer Konvention geehrt. Schon vor der Schlacht hatte ein französisches

Feldlazarett sich hier etabliert. Es war in die Hände der Sieger gefallen, aber unbeanstandet blieb seine Tätigkeit. Gerade so, als ob der Chefarzt eines deutschen Lazaretts die ärztlichen Requisitionen unterschrieben hätte, honorierte sie das Stadtkommando. Desgleichen standen den französischen Ärzten die Depots der deutschen, insbesondre der Karlsruher Vereine, die nach Raon vorgeschoben waren, zur freien Disposition. Die französischen Ärzte empfingen mich mit der größten Liebenswürdigkeit, zeigten mir ihre besondern Verbandmethoden und Operationsweisen, aber bewiesen leider dadurch, daß die deutsche Chirurgie schon lange die französische überflügelt hat. Das war in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts wohl noch nicht der Fall.

In den Kriegslazaretten zu Raon lagen die Verwundeten ganz vortrefflich auf den großen breiten Rosten (Federmatratzen) der Franzosen. Es läßt sich nicht leugnen, daß in bezug auf ihre Bettstellen die Franzosen einen wohltuenden Luxus zu entwickeln pflegen. Dank den energischen Requisitionen des badischen Oberstabsarztes kam er den Verwundeten zugute. Aber auch die Ordnung und Reinlichkeit in den deutschen Lazaretten war mustergiltig. Das danken sie der Fürsorge von Damen aus den ersten Geschlechtern des badischen Landes, die bis hinaus vor den Feind ihren verwundeten Landsleuten gefolgt waren und, ohne der Gefahr zu gedenken, die die Überfälle der Freischärler und die Strapazen des Krieges ihnen bringen konnten, rücksichtslos ihr Samariterwerk übten.

Das Großherzogtum Baden hat mehr als ein andres deutsches Land sich bemüht, der weiblichen Arbeit einen größern Wirkungskreis zu verschaffen, als ihr gewöhnlich zugewiesen ist. An der Eisenbahn und den Telegraphen des Landes gibt es mehr weibliche als männliche Beamte. Es ist daher ganz im Geiste dieser bereits zur Durchführung gekommenen Ideen, daß die von jeher in Frauenhänden ruhende Krankenpflege in Baden besonders protegiert wird. Das Protektorat ruht in den Händen der Landesfürstin, die dem Zentralverein zu Karlsruhe vorsteht, und zwar vorsteht nicht im gewöhnlichen Sinne nomineller Präsidentschaft, sondern als tätiges Mitglied, das viele Stunden des Tages beständig der Sache widmet. Der Frauenverein für Karlsruhe hat nicht bloß eine zentrale Bedeutung für das Land, sondern ist auf Anstiften seines hohen Vorstandes in Beziehung zu der „Agence internationale" in Basel getreten. Er hat sich die Rechte eines internationalen Vereins erworben und also das Gebiet und die Freiheit seiner Tätigkeit wesentlich erweitert. Seine Hauptaufgaben löst der Verein durch Gründung, Verwaltung und Unterstützung von Kriegslazaretten und durch Errichtung von Magazinen, Depots, mit allen Gegenständen der Krankenpflege vom eisernen

Bett bis zum alten Linnen an den Punkten des Kriegstheaters, wo voraussichtlich das Bedürfnis am größten ist oder sein wird. Nur eine Nebenaufgabe des Vereins ist die Erziehung, Beschaffung und Anstellung von Krankenwärtern. Was hierin der Verein getan, ist aber ganz besonders lehrreich für denjenigen, dem Amt und Beruf die Krankenpflege und Wartung ans Herz legt. Die Organisation dieses Zweiges der Vereinstätigkeit zu beleucht'en würde weit über die Grenzen eines Briefs hinausgehen, der bloß flüchtig einen Teil der wunderbar großartigen Eindrücke dieses Jahres wiedergeben möchte. Bloß daß es mir ein glücklicher Griff der Frau Großherzogin scheint, die Wärterinnen in verschiedene Kategorien zu bringen, möchte ich nicht unerwähnt lassen. Weder im Frieden noch im Krieg hat der Arzt Zeit, die Arbeit des Wartepersonals im Lazarett unausgesetzt zu überwachen. Wer einen „über alle Vorstellungen" in Anspruch genommenen Oberarzt durch die Krankensäle streichen sieht, hier einen Wärter anfahrend, der ein beschmutztes Bettuch nicht gewechselt, dort eine Wärterin verweisend, die ein Fenster zur Unzeit geöffnet, der wird sich von der Gründlichkeit der Kontrolle keine allzu große Vorstellung machen können.

Die höchsten Anforderungen aber an die Ordnung und Reinlichkeit, an die Pünktlichkeit in der Ausführung der Vorschriften für Verband und Lagerung stellt gerade die moderne Lehre von der Entwicklung der Krankheitskeime im Krankenzimmer, im Krankengerät, in der Scharpie wie in der Binde. Es ist kaum denkbar, daß ein Arzt, der im Kriegslazarette hundert Schwerverwundete zu besorgen hat, die nötige Aufmerksamkeit der Scharpie, den Kompressen, den Schwämmen und Spritzen zuwenden kann. Die ihm dazu nötige Unterstützung durch Damen zu gewähren, die, mit der bescheidenen Stellung einer Oberwärterin zufrieden, ihre ganze Tätigkeit unausgesetzt und unermüdet dem Krankenzimmer widmen, ist der Plan der Frau Großherzogin gewesen. Wohl ihr, daß sie Kräfte gefunden, die diese schwere Aufgabe durchgeführt haben, Damen, die überall, wo es Reservelazarette innerhalb der Landesgrenzen gab, hineilten und, ohne auch den mindesten Anspruch auf das, was ihrem Geschlecht und ihrem Stande gebührte, zu erheben, unverdrossen und allein sich ihrem Berufe weihten, sich in die wunderliche Laune, Ungeduld und Aufgeblasenheit des alten Hofrats ebenso schickten, wie in die Arroganz, Strenge und Herrschsucht des jungen Mannes, der eben erst das Studentenkäppi mit dem Doktorhut vertauscht. Ohne daß ihnen durch die Statuten und Gesetze der Hospitäler eine bestimmte Stellung angewiesen wäre, versuchten es die von der Großherzogin hiermit betrauten Damen, sich selbst eine Stellung zu verschaffen. Da keine andre Rücksicht sie leitete, keine andre Absicht bestimmte,

als die genaue Durchführung des Kurplans und ärztlichen Willens, so haben sie sich Stellung verschafft und sind imstande gewesen, ein Heer von Vorurteilen, mit dem man sie empfing, zu überwinden. Doch auch über die Grenzen des Reservelazaretts in der Heimat hinaus versuchten die Damen ihr Ziel zu verfolgen. Wer ernstlich sich in einem weiten Arbeitsfelde müht, findet, so nur seine Kräfte reichen, stets Beschäftigung in Fülle. Auch in Raon war es solch opferwilligen Damen gelungen, in den Leidensstätten der Kranken wohltuende Ordnung, ja selbst den Glanz behaglicher, wohnlicher Einrichtungen zu verbreiten. Demnach ist der Wirkungskreis der weiblichen Hilfe ein viel weiterer und bedeutenderer im Reserve- als im Feldlazarett. Dem Feldlazarett als Teil der Armee muß wegen seiner Beziehungen zu Freund und Feind der streng militärische Charakter gewahrt bleiben, in dem Ordo militaris ist aber jeder Posten, jedes Amt vorausbezeichnet mit all seinen Kompetenzen und Pflichten, sowie genauer Angabe seiner Stellung zum Ganzen. Das mobile Feldlazarett darf auch nichts andres sein als eine Maschine, in der jedes Rad, ja jede Zacke am Rade den bestimmten Platz hat. Will man an dieser Maschine Verbesserungen anbringen, so darf man kein Rad zur Aushilfe anbringen, sondern bloß die Räder des Werks selbst schneidiger und schärfer machen. Für ein Reservelazarett lassen sich leicht einer Aufsichtsdame oder Oberwärterin bestimmte Funktionen zumessen, für das Feldlazarett, in dem jedes Glied, wie schon sein Kleid zeigt, noch gewisse kriegerische Pflichten zu erfüllen hat, nicht. Gemäß den Erfahrungen, die der Karlsruher Verein gemacht hat, müßte er es sich angelegen sein lassen, zunächst für das Reservelazarett die Pflichten und Rechte seiner Oberwärterinnen zu kodifizieren. Geleitet von dem bestimmten Statut und Reglement, würde die neue Funktion sich zu bewähren, zu erweitern oder auch heilsam einzuschränken haben, ehe sie die Grenze des Feldes, auf dem sie sich erprobt hat, überschreitet, um auf neuen Gebieten vielleicht neue Lorbeeren zu pflücken.

Mehr als zwei Tage dauerte es, bis württembergische und bayrische Reiter die Strecke des Schienenweges von Lüneville nach Baccarat abgesucht und fahrbar befunden hatten. Erst dann konnte unser Zug sich langsam hinaufbewegen und seine Ladung, wohl hundert Verwundete, einnehmen. Ein zweiter Zug zu Ende November führte den Rest der einstweilen noch dort Verbleibenden in die Heimat.

Die Zahl der Ärzte, über die das in Raon stationierte Feldlazarett gebot, war keine unbedeutende; es fehlte also nicht an Kräften, die rasch das Herrichten der Kranken für den Transport und deren Überführung in die etwa eine Viertelstunde vom Ort haltenden Spitalwaggons besorgten. Auch während meines zweitägigen Aufenthalts

im Städtchen hatten die Kollegen Zeit, mich mit der wunderschönen Umgebung der Stadt bekannt zu machen.

Von allen Bergen strömen die Wasser vor und hinter der Stadt in die Meurthe. Die Stadt selbst hat es daher leicht, sich mit zweckmäßigen Wasserleitungen zu versehen. Eine große Eisengießerei daselbst hat den zahlreichen Springbrunnen hübsche Zierraten, Brunnensäulen und Statuetten geschenkt. An der Diana von Versailles vorbei und vorbei an dem auf allen Brunnen der Welt vertretenen Gänsemädchen führt der Weg eine Anhöhe hinauf zur Südseite der Stadt. Das Tal der Meurthe ist hier wieder eng, erweitert sich aber sofort zu einem prächtigen, mit Farmen und Mühlen besäten Wiesengrunde. Auf einem Fußpfade gelangt man über ihn fort zu einer steilern Einfassung auf der gegenüber liegenden Seite. Langsam stiegen wir durch dunkle Tannen hinauf zur Höhe, um unsern Blick dann sich an der Schönheit der beiden Täler unten weiden zu lassen. Reich von der Herbstsonne übergoldet, lagen sie, ein liebliches Bild des Friedens, da. Die Glocken in den hohen Türmen der Kirchen läuteten, auf den Feldern ging der Pflug, auf den Matten weideten die Herden, und am Bergeshange spielte und lachte die Dorfjugend. Mitten durch den Grund zwischen Wiesen und Gartenanlagen schlängelte sich der Fluß. Das Tal verlor sich im Schoß der Berge, deren Massen im bläulichen Dunst der Ferne verschwammen, nur ihre Spitzen und Kämme zeichneten sich noch scharf gegen den Abendhimmel.

Wir gingen lange in den Bergen umher, bis uns das rasch einbrechende Dunkel zur Heimkehr mahnte. Ich habe später noch mehr Zeit zum Streifen in den wunderschönen Bergen der Vogesen gefunden. Ein zweiter Sanitätszug nach Épinal, den ich gleichfalls begleitete, blieb in Saverne einen halben Tag liegen und schenkte also mir und einigen andern aus der Sanitätsmannschaft Zeit, die stillen und einsamen Wildnisse und sagenreichen Burgen am Hauptpasse des Wasgenwaldes zu besuchen.

Weiter von Saverne in der Tiefe des Gebirges sieht man Burg Greifenstein. Nahe unter ihren im Walde halb versteckten Türmen liegt in einem ungeheuren Felsen eine geräumige Grotte: St.-Veits-Kapelle. Sie hat ein besondres ärztliches Interesse, denn hier brach im fünfzehnten Jahrhundert jene geheimnisvolle Krankheit aus, die sich weiter über Straßburg und ganz Deutschland verbreitete: die Tanzwut, ein Tanzen Tag und Nacht bis zur Ohnmacht, ja bis zum Tode. Nur wenn es gelang, die Unglücklichen nach Saverne zu fahren, daß sie in St.-Veits-Kapelle beten konnten, wich der Krampf, und ruhten von den qualvollen Zuckungen die Glieder aus. Noch heute pilgern Hunderte von Landleuten, die mit der fallenden Sucht behaftet sind, hierher, zumal zum 1. Mai, wo in der Kapelle Messe gelesen wird.

Weiter bin ich in die romantischen Berge nicht gedrungen. Dem aber, der im nächsten Sommer den friedlichen Pfad des Touristen wandeln will, empfehle ich die malerischen Täler und dicht bewachsenen Höhen. Der Franzose scheint kein Freund solch sinniger Wanderungen. Die neuen Herren der Berge werden sie und die Geschichte und die Sagen, die sie hüten, besser zu schätzen wissen...

3. In Meaux und Lagny.

Nach den Ausfallsgefechten Trochus vom 29. und 30. November beschloß die Großherzogin Luise, den badischen Sanitätszug ausnahmsweise bis an das Ende der Eisenbahn, d. i. bis Lagny, dreieinhalb Meilen von Paris, gehen zu lassen. Dort sollten die Verwundeten gesammelt und in die Wagen geladen werden. Unter Führung des Prinzen Karl von Baden rückte der Zug am 9. Dezember aus, den Bergmann als Arzt begleitete.

Über Straßburg, Nancy, Épernay ging es nach Meaux, der Hauptstadt der zwischen Seine und Marne gelegenen Landschaft Brie und dem Hauptstapelplatz des berühmten Käses, den Talleyrand einst zum König aller Käse erhoben hatte. Die Stadt war voller Typhuskranken, und nur vier oder fünf Verwundete ließen sich in den Zug schaffen. Was Bergmann die Stimmung verdarb, war, daß das Mieten von Pferden und Wagen sowie das teure Essen ihm fast all sein Geld geraubt hatten. Da er freie Fahrt und natürlich auch ein Quartierbillett erhalten, glaubte er mit hundert Frank, die er mitgenommen, auskommen zu können, hatte aber in Meaux nur noch fünf Frank in der Tasche. Da begegnete ihm in der uralten Kathedrale der Stadt, in der eben Gottesdienst gehalten wurde, ein freundlich lächelnder Herr, der ihn herzlich begrüßte. Es war ein Kaufkommis aus Mannheim, der in der Seilerbahn als freiwilliger Schreiber gedient hatte und jeden Nachmittag hinausgekommen war, um den deutschen und französischen Verwundeten ihre Briefe in die Heimat zu verfassen. Bergmann mußte ihn in seinem behaglichen Quartier besuchen, wo er ihn mit Rheinwein aufnahm, denn dem jungen Manne ging es gut: er war Kommis reicher Armeelieferanten. „Er erzählte mir seine ganze Lebens- und danach seine Liebesgeschichte und zuletzt von der Hoffnung, mit dem großen Gewinn des berühmten Moses Bensoor schöne Tochter Rahel zu heiraten. Es versteht sich ganz von selbst, daß mein Freund Jude war, aber einer, der mir ganz ohne Prozente fünfzig Taler lieh, ja durchaus mir hundert aufschwatzen wollte. Ich werde ihm den wirklich großen Liebesdienst nicht vergessen."

Der Besonnenheit ihres Maires hatte die Stadt Meaux zu danken, daß sie von den Kriegslasten nicht völlig erdrückt wurde: er hielt die Bürger vom vergeblichen und verderblichen Widerstande, zu dem die Pariser Regierung sie aufgefordert hatte, zurück, ließ die von den fliehenden französischen Regimentern zerstörte Brücke über den Kanal wiederherstellen und erbot sich den Siegern gegenüber zu einer täglichen Verpflegung von tausend Mann während dreier Monate, sofern die Stadt von weitern Kriegskontributionen verschont bliebe. Er hielt auch gewissenhaft, was er gelobt hatte, und verstand das Toben des Pöbels zu beschwichtigen. Meaux war daher die letzte Stadt vor Paris, die ein andres Bild als das der Verwüstung und Zerstörung bot. Die Läden und Kaffeehäuser waren geöffnet, die Schaufenster reich belegt, sogar die der Buchhändler, die es wagten, neben die Bildnisse von Gambetta, Favre und Uhrich die des Comte de Bismarck und Moltkes auszuhängen. Zwischen den französischen Kaufläden hatte sich der deutsche Marketender ein Fenster oder ein Vorhäuschen gemietet und bunt bedruckte Kattuntücher mit Bildern aus den Schlachten von Mars-la-Tour und Sedan neben sehr begehrten Flanellhemden zur Schau gestellt oder sich mit einem Anschlage begnügt, auf dem nur zwei Worte standen: Gilka und Weißbier.

In den Straßen ging es lebhaft her: die großen zweirädrigen Karren der französischen Bauern brachten Gemüse und Obst zu Markt oder waren haushoch mit Getreidesäcken belastet, die sie in die Magazine der Armeelieferanten führten.

Bergmann speiste im Hotel Grignon, dem Hauptversammlungsort der deutschen Gesellschaft. Die Tafelrunde war allerdings recht bunt zusammengesetzt, doch gab es immer viel Neues und Interessantes zu hören.

Von Meaux ging es nach Lagny, einem an der Marne gelegenen saubern und freundlichen Städtchen. Von seinen achttausend Bewohnern waren kaum fünfhundert zurückgeblieben. Das Bild der Zerstörung, Unordnung und Verwirrung war auch dort allenthalben den Gassen und Häusern aufgeprägt. Das Straßenpflaster war so abgenutzt, daß tiefe Löcher und Gruben entstanden waren. Die Zunft der Straßenkehrer hatte Ferien, denn stellenweise lag der Schmutz fußhoch. Die Gasleitungen feierten, denn die Kohlen konnten schon lange nicht mehr herbeigeschafft werden. Das Etappenkommando hatte die Beleuchtung mit Öllampen angeordnet, und hin und wieder flammte denn auch vor den Haustüren ein düsteres Lämpchen durch den Nebel der warmen Winternächte.

Über seinen Aufenthalt in Lagny berichtet Bergmann:

„Durch das Gedränge auf dem Perron des Bahnhofs arbeitete ich mich langsam bis in die Gegend der Bahnhofswache durch und

erfuhr, daß gegenüber in einem Eckhause das Etappen- und Stadtkommando seine Residierung genommen. Vor dieser Residenz standen etwa zwanzig bis dreißig große Postwagen, Packwagen und Omnibusse, die täglich sich auf die Route Versailles begeben und täglich in gleicher Zahl wieder eintreffen. „Königlich Sächsische", „Königlich Württembergische Post" lauteten die Inschriften auf den gelben Wagen und über dem großen Güterschuppen, der zu gleicher Zeit Stall und Expeditionszimmer vorstellte.

Der Etappenkommandant hatte sich heiser geschrien, denn, seit die Armee Paris eingeschlossen, ist er in gleicher Weise wie bei meinem Eintreten von Quartier suchenden Soldaten und Offizieren, nachrückender Ersatzmannschaft, Ordonnanzen, Chefs von Munitionskolonnen, Kommandos, die Gefangene einbrachten, Delegierten der Vereine, Führern von Liebesgaben, Ärzten mit Geleitscheinen, Postbeamten, Armeelieferanten usw. umringt worden. Kann man sich da wundern, wenn der betreffende Major schon lange bloß Redensarten gebraucht, auf die zum mindesten das Epitheton „höllisch grob" paßt? Im Gegenteil, man muß sich darüber freuen, daß der Eifer des alten Herrn, der bei aller Grobheit doch äußerst gutmütig aussieht, noch nicht abgenommen. Er warf einen Blick in meine Papiere. „Machen Sie, daß Sie fortkommen, Sie müssen sogleich die Verwundeten aus Champigny holen." — Ich versuchte eine Frage nach dem Wie und Wo. „Schweigen Sie den Augenblick still und parieren Sie Order, fort, sage ich Ihnen, nach Champigny auf dem Kolonnenwege! Übrigens, wenn Sie hungrig sind, gehen Sie in die ‚Renaissance', in einer Stunde komme ich auch dahin, und, wenn Sie schlafen wollen, da haben Sie ein Quartierbillett." Damit konnte ich meiner Wege gehen; auf dem Zettel, den ich in der Hand hielt, stand nur ‚Quartier für einen Offizier'. Ein richtiges Gefühl sagte mir, daß ich die Mairie jetzt zur weitern Verfügung über meine Person aufsuchen müßte. Ein Hotel de Ville war aber nicht zu finden. Nach langem Hin- und Herfragen wurde ich in die Privatwohnung des Maires, eines noch jungen, elegant gekleideten Herrn gewiesen, in dessen Zimmern es wirklich noch wohnlich aussah. Er lächelte mich freundlich an und meinte, Quartier sei ein in Lagny längst vergessener Begriff. Es stünde indes ein Stall in seines Nachbars Hause noch leer, d. h. es wären nur elf Kanoniere und drei Feldgeistliche dort einlogiert, ich würde gewiß da noch Platz finden. Und ich fand in der Tat da noch Platz. Der eine der Kanoniere, dem ich einen guten Trunk im Hotel de Renaissance in Aussicht stellte, bereitete mir aus zwei Sätteln und einem Bund Stroh ein üppig schwellendes Lager und verhalf mir dann zum Auffinden der vielfach empfohlenen Kneipe. In drei kleinen Zimmern saßen hier etwa dreimal dreißig Offiziere, denn die Räume waren ausdrücklich

Offizieren reserviert; mein Kanonier mußte sich also mit dem Zustecken einer Flasche Vin de Brie begnügen, ich selbst aber durfte in den geschlossenen Kreis. Der alte Etappenkommandant, den sein Adjutant draußen auf dem Etappenbureau abgelöst hatte, war jetzt vorzüglicher Laune, aber so komplett stimmlos, daß er seine Meinung nur durch Händeschütteln, herzliches Klopfen auf die Schultern seiner Kameraden oder Faustschläge auf die Tischplatte ausdrücken konnte. Das Souper war überraschend gut: vier Gänge und Weine aus allen Gegenden Frankreichs. Freilich der Preis war auch gut, zweimal höher als im Amstel-Hotel zu Amsterdam oder im Weißen Roß zu Wien.

Jedenfalls wirkte der Schlaftrunk, denn es war hell, und die Kanoniere putzten an ihren Montierungsstücken schon seit geraumer Zeit, als ich am Morgen des 6. Dezember in Lagny erwachte.

Kein Punkt der weiten Welt ist zurzeit wohl so belebt wie der Platz und die drei Straßen, die vor dem Zentraldepot der Intendantur und der Hilfsvereine in Lagny zusammenstoßen. Das Gewoge auf dem alten Graben in Wien oder an der Kranzlerschen Ecke in Berlin ist nichts dagegen. Glücklich, daß jeder Soldat soweit Voltigeur ist, als zum Durchwinden zwischen pfeifenden Lokomotiven und galoppierenden Patrouillen, zum Springen und Klettern über Räder, Achsen und Deichseln gehört. Wer minder begabt für solche Salto mortales wäre, müßte unzweifelhaft zusammengeritten oder überfahren werden. Rechnet man dazu, daß diejenigen Menschen, denen der Rosse Geleit und die Führung von Wagenkolonnen anvertraut ist, ihr Geschäft nie still betreiben, sondern unaufhörlich alle Kehl- und Lippenlaute aufbieten oder das ganze Fluchregister beider kriegführenden Nationen rekapitulieren, so hat man zum Wagenrasseln und Peitschenknallen noch so viel Geschrei und Lärm, daß es mehr als altklassischer Kaltblütigkeit bedarf, um ungeschädigt über die Straße zu kommen. Und dazu Tauwetter mit Regen! Bis über die Knöchel versinkt man in den Straßen, während ein vorüberjagender Ulan oder Troßknecht den Paletot über und über mit Kot bespritzt. Nur langsam geht es vorwärts, weil bald eine Wagenkolonne wohl für eine halbe Stunde den Weg sperrt, bald ein Bataillon, das weiter vorgezogen wird, das Terrain okkupiert. Es hört das Menschengewimmel nie auf, auch nicht für Minuten. Nur wer in einer livländischen Provinzialstadt einen Bauernmarkt mitgemacht hat und weiß, wie während desselben sich in den Straßen alles drängt, alles vollgefahren und verfahren ist, kann sich eine ungefähre Vorstellung von den Straßen Lagnys machen. In jedem Gewoge und jeder Brandung gibt es Ruhepunkte, wo die Wasser stille stehen. Solche stille Plätzchen finden sich hinter den zusammengeschossenen Hofmauern oder zusammengebrochenen Eisengittern der Villen und Gärten von Thorigny. Hier sieht man ein Dutzend Ulanen-

fähnlein in den Boden gesteckt: sie umsäumen den Kochplatz des Piketts. Das leichte Kochgeschirr aus Eisenblech ist auf zwei Steine gestellt, zwischen denen Zweige aus der Taxushecke des Gärtchens das Feuer geben. Die Ulanen haben Gefangene transportiert. Sie in einer Gruppe von etwa zweihundert Mann stehen abseits und kochen gleichfalls, aber sie betreiben das Kochgeschäft einfacher als ihre Wächter. Sie haben die ihnen zugeteilte Fleischportion in die glühende Asche des Biwakfeuers, das sie nachts wärmte, geworfen; schon nach zwei Minuten nehmen sie sie heraus und lassen ihre Zähne tüchtig am blutigen Bissen arbeiten. Man darf nicht vergessen, daß diese Pariser Gamins schon lange keine frische animalische Faser gekostet haben und also rasch zum Werke schreiten.

Auf einem andern Platze hinter der Mauer ist Appell für die Ersatzmannschaften. Sie ordnen sich nach den Korps, für die sie bestimmt, und erhalten ihre Marschorder von den Feldwebeln der Etappe.

Für den Riesenverkehr, der von Lagny ausgeht, sind zwei Pontonbrücken über die Marne geschlagen, am östlichen und westlichen Ende der Stadt: über die eine fahren die Kolonnen hin zu den verschiedenen Hauptquartieren der Zernierungskorps, über die andre fahren sie zurück. Der Zusammenfluß beider Wegsysteme ist selbstverständlich am Bahnhofe und an den Zentralmagazinen. Aber zwei Brücken sind viel zu wenig: die Pioniere haben Auftrag, noch eine dritte und vierte zu schlagen.

Ein Kollege, der Etappenarzt, veranlaßte mich, die in die Passantenlazarette geführten Kranken zu durchmustern. Seit den großen Ausfallsgefechten vom 30. November bis 2. Dezember trafen täglich dreihundert bis vierhundert Patienten ein. Ja, einige Tage später, als noch die von Orleans und Baugency zusammengeführt wurden, steigerte sich die Zahl auf neunhundert und einmal auf tausend für den Tag. Selbstverständlich war für solche Massen nicht Raum genug vorbereitet. Schon mehr als ein Dutzend Häuser war vollgepfropft. Man richtete noch andre ein. Eine leer stehende Buchdruckerei wurde belegt. Auf und unter den großen Pressen und Platten wurden die Kranken gelagert, und doch blieb noch ein Teil obdachlos auf einem Hofe trotz der Dezembernacht liegen. Es fehlte an Wagen zum Weiterschaffen. Die offenen Kohlenwagen der Eisenbahn, die die Geschütze gebracht hatten, wurden mit Verwundeten beladen, Teppiche und Vorhänge aus den nächstgelegenen Häusern, vor allen Dingen aber recht viel Stroh wurde ihnen zur Bedeckung und zum Schutz gegen die Winterkälte hinaufgereicht. Stroh war reichlich vorhanden und zwar ein kostbares Stroh, nämlich ungedroschener Weizen. Seit dem Vorrücken der Truppen in die Zernierungsstellen hat in der Brie kein Bauer mehr geerntet: das Getreide ist bis heute auf dem Felde

Offizieren reserviert; mein Kanonier mußte sich also mit dem Zustecken einer Flasche Vin de Brie begnügen, ich selbst aber durfte in den geschlossenen Kreis. Der alte Etappenkommandant, den sein Adjutant draußen auf dem Etappenbureau abgelöst hatte, war jetzt vorzüglicher Laune, aber so komplett stimmlos, daß er seine Meinung nur durch Händeschütteln, herzliches Klopfen auf die Schultern seiner Kameraden oder Faustschläge auf die Tischplatte ausdrücken konnte. Das Souper war überraschend gut: vier Gänge und Weine aus allen Gegenden Frankreichs. Freilich der Preis war auch gut, zweimal höher als im Amstel-Hotel zu Amsterdam oder im Weißen Roß zu Wien.

Jedenfalls wirkte der Schlaftrunk, denn es war hell, und die Kanoniere putzten an ihren Montierungsstücken schon seit geraumer Zeit, als ich am Morgen des 6. Dezember in Lagny erwachte.

Kein Punkt der weiten Welt ist zurzeit wohl so belebt wie der Platz und die drei Straßen, die vor dem Zentraldepot der Intendantur und der Hilfsvereine in Lagny zusammenstoßen. Das Gewoge auf dem alten Graben in Wien oder an der Kranzlerschen Ecke in Berlin ist nichts dagegen. Glücklich, daß jeder Soldat soweit Voltigeur ist, als zum Durchwinden zwischen pfeifenden Lokomotiven und galoppierenden Patrouillen, zum Springen und Klettern über Räder, Achsen und Deichseln gehört. Wer minder begabt für solche Salto mortales wäre, müßte unzweifelhaft zusammengeritten oder überfahren werden. Rechnet man dazu, daß diejenigen Menschen, denen der Rosse Geleit und die Führung von Wagenkolonnen anvertraut ist, ihr Geschäft nie still betreiben, sondern unaufhörlich alle Kehl- und Lippenlaute aufbieten oder das ganze Fluchregister beider kriegführenden Nationen rekapitulieren, so hat man zum Wagenrasseln und Peitschenknallen noch so viel Geschrei und Lärm, daß es mehr als altklassischer Kaltblütigkeit bedarf, um ungeschädigt über die Straße zu kommen. Und dazu Tauwetter mit Regen! Bis über die Knöchel versinkt man in den Straßen, während ein vorüberjagender Ulan oder Troßknecht den Paletot über und über mit Kot bespritzt. Nur langsam geht es vorwärts, weil bald eine Wagenkolonne wohl für eine halbe Stunde den Weg sperrt, bald ein Bataillon, das weiter vorgezogen wird, das Terrain okkupiert. Es hört das Menschengewimmel nie auf, auch nicht für Minuten. Nur wer in einer livländischen Provinzialstadt einen Bauernmarkt mitgemacht hat und weiß, wie während desselben sich in den Straßen alles drängt, alles vollgefahren und verfahren ist, kann sich eine ungefähre Vorstellung von den Straßen Lagnys machen. In jedem Gewoge und jeder Brandung gibt es Ruhepunkte, wo die Wasser stille stehen. Solche stille Plätzchen finden sich hinter den zusammengeschossenen Hofmauern oder zusammengebrochenen Eisengittern der Villen und Gärten von Thorigny. Hier sieht man ein Dutzend Ulanen-

fähnlein in den Boden gesteckt: sie umsäumen den Kochplatz des Piketts. Das leichte Kochgeschirr aus Eisenblech ist auf zwei Steine gestellt, zwischen denen Zweige aus der Taxushecke des Gärtchens das Feuer geben. Die Ulanen haben Gefangene transportiert. Sie in einer Gruppe von etwa zweihundert Mann stehen abseits und kochen gleichfalls, aber sie betreiben das Kochgeschäft einfacher als ihre Wächter. Sie haben die ihnen zugeteilte Fleischportion in die glühende Asche des Biwakfeuers, das sie nachts wärmte, geworfen; schon nach zwei Minuten nehmen sie sie heraus und lassen ihre Zähne tüchtig am blutigen Bissen arbeiten. Man darf nicht vergessen, daß diese Pariser Gamins schon lange keine frische animalische Faser gekostet haben und also rasch zum Werke schreiten.

Auf einem andern Platze hinter der Mauer ist Appell für die Ersatzmannschaften. Sie ordnen sich nach den Korps, für die sie bestimmt, und erhalten ihre Marschorder von den Feldwebeln der Etappe.

Für den Riesenverkehr, der von Lagny ausgeht, sind zwei Pontonbrücken über die Marne geschlagen, am östlichen und westlichen Ende der Stadt: über die eine fahren die Kolonnen hin zu den verschiedenen Hauptquartieren der Zernierungskorps, über die andre fahren sie zurück. Der Zusammenfluß beider Wegsysteme ist selbstverständlich am Bahnhofe und an den Zentralmagazinen. Aber zwei Brücken sind viel zu wenig: die Pioniere haben Auftrag, noch eine dritte und vierte zu schlagen.

Ein Kollege, der Etappenarzt, veranlaßte mich, die in die Passantenlazarette geführten Kranken zu durchmustern. Seit den großen Ausfallsgefechten vom 30. November bis 2. Dezember trafen täglich dreihundert bis vierhundert Patienten ein. Ja, einige Tage später, als noch die von Orleans und Baugency zusammengeführt wurden, steigerte sich die Zahl auf neunhundert und einmal auf tausend für den Tag. Selbstverständlich war für solche Massen nicht Raum genug vorbereitet. Schon mehr als ein Dutzend Häuser war vollgepfropft. Man richtete noch andre ein. Eine leer stehende Buchdruckerei wurde belegt. Auf und unter den großen Pressen und Platten wurden die Kranken gelagert, und doch blieb noch ein Teil obdachlos auf einem Hofe trotz der Dezembernacht liegen. Es fehlte an Wagen zum Weiterschaffen. Die offenen Kohlenwagen der Eisenbahn, die die Geschütze gebracht hatten, wurden mit Verwundeten beladen, Teppiche und Vorhänge aus den nächstgelegenen Häusern, vor allen Dingen aber recht viel Stroh wurde ihnen zur Bedeckung und zum Schutz gegen die Winterkälte hinaufgereicht. Stroh war reichlich vorhanden und zwar ein kostbares Stroh, nämlich ungedroschener Weizen. Seit dem Vorrücken der Truppen in die Zernierungsstellen hat in der Brie kein Bauer mehr geerntet: das Getreide ist bis heute auf dem Felde

stehen geblieben und nur von den Soldaten zur Streu oder zum Pferdefutter hier und da abgemäht worden.

Wie furchtbar elend sahen die Kranken aus, die den weiten Weg von der Loire bis zur Marne zurückgelegt hatten! Wohl ist es wahr, daß unter den deutschen Stämmen die Altbayern vom Gebirge ein kriegerischer Menschenschlag sind, sich gern schlagen und Vergnügen an dem wilden Leben im Felde finden. Aber die Strapazen, die über das Korps von der Tann hingegangen, haben die breiten Schultern der Alpenjäger gebrochen. Zum Skelett abgemagert, die Röte der Auszehrung auf den Wangen, den Blick zum Erlöschen matt, schleichen sie, auf ihre Gewehre gestützt, kaum noch imstande, sie zu heben, daher, bis sie bei jedem Halt, das kommandiert wird, zusammenbrechen, um wohl für immer vom Wege abseits im Graben liegen zu bleiben. Vierzigtausend Mann stark zog das Korps ins Feld, und nur noch achttausend zählt es heute. Fast nur Bayern lagen in den Häusern und Hallen, in die ich in Begleitung von einem Berliner Studenten der Theologie trat, um zu verbinden oder vielmehr die trockenen Lippen zu erquicken und den Hungrigen ein Stück Brot zu reichen. Da lagen sie, die Opfer des Schlachtfeldes, der eine mit verbundenem Kopf, der andre den Arm in der Binde, der dritte hinkend auf dem Wege zum Wasserkübel, dem einzigen Lebensmittel, das in die Mitte des kalten, feuchten, schmutzigen Raums gestellt war. Das sind die leichten Fälle, denn nur wenige schwerer Getroffene, denen die Granatsplitter die Finger oder Hände abrissen oder sich tief ins Fleisch des Rückens wühlten, die Seiten aufreißend, haben die Reise überstanden. Im Stroh tief vergraben, um sich gegen die Kälte zu schützen, lag ein Sterbender, den Kopf auf den Leib eines nebenan liegenden Kameraden gestützt, der bereits den Kelch der Leiden geleert hatte. Nach wenig Minuten wurden beide Leichen hinausgetragen, und in einigen Stunden das Verbinden und Schienen der noch Lebenden beendet. An Verbandmitteln fehlte es nicht. Das große Depot der Berliner Hilfsvereine war reichlich mit ihnen versehen. Ich erhielt Gipsbinden und ganze Kisten voll des schönsten Alabastergipses, mittelst dessen ich viele Dutzend feste Einwicklungen zerschossener Gelenke leicht besorgen konnte. Selbst ein Amputationsbesteck, ein Geschenk englischer Gesellschaften, wurde mir, als ich einem Kranken ein Bein, das auf dem Transport brandig geworden war, absetzen wollte, bereitwillig zur Verfügung gestellt.

Acht Stunden hatte ich in dieser Stätte des größten Jammers zugebracht, da trat ich, um Luft zu schöpfen, wieder hinaus. Das Leben und Treiben draußen war immer dasselbe: die endlosen Wagenreihen der Proviantkolonnen, die langen Kanonenparks, die Patrouillen, Ordonnanzen und Armeegendarme hoch zu Roß, dazwischen das Pfeifen

der Lokomotive, das Schreien der Fuhrleute. Dicht vor dem Krankenhause marschierte ein Bataillon vorüber, das eben zum Ersatz aus der Heimat eingetroffen war, prächtig mit nagelneuen Uniformen, blankem Lederwerk, dicken Mänteln ausgerüstet, ein Bild des Lebens und der Kraft vor den Toren des Todes und der Erschöpfung. Der Krieg malt nicht anders als in grellem Licht oder tiefem Schlagschatten."

Seinen Geburtstag, den 16. Dezember, verbrachte Bergmann unter den Kanonen des Forts Charenton. „Es war ein trüber Morgen", schrieb er wenige Tage später seiner Mutter aus Karlsruhe, „als ich mit einem andern Arzte aus dem Schlosse Ormesson hinausfuhr an das Marneufer, um beim Zusammensuchen der in verschiedenen kleinen Häusern untergebrachten Verwundeten tätig zu sein. Als wir uns der Marne näherten, begannen die Kanonen zu donnern, laut und unaufhörlich. Die Franzosen wollten die Schanzarbeiten der preußischen Pioniere stören; ein kleines Wäldchen am Flußufer hinderte sie aber, deutlich zu zielen, und so konnten wir unsre Aufgabe, die Kranken und Verwundeten in Sanitätswagen zu laden, ungestört durchführen. Während ich in meinem Wagen dem beschossenen Wäldchen entlang ging, sagte einer der Kranken: ‚Heute ist der 16. Dezember.' Ich zog zwölf Tage ab (Bergmann war am 4. Dezember alten Stils geboren), und da fiel mir mein Geburtstag ein. Gleich darauf schlugen wieder die Granaten in die Äste der alten Weiden, und es krachte furchtbar von dem Fort herüber. Da kam mir der Gedanke von meinem ersten und letzten Tage. ‚Wenn er heute wäre!' und nun ging viel mir an der Seele vorüber. Ich dachte an die Geographiestunden bei Dir; als ich lernte, die Marne münde in die Seine, hat da meine Mama daran denken können, daß hier, wo die beiden Ströme zusammenfließen, einst ihr Junge usw.? Endlich dachte ich an Edithchen, und daß es mich doch glücklich machen würde, für das Kind zu sorgen, wenn es auch ein armer Krüppel ist und mehr zu leiden als zu leben hat... Ich bin glücklich zurückgekehrt und will versuchen, noch weiter zu leben und zu wirken, bis aus den vierunddreißig Jahren noch mehr geworden sind."

4. Am Friedrichs-Barackenlazarett in Karlsruhe.

Nach der Rückkehr von seinen französischen „Irrfahrten" verlebte Bergmann „eine etwas dürre Zeit" als konsultierender Chirurg zweier Karlsruher Baracken, die von Assistenten Socins geleitet wurden, und als ordinierender Arzt in einem Lazarett von fünfzig Betten, das das alte Seminar genannt wurde. Seit Mitte Dezember war er Chefarzt der sechs großen und mustergiltig eingerichteten Friedrichs-

Baracken und lebte in chirurgischer wie sozialer Beziehung, wie er selbst gern und dankbar bekannte, so gut wie nie zuvor. Aber als er die Menschen sich mit Weihnachtbäumen herumtragen sah, kamen ihm die Gedanken an den Weihnachtabend, da er sich im eignen Hause sein Bäumchen anzünden konnte, nicht aus dem Sinn. „Damals", schrieb er am 24. Dezember seiner Schwester, „trug Hildegard Edithchen zu den Lichten des Baumes, und die Kleine freute sich über den Pudel, der auf die Trommel schlug, wenn ich ihn über den Boden unsres Saals zog! Ja, die Zeiten sind begraben! Die Seligkeit, die in einem solchen Feste lag, macht selbst noch die Erinnerung schön!"

Seit in dem Gefecht bei Nuits am 18. Dezember eine große Zahl badischer Offiziere gefallen war, herrschte in Karlsruhe in vielen Häusern Trauer. Auch in der Großherzoglichen Familie war man in Sorgen: Prinz Wilhelm von Baden war durch einen Schuß ins Gesicht schwer verwundet worden. „Seine lebhafte Frau, geborene Prinzessin Leuchtenberg", schreibt Bergmann, „ließ mich zu sich rufen, um mich nach der etwaigen Gefährlichkeit der Wunde zu fragen. Sie war sehr aufgeregt, aber auch sehr herzlich und edel in ihrem Schmerz. Jetzt weiß ich, wie den Frauen der armen Verwundeten zu Mute ist. ‚Bitte telegraphieren Sie doch allen Frauen der verheirateten Patienten, die Sie hier in Behandlung haben, sie möchten zu Weihnachten herkommen, ich will ihnen die Reise und den Aufenthalt bezahlen!' So habe ich denn nach Pommern, Sachsen, Mecklenburg und Holstein fünf armen, verängsteten Frauen telegraphiert."

Anfang Januar 1871 hatte Bergmann die Freude, seine beiden Mannheimer Oberwärterinnen Fräulein v. Seldeneck und Fräulein v. Porbeck, die die Krankenpflege in der Seilerbahn mit so viel Umsicht und Sicherheit geleitet und dabei Tag und Nacht mit einer so großen Tatkraft gearbeitet hatten, daß alle Ärzte, Volkmann und Billroth an der Spitze, voll staunender Bewunderung für sie waren, in gleicher Eigenschaft in die Friedrichs-Baracken einzuführen. „Freilich sind unsre liebenswürdigen Oberwärterinnen", bemerkt Bergmann in einem Briefe an den Petersburger Freund Moritz vom 2. Februar, „nicht so selbständig, wie in Mannheim gestellt, denn über ihnen schwebt noch ein höheres weibliches Wesen, Frau v. Berstett geheißen, die intimissima der Großherzogin. Diese höchst edle Dame hat mir schon mehrmals Stirnrunzeln geschaffen, denn sie tyrannisiert meine Oberwärterinnen, und, obgleich sie sehr gescheit ist, so ist sie in rebus hospitalicis zuweilen recht naiv, und dann läßt Fräulein v. Porbeck diese Naivität nie ungerügt passieren als Strafe für das endlose Berufen und Befehlen der hohen Vorgesetzten. Aus all diesen Anstößen und diesen kleinen Nadelstichen folgen dann die Kollisionen, in denen ich sachlich und von ganzem Herzen auf Seiten der Oberwärterinnen

stehe, in denen ich es aber mit der vertrauten Dame der deutschen Kaisertochter nicht verderben möchte. Das sind die Freuden des Lebens."

Zu tun gab es genug. Es waren mehr als dreihundert ausschließlich Schwerverwundete, die Bergmann mit seinen Assistenten zu behandeln hatte. Er machte eine Schule durch, wie sie ihm „keine Klinik der Welt bieten konnte". Da unter anderm die Ergebnisse der Mannheimer Fußgelenkresektionen durchweg vortrefflich gewesen waren, resezierte er jeden Fußgelenkschuß. Die Bearbeitung des Mannheimer Materials wurde auch schon in Angriff genommen.

Bis zuletzt waren die Friedrichs-Baracken mit Kranken voll besetzt gewesen, bis nach Ereignissen und Errungenschaften ohnegleichen das Ende der großen und blutigen Zeit kam, „Erfüllung, die schönste Tochter des größten Vaters, endlich zu uns" niederstieg, und Karlsruhe im Fahnenschmuck der Siegesfeier prangte. Bergmann hatte die Freude, den Großherzog nach seiner Rückkehr aus Frankreich in seinem Lazarett begrüßen zu dürfen. Auf seine Ansprache erwiderte der Fürst, der mit seiner Gemahlin erschienen war, unter anderm: Deutschland könne sich zur Ehre rechnen, daß auch jenseit der politischen Grenzen des Reichs noch Deutsche wohnten, die den Ernst, die Mühen und die Ausdauer deutscher Arbeit nicht scheuten, denen für jeden geretteten Soldaten, für jeden geminderten Schmerz zu danken ihm aufrichtige Freude sei.

Für Bergmann waren die in der badischen Residenz in einer neu anbrechenden Epoche deutscher Geschichte verbrachten Wochen und Monate alles in allem eine glückliche Zeit! Sooft er ihrer in seinem spätern Leben gedachte, geschah es aber nie ohne die Empfindungen dankbarer Verehrung der hohen Frau gegenüber, die ihn vertrauensvoll in die schöne Stellung berufen hatte, allen seinen Wünschen und Anregungen voll Verständnisses und voller Tatkraft und Herzensgüte entgegengekommen war und bei ihren täglichen Besuchen des Lazaretts mitfühlend und mitleidend, hilfreich und wohltuend eingegriffen hatte. Zwischen Fürstin und Arzt wurden damals Beziehungen angebahnt, die bis an Bergmanns Tod gewährt haben und oft, in ernstem wie fröhlichem Anlaß, zu herzlichem Ausdruck gekommen sind.

5. Hochzeit mit Pauline v. Porbeck.

Aber die große schöne Zeit hingebend tätiger Arbeit im Dienste der leidenden tapfern Menschheit hatte für Bergmann noch einen andern Ertrag: am 23. März verlobte er sich mit der Oberin der Friedrichs-Baracken Pauline v. Porbeck. Sie hatten seit acht Monaten mit einer kurzen Unterbrechung tagtäglich Wohl und Weh ihrer Kranken gemeinsam getragen. Es war keine Operation vorgekommen, zu der er die Oberinnen nicht zugezogen hatte. Er

hatte sie chloroformieren, mit den Instrumenten umgehen gelehrt, die freundliche, liebenswürdige Art, wie sie mit den Kranken verkehrten, sie auf die Notwendigkeit einer Amputation vorbereiteten, überhaupt ihre nie erlahmende Arbeitslust und Arbeitskraft aufrichtig bewundert.

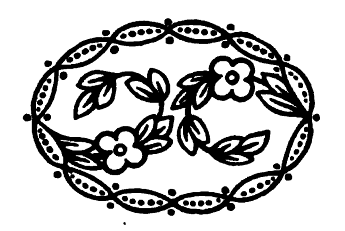
Schon lange hatte Bergmann gefühlt, sich aber immer wieder ausreden wollen, was eine gerechte Forderung seines Herzens war. Nicht die Trauer um Hildegard war das Hindernis einer zweiten Heirat gewesen, nein, das wußte er, daß man das Gedächtnis der Toten besser durch die Leistungen des Lebens ehrt, als durch die Fruchtlosigkeit quälender Erinnerungen und ununterbrochener Klagen. Aber der Gedanke an sein unglückliches Kind ließ ihn jeden Vorsatz verwerfen. Nur eine Betrachtung wirkte befreiend auf ihn: daß seine erwählte Frau auch schon die zehrende Sorge um Leben und Gesundheit kennen gelernt und, wie er meinte, besser als er selbst verstanden hatte, sich Herz und Kopf auf dem rechten Fleck zu erhalten.

Ihren Vater, August Asbrand genannt von Porbeck, der Untersuchungsrichter in Rastatt, dann Oberamtmann (Landrat) in Schopfheim, zuletzt in Gernsbach im Schwarzwalde gewesen war, einen geistig hochstehenden Mann von großer Selbstlosigkeit, hatte sie schon 1863 in jungen Jahren verloren. Es brachen schwere Zeiten für sie, ihre Mutter, Luise geborene Thilo, und ihren Bruder Viktor, der beim Tode des Vaters erst fünfzehn Jahre alt war, herein. Aber sie wurden dank der Tüchtigkeit und Tapferkeit der Mutter glücklich überwunden. Viktor v. Porbeck wurde Offizier, stand schon 1866 im Felde und erwarb sich 1870/71 als Artillerieleutnant das Eiserne Kreuz. Welchen Weg Pauline gegangen war, haben wir schon berichtet.

„Heute weiß ich es", schreibt Bergmann am 24. März seiner Schwester Minna: „ich kann nicht arbeiten, nicht sorgen, nicht schaffen, wenn ich nicht eine Frau habe, die so selbständig ist, wie etwa unsre Mama. Ich habe immer Papa beneidet: wie ist ihm sein Leben vergoldet worden nicht nur, sondern von tausenderlei Sorgen frei gehalten durch eine selbständige, ihrer Aufgabe bewußte und energisch auftretende Frau! Die Liebe ist poetisch genug, auch im kindlichen Herzen eines reizenden Mädchens durch Jahrzehnte den ernsten Mann sein Glück finden zu lassen. Aber den in Versuchungen wirbelnden Mann mit all den klaren und unklaren Zielen, der heute sich hoch fühlt wie ein Kaisersohn und morgen verzweifelnd im Pfuhl des Schmutzes den Tod sich geben möchte, den kann nur eine Frau retten, die das Leben in seinen Höhen und Tiefen kennt und selbst gekämpft und sich zu überwinden gewußt hat. Ich kenne keine zweite, die das anders könnte, als Pauline Porbeck. Daher habe ich ihr gestern alles gesagt, was ich Dir geschrieben, ihr gesagt, wie ich zur neuen Liebe

...ne Arme geschlossen, und sie

...en war, und Adelmann zur
...geben zu können, wurde die
...stattfinden sollen, schon auf
...che zu Karlsruhe traute das
...floge wohnte der Feier mit
...ses die Großherzogin Luise
...e Frau von Bergmann, sie
...szusprechen, wie lebhaft die
...hre ganze Zeit und Kraft in
...en. Die Dankbarkeit dafür
... recht bewegt, daß damals
...lend für Ihr ganzes Leben



Professor in Dorpat

1. Königsberger Aussichten und Enttäuschungen. Ein Ruf nach Freiburg.

Der Gedanke, sich von Karlsruhe trennen zu müssen, fiel Bergmann namenlos schwer: „Wenn der Schlagbaum an Rußlands Grenze hinter mir liegt", schrieb er seinem Vater, „dann werde ich nichts von dem reinsten Glücke, das ich genossen, zurückbehalten als die Erinnerung." Da traf ihn wenige Tage nach seiner Verlobung ein Schreiben des Dekans der Königsberger medizinischen Fakultät v. Wittich, das den Hoffnungen, wenn auch nicht auf badischem Boden, so doch an einer andern ihm lieb gewordenen Arbeitstätte im Ringe des geeinten Reichs seine Tätigkeit fortsetzen zu können, völlig unerwartete Erfüllung verhieß.

Nach Ausbruch des Krieges war sein geliebter Lehrer und Freund Albrecht Wagner als konsultierender Generalarzt des 1. Armeekorps nach Frankreich gezogen und namentlich während der Zernierung von Metz und in Rouen unermüdlich tätig gewesen. Auf dem Wege zur Ostarmee des Generals v. Manteuffel aber war er Ende Januar 1871 am Typhus erkrankt und nach Dôle im Juradepartement — es ist die Vaterstadt Pasteurs — gebracht worden. Schon schien die Lebensgefahr überwunden zu sein, denn er hatte geäußert, er wolle sich, falls es zur Schlacht käme, hinausfahren lassen, um, wenn auch nicht in voller Tätigkeit, so doch wenigstens mit dabei zu sein, da trat plötzlich eine Verschlimmerung ein, die jede Hoffnung vernichtete, und am 15. Februar setzte der Tod dem reichen Leben dieses bedeutenden Mannes ein frühes Ziel: er starb vor Vollendung seines vierundvierzigsten Jahres.

Als die medizinische Fakultät zur Wahl des Nachfolgers zusammentrat, beschloß sie, dem Kultusminister durch Vermittlung des Oberpräsidenten v. Horn als Kurators der Universität an erster Stelle Bergmann, an zweiter Dr. Schönborn in Berlin und an dritter Stelle den Königsberger Privatdozenten Dr. Schneider vorzuschlagen. Für Bergmann entschied sie sich, weil seine wissenschaftlichen Arbeiten ihm unter seinen Fachgenossen einen bedeutenden Ruf erworben, und weil sie über seine Leistungen als praktischer Chirurg aus Wagners Munde nur Rühmliches gehört hatte und in ihm einen würdigen Ersatz für ihn zu erhalten sich für berechtigt hielt. Es steht auch außer

Zweifel, daß Wagner seine ihm am Herzen liegende Klinik am liebsten in Bergmanns Händen gesehen hätte.

Die Aussicht, an einer der größten und schönsten Kliniken Deutschlands seine Kräfte üben und entfalten zu können, machte Bergmann glücklich. Wittich hatte ihm noch besonders freundlich geschrieben: die ganze Fakultät, die Gelegenheit gehabt, ihn persönlich und aus seinen Arbeiten kennen zu lernen, würde sich herzlich freuen, wenn er ihren Vorschlag annähme und zu einem Tausch zwischen Dorpat und Königsberg bereit wäre, und in Berlin schien der Vorschlag auf keine Schwierigkeiten zu stoßen. Der Kultusminister v. Mühler war durch Frerichs, den Naunyn für Bergmann zu interessieren gewußt hatte, und durch den Kronprinzen, den Rector magnificentissimus der Albertina, dem seine Schwester, die Großherzogin von Baden, von Bergmanns hervorragender chirurgischer Tätigkeit in Mannheim und Karlsruhe viel Gutes geschrieben hatte, besonders auf ihn hingewiesen worden, und er wünschte dem Antrage der Fakultät Folge zu geben. Er richtete an ihn die Anfrage, ob er geneigt sei, die Professur und die Leitung der chirurgischen Universitätsklinik wenn nicht sogleich so doch zu Michaelis dieses Jahres zu übernehmen. Dieses Schreiben erreichte Bergmann erst in Dorpat; da er es aber erwartete, suchte er den Minister am 27. April auf der Rückreise von Karlsruhe nach Livland in Berlin auf. „Mit Mühler", schreibt er zwei Tage später seiner Schwester, „ist alles abgemacht worden. Während des Sommersemesters vertritt Schneider mich in Königsberg; erst am 1. Oktober muß ich in Königsberg eintreffen. Ich erhalte tausendzweihundert Taler Gehalt und achthundert Taler Kollegien- und Examinationsgelder." Auf Veranlassung des Ministers meldete er sich beim Kronprinzen. „Es war für mich höchst interessant", heißt es in demselben Brief, „von Angesicht zu Angesicht den deutschen Kaisersohn zu sprechen, der sehr freundlich war und zuletzt mit dem Wunsche schloß, mich im Herbst in Königsberg wiederzusehen. An meiner Anstellung fehlt nur noch die Unterschrift des Königs, die, weil er sehr beschäftigt ist, erst in vierzehn Tagen erbeten werden kann."

Nach den Eröffnungen des Ministers durfte sich Bergmann als Königsberger Professor betrachten, und im Besitze seiner Zusicherungen fuhr er hin, sein Amt zu übernehmen. Am 30. April und 1. Mai hielt er sich dort auf. Schon am Bahnhof begrüßte ihn und seine Frau ein alter Dorpater Bekannter, der Historiker Maurenbrecher, der nun Professor an der Albertina war. Ihnen zu Ehren gab er ein Mittags-, Leyden ein Abendessen: überall wurde Bergmann als Kollege herzlich willkommen geheißen. Er übernahm die Klinik, eine Wohnung wurde gemietet, Möbel und Tapezierer bestellt: kurz, alles zur Übersiedlung vorbereitet.

Bei herrlichem Frühlingswetter hatten die Reisenden Karlsruhe verlassen: zur Hochzeit waren die Brautschwestern in Kränzen von Apfelblüten erschienen. Hinter Königsberg aber wurde es immer kälter, und, als sie in Pleskau ankamen, lag alles in tiefem Winter, in Eis und Schnee; der Peipussee war festgefroren, und statt, wie erhofft, mit dem Dampfer, mußte der weite Weg im Schlitten, und die letzte Strecke im Wagen auf holpriger Chaussee zurückgelegt werden. Im Kruge zu Neuhausen schliefen sie auf dem mit Pelzen bedeckten Fußboden, und die durch das Klima ihrer Heimat verwöhnte junge Südländerin empfing nun die ersten Eindrücke vom barbarischen Norden. Aber mit so viel Glück im Herzen ließ sich jede Unbill leicht ertragen.

In Dorpat, wo sie am 21. April (3. Mai) eintrafen, nahm sie Adelmann auf das Freundlichste in seiner Wohnung auf. Nachdem sie sich an Speise und Trank erfrischt und am heißen Ofen erwärmt hatten, zogen sie sich in ihr Schlafgemach zurück. „Ich schlief nicht", heißt es in Frau v. Bergmanns Aufzeichnungen über ihre Dorpater Jahre. „Alles so rasch und viel Erlebte zog an meinem Innern vorüber, vorüber an einem Herzen voll Lob und Dank! Wie ich mich kaum versah, sagten mir meines Ernst regelmäßige Atemzüge, daß er fest schlief!"

Es war nicht lange nach ihrer Ankunft, berichtet Frau v. Bergmann, daß sie eines Morgens am Teetisch saßen und den Rektor der Universität Georg v. Oettingen als frühen Besuch bei sich hatten, da wurde ein für Bergmann bestimmter eingeschriebener und versiegelter Brief ins Zimmer gebracht. Er öffnete ihn: „Ein Schreiben von Mühler!" Las, erbleichte und brach dann das Schweigen, indem er sich zu Oettingen wandte: „Gut, daß Sie da sind, so können Sie gleich das Neuste hören. Mühler schreibt ganz kurz, der Kaiser habe den Königsberger Lehrstuhl dem Dr. Schönborn übertragen, weswegen er, der Minister, sich außerstande sehe, seiner „Anfrage wegen Übernahme des gedachten Lehrstuhls weitere Folge zu geben."

Das war freilich eine schöne Bescherung! Alle drei waren so betroffen, daß keiner ein Wort fand. Am schnellsten faßte sich der, den es am nächsten anging; er bemerkte, wie wenn er die peinlichen Empfindungen, die ihn verletzend trafen, möglichst schnell abschütteln wollte, kurz: „Nun, dann nicht!" Hatte er anfangs einzig und allein Mühler die Schuld an dem Mißerfolge zugeschoben, so erfuhr er aus Berliner Briefen sehr bald, daß der Minister aufrichtig und stramm bemüht gewesen war, seine Kandidatur durchzusetzen, daß aber mächtigere Einflüsse sie zugunsten Dr. Schönborns durchkreuzt hatten. Schönborn war dirigierender Arzt des der Kaiserin besonders nahe stehenden Augusta-Hospitals. Dort hatte sie im letzten Winter

vielfache Gelegenheit gehabt, seine Tätigkeit kennen zu lernen und auch von der Geschicklichkeit und Aufopferung zu hören, womit er sich der ihm anvertrauten Kranken und Verwundeten in der Charité, dem Jüdischen Krankenhause, dessen chirurgische Abteilung er leitete, in der Universitätsklinik, wo er Langenbeck vertrat, und in dem in der Gardeulanenkaserne eingerichteten Lazarett während des Krieges angenommen, und man erzählte sich, die Kaiserin hätte ihm die erste an einer preußischen Universität frei werdende chirurgische Professur versprochen. An maßgebender Stelle aber — das erfuhr Bergmann — hatte sie geltend gemacht, daß Schönborn übergehen ebensoviel heißen würde, wie Langenbeck, dessen Assistent er war, eine Kränkung zufügen, die gerade jetzt, da er sich im Kriege die größten Verdienste um das Vaterland erworben habe, ganz besonders unangebracht wäre. Die Entscheidung des Kaisers zu Schönborns Gunsten hatte im übrigen die Königsberger Fakultät, ohne es freilich zu wollen, insofern fördern helfen, als sie ihn in ihren Vorschlägen als Operateur und klinischen Lehrer allzusehr gerühmt hatte. Hinzu kam, daß er Preuße und die Stellung sofort zu übernehmen bereit war, während Bergmann erst zum Herbst abkommen konnte.

Die ihm zugefügte verletzende Behandlung hat er schwer verwunden. „Ich habe es für ein großes Glück gehalten, nach Königsberg zu kommen“, schrieb er seiner Schwester, „was hätte ich alles gewonnen: eine der schönsten Kliniken der Welt, reiche Praxis und ein mir teures Vaterland! Das alles ist zerronnen, so unvermutet und rasch, als es gekommen war.“

Auch in Königsberg empfand man peinlich, daß die berechtigte Erwartung, der Wunsch vieler, ihn als Wagners Nachfolger zu gewinnen, unerfüllt blieb. „Wir sind alle über diese unmotivierte und willkürliche Wankelmütigkeit des Ministers empört“, schrieb ihm am 5. Mai Leyden, der damals über den Zusammenhang noch nicht aufgeklärt war. „Die Fakultät hat Ihnen durch den Vorschlag an erster Stelle ihre Gesinnung zu erkennen gegeben. Daß ich speziell mich gefreut hätte, Sie hier zu sehen, wissen Sie, da Ihnen bekannt, wie ich Sie wissenschaftlich und persönlich hochschätze.“ Aber auch Billroth, der in seinen „Chirurgischen Briefen aus den Kriegslazaretten in Weißenburg und Mannheim 1870“ von Bergmann urteilt, er wäre „unzweifelhaft der hervorragendste an wissenschaftlichen Leistungen unter allen jüngern russischen Chirurgen, ganz deutsch an Wissen und Können, mir durch seine Arbeiten wohlbekannt“, schrieb ihm: „Was die Königsberger Affäre betrifft, so habe ich erst sehr spät davon erfahren. Langenbeck, mit dem ich im September in Ostende zusammen war, hat mich g a n z s p e z i e l l b e a u f t r a g t, Ihnen mitzuteilen, daß ihm bei seiner Rückkehr die Sache als fait accompli mitgeteilt sei, daß

ihm der Gang der Dinge ebenso überraschend war, wie aller Welt. Sie können dies um so mehr als richtig annehmen, als es mir vorkam, als wenn Langenbeck nicht ebensosehr entzückt von Schönborn war. Ich habe übrigens in Schönborn, der mich in Karlsbad besuchte und mich zu seiner Hochzeit daselbst einlud, einen netten, liebenswürdigen Kollegen kennen gelernt, an dem ich weiter nichts zu tadeln hatte, als daß er faktischer Besitzer einer Stelle ist, die eigentlich Ihnen gebührt. Ich hoffe, Sie haben das nun alles vergessen und haben in Dorpat eine Ihrem Wunsche entsprechende Stellung."

Die war ihm freilich zuteil geworden. Am 24. Mai hatte die Fakultät einstimmig beschlossen, ihn dem Konseil als Adelmanns Nachfolger vorzuschlagen. Über die Wahl, schrieb der Dekan Boettcher, hätte sie nicht in Zweifel sein können, da sie seit Jahren Gelegenheit gehabt, Bergmann als „einen äußerst tüchtigen Chirurgen und in wissenschaftlicher Arbeit vielfach erprobten Gelehrten" sich bewähren zu sehen. Auch das Konseil wählte ihn mit allen Stimmen zum ordentlichen Professor der Chirurgie, Ophthalmologie und Klinik. Am 24. Juli bestätigte der stellvertretende Minister der Volksaufklärung Deljanow die Wahl.

Daß Professoren und Studenten, ja die ganze Stadt und das Land sich einmütig seines Bleibens freuten, war ihm ein Trost und gab ihm die gewohnte Ruhe wieder. Aber noch einmal trat ein lockender Ruf nach Deutschland an ihn heran, und in diesem Fall hing die Entscheidung nur von ihm ab.

In Freiburg war der Ordinarius für Chirurgie Hecker um seine Pensionierung eingekommen. Zunächst suchte der Leibarzt des Großherzogs Dr. Tenner Bergmann darüber zu sondieren, ob er die Berufung, wenn sie an ihn erginge, annehmen würde. Dann aber schrieb ihm am 1. Juli Kußmaul im Namen der Fakultät, sie hätte einstimmig beschlossen, ihn und nur ihn für die erledigte Lehrkanzel beim Ministerium in Vorschlag zu bringen. „Es ist zu hoffen, daß die höchste Behörde hierauf eingeht, und so bleibt uns denn nichts übrig, als der Wunsch, Sie möchten unserm Rufe Folge leisten. Jedenfalls werden Sie aus der Art, wie wir unsern Antrag ins Werk setzen, erkennen, welch hohen Wert wir darauf legen, gerade Sie für unsre Fakultät zu gewinnen. Wir halten Sie für den Mann, der vor allen sich für uns eignet, denn wir bedürfen einer ernsten, frischen wissenschaftlichen Lehrkraft, um aus unsrer Fakultät das zu machen, was sicherlich aus ihr gemacht werden kann, wenn wir nur alle redlich mithelfen: eine der bessern medizinischen Schulen Deutschlands." Am Schlusse des fünf Quartseiten langen Briefs heißt es nochmals: „Und nun, mein verehrtester Herr Kollege, fassen Sie einen Entschluß, wie wir ihn wünschen! Kommen Sie und helfen Sie uns eine tüchtige Schule schaffen! Es wird Ihnen gewiß bei uns gefallen."

Vierzehn Tage später erneuerte namens der Großherzoglichen Regierung der Ministerialrat Nokk, der spätere Präsident des Staatsministeriums, die Anfrage. Sie zu bejahen konnte sich Bergmann nicht entschließen. Er setzte seine Gründe in einem Schreiben auseinander, das seine und die Dorpater Lage klar darstellt: „Die politischen Verhältnisse in den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands waren im Sommer 1870 so trostlos, daß wir Livländer an dem Gedeihen der deutschen Universität Dorpat gegenüber den Ausschreitungen des Panslawismus verzweifelten. In dieser Stimmung habe ich mehrern mir wohlgesinnten Professoren Deutschlands gesagt, daß ich Dorpat gern verließe. Bei meiner Rückkehr hierher fand ich, daß die Erfolge der deutschen Waffen in Frankreich die Ansicht unsrer russischen Mitbürger über die Bedeutung deutscher Arbeit und Kraft nicht unwesentlich geändert haben. Die Methode der Behandlung unsrer Rechte ist eine andre, rücksichtsvollere geworden. Dieser Umschwung, der besonders in unsern Regierungskreisen unverkennbar scheint, macht es im Augenblick uns Deutschen der Ostseeprovinzen möglich, ohne gegen Ehre und Gewissen zu verstoßen, in russischen Staatsdiensten zu bleiben. Damit ist für mich zunächst wenigstens der Hauptgrund zum Verlassen meiner Heimat fortgefallen. Nicht minder bestimmt mich zum Bleiben in Dorpat ein zweiter Grund. Als ich Ende April nach fast einjähriger Abwesenheit von Dorpat wieder zurückkehrte, fand ich ein Schreiben Seiner Exzellenz des preußischen Ministers von Mühler hier vor, in welchem derselbe mir mitteilt, daß er gesonnen sei, dem Wunsche der Königsberger Universität, den erledigten Lehrstuhl der Chirurgie von mir besetzen zu lassen, nachzukommen. Obgleich ich damals mich zur Übersiedlung nach Königsberg bereit erklärte, scheiterte meine Berufung dennoch: allein die Universität Dorpat nahm die Veranlassung wahr, wenn auch nicht meine persönliche Stellung zu verbessern — das ist nach dem russischen Universitätsstatut nicht zulässig — so doch meiner Klinik wesentliche Verbesserungen zuzuwenden. Ich bin eben mitten in den Arbeiten drin, die die von mir dirigierte Anstalt erweitern und verbessern sollen; man hat mir noch weitere Aussichten eröffnet, mich einstimmig soeben zum Ordinarius erwählt, kurz ein Entgegenkommen geübt, das mich verpflichtet, bei der nach Scheitern der Königsberger Berufung von mir abgegebenen Erklärung, ich würde in Dorpat bleiben, einstweilen wenigstens zu verharren... Vielleicht bereue ich es, wenn nach Jahr und Tag die Versprechungen, die man in Petersburg mir behufs Verbesserung meiner Klinik gemacht hat, nicht gehalten worden sind, bitter, Ihrer Freundlichkeit nicht nachgekommen zu sein. Im Augenblicke darf ich aber nicht zuschreiben, sondern muß so handeln, wie ich Ihnen auseinanderzusetzen mich bemüht habe. Empfangen Sie, hochgeehrter

Herr, und alle, die sich für mein Kommen ins badische Land interessiert haben, meinen aufrichtigsten Dank!" ...

Auch als sich ihm im Frühjahr 1872 die Aussicht eröffnete, Albert Lückes Nachfolger in Bern zu werden — die Fakultät hatte ihn vorgeschlagen, und er wäre sicher auch berufen worden — lehnte er ab. Ebensowenig konnte er sich entschließen, an Christian v. Hübbenets Stelle die Professur für Chirurgie in Kiew zu übernehmen, obwohl ihm große Einnahmen in Aussicht gestellt wurden. „Ich bin fest entschlossen", schrieb er seinen Eltern im Mai 1871, „wenn man mich in Rußland zum Leibarzt des Kaisers oder zum Akademiker macht, nicht zu gehen." Selbst als ihm im Oktober 1874 der einflußreiche Chef des Militärmedizinalwesens und der Mediko-Chirurgischen Akademie in St. Petersburg Geheimrat Koslow die Professur für operative Chirurgie an der Akademie anbieten ließ, lehnte er, durch seinen Freund Emanuel Moritz vor diesem Wespennest von Intrigen und von Cliquenwesen besonders gewarnt, ab. Man hoffte ihn aber auf andre Weise zu gewinnen. In den maßgebenden ärztlichen Kreisen der Residenz empfand man als einen Mangel, daß für die chirurgische Fortbildung der Militärärzte nur wenig geschah: da war es Bergmann, der dem Leibarzt Karell den Gedanken soufflieren ließ, der Staat solle eine militärärztliche Klinik ins Leben rufen. Karell suchte denn auch Stimmung dafür zu machen und ließ die Absicht durchblicken, Bergmann zum Oberchirurgen der russischen Armee vorzuschlagen. Ob er sich einem solchen Rufe versagt hätte, mag eine offene Frage bleiben: er wurde aber gar nicht vor die Entscheidung gestellt, denn die einflußreichen Freunde drangen mit ihren schönen Plänen nicht durch.

Bergmann richtete sich also auf ein dauerndes Bleiben in Dorpat ein. Um seine Schulden schneller abtragen zu können, legte er sich wieder auf die Praxis, übernahm auch das Amt des Eisenbahnarztes an der neuen im Bau begriffenen Bahnlinie, die die Universitätsstadt endlich an das große russische Eisenbahnnetz anschloß, klagte aber mitunter, daß, obgleich jeder Edelmann und Schuster, der ihm begegne, ihm beteuern, sie hätten Gott für sein Bleiben gedankt, sie doch viel lieber zu den dümmsten Ärzten wandern als zu ihm. „Da heißt es ausharren und auf dem Wartepoften bleiben."

Im Mai 1871 bezog das junge Ehepaar eine provisorische Wohnung in dem Vietinghoffschen Hause an der Breiten Straße gegenüber dem Botanischen Garten, und im September siedelte es in das Bruiningksche Haus an der Magazinstraße in der Nähe der griechischen Kirche über. Es hatte schöne Räume, und die Hausfrau richtete sie hübsch und anheimelnd ein. Dort waren ihnen glückliche, von Geselligkeit belebte Jahre beschieden. „Meine Frau versteht es, ihren Mann zu verwöhnen und

es mir so recht behaglich am eignen Herde zu machen", heißt es in einem Briefe jener Zeit. „Freilich kann ich nicht viele Stunden am Tage zu Hause sitzen, da ich recht gründlich viel zu tun habe ... Aber ich bedarf des ehelichen Glücks, das habe ich reichlich in der Zeit meines Alleinstehens gefühlt. Man trägt manche Unbilden und viele Schläge, die das Leben tut, ganz anders, wenn man eine liebende, mitlebende und mitfühlende Frau stets an seiner Seite weiß."

In jenem gemütlichen Hause sind ihnen ihre ältesten Kinder geboren worden: Bertha 1872, Alice 1874. In den Sommerferien aber nahm Groß und Klein das Pastorat Rujen auf und hinterließ ihnen wohltuende Erinnerungen.

2. Die Dorpater Barackenklinik.

Mit dem Willen, einstweilen in Dorpat auszuharren, verband sich der Entschluß, Dorpater Interessen nach Kräften zu fördern. Zunächst galt es, die veralteten und höchst primitiven Einrichtungen der chirurgischen Klinik umzuformen. Nach wenigen Monaten hätte niemand mehr die alte Adelmannsche Klinik wiedererkannt: so verändert, so neu, von modernem Geiste beseelt erschien alles. Nichts aber war so notwendig, wie die Vermehrung des chirurgischen Krankenmaterials.

Früher als viele andre Universitäten, nämlich schon im Jahre 1808, hatte Dorpat eine Klinik erhalten: in einer Kaserne, die man auf dem Domberge, dem Geschenk des kaiserlichen Stifters an die Universität, antraf, brachte man die medizinische und die chirurgische Klinik unter einem Dache unter. So gut diese auch anfangs ausgestattet war: sie blieb, während den Kliniken sonst überall reichere Mittel zuflossen, auf derselben Stufe stehen, und nichts geschah, was den Ansprüchen der modernen Hospitalhygiene Rechnung getragen hätte. Und doch hatten sich gerade in der chirurgischen Wissenschaft und Kunst in den letzten Jahrzehnten Taten vollzogen, die die ganze chirurgische Doktrin von Grund aus umgestalteten. Die Möglichkeit, den Schmerz beim Operieren und Verbinden durch das Chloroform zu nehmen, die Kunst, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, bis tief in das Gewebe einzuschneiden, und die Konstruktion eines Verbandes, unter dem die schwersten und größten Wunden ohne Fieber und Entzündung heilen: diese drei großen modernen Errungenschaften forderten an Stelle der frühern Hospitäler mit ihren überwundenen Einrichtungen neue, die den neuen Lehren entsprachen.

Aber auch eine gewisse Fülle von Krankenmaterial hat jede chirurgische Kunst zu fordern, denn die Sicherheit eines Chirurgen, der dem Patienten die Erhaltung seines Lebens verbürgen soll, läßt sich

nicht in vereinzelten Fällen, sondern nur in vielen Beobachtungen und Erfahrungen gewinnen. Wenn Dorpat trotz dem kleinen Krankenbestande immer noch tüchtige Schüler herangebildet hatte, so verdankte man dies der geistigen Individualität seiner vortrefflichen Lehrer. Aber auch die beste Lehre und der eisernste Fleiß, die liebevollste Vertiefung in den Einzelfall und die gewissenhafteste Ausnützung der Zeit können den Mangel an Kranken nicht ausgleichen. Darum ist Bergmann sehr früh, schon in seinen Karlsruher Tagen, auf die Erweiterung der Grenzen der Dorpater chirurgischen Klinik bedacht gewesen. Seines Erfolges war er freilich keineswegs sicher; namentlich glaubte er für Dorpat allein nichts durchsetzen zu können und wünschte daher, das Petersburger internationale Hilfskomitee vom Roten Kreuz sollte dafür Propaganda machen, daß, wenn die Gefahr drohte, nicht nur kriegstüchtige Ärzte bereit stünden, sondern die im Deutsch-Französischen Kriege in bezug auf Lazarettbauten gewonnenen Erfahrungen auch weiter verwertet würden. Das Hilfskomitee, das über große Mittel gebot, sollte, so wünschte es Bergmann, an jeder Universität Rußlands eine Baracke mit dreißig Betten stiften, und das Kriegsministerium ihr einen Etat aussetzen. Als aber dieser kluge Plan scheiterte, suchte Bergmann Petersburger Persönlichkeiten von Bedeutung wenigstens für eine Modernisierung der Dorpater chirurgischen Klinik zu gewinnen, zunächst den Leibarzt Karell, der die traurigen klinischen Zustände aus eigner Anschauung kannte. Er hielt denn auch Kaiser Alexander dem Zweiten Vortrag darüber (am 20. Februar 1872), suchte die dem Kaiserhause nah verwandte Prinzessin Wilhelm von Baden dafür zu interessieren und fand namentlich in dem damals allmächtigen Grafen Peter Schuwalow eine kräftige Stütze. Auf Karells Rat entwarf Bergmann eine Denkschrift über die Vergrößerung der Klinik, die der einsichtsvolle Koslow, der an dem jungen, tätigen Dorpater Professor Feuer gefangen hatte, im Kriegsministerium, und Bergmann selbst in mehr als einer Unterredung mit dem Minister der Volksaufklärung Grafen Tolstoi eifrig betrieben. Endlich wurden aus Reichsmitteln für den Bau fünfzehntausend und für die innere Einrichtung achttausend Rubel bewilligt. Hierzu fügte die Universität noch gegen sechstausend Rubel, die aus den Ersparnissen einzelner Institute herrührten; namentlich hatte die Augenklinik auf einen Teil ihrer Jahreseinkünfte opferwillig verzichtet, und sechstausend Rubel wurden auf anderm Wege zusammengebracht. Wenn auch der Bauplatz der Universität gehörte, so waren doch infolge des Baus der Dorpat-Tapser Eisenbahn die Arbeitslöhne und der Preis der Baumaterialien so sehr in die Höhe gegangen, daß der Unternehmer Opfer bringen mußte, um seinem Programm, ein mustergültiges Krankenhaus herzustellen, gerecht zu werden. Dem

Universitätsarchitekten Rötscher gelang in der Tat, mit möglichst geringen Kosten möglichst große Räume zu schaffen.

Auf Bergmanns Veranlassung wählte man den zuerst im nordamerikanischen Sezessionskriege und zuletzt im Kriege von 1870/71 bestens bewährten Barackentypus. Im August 1875 stand die Anlage vollendet da. Sie bestand aus einem Mittelgebäude von hundertzehn Fuß Länge und fünfunddreißig Fuß Breite; es enthielt den sehr geräumigen, hohen Operationssaal, Arbeitszimmer für den Direktor und Ersten Assistenten, ein Bibliothekzimmer und die Wohnungen der Oberwärterin und des Zweiten Assistenten. An der Rückseite des Gebäudes lief ein breiter Flur, der gegenüber dem Operationssaal in das Treppenhaus und an beiden Schmalseiten in die Verbindungsgänge zu den beiden Krankensälen, den Baracken, mündete. Ein Reiterdach, wie man es sonst in der modernen Krankenbaracke fand, war fortgelassen. Für Licht und Luft sorgten in der Umfassungswand wie im Dach angebrachte Fenster. Im Sommer konnten die Kranken auf einem geräumigen Balkon im Freien liegen. In jeder Baracke ließen sich zwanzig Kranke unterbringen, so daß die chirurgische Klinik fast doppelt so viel Kranke, als bisher, aufnahm.

Am 3. September 1875 wurde das neue Barackenlazarett vor einem zahlreichen Auditorium von Professoren und Studenten, von Freunden und Gönnern der Klinik mit einer glänzenden Rede Bergmanns eröffnet. In zwei blutigen Kriegen habe er, so führte er aus, erfahren, wie wichtig es sei, praktische Chirurgen am Operationstisch und nicht im Hörsaal auszubilden. Er sei daher dem Rufe auf den Dorpater Lehrstuhl der Chirurgie nur mit dem Vorsatz gefolgt, entweder eine Vergrößerung der Klinik durchzusetzen oder sobald als möglich aus seinem Wirkungskreise zu scheiden. Er dankte der Staatsregierung und seinen Kollegen, daß sie ihm das Arbeitsfeld erweitert hätten, auch der Livländischen Ritterschaft für eine opferwillige Spende: sie zeige, daß endlich ein engeres Verhältnis zwischen der Klinik und den sozialen Forderungen des Landes eingetreten sei. Nicht dem Unterricht allein, sondern auch der Krankenpflege und deren Vervollkommnung zu möglichst hoher Stufe solle die Klinik dienen. In dem Maße als die chirurgische Lehre müsse auch das Wohlbefinden der einzelnen Kranken in ihr gedeihen. Der Kranke müsse die Überzeugung gewinnen, daß nirgends besser für ihn gesorgt sei, als in derjenigen Klinik, die gerade seinem Leiden gewidmet ist. Daß in diesem Sinne die Forderung an die Klinik verwirklicht würde, dazu bedürfe es freilich andrer Räume, als dumpfer, schwüler Krankenstuben an einem dunkeln Korridor. Der neue Lazarettbau und ein gewisser Reichtum seiner Ausstattung allein ermöglichen, dieser so wichtigen Aufgabe der Klinik gerecht zu werden. Es sei bekannt, daß sich die chirurgische

Wissenschaft der letzten Jahre mit Eifer und Ernst und daher auch mit nicht geringem Erfolge bemühe, die Geißeln der Chirurgie, d. h. die Wundkrankheiten in Gestalt der Rose, des Wund- und Faulfiebers, der Eitervergiftung und des Hospitalbrandes, zu überwinden. Es gelinge, mit diesen Plagen, die so oft die Ergebnisse der glänzendsten Operation vereiteln und trüben, bloß dann fertig zu werden, wenn man mit der peinlichsten Sorgfalt die Stoffe und Körper von der Wunde fern halte, die das Blut und den Eiter zersetzen. Diese überall in der Luft in milliardenhafter Verbreitung schwebenden Körperchen seien die Erreger aller Gärungs- und Zersetzungsprozesse. Den verschiedenen Technikern sei daher schon lange bekannt, daß die Räume, in denen bestimmte Gärungsprozesse vollzogen werden sollen, durch eine sorgfältige Konstruktion ihrer Fußböden, Wände und Decken besonders hergerichtet und während der ganzen Dauer ihrer Benutzung in peinlichster Ordnung rein und sauber erhalten werden müssen. Während man den ganzen wissenschaftlichen Ernst auf den Bau und die Einrichtung der Bierbrauereien verwende, hätten die chirurgischen Krankensäle, an die man durchaus analoge Forderungen stellen müsse, dieser Sorgfalt entbehrt. Das Mißlingen eines Gebräus störe die Gemütlichkeit der Menschen vielleicht mehr, als ein Massensterben in unreinen und überfüllten Spitälern. Trotzdem ist und bleibt es Pflicht des Arztes, auf all das seine Aufmerksamkeit zu lenken, was irgend schädlich auf die Wunden seiner Operierten einwirken könne, und sein neues Hospital so zu organisieren, daß die Überwachung der Krankenzimmer und des Wartepersonals mit vollem Pflichteifer in ganzer uneigennütziger Hingabe an die Sache geleistet würde. Nur dadurch könne gelingen, das Vorurteil zu brechen, das so viele unglückliche Kranke unsres Landvolks gegen eine geordnete Behandlung im Hospital noch hegen. Der größte Teil dieser Vorurteile würde dann auch bald überwunden, denn, sobald eine Krankheit Gegenstand eingehenden Studiums in der Klinik war, so gingen ihr sofort zahlreiche Fälle zu.

Von seinem schwung- und eindrucksvollen Vortrage ging Bergmann zur praktischen klinischen Tätigkeit über. Ein Patient mit krebsiger Erkrankung eines Fußes wurde hereingefahren. Während die Vorbereitungen zur Operation getroffen wurden, schilderte er, berichtet uns ein Zeuge, mit hinreißender Beredsamkeit die Entwicklung und den damaligen Stand der Krebsforschung und besprach die großen Fortschritte der modernen Chirurgie, besonders eingehend die Bekämpfung der Wundinfektion nach dem antiseptischen Listerschen Verfahren, das an jenem Tage in Dorpat eingeführt wurde. Dem Vortrage folgten unter Karbolregen die Amputation des erkrankten Fußes und die Vorführung andrer Fälle.

Hieran schloß sich in Bergmanns Wohnung ein Frühstück, an dem unter andern der seit 1867 in Dorpat lebende Karl Ernst v. Baer teilnahm. Einen Trinkspruch, den er auf den mit anwesenden Pastor zu Rujen ausbrachte, begann er mit den Worten: Wer den Sohn ehrt, muß auch den Vater ehren.

3. Kollegen und Freunde.

Die Dorpater medizinische Fakultät hatte ihre Höhe zu erhalten gewußt: auf dem Platze, den die alten Heroen verlassen hatten, standen junge, rührige Kräfte, um die sich eine Schar arbeitslustiger und wissenschaftlich tätiger Schüler zu sammeln pflegte. Als Bergmann seinem Kollegen Billroth im Jahre 1868 einige Dorpater Dissertationen geschickt hatte, äußerte sich der Wiener Chirurg geradezu begeistert über die vortreffliche Methode der Untersuchung wie über die Beherrschung der Materie und der Sprachform. „Wenn die jungen Herren ohne wesentliche Hilfe ihre Arbeiten stilisiert haben, dann befinden Sie sich in Rußland auf einer Höhe der Vorbildung für die Universitäten, die alles in Deutschland und der Schweiz hinter sich läßt. Dorpat hat den unbestrittenen Ruhm, die besten medizinischen Dissertationen zu liefern."

Es war in Dorpat eine Lust, zu lehren und zu lernen, hat einer der damaligen Universitätslehrer bekannt und damit vielen andern aus der Seele gesprochen.

Einer der fruchtbarsten Dorpater Lehrer und Gelehrten, die einen in der wissenschaftlichen Welt weit bekannten Namen hatten, war Georg Dragendorff (1836—1898), seit 1864 ein Menschenalter lang Ordinarius für Pharmakologie. Seine Tätigkeit beschränkte sich keineswegs auf die Pharmazeuten: sein Verdienst war auch, daß sich die in Dorpat gebildeten Ärzte von ihren deutschen Kollegen durch chemische und pharmakologische Kenntnisse vorteilhaft unterschieden, denn er sorgte dafür, daß jeder einzelne Mediziner und Pharmazeut in seinem Institut experimentieren mußte. Seine Arbeitskraft und Arbeitslust waren ganz ungewöhnlich dehnbar, und die Zahl der aus seinem Institut hervorgegangenen Veröffentlichungen zählt nach hunderten. Neben der außerordentlichen Lehrgabe war es aber auch die Lauterkeit seines Charakters und seine Herzensfreundlichkeit, die jeden, den er unterwiesen hat, sich mit dankbarer Genugtuung seinen Schüler nennen lassen.

Der Nachfolger des früh verstorbenen Wachsmuth wurde als Professor der Therapie und Klinik 1866 Alfred Vogel (1828—1890). Er kam aus München und hatte sich durch ein bedeutendes und originelles

Lehrbuch der Kinderkrankheiten einen wissenschaftlichen Ruf erworben. Der Universität Dorpat blieb er bis zu seiner Emeritur im Jahre 1886 erhalten: ein vorsichtig prüfender untrüglicher Diagnostiker, ein vielgesuchter Konsultant, ein wohlwollender und menschenfreundlicher Ratgeber am Krankenbett, ein hochangesehener Lehrer und klinischer Chef, dem alle vom Assistenten bis zur letzten Krankenwärterin treu ergeben waren, dabei still und anspruchslos und von gewinnender Feinheit des Auftretens. Mit ihm und seiner liebenswürdigen, vortrefflichen Frau Josephine geborenen Hefner, die einst eine berühmte Sängerin gewesen war und ihr Dorpater Haus zu einer Stätte edler, von Kunst erfüllter Geselligkeit schuf, sind Bergmann und seine Frau eng befreundet gewesen.

Buchheim war als Professor der Arzneimittellehre und Diätetik sein Schüler Oswald Schmiedeberg (geboren 1838) gefolgt, ein naher Freund Bergmanns. Doch schon im Jahre 1872 entsprach er einem Rufe nach Straßburg, wo er noch heute lehrt. In Dorpat ersetzte ihn Rudolf Böhm, geboren 1844, der 1881 nach Marburg zog und seit 1884 Professor in Leipzig ist.

Vom Herbst 1869 bis zum Frühjahr 1871 war Bernhard Naunyn, geboren 1839, Professor der speziellen Pathologie und Klinik. „Es fängt in Dorpat nun an bunter zu werden", schreibt Bergmann am 13. August 1869 seiner Schwester, „die Semesterarbeit steht vor der Tür. Seit drei oder vier Tagen ist der neue Professor der innern Klinik Naunyn da und hält seine Umfahrten, Visiten, wie man sie hier nennt. Sein Erscheinen, sein Auftreten sind höchst anziehend, und, denk' ich, wird er schon gefallen." So war es auch, und daß er Dorpat so schnell verließ, um einem Rufe nach Bern zu folgen, wurde bedauert. Er und Bergmann sind einander recht nahe getreten. Die wissenschaftliche Richtung war ihnen gemeinsam: sie vertraten beide eine streng wissenschaftliche Auffassung der Heilkunde und befleißigten sich beide der experimentellen Forschung. „Bergmanns Persönlichkeit", schreibt Naunyn, „war mir sympathisch. Ein echter Balte! Lebhaft, beredt, mit guten Formen und viel Geschick, die Menschen zu behandeln und ihnen zu imponieren. Die baltische Frage gab auch ihm die beste Gelegenheit, den idealen Schwung, der ihn beseelte, zu entfalten."

Naunyns Nachfolger Otto Schultzen starb schon 1875. Er wurde durch Friedrich Hoffmann ersetzt (geboren 1843, seit 1886 in Leipzig).

Reißners Nachfolger als Ordinarius für Anatomie war 1875 Ludwig Stieda geworden (geboren 1837, seit 1885 in Königsberg), ein vielseitiger, gründlicher und unermüdlich fleißiger Gelehrter, aber auch ein vorzüglicher Lehrer, von dem die Dorpater Mediziner nach langer Pause wieder einmal Anatomie lernten.

In den letzten Jahren hatte Bergmann noch zu Kollegen: als Professor der Staatsarzneikunde seinen alten Universitätsfreund Eduard v. Wahl (1833—1890) und als Professor der Embryologie, Histologie und vergleichenden Anatomie Emil Rosenberg (geboren 1842, seit 1888 in Utrecht).

Am nächsten standen ihm unter den Kollegen und Freunden Arthur Boettcher und Alexander Schmidt.

Arthur Boettcher, 1831 geboren, wurde 1851 Dorpater Student und schloß 1856 sein medizinisches Studium mit der Promotion zum Doktor ab. Schon während der Studienzeit traten seine geistvolle Art, seine scharfe Beobachtungsgabe und seine strenge wissenschaftliche Kritik zutage, und mit berechtigten Hoffnungen ward er in das Ausland geleitet, wo er, namentlich in Berlin unter Virchow und in Wien unter den dortigen Größen, wissenschaftliche Förderung erfuhr. Damals war es auch, daß er sich für die akademische Laufbahn entschied: er folgte dem Dorpater Ruf und begann im ersten Halbjahr 1858 seine Tätigkeit als Dozent für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie. Erst 1860 wurde in Dorpat eine Professur für diese Disziplinen geschaffen und Boettcher übertragen. Er war der rechte Mann, den neuen Lehrstuhl zu Ehren zu bringen: er schuf das Pathologische Institut an der Universität, die erste in Virchows Geist begründete und eingerichtete Anstalt, wirkte in anregendster und zugleich zu strengster Wissenschaftlichkeit anhaltender Weise auf seine Schüler und machte durch seine literarischen Arbeiten über pathologische Bildungen in Leber, Niere, Gallenblase, über die Ernährung und den Zerfall der Muskelfasern, über die Blutkristalle und manches andre dem Lehrstuhl für pathologische Anatomie in Dorpat einen auch in der medizinischen Welt des Auslands angesehenen Namen. Am bekanntesten ist wohl seine mit dem Karl-Ernst-v.-Baer-Preise gekrönte Abhandlung über die Entwicklung und den Bau des Gehörlabyrinths geworden. Er gründete und redigierte auch die Dorpater Medizinische Zeitschrift, bis sie nach sechsjährigem Bestehen in der St. Petersburger Medizinischen Wochenschrift ihre Fortsetzung fand.

Mitten in diesem regen Schaffen traf ihn der harte Schlag, sich durch eine tückische Krankheit, auf deren Überwindung kaum zu rechnen war, zu Leiden und Untätigkeit verurteilt zu sehen. Wohl suchte er sich mit der ihm eignen Tatkraft immer wieder dagegen aufzuraffen, und sein reger Geist hat sich auch trotz schwerer Qualen noch vielfach mit wissenschaftlichen Fragen beschäftigt, aber seine schaffende Kraft war gebrochen. Er starb im Juli 1889.

Boettcher war ein fester, männlicher Charakter von schlichter, ernster und dadurch gewinnender Art, einer der besten in der langen Reihe der guten Dorpater Professoren.

Eine der hervorragendsten Erscheinungen der Dorpater Professorenwelt war aber auch Alexander Schmidt (1831—1894). Schon in seinen von Jugendlust und Jugendfrische erfüllten Studentenjahren war er einer der markantesten Musensöhne in Embach-Athen. 1858 wurde er zum Doktor der Medizin promoviert, worauf vier Lehrjahre an Universitäten des Auslands folgten: er wurde Schüler Karl Ludwigs. 1862 wurde er Privatdozent in Dorpat, 1864 etatsmäßiger Dozent, 1867 Nachfolger seines Lehrers Bidder als Ordinarius für Physiologie. Von 1876 bis 1879 war er Dekan der medizinischen Fakultät, von 1885 bis 1890 Rektor der Universität.

In diesen äußern Rahmen fügt sich das Bild seiner wissenschaftlichen Arbeit, seines reichen innern Lebens: er war kein Dutzend-, kein Normalmensch. Nichts lag ihm so fern, wie wissenschaftliches Strebertum: seinem ganzen Wesen war eine gewisse genialische Ungebundenheit aufgeprägt, und doch war er ein tiefer, ernster, gründlicher Forscher. In seiner Wissenschaft hat er im wesentlichen ein Gebiet auf- und ausgebaut: die Lehre vom Blut. Ihr gehört seine ganze wissenschaftliche Lebensarbeit von frühen Jahren an. Was keinem Physiologen gelungen war: die Frage nach der Gerinnung des Bluts hat er mit einem Schlage aufgedeckt, indem er das Gerinnungsferment des Bluts, das Thrombin, nachwies, das erste biologisch wirksame Ferment in der Physiologie. Diese Entdeckung machte ihn, den Blut-Schmidt, wie er seitdem hieß, zu einem in der wissenschaftlichen Welt sehr bekannten Gelehrten.

Als akademischer Lehrer ist er seinen unzähligen Schülern unvergeßlich geblieben durch den hohen Idealismus, von dem seine Vorlesungen getragen waren. Für ihn, sagt Professor Karl Dehio in der Gedächtnisrede auf seinen alten Lehrer, hatten nackte Tatsachen wenig Wert: erst durch den Nachweis ihres Zusammenhangs mit allgemeinen Gesetzen erhielten sie Bedeutung und Leben. Ihm vor allem verdankten die jungen Mediziner die erste Schulung im naturwissenschaftlichen Denken, und seine Naturauffassung entschied auch meist über ihre spätere Stellung zu den großen Fragen des Lebens.

Alexander Schmidt war ein reich begabter, fein gebildeter Geist, und sein Herz schlug für alles Gute und Schöne. Kraftvoll und mutig setzte er seine ganze Persönlichkeit für das ein, was er für recht und gut erkannte. Er war ein treuer Sohn seiner Heimat, ein wohlwollender Freund und Berater der Jugend. Er war der letzte wahrhaft deutsch gesinnte Rektor der Dorpater Universität, für die er unter vielen Kämpfen und Schwierigkeiten viel durchgesetzt hat.

Arthur Boettcher, Alexander Schmidt und Ernst v. Bergmann bildeten einen Freundschaftsbund, der ganz einzigartig war. Alle drei waren Pastorensöhne, aber eines jeden Vaterhaus hatte in einer

andern Provinz gestanden, und jeder hatte während seiner Studienzeit einer andern Landsmannschaft angehört: während Bergmann Livländer, war Alexander Schmidt Estländer und Arthur Boettcher Kurländer gewesen. Trotzdem hatten sie viele Charakterzüge gemeinsam: die Liebe zu ihrer Wissenschaft, die Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit, und ebenso teilten sie dieselben Ansichten über das, was der Universität zum Wohl gereiche. Schulter an Schulter standen sie in jedem Kampf in der Fakultät wie im Konseil; es mag lange Jahre hindurch kein einziges Mal vorgekommen sein, daß einer anders gestimmt hätte, als die beiden andern.

Als Bergmanns Haus durch den Tod seiner ersten Frau vereinsamte, schloß er sich besonders eng den Freunden an. Da Schmidt noch unverheiratet war, wurde, was sich von selbst verstand, das Boettchersche Haus der Sammelpunkt des kleinen Kreises. Im sichern Bewußtsein, stets willkommen zu sein, kamen Bergmann und Schmidt meist gemeinsam zu jeder Tageszeit zum Boettcherschen Paar: zu Mittag oder zum Abend, auch am Nachmittag oder spät nach einer stürmischen Sitzung, wenn sie das Verlangen fühlten, das, was vorgelegen hatte, zu besprechen. Auch viel später noch kam das vor, und es hat einen Abend gegeben, da das unerwartete Erscheinen der Freunde zu nachtschlafender Zeit die stets umsichtige und kluge Frau Boettcher etwas in Verlegenheit setzte. Es hatte sich im Konseil um eine Wahl gehandelt, und der Kandidat der Gegenpartei war als Sieger aus ihr hervorgegangen, worüber die in der Minderheit Gebliebenen sehr entrüstet waren und das Bedürfnis hatten, „sich auszuschimpfen", wie Bergmann der Hausfrau erklärte, um nicht an dem Ärger zu ersticken. Sie waren aber nicht bloß ärgerlich, sie waren auch hungrig und durstig, denn es war halb zwölf Uhr nachts. Alles schlief im Hause, aber zum Glück war ein großer Schinken vorhanden, dem gebührende Ehre angetan wurde, und Boettcher selbst holte eine Flasche Rotwein aus dem Keller, um die Bosheit hinabzuspülen. Es dauerte auch nicht gar zu lange, bis die gute Laune wieder die Oberhand gewonnen hatte.

In der Regel herrschte beim Zusammensein der Freunde eine frohe Stimmung. Sie konnten alle drei herzhaft lachen und verfügten über Witz und Laune. Eines Abends, als die Freunde nach Theaterschluß im Garten des Handwerkervereins soupierten, rezitierte Bergmann Scheffelsche Gedichte. „Wir fahren noch Zypern hinunter und pumpen die Königin an", das sprach er unübertrefflich. Er war überhaupt eine gesellige Natur von ungemein gleichmäßiger Stimmung, immer heiter und zu einem Scherz aufgelegt.

Boettcher war im Lauf der Zeit Wirklicher Staatsrat geworden, und in Bergmanns Kopf blitzte der Gedanke auf, dieses Ereignis zu

einem Scherz auszunutzen. Die höhere Rangstufe erforderte eine andre, reichere Goldstickerei an Uniform und Hut, und, da sie sehr teuer war, wanderten die Uniformen und namentlich die Hüte oft vom einen zum andern. So hatte Professor Adelmann, als er Dorpat verließ, seinen Hut Bergmann zu gelegentlichem Verkauf übergeben. Bergmann und Schmidt beschlossen nun, den goldstrotzenden Zweispitz Boettcher zu schenken und die Übergabe so feierlich wie möglich zu gestalten. Die Kollegen und Freunde Naunyn und Schmiedeberg wurden auch verständigt. Bergmann richtete in der Borkschen Konditorei ein Zimmer mit grünen Pflanzen und vielen Lichten festlich her und stellte in die Mitte einen weiß gedeckten Tisch mit dem Hut darauf. Dann holten die vier Herren den ahnungslosen Boettcher nach Schluß des Kollegs ab: er müsse ein Glas Wein mit ihnen trinken auf den neuen hübschen Titel Exzellenz. Feierlich wurde er vor den Tisch geleitet, Bergmann hielt eine zündende humoristische Rede, und Schmidt setzte ihm den Hut auf. Natürlich wurde die Feier mit einem vergnügten Frühstück beschlossen.

Die Jahre waren dahingegangen, und Bergmann hatte sich aus dem Kriege von 1870 die geliebte Lebensgefährtin mitgebracht. Auch Alexander Schmidt hatte inzwischen geheiratet — so gestaltete sich der Verkehr der Freunde hinfort anders. Die Frauen aber wollten das feste Band, das die Männer umschloß, nicht lockern und hielten zu dem Zweck ihrerseits auch gute Freundschaft. Man lud sich gegenseitig zu Gevatter und verbrachte Fest- und Feiertage gern gemeinsam. An einem Sylvesterabend bestritt hauptsächlich Boettcher die Kosten der Unterhaltung durch witzige, anzügliche Verse und Telegramme, die er aus der Dörptschen Zeitung vorzulesen vorgab; an einem andern Sylvesterabend hatte das Bergmannsche Ehepaar für nette Überraschungen gesorgt: in Form von Julklapp flogen von lustigen Versen begleitete kleine Geschenke ins Zimmer. Man lebte damals gesellig in Dorpat, und liebenswürdigere Wirte als das Bergmannsche Paar konnte man sich nicht denken.

Aber nicht nur in frohen Stunden trat Bergmann den Freunden nah, auch in ernsten bewährte sich seine Freundschaft. Im August 1874 erkrankte Boettcher schwer, und Bergmann behandelte ihn. In den bösesten Tagen kam er schon morgens um sechs und nachts noch um ein Uhr und immer so frisch, als kenne er gar keine Ermüdung; immer wußte er Mut zu geben und Hoffnung zu wecken. Auch als ihre Wege weit auseinandergingen, und Bergmann die Jugendfreunde an Ruhm und Ehren überflügelte, hat er ihnen die Treue in seinem Herzen gehalten und seine Freundschaft ihnen auch mit der Tat bewiesen, hat sie auch auf ihre Kinder übertragen, denen sein Haus in Berlin zu jeder Zeit offen stand.

Im allgemeinen hatte das Dorpater Professorenleben, seitdem Graf Keyserling den Explosionen russisch-nationaler Leidenschaft im Jahre 1869 hatte weichen und aus dem Amte scheiden müssen, viel von der frischen geistigen Regsamkeit, die er in die Gesellschaft gebracht, eingebüßt. Sein Nachfolger, ein unbedeutender russischer Beamter, dem es aber an Willenskraft nicht fehlte, Geheimrat Gervais, verzichtete auf jede persönliche Beziehung zur Universität und verlegte seinen Wohnsitz nach Riga. Seine Russifizierungsgelüste hätten verderblich werden können, wenn ihnen nicht das Konseil unter Georg v. Oettingens Führung tatkräftigen Widerstand entgegengestellt und sie abgewehrt hätte, und wenn nicht der Wind in Petersburg umgeschlagen wäre. Unter dem Kurator Saburow, der Gervais schon 1875 ersetzte, waren der Universität noch glückliche Jahre beschieden. Saburow war ein ernster, gescheiter und vornehmer Mann, der, unterstützt von einer jungen, schönen, lebenslustigen Frau, einer Tochter des Romanschriftstellers Grafen Sollogub, ein glänzendes Haus in Dorpat machte, gern mit Professoren und Studenten verkehrte, schnell populär wurde und auch an der Petersburger Zentralstelle so viel Ansehen hatte, daß er für die Universität manches Gute durchsetzen konnte. Zu ihm und seinem Hause haben Bergmann und seine Frau niemals unterbrochene freundschaftliche Beziehungen gehabt.

Die schweren kritischen Zeiten, die den Untergang der deutschen Universität Dorpat verschuldet haben, sind erst, nachdem Bergmann Livland verlassen, und Saburow nach kurzer Ministertätigkeit jede politische Bedeutung verloren hatte, über die Ostseeprovinzen hereingebrochen.

4. Als akademischer Lehrer.

Von der Familie Humboldt hat man im Hinblick auf das Brüderpaar Wilhelm und Alexander gesagt, der periodische Schlaf hätte in ihr für ein verjährtes Vorurteil gegolten. Auch Bergmann bedurfte nur weniger Stunden der Ruhe, um sich nach den Anstrengungen des Tages wieder frisch und leistungsfähig zu fühlen. Er stand regelmäßig um fünf Uhr morgens auf und benutzte die frühen Stunden bis zum Beginn des akademischen Tages zu wissenschaftlicher und literarischer Arbeit. „Das beste Kapital, das mir mein Vater auf den Lebensweg mitgeben konnte", äußerte er oft, „ist, daß er mich schon in frühester Jugend an ein so zeitiges Aufstehen und Ausnutzen der Morgenstunden zum Arbeiten gewöhnt hat." Auch wenn sich eine feucht-fröhliche Sitzung mit den alten Kumpanen sehr lange hingezogen hatte: früh um acht war er immer auf dem Platz, traf klar und sicher seine Anordnungen und operierte, ohne daß jemand ihm die Folgen der durchzechten

Nacht anmerkte; nur dem Assistenten flüsterte er gelegentlich zu, er habe einen entsetzlichen chagrin de chat. Als er einst mit seinem Freunde, dem Blut-Schmidt, bis sechs Uhr früh gekneipt hatte, hielt er zwei Stunden später unvorbereitet einen so glänzenden Vortrag über Brustschüsse, daß selbst sein Assistent Reyher trotz aller Gegnerschaft dies Meisterstück der Darstellung bewunderte, zu der die Schußverletzung eines Studenten, dem im Duell die Kugel durch die Lunge ins Rückgrat gegangen, so daß er gelähmt worden war, den Anlaß gegeben hatte.

Er war ein Meister der Improvisation. Oft kam es vor, daß er seinem Assistenten bemerkte: „Morgen wollen wir in der klinischen Stunde diesen und jenen Fall besprechen; legen Sie mir die einschlägige Literatur zurecht, ich komme eine halbe Stunde früher und kann mir dann vor Beginn die Sache etwas ansehen." Alles geschah nach seiner Weisung. Andern Tages aber erschien Bergmann nicht früher, sondern in höchster Eile erst mit Ablauf des akademischen Viertels, äußerte mit einem flüchtigen Blick auf die bereit und aufgeschlagen liegenden Bücher: „Ja, dazu habe ich eben keine Zeit mehr, es muß auch so gehen", begab sich ins Auditorium und besprach den Fall in so vollendeter Form, so detailliert mit Anführung von Zahlen und Namen, als wenn er sich auf das Eingehendste vorbereitet hätte, und das wiederholte sich unzähligemal.

Seinen Assistenten war Bergmann ein liebenswürdiger Chef. Ihre Arbeiten zu fördern, ihnen überhaupt nach Möglichkeit zu nützen war er immer bemüht. Er forderte aber auch viel von ihnen: sie mußten zu jeder Zeit auf dem Posten sein, wie er ja selbst immer zur Stelle war, denn es gab keine Stunde des Tages oder der Nacht, zu der er nicht gelegentlich erschien, und dabei immer anregend und unternehmend war. Diese Rastlosigkeit teilte sich auch seinen Assistenten und Schülern mit, denen allen er weit über die Trennungsstunde hinaus freundlich gesinnt blieb, und deren Schicksale er verfolgte: er wußte von jedem einzelnen, wer arbeite und was wisse, wer nicht, und vergaß keinen von ihnen. Einst hatte sich — und es waren viele Jahre seit seinem Abschiede von Dorpat vergangen — ein früherer Zuhörer von ihm, der nicht einmal Chirurg war, in seinem Berliner Auditorium eingefunden und auf einer der hintersten Bänke niedergelassen, um wieder einmal Bergmann zu hören: er aber bemerkte ihn sofort, und nach Schluß der Klinik winkte er ihn heran, um ihn über Altes und Neues auszufragen. Ein andrer alter Dorpater Schüler traf ihn und das Heer seiner Assistenten, wie sie gerade dabei waren, sich zu einer großen Operation die Hände wie gehörig zu desinfizieren. „Ja, mein lieber Kollege", bemerkte ihm Bergmann, „dabei geht es jetzt etwas anders her, als auf unsrer alten Dorpater Klinik. Das

bleibt neben allen technischen und industriellen Erfindungen und Neuerungen doch eine der größten Errungenschaften dieses Jahrhunderts, daß wir Ärzte gelernt haben, uns vor der Operation die Hände zu waschen, woran früher kein Mensch gedacht hat."

Schon in Dorpat bewies Bergmann in der Wahl seiner Assistenten einen ungewöhnlichen Scharfblick; sie waren alle ohne Ausnahme geschickte Chirurgen, die seiner Schule Ehre machten: Karl Reyher, Dozent in Dorpat, dann Arzt und Professor in St. Petersburg, gestorben 1890; Wilhelm Irschick, Arzt in Moskau; Gustav Tiling, Professor und Direktor des Evangelischen Hospitals in St. Petersburg; Julius Kalning, gestorben in Dorpat 1876 und von Bergmann tief betrauert; Hermann Dohnberg, Professor der Augenheilkunde in St. Petersburg, gestorben 1900; Johann Eduard v. Miram, Arzt in Riga; Hermann v. Boehlendorff, Militärarzt in Riga, gestorben 1910. Zu jedem von ihnen fand sich ein freundliches Verhältnis, den ältesten Assistenten Reyher ausgenommen. Auch ihn hatte Bergmann unterstützt und gefördert, aber über Reyhers rücksichtslos vorwärts strebendem Ehrgeiz kam es zum Zerwürfnis. Selbstsüchtig, wie er immer war, hatte er sich, während Bergmann die Sommerferien 1876 in Rujen zubrachte, an die Spitze eines schnell entstandenen Sanitätszuges gestellt, der auf den Kriegsschauplatz in Serbien abging. Ohne seinen Chef um Urlaub zu bitten, verließ er seinen Dorpater Posten, und erst, als der Sanitätszug unterwegs war, ließ er Bergmann eine Nachricht zugehen. Dabei hatte er als stellvertretender Leiter der Klinik einen Teil des klinischen Personals und Instrumente und Apparate in großer Zahl mitgenommen. Allerdings war ein Ersatz der Instrumente bestellt, aber als Bergmann in Dorpat eintraf, fehlte ein großer Teil des Personals, und die Instrumente waren nur zum Teil ersetzt. Er war über Reyhers Gewissenlosigkeit empört, und nur ihn, nicht aber die Ärzte, die ihn begleitet und von dem stellvertretenden Chef der Klinik einen regelrechten Urlaub erhalten hatten, beschuldigte er. „Da habe ich eine Schlange an meinem Busen genährt", äußerte er noch viele Jahre später über den pflichtvergessenen Assistenten. Gleichwohl konnte er Reyhers eisernen Fleiß und seine technische Geschicklichkeit anerkennen, aber wissenschaftliche Bedeutung sprach er ihm ab. Von den beiden Arbeiten, die Reyher veröffentlichte, und die Aufsehen erregten, behauptete Bergmann, sie seien nach seinen Ideen, allerdings sehr sorgfältig, ausgeführt. „Jetzt, wo wir auseinander sind, wird er wissenschaftlich nichts mehr leisten", und er hat recht gehabt.

Bergmann war einer der beliebtesten und respektiertesten Dorpater Professoren. Schon in den ersten Tagen hatte der Student, der seine Vorlesungen hörte, den Eindruck, daß ein Ungewöhnlicher, ein großer

und hinreißender Lehrer vor ihm stand, dessen klinische Unterrichtsstunden ihm in den nächsten Jahren den Gipfelpunkt des Tages bedeuten würden. Schon die äußere Erscheinung fesselte. Ein stattlicher Mann mit hoch gewölbtem Brustkorb, die Bewegungen energisch, Sicherheit und Würde paarend; auf den breiten Schultern, aufrecht im Bewußtsein starken Willens getragen, ein eindrucksvoller Kopf mit hoher, freier Stirn, fein geschwungener Adlernase, die Augen lebensvoll sprühend, bei durchdringender Schärfe, der nicht leicht etwas entging, stets Wohlwollen verratend, Mund und Kinn zum größten Teil durch einen dunkelblonden Vollbart verdeckt, den Bergmann in jenen Dorpater Tagen nicht wie später kurz geschnitten trug. Eine viel verbreitete kleine Photographie aus jener Zeit zeigt ihn mit einem fast träumerischen Gesichtsausdruck, der ihm gewöhnlich nicht eigen war, denn in der Regel waren seine Züge außerordentlich belebt, und man sah das beständige Wetterleuchten der Gedanken in ihnen. Sprach Bergmann nun, so war es vom ersten bis zum letzten Wort ein hoher Genuß, ihm zuzuhören. Von flammender Begeisterung für die Wissenschaft getragen, in klarster Beherrschung des Gegenstands floß seine edel geformte klangvolle Sprache in vollem Strom dahin, oft sich zu schönem Pathos erhebend, an rechter Stelle auch des zierlichen Humors nicht entbehrend. In der Schilderung von Krankheitszuständen, in dramatischer Wiedergabe des Krankheitsverlaufs war er Meister. Reiches geschichtliches Wissen, eine überraschende Kenntnis der klassischen und modernen schönen Literatur standen ihm zu Gebot, und so schmückten Zitate, Vergleiche und Hinweise oft seine Rede. Durch die Macht seiner Worte hat er nicht am wenigsten seine Hörer und Schüler gefesselt. Dabei sprach er vom ersten Augenblick seines Erscheinens im Operationssaal an, auch während er untersuchte, operierte und Verbände anlegte, so daß er eigentlich ununterbrochen vortrug: ein Zeichen, wie sehr ihm der Unterricht am Herzen lag. Auch bei den Besuchen an den Betten der Kranken in den Krankensälen unterrichtete Bergmann gern, selbst am späten Abend, wenn er auch hier bei der großen Beanspruchung seiner Zeit als Arzt auch außerhalb seiner Klinik sich kürzer fassen mußte. Stets wußte er, wenn auch durch wenige Worte, die Schüler zu begeistern, zu eindringlicher Beobachtung, zu treuer Hilfleistung am Krankenbett anzuspornen. Bei der großen Freude, die ihm der Unterricht gewährte, hielt er besonders scharf die Unterrichtsmethode ein, die den klinischen Praktikanten zum selbständigen Arzt ausbilden sollte. Jeder Krankheitsfall der klinischen Ambulanz und der stationären Klinik wurde einem Praktikanten zugeteilt und mußte zunächst von ihm im Operationssaal öffentlich vorgestellt werden. Da hieß es sich wohl vorzubereiten, um vor den Fragen des Chefs und Meisters zu bestehen.

Er verlangte zunächst eine genaue Beschreibung des mit den Augen am Kranken Wahrnehmbaren; darauf hatte eine genaue Angabe der mit der Hand und den Instrumenten gewonnenen Untersuchungsergebnisse zu folgen, die er sofort durch eigne Untersuchung kontrollierte. Alsdann war die Diagnose zu begründen, und die einzuschlagende Behandlung anzugeben, nötigenfalls, sofern es sich um kleine Eingriffe oder Verbände handelte, sofort auszuführen. Frage und Antwort wechselten hin und her; dazwischen ergaben sich lange Erklärungen und formvollendete Exkurse Bergmanns über die vorliegende Krankheit, wobei er ein mit großer Umsicht zusammengestelltes Unterrichtsmaterial an Präparaten, Abbildungen, Instrumenten zur Unterstützung heranzog. Sehr mit Recht pflegte er bei dieser Art der Untersuchung die anatomischen Vorkenntnisse seiner Praktikanten zu prüfen und die anatomische Sicherheit, die Grundlage aller Chirurgie, in den Vordergrund zu stellen. So mancher seiner Schüler hat in jener Zeit mit vollem Ernst seine anatomischen Kenntnislücken auszufüllen getrachtet.

Bergmanns Vorträge und Demonstrationen ließ sich nicht so leicht jemand entgehen, und so mancher alte Sünder ließ die Kneipe Kneipe sein und ging zur Klinik, um ihn zu hören. War sie auch nur klein, so wußte er das Interesse immer wieder durch pädagogische Ausnutzung des Kleinen wie des Großen neu wachzurufen und seinen Zuhörern die schwierigen differentiell-diagnostischen Fragen durch Parallelfälle klar zu machen, die er sich zur Demonstration von allen Seiten zusammen holte: Hausknechte, Straßenfeger und Bummler, die er durch ein freundliches Wort und eine kleine klingende Gabe ins Auditorium lockte.

In dieser und ähnlicher Weise beschaffte er sich sein Demonstrationsmaterial für die zusammenhängenden Vorträge, die er zweistündig am Freitagnachmittag über Teile der speziellen Chirurgie hielt. Sie waren von besondrer rednerischer Schönheit, und die jüngsten und ältesten Mediziner besuchten sie und füllten den mehr als bescheidenen Operationssaal so sehr, daß viele auf den beiden Zwischenwänden, die das Auditorium von den benachbarten Krankenräumen trennten, thronten. Sie wurden auch mit großer Regelmäßigkeit gehalten, selbst wenn der Professor vorübergehend krank war, und sie fielen nur aus, wenn ihn eine Konsultationsfahrt in die Ferne rief. Nach Schluß der Vorträge war Bergmann oft noch lange in der Klinik beschäftigt, oder er leitete Operationsübungen an der Leiche.

Wie er selbst seine Kräfte auf das höchste anspannte, so verlangte er auch von seinen Praktikanten treue Pflichterfüllung. Versäumnisse verstimmten ihn tief, und er konnte vor seinem Zuhörerkreise flammende Worte finden, um ärztlichen Leichtsinn und ärztliche Pflichtvergessenheit zu tadeln. Solch eine Rede hielt er einst kurz vor Ausbruch des Russisch-

Türkischen Krieges in Abwesenheit des Sünders, der über studentischen Vergnügungen die Assistenz beim Verbandwechsel wiederholt versäumt hatte. Mit großem Ernst wies er auf die notwendigen ärztlichen Vorbereitungen zum Kriege hin, auf die große Verantwortung, die im Ernstfall an alle Anwesenden herantreten würde. Studentischem Frohsinn, heller Lebensfreude war er ja sonst keineswegs abhold, aber mit den ärztlichen Pflichten durften sie nicht in Konflikt kommen.

Von ihm ließen sich die Studenten so manches gefallen, was sie einem andern übel vermerkt hätten. Wenn er z. B. einem etwas linkischen Praktikanten bedeutete, daß er eine chirurgische Pinzette und keine Feuerzange in der Hand halte, so wurde die Bemerkung mit fröhlichem Beifall aufgenommen, und sie wirkte mehr als ein langer Vortrag über chirurgische Geschicklichkeit. Ein andres Mal war einem Studenten bei den klinischen Demonstrationen, die den Mittagsschoppen etwas frühzeitig unterbrachen, das Unglück widerfahren, während des Vortrags einzuschlafen und seinen Zustand durch ein leises Schnarchen zu verraten. Wie alle eifrigen Dozenten vertrug auch Bergmann eine solche Störung sehr schlecht; er horchte auf und unterbrach seinen Vortrag mit den Worten: „Meine Herren! Ich möchte Sie auf ein akustisches Phänomen aufmerksam machen, das sogleich zu hören sein wird.“ Tiefe Stille im Saal, und wieder wurde ein schnarchender Atemzug hörbar. In tiefem Ernst machte nun Bergmann ein paar lehrreiche Bemerkungen über die Parese des Gaumensegels bei der Narkose und Somnolenz und fuhr dann fort: „Nun möchte ich mein erstes Thema wieder aufnehmen; das wird den Herrn, der uns soeben als Beobachtungsobjekt gedient hat, gewiß auch interessieren; Sie sind wohl so gut, ihn durch einen freundschaftlichen Wink wieder ins Leben zu rufen.“ Dann ging das Kolleg seinen Gang weiter, die Zuhörer aber haben noch lange an diesem für den Humor und die Schlagfertigkeit Bergmanns charakteristischen Zwischenfall ihre Freude gehabt.

Es ist natürlich, daß ein so hervorragender Lehrer und Chirurg zahlreiche Schüler für sein Spezialfach begeisterte. Nicht wenige seiner Zuhörer haben sich später ganz der Chirurgie zugewandt, während wohl alle andern, die in den übrigen Zweigen der Medizin ihren spätern Beruf fanden, seit Bergmanns Einwirkung ein gesteigertes Interesse für alle chirurgischen Fragen behalten haben.

Schon damals fiel seinen Schülern der Scharfblick auf, mit dem er in dem Neuen sofort das Brauchbare, Bleibende von den Übertreibungen zu unterscheiden wußte. Das hat ihn im Gegensatz zu nicht wenigen andern berühmten Chirurgen nicht nur vor chirurgischen Sünden bewahrt, sondern ihn auch immer wieder getrieben, warnend seine Stimme gegen die chirurgischen Übertreibungen zu erheben. Auch dadurch hat er den Kranken wie der Wissenschaft großen Nutzen

gebracht, besonders als er auf der Höhe seines Ruhms stand. Es geht ja manche Idee im Sturm über die ganze Welt, um bald als irrtümlich, mitunter sogar als schädlich zu erlöschen.

Gegen die Kranken war Bergmann von gewinnender Freundlichkeit. Sie und deren Angehörige verstand er durch die Sicherheit und Liebenswürdigkeit seines Wesens mit Vertrauen zu erfüllen, und sie vertrauten sich mit Recht seiner Hand und seiner Erfahrung an. Er operierte entschlossen und mit vollendeter Ruhe ohne Tollkühnheit mit oft gerühmter technischer Geschicklichkeit. Begangene Fehler, wie sie jedem Operateur widerfahren, wußte er gewandt zu verdecken oder zu fesselnden belehrenden Vorträgen zu verwerten.

Als klinischer Administrator kümmerte er sich um alles: Großes wie Kleines, ohne je kleinlich zu werden. Eine Anlage zur Pedanterie oder Philisterei hat wohl niemand an ihm entdeckt.

Unter seinen Augen und seiner steten Mitarbeit ist eine große Zahl von Doktordissertationen entstanden. So verteilte er einzelne Aufgaben, die später in seiner „Lehre von den Kopfverletzungen" eingehend erörtert wurden, unter die Doktoranden, wobei er ihnen oft sehr weitgehende Angaben über die einschlägige deutsche wie fremdsprachige Literatur zu ihrer Verwunderung aus dem Gedächtnis machte.

Auf den Doktordisputationen war er häufig Opponent und übte mitunter scharfe Kritik. Einem Doktoranden, der über Schädelmessungen geschrieben hatte, bemerkte er einst, er stünde zu diesem Kapitel der Anthropologie in den Ostseeprovinzen so, wie ein Herr seiner Bekanntschaft zur Wissenschaft überhaupt: er halte nichts von ihr, worauf er geistreich ausführte, daß in einer Landschaft, in der so viele Volksstämme miteinander Berührung gehabt haben, von einer Reinheit der einzelnen Rassen nicht gut die Rede sein könne, und der Wert der Schädelmessungen in solch einem Gebiet höchst problematisch sei.

Voller Anregung war seine Teilnahme an den Verhandlungen der Dorpater Medizinischen Gesellschaft, deren Vorsitzender er mehrere Jahre lang war.

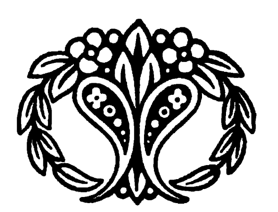
Am 12. Dezember 1875 hielt er zur Stiftungsfeier der Universität die Festrede über das Thema: „Die gegenwärtigen Forschungen über den Ursprung des Krebses." In seinen fesselnden und wie immer formvollendeten geschichtlichen Ausführungen ging er bis auf Hippokrates und Celsus zurück, um schließlich auf Grund vieler eignen experimentellen Nachprüfungen die Übertragbarkeit des Krebses abzulehnen.

Seine literarische Tätigkeit in Dorpat hat auch nach dem Kriege von 1870/71 reiche Ernte gehalten, nur war sie seitdem fast ausschließlich chirurgisch. 1874 erschien seine auf Erfahrungen in den Mannheimer und Karlsruher Lazaretten beruhende Arbeit über „Die

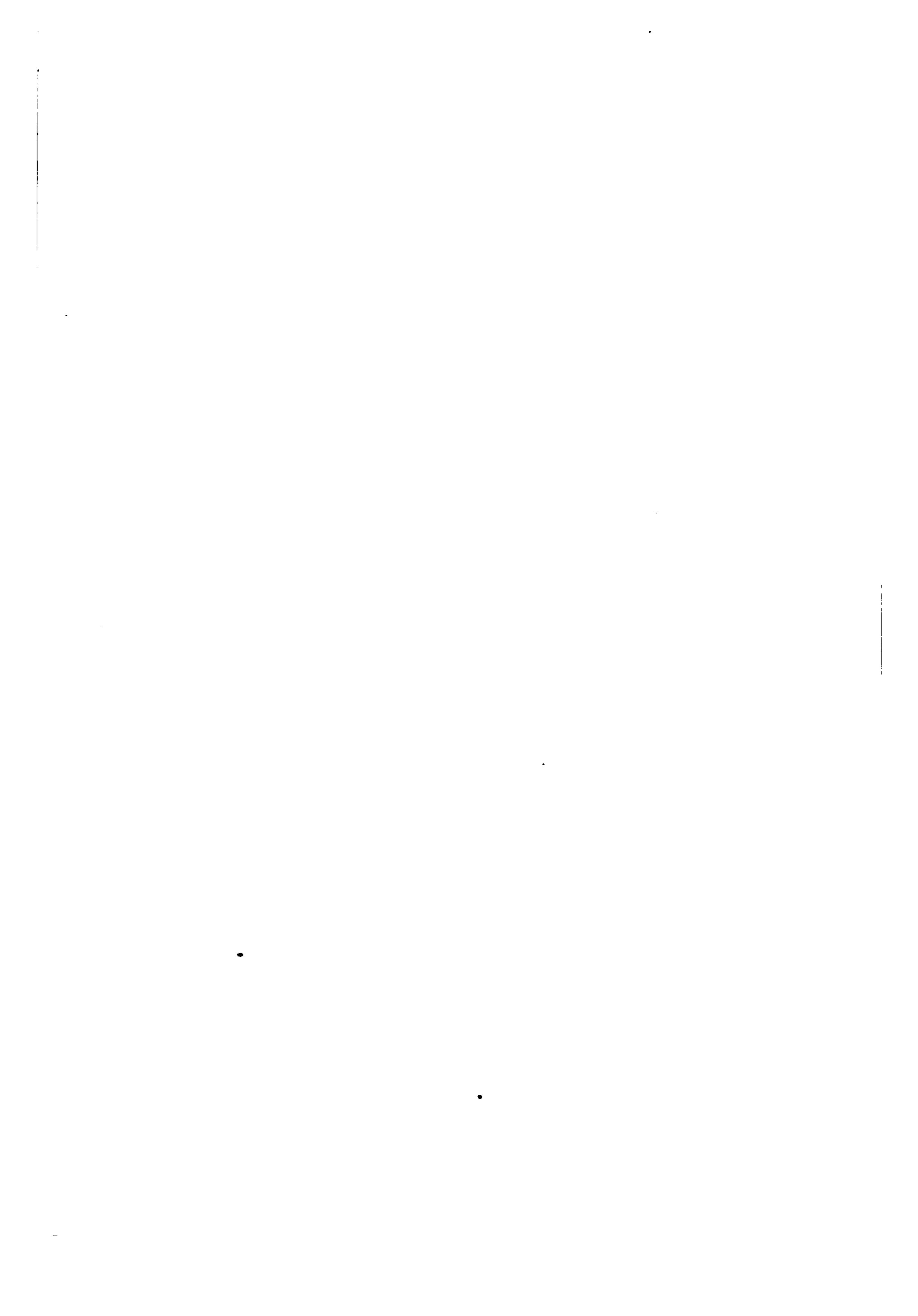
Resultate der Gelenkresektionen im Kriege", zu deren Veröffentlichung ihn Koslow bewogen hatte. Eine Reihe von Beiträgen brachten die Dorpater und St. Petersburger Medizinische Zeitschrift (hier unter anderm die „Schußverletzungen und Unterbindungen der Subclavia"), die Volkmannsche Sammlung klinischer Vorträge („Die Diagnostik der traumatischen Meningitis"), die Zeitschrift für deutsche Chirurgie und die Berliner Klinische Wochenschrift.

In Dorpat betrat er aber auch mit der zuerst in dem Pitha-Billrothschen Handbuch der Chirurgie erschienenen „Lehre von den Kopfverletzungen" ein Lieblingsgebiet seiner Studien, dem er bis ans Ende treu blieb. Auf die Bedeutung dieses Werks kommen wir noch im Lauf der Darstellung zurück, nur das Urteil Volkmanns, das allgemeine Geltung erlangte, sei schon an dieser Stelle erwähnt. Er schrieb ihm: „Ihre Bearbeitung für Billroth und Pitha ist vorzüglich und wirklich über jedes Lob erhaben. Sie haben sich ein großes Verdienst erworben: darüber sind wir alle einig."





Im Russisch-Türkischen Kriege von 1877



1. Nach Rumänien.

Am 24. April 1877 erklärte Rußland der Türkei den Krieg, und an demselben Tage überschritten die russischen Heere in Asien die armenische, in Europa die rumänische Grenze. Den Krieg hatten weder der Kaiser Alexander noch die Russische Regierung gewollt, beide hatten vielmehr aus politischen, finanziellen und militärischen Gründen die Erhaltung des Friedens für ein Gebot der Notwendigkeit gehalten: die Verantwortung dafür fiel der russischen Nationalpartei und der nationalen Presse zu, die im Volke die Kriegslust, die Teilnahme für die slawischen Völkerschaften auf dem Balkan und die Empfindungen der Rache für das auf den serbischen Schlachtfeldern von 1876 vergossene Blut der slawischen Brüder entzündet, aber auch die uralte Sehnsucht nach der Aufrichtung des griechischen Kreuzes auf der Hagia Sophia neu geweckt hatten.

Als nach Ausbruch des Serbisch-Türkischen Feldzuges ein russischer Sanitätszug nach dem andern den Weg zur Balkanhalbinsel genommen, hatte sich Bergmann zurückgehalten: er war vom April bis zum August 1876 im Auslande gewesen, hatte in Berlin den Chirurgenkongreß mitgemacht und war mit Frau und Kindern, die seit Jahresanfang in Montreux weilten, viele Wochen in der Schweiz und in Oberitalien gereist; nach so langer Entfernung wiederum Patienten und Studenten im Stich lassen mochte er nicht, auch fehlte es an einer seiner Stellung entsprechenden Verwendung auf dem Kriegsschauplatz. Als sich aber der Konflikt zwischen Rußland und der Türkei immer mehr zuspitzte, und der Krieg unvermeidlich schien, wurde Bergmann schon Mitte November 1876 durch Vermittlung des Hoffräuleins Baronesse Editha v. Rahden, einer hochbedeutenden, geistvollen Frau von ungewöhnlich tiefer und umfassender Bildung, zugleich voller Tatkraft und Hochherzigkeit — sie nahm in der Kaiserlichen Familie wie am ganzen Hofe eine allgemein respektierte Stellung ein — zur Kaiserin beschieden, um ihr und dem Zentralverein des Roten Kreuzes seinen Rat und seine Erfahrungen im Kriegsleben zur Verfügung zu stellen. „Die Kaiserin wünscht bei dieser Gelegenheit Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen“, schrieb sie ihm in einem der vielen Briefe, die sie, eine Meisterin der Feder, mit dem ihr schon lange bekannten Bergmann gewechselt hat. Zugleich bat sie ihn, Verbandzeug und Modelle von Lazaretteinrichtungen mitzubringen.

Die Kaiserin, schon damals eine leidende, aber immer noch majestätische Frau, empfing ihn im Winterpalais. In ihrer Umgebung befanden sich unter andern ihr Sohn Großfürst Wladimir und dessen in Jugendschönheit blühende Gemahlin Großfürstin Maria Pawlowna. „Lieber Herr Professor“, begann die Kaiserin, „ich habe Sie hierher gebeten, um mit Ihnen alles das zu besprechen, was wir für unsre Sanitätszüge an Ausrüstungsgegenständen zu beschaffen haben, und habe Sie auch ersucht, mir das Neuste, was es hierin gibt, vorzulegen.“ Und nun hatte sie eine Menge von Fragen, auf die Bergmann in einer auch diesem Kreise leicht verständlichen Sprache kurz und unbefangen antwortete. Dann wurden in einem Nebengemach die mitgebrachten Kisten geöffnet, und der Inhalt gemustert, wobei die Großfürstin mit komischem Entsetzen ausrief: „Nein, wie das stinkt!“ Worauf Bergmann erwiderte: „Dem Chirurgen der angenehmste Geruch durch die Wohltaten, die er dem Kranken bringt.“ Erst nach anderthalb Stunden entließ ihn die Kaiserin.

In jenen Tagen gewann er auch die Gunst eines andern Mitglieds des Kaiserhauses, die ihm über die Grenzen Rußlands hinaus bis in seine Berliner Zeiten bewahrt blieb und sich oft betätigte: der Großfürstin Katharina Michailowna. Sie war eine Tochter der 1873 verstorbenen geistvollen Großfürstin Helene Pawlowna und Witwe des Herzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz, der bei seiner Heirat nach Rußland übergesiedelt war, eine bezaubernd liebenswürdige, schöne, stattliche Frau voller Herzensgüte und von einem edeln, fast ungeduldigen Drange, wohlzutun, Tränen zu trocknen, Not und Elend zu lindern. Sie war Patronin der „Gemeinschaft der Kreuzeserhöhung“, deren barmherzige Schwestern schon im Krimkriege gute Dienste geleistet hatten. Auf Wunsch der Großfürstin, die um jede Einzelheit bemüht war, schickte ihr Bergmann einen Koffer mit allen nur denkbaren Ausrüstungsgegenständen für eine Krankenpflegerin im Felde, vom Strohsack und den Decken und Kissen, aus denen sie sich ihr Lager bereiten konnte, bis zur Heft- und Stecknadel.

Von jenem Petersburger Aufenthalt, bei dem ihm für den Kriegsfall die Ernennung zu einer der höchsten chirurgischen Stellungen der Armee zugesagt wurde, bis zur Kriegserklärung vergingen noch fünf Monate: erst am 30. April ernannte der Kaiser Bergmann und die Professoren der Mediko-Chirurgischen Akademie Sklifossowski und Korshenewski zu „Konsultant-Chirurgen“ der Donauarmee.

In diesen seinen dritten Krieg zu ziehen ist Bergmann nicht leicht gefallen. Nicht etwa daß er seiner Kraft und Leistungsfähigkeit mißtraute, oder sein Leben ihm allzu lieb gewesen wäre, als daß er es hätte gefährden wollen: nein, ihn quälte, daß er Frau und Kinder einer ungewissen Zukunft überließ, daß er sich aus einer glücklichen, wenn auch engen

Welt herausriß, um unsichern Erfolgen nachzujagen. Der Deutsch-Französische Krieg, an den er immer gern zurückdachte, war unter sehr günstigen Verhältnissen in einem gesunden, auf hoher Kulturstufe stehenden Lande geführt worden. Die Verkehrswege hatten kaum etwas zu wünschen übrig gelassen. Das Militärsanitätswesen hatte Ausgezeichnetes geleistet. Von allen Seiten her war freiwillige Hilfe tätig gewesen. Wie anders stand es hier in jeder Beziehung! Die Gegenden, in denen der Krieg tobte, waren rauh, sumpfig, ungesund, die Wege primitivster Art. Wo es Eisenbahnen gab, waren sie ungenügend organisiert. Die Einrichtung der Unterkunft in den Hospitälern Bulgariens aber hat Pirogow für ebenso unvollkommen erklärt, wie sie im Krimkriege gewesen war. Auch die Privathilfe konnte wegen der weiten Entfernungen und ungenügenden Verbindungen nicht wirksam genug sein.

In den Selbstbetrachtungen, die Bergmann, kurz bevor er aus Dorpat aufbrach, anstellte, hielt er sich aber auch wieder vor, daß seiner Eigenart oder, wie er sie nannte, Eigenschwäche sehr wenig entsprach, die Ziele, nach denen zu streben ihn seine Stellung und Pflicht zwangen, in regelmäßiger anhaltender Arbeit, daß sie vielmehr dahin ging, in einzelnen Anläufen schnelle Erfolge zu erringen. So gewann er denn wieder aus sich selbst Mut und überwand seine Bedenken.

Es war ein kaltes Frühjahr. Als er am 16. Mai Dorpat verließ, gab es nur ein wenig Grün am Boden und an den Spitzen der Birken. Der wüste Lärm einer Studentenschar, die ihren in den Kaukasus abreisenden Landsleuten das Geleit gab, stach unangenehm gegen die Empfindungen ab, die ihn erfüllten, als er mit Frau und Töchtern zum Bahnhof fuhr. Die Kleinen freuten sich der Fahrt, waren sie doch den ganzen Winter über ins Zimmer eingeschlossen gewesen. Auf dem Bahnhof fanden sie ein allzu buntes Treiben vor. Sie hatten gehofft, noch einen Augenblick mit den nächsten Freunden zusammen sein zu können, aber es war kein stiller Winkel da. So flüchteten sie auf den Perron. Die Kleinen kamen ins Coupé, fürchteten, daß auch die Mama mitreisen wolle, und hingen sich fest an ihre Kleider. Überallhin mußte Bergmann, in seiner Generalsuniform am Fenster stehend, grüßen, bis Dorpat seinen Blicken entschwunden war.

Als Assistenten nahm er drei seiner Dorpater Schüler mit ins Feld: Miram, Heydenreich, Benewolenski. Miram, der Sohn eines Bankiers in Riga, klug und besonnen, voll sicherer chirurgischen Kenntnisse, war seinem Chef eine in jeder Hinsicht zuverlässige, nie versagende Stütze. An Heydenreich war nur der Name deutsch: er war Russe von angenehmen Umgangsformen, liebenswürdig und weltgewandt. Weil er das Russische vorzüglich beherrschte, sollte er Bergmann als Sekretär dienen. So sorglos diesen beiden das Leben

hingegangen war, eine so bewegte Vergangenheit hatte der dritte im Bunde: Benewolenski war in seiner von entzündlicher Leidenschaft erfüllten Jugend wegen Verbreitung verbotener Schriften nach Sibirien verschickt worden. Einen großen Teil des weiten Weges in die schier endlose sibirische Wüste hatte er zu Fuß zurücklegen müssen. Ihm zur Seite schritt ein von der Last der Jahre gebeugter Mann, dem die schweren Ketten die Fußknöchel wund rieben. Die Jugend hatte Mitleid mit dem Alter: Benewolenski verlangte von den begleitenden Soldaten, sie sollten den Greis von seinen Ketten befreien und sie ihm anlegen. Sie weigerten sich und wiesen auf ihre Instruktion. „Was steht denn drin? Gebt her!" Darin stand aber nur: ein Gefangener mit, einer ohne Ketten. „Also ist doch nicht befohlen, daß der Alte sie trägt. Legt sie mir an!" So geschah es.

Acht Jahre hatte Benewolenski auf Begnadigung zu warten. Als er Sibirien verlassen durfte, ein gescheiter, fleißiger, anständiger, aber von Haß gegen das herrschende System mehr denn je erfüllter noch junger Mann, beschäftigte ihn der Gouverneur von Samara in seiner Kanzlei, wo er sich zu Gnaden aufarbeitete, sodaß er die Erlaubnis erhielt, seine durch die Verbannung unterbrochenen medizinischen Studien in dem politisch gänzlich unverseuchten Dorpat fortzusetzen.

Ihn wählte Bergmann, weil er, wie sich später herausstellte, mit Recht von ihm erwartete, er würde durch seine „unterirdischen Beziehungen" zu den Kanzleibeamten manches erreichen helfen, was auf andern Wegen durchzusetzen sehr viel mehr Schwierigkeiten gemacht hätte. Ihn kümmerte sein Vorleben nicht; es gewann ihm vielmehr seine aufrichtige Teilnahme, und Benewolenski war nicht nur seinen extremen politischen Überzeugungen treu geblieben, so daß ihn jede russische Niederlage freute, weil sie die verhaßte Macht diskreditierte, sondern war Atheist, seitdem ihn die Aufseher seines sibirischen Gefängnisses beim Abendmahl hatten betrunken machen wollen, um ihm die Namen seiner Mitschuldigen zu entlocken.

Als Bergmann den Kriegsschauplatz verließ, ging auch der ihm treu anhängende Benewolenski fort, aber ohne Urlaub und Erlaubnis. „Was können sie mir denn tun?" äußerte er. „Erschießen werden sie mich nicht; nach Sibirien können sie mich ja wieder schicken, denn dort würde ich gern praktizieren." Ihm ist nichts geschehen: er erfreute sich der Gönnerschaft des kaiserlichen Leibarztes Botkin und seiner Frau und wurde Arzt in Petersburg, wo er schon 1895 gestorben ist. Bergmann war dieser Assistent mit der interessanten Vergangenheit trotz seines politischen Radikalismus sympathisch, weil er ihn für einen Idealisten und grundehrlichen Kerl hielt. Er war überhaupt von den jungen russischen Ärzten sehr eingenommen und hob gern rühmend hervor, daß sie fleißig, lernbegierig und aufopferungsfähig und meist mit

guten theoretischen Vorkenntnissen auf den Kriegsschauplatz gekommen seien, während er, wie Miram berichtet, mit seinen Dorpater Schülern nicht sehr zufrieden war und darüber klagte, daß sie mit den Verbänden, namentlich dem Gipsverbande, nicht recht umzugehen verstünden. Freilich mußte er selbst zugeben, daß daran die mangelnde Übung in Dorpat schuld war: wer nicht als klinischer Assistent Gelegenheit gehabt hatte, sich darin zu vervollkommnen, versagte, sooft er in die Lage kam, dergleichen Verbände anzulegen. Waren die jungen russischen Kollegen dank Wenzel Grubers mustergültigem Unterricht besonders anatomisch gut vorgebildet, so mußte Bergmann doch zugeben, daß in der Erkennung der Verletzung und in der Anwendung therapeutischer Maßnahmen die Dorpatenser geübter und sicherer erschienen, als die russischen Ärzte.

In Petersburg wurde nur kurzer Aufenthalt genommen. Bergmann konferierte mit dem Chef des Militärmedizinalwesens Koslow und meldete sich bei der Großfürstin Katharina Michailowna, die ihm zweiunddreißig Schwestern der Kreuzeserhöhung überwies. So gnädig die hohe Frau ihm auch gesinnt war: beim Empfang ließ sie ihn stehen und die Oberin der barmherzigen Schwestern sitzen. Dieser an und für sich unbedeutende Vorgang hat die Beziehungen der Ärzte zu ihnen erschwert, da sie auf Grund ihres Verhältnisses zur Großfürstin allerlei Rücksichten verlangten und mitunter recht anspruchsvoll auftraten. Bergmann kam freilich mit einigen liebenswürdigen Redensarten hinweg, mit den andern Ärzten aber gab es manche Zusammenstöße, bis die Schwestern mit der Zeit einsichtiger wurden. Auch einen andern Nachteil hatte es, daß ihre Auswahl nicht Bergmann überlassen war: einige von ihnen waren schon so alt und abgängig, daß sie mehr Pflege bedurften, als sie leisteten, und eine Schwester starb während des Feldzuges an Altersschwäche. Dafür aber waren sie schon bei Sewastopol tätig gewesen und galten für erfahren und tüchtig. Im allgemeinen war Bergmann mit ihnen sehr zufrieden, seit er ihre Leistungsfähigkeit erprobt hatte: sie waren bis zum August in Piätra tätig, und nicht nur sämtliche beim Donauübergang, sondern auch alle beim Sturm auf Nikopoli Verwundeten und die meisten Opfer des ersten Schlachttages vor Plewna kamen in ihre Pflege. Der Großfürstin konnte er selbst wie durch seine Frau nur Gutes berichten. Weniger günstig urteilte er über die Schwestern vom Roten Kreuz, die später in großer Zahl auf den Kriegsschauplatz kamen, und bei denen, wie es in Dr. Mirams Aufzeichnungen heißt, die Teilnahme an dem Kranken nachließ, sooft ein Gesunder ihr Interesse erregte. Dasselbe galt von den Studentinnen. Von ihnen hielt Bergmann gar nichts. Er erwähnte gern des Ausspruchs einer von diesen jungen Damen, sie sei in den Krieg gezogen, damit es von ihr hieße: „Fixe Person,

sie hat den Krieg mitgemacht!“ Gelegentlich äußerte er über die Frauen in der Medizin: Das weibliche Geschlecht bedarf der Schmeichelei. Ist ein Frauenzimmer zu häßlich, um begehrt und umschmeichelt zu werden, so wirft es sich der Medizin in die Arme in der Hoffnung, wenigstens hier von seinem Lehrer Schmeicheleien zu hören. Wissenschaftliche Leistungen von Bedeutung erwartete er von ihnen nicht.

Am 18. Mai abends verließen Bergmann und seine Assistenten Petersburg. Über Moskau, Kiew, wo sie Bergmanns Bruder Gustav und dessen Schwiegervater Professor Miram gastlich aufnahmen, und Kischenew ging die Reise nach Rumänien hinein. Unterwegs benutzte Bergmann einen Aufenthalt auf der Station Rasdelsnaja, um sich dem Generaladjutanten Ignatjew, dem damals wie später unheilvoll einflußreichen Diplomaten, einem der Anstifter des Krieges, vorzustellen. Im heißesten Sonnenschein fuhren sie über den Pruth. Überall war die Bahn von russischen Soldaten besetzt, da man Leute aufgegriffen, die im türkischen Solde die Brückenpfeiler zu sprengen versucht hatten. Am 24. Mai wurde die Fahrt in Plojeschti unterbrochen, wo man für den nächsten Tag den Kaiser erwartete. Im Hotel d'Europe fanden die Reisenden ein Zimmer: Bergmann schlug sein Feldbett auf, die Assistenten nahmen Betten und Sofas ein, die Koffer wurden ausgepackt, und Besuche gemacht. Ein glücklicher Zufall führte Bergmann mit einem Mitglied der Obersten Medizinalverwaltung, dem ihm durch seine Arbeiten wie durch gemeinsame Studien in Wien bekannten Dr. Wywodzow, zusammen, der ihn liebenswürdig empfing und über die Verhältnisse, in die er hineingeraten war, kurz unterrichtete. Er urteilte scharf, aber gerecht über die vielfachen Mängel der medizinischen Zentralverwaltung, die unverkennbar das Beste wollte, es aber in einer straffen Durchführung papierner Verordnungen suchte. Es fehlte der Ehrgeiz, durch eignes Hinzutun einzugreifen, aber auch die Kriegserfahrung und das Bestreben, das Material, das der Krieg bieten würde, wissenschaftlich zu verwerten.

Einer der ersten Besuche galt dem obersten Chef des Medizinalwesens der Donauarmee Prisselkow, einem von früh bis spät unermüdlich tätigen Manne. Aber seine Arbeit war hauptsächlich eine am grünen Tisch, doch gab er sich auch um die Einrichtung der Lazarette viel Mühe. Er war gegen jedermann, auch gegen den jüngsten Arzt, von der größten Liebenswürdigkeit und versicherte Bergmann, daß ihm nichts hätte lieber sein können, als die Ernennung der Professoren zu Konsultanten der Armee. Er hätte die Absicht gehabt, sie zu einer Besprechung einzuladen, ihnen die Karte von Rumänien vorzulegen und sie zu bitten, sich ihre Tätigkeitsbezirke auszuwählen. Dem aber sei Korshenewski zuvorgekommen, der die Kollegen schon vor mehrern

Tagen zu einer Konferenz mit dem Generalstabschef herangezogen und die Bezirke verteilt hätte. Danach war Bergmann die Gegend westlich von Giurgewo, also um Alexandria, zugefallen. Er gab sich damit zufrieden und war es auch, denn dort, so nahm er an, würde sich der Donauübergang abspielen. Außerdem erhielt er zwei Hospitäler, deren Einrichtung bereits im Gange war. In dem einen, Nr. 56, waren die jüngern Ordinatoren alle frisch aus Dorpat entlassene Mediziner. Endlich hatte Prissellow noch angeordnet, daß die Bergmann von der Großfürstin übergebenen Schwestern in diesen beiden Hospitälern untergebracht würden.

Weniger befriedigend verliefen die Verhandlungen über die Auszahlung der Gehälter. Obgleich Koslow Bergmann ausdrücklich zugesichert hatte, daß er außer dem Monatsgehalt von vierhundert Rubeln in Gold die kriegsüblichen Diäten erhalten solle, wurden diese auf telegraphische Anfrage in Petersburg abgelehnt.

Am 25. Mai abends traf der Kaiser in Plojeschti ein, in der festlich geschmückten Stadt enthusiastisch begrüßt.

Den achttägigen Aufenthalt in der kleinen rumänischen Stadt benutzte Bergmann zur Anknüpfung vieler amtlichen und persönlichen Beziehungen: er wurde mit den beiden andern konsultierenden Chirurgen Korshenewski und Sklifossowski und dem Chefchirurgen der Donauarmee Dr. Radaßki bekannt und genoß in einer Audienz, in der er sich und seine Assistenten dem Kriegsminister Generaladjutanten Miljutin vorstellte, das Glück, den Reformator des russischen Heers bei der Erwähnung der zu erwartenden Verwundeten weinen zu sehen.

Über einen Empfang beim Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, bei dem Bergmann durch dessen Leibarzt Dr. Obermüller eingeführt wurde, berichtet sein Tagebuch folgendes: „Im Vorzimmer mußten wir einige Augenblicke warten. Dann ging die Tür auf: des Großfürsten hohe, schlanke Gestalt erschien. Er sah infolge der kurz vorher überstandenen Krankheit noch etwas angegriffen aus. Er begrüßte mich in deutscher Sprache: er wisse, daß ich schon zwei Kriege mitgemacht, erkundigte sich nach meinen ausländischen Gedenkzeichen und meinte, ich würde mehr Arbeit finden, als mir lieb. ‚Ich möchte nicht in Ihre Hände fallen', bemerkte er, doch fügte Obermüller hinzu: ‚Wenn aber das Unglück es fordert, daß Kaiserliche Hoheit einen Arzt brauchen, so können Sie keinen bessern Chirurgen finden'. ‚Also dann flicken Sie mich rasch und ohne viel Schmerzen aus. Wie heißt denn Ihre Methode? Die offene Wundbehandlung wird doch nach einem Engländer genannt? Wie heißt er denn? Ich glaube Lisperdon?' ‚Nein, Lister, Kaiserliche Hoheit! Blamieren Sie mich doch nicht, Kaiserliche Hoheit', setzte Obermüller hinzu, ‚ich habe Ihnen so oft schon von Lister gesprochen!' Der Großfürst lachte und ließ sich

weiter aufziehen, indem er ebenso antwortete. Da trat ein Adjutant mit einer Meldung ein. ‚So habe ich weiter keine Zeit, als Ihnen zu wünschen: Ihren Eingang segne Gott, Ihren Ausgang gleichermaßen.'"

Am 6. Juni ging die Fahrt weiter über Bukarest und Giurgewo nach Alexandria, wo bis auf weiteres Aufenthalt genommen wurde. Hier vereinigten sich Truppen und Sanitätsdetachements, um an den Ort des Übergangs über die Donau dirigiert zu werden. Am 13. Juni wurden Bergmann und seine Begleiter nach Piätra geschickt, wo das Lazarett der 9. Division sie aufnahm. In der Nacht vom 14. auf den 15. Juni erreichten sie nach langem durch Fehler der russischen Generalstabskarte verursachtem Umherirren den Verbandplatz bei Simnitza, wo soeben die ersten bei dem nächtlichen Übergang über die Donau Verwundeten eintrafen. In einem Zelte des 8. Armeekorps richtete Bergmann seinen Verbandplatz neben dem des Professors Korschenewski her, der etwas früher eingetroffen war. Der ganze 15. Juni war chirurgischer Arbeit gewidmet. Am 16. früh morgens traf der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch ein und zwei Stunden später, gegen zehn Uhr, der Kaiser mit fast allen Großfürsten und einem zahlreichen Gefolge. Der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch begrüßte Bergmann besonders, der Kaiser die Ärzte insgesamt, nur den dicken Korschenewski, der ihm im Wege stand, als er auf einen Verwundeten zutrat, berührte er, indem er ihn ungeniert an den Schultern faßte und bei Seite schob. Doch lassen wir über diese letzten Tage Bergmann selbst berichten, nach den Briefen, die er dem „Dorpater Stadtblatt" schickte.

2. Beschreibung meiner Schicksale vom 13. bis 16. Juni 1877. Von Ernst v. Bergmann.

„Sie erhalten etwa dreihundert Teleggen, jede mit drei Pferden, und hundert Tragbahren nebst Strohsäcken, Kissen und einigen Kisten voll Wein und Tee, sowie eine transportable Feldküche mit; logieren Sie sich mit den Assistenten und den Schwestern der Kreuzeserhöhung in ihnen ein und eilen Sie auf den Verbandplatz — wo er sein wird, weiß ich nicht, morgen in Piätra werden Sie darüber Weiteres erfahren", sagte mir am Nachmittag des 13. General Kossinski, der Inspekteur des Kriegssanitätswesens. Kaum schlug es sechs Uhr, so erschien die unendliche Wagenreihe mit dem sie kommandierenden Major, einem Fähnlein begleitender Kosaken, den Reservepferden und Reservewagen und stellte sich außerhalb des Städtchens Alexandria auf. Unsre Koffer und Kisten mit Verbandgegenständen wurden aufgeladen, je zwei und zwei kletterten wir in die Fuhren und richteten uns in dem reichlich mitgenommenen Heu und Stroh so bequem als

möglich ein. Den besten Wagen hatten wir den beiden Oberinnen des Ordens bestimmt, deren eine die ganze lange Zeit während der Belagerung von Sewastopol unermüdlich auf dem Verbandplatz im Gebäude des adligen Klubs ausgehalten hatte, dann gab der Major das Zeichen zum Aufbruch, und die Wagenburg entwickelte sich bis zu einer Ausdehnung von mehr als zwei Werst, Schritt für Schritt auf dem sandigen Wege dahinziehend.

Einförmig wie die Steppe ist das Land hier. Lange und parallel verlaufende Hügelreihen geben ihm eine wellige Form von steter Gleichmäßigkeit, die Mulden gleich tief und wasserlos, und die Hügel gleich hoch, unbewachsen, sonnenverbrannt. Nur Mais, Weizen und Wein wird hier gebaut, aber auf diesen Boden wenig Sorgfalt verwandt, denn die Weinreben liegen und stehen so durcheinander, wie bei uns das Erbsenkraut des Feldes im Gegensatz zu seiner am Stock hinaufkletternden Gartenschwester sich zu entwickeln pflegt. Dafür ist denn der Wein auch so herzlich schlecht, daß die Soldaten ihn einfach Quaß heißen und damit eine seiner Natur entsprechende Bezeichnung wählen. Bald brach die Nacht über diese ungesegneten Fluren plötzlich, wie sie das hier überhaupt tut, ein, und nun wehte sofort ein frischerer Wind über unser staubbedecktes, vom Sonnenbrand glühendes Antlitz. Immer stürmischer wurde es, ein Gewitter zog auf, und Regenschauer fielen danieder. Jede unsrer Teleggen hatte Stöcke mit, Stricke und gut geteertes Segeltuch, aus denen das Geschick der kutschierenden Troßknechte sofort ein schützendes Dach herrichtete. Obgleich Alexandria und Piätra nur achtundzwanzig Werst auseinander liegen, brauchte unser Zug doch volle sechs Stunden, ehe er sie überwand, denn ein so riesiger Transport fährt bloß vier bis fünf Werst in der Stunde und macht alle Stunden noch eine Pause. So wurde es Mitternacht, ehe wir von der ersten Wache angerufen wurden und wieder in die Steppe hineinfuhren, um unsre Wagenreihen aufzustellen. Es war so still und ruhig in dem Dunkel, kein Licht, kein Wachtfeuer brannte, damit kein türkischer Spion verraten konnte, daß in den Ebenen hier fünfundvierzigtausend Soldaten mit dem zugehörigen Train des Befehls zum weitern Vorgehen warteten. Still schliefen sie hier, geräuschlos standen sie morgens auf und marschierten ebenso unbemerkt, wie sie gekommen waren, weiter. Ich wußte, wo ungefähr die Zelte des 9. Divisionslazaretts stehen mußten, und erreichte sie in der Tat unter Führung meines Leibkosaken. Der mir bekannte Divisionsarzt hatte ein Zelt für die Schwestern einrichten lassen und erwartete uns mit einem Gastmahl aus Tee, Brot und Ziegenkäse. Das einzige Thema der Unterhaltung bildete der Donauübergang, der unzweifelhaft in nächster Nacht stattfinden mußte, und zu dem die Truppenteile bereits bestimmt waren. Der Oberst, der Flügeladjutant Oserow, sollte den

Anfang machen mit hundertzwanzig Mann auserlesener Soldaten der kaiserlichen Garden. Dann folgten die Regimenter von Minsk, Wolhynien, Podolien von der 14. Division, die weiter nach vorn lagerte, und nun erst die 9., in deren Mitte wir uns befanden. Wo aber die Donau überschritten werden sollte, links von uns bei Simnitza oder rechts bei Turna, davon war nichts bekannt. Der Tag brach an; man sah die Ebene von Soldaten, Infanterie und Artillerie, bedeckt. Hier und da wurde es in den Biwaks lebendig, die Haufen wickelten sich in langen Schlangenlinien auf und verschwanden hinter der nächsten Hügelreihe, wo sich die Straßen nach Turna und Simnitza teilten. Gegen Abend wurden auch die Zelte des Divisionslazaretts aufgepackt, und wir blieben allein mit unserm Fuhrpark zurück. Endlich — es war schon wieder dunkel geworden, denn eine finstre Wolke deckte den leuchtenden Halbmond zu — sprengte ein Reiter herbei und in den Hof des Gutsgebäudes von Piätra, wo außer uns wohl noch ein Dutzend Ärzte standen, lange schon des Befehls harrend. Die leichter ausgestatteten Kollegen sollten unter Befehl des Oberchirurgen der Armee Dr. Kadatzki voraneilen, mein Troß langsamer folgen und zunächst Simnitza am Dörflein Fintenelli Halt machen. In weniger als einer Stunde war alles fort — wir wieder langsam Schritt für Schritt in endloser Wagenreihe. Genaue, aber geheime Marschorder war mir gegeben; nicht einmal unserm Major war Mitteilung über die Richtung des Weges gemacht worden. Ich mußte also selbst kommandieren, was mit Hilfe des Kriegsmanns an meiner Seite auch gelang: „Anspannen", „auffahren", „einsteigen", „vorwärts!" Ich selbst ging zur Seite, um im Dunkel die Telegraphendrähte nicht zu verfehlen, längs denen wir weiter sollten. Den ganzen Tag über hatten wir Kanonendonner von Süden her in der Richtung Turna-Nikopoli gehört, und jetzt war es still, eine windige, geradezu kalte Nacht nach sengend heißem Tage. Beim Licht der Sterne, denn die Wolken deckten als böses Omen für Osmans Stamm hartnäckig den Mond zu, erkannte ich den Weg und bei dem Schein meiner Laterne die Linien der Generalstabskarte, die wir zu verfolgen hatten. Nach drei Werst trifft der Weg auf den Suhaia-See, einen Busen der Donau, der die Niederung füllt, in die der Kalmazia-Bach mündet. Das Ufer des Sees ist hoch und eben; nur einzelne Kuppeln von geringer Höhe liegen wie ausgesät auf ihm; es sind das die Grabeshügel, Kurgans, die schon Herodot kannte. Auf jedem stand hoch zu Rosse ein Kosak, deren Gestalten sich in der Morgendämmerung wie riesig große Schatten ausnahmen. Schlag drei Uhr fiel der erste Kanonenschuß; die Menschen und Pferde der Wagenreihe hoben den Kopf höher und richteten Augen und Ohren der Gegend zu, von wo nun Schuß auf Schuß ertönte. Fintenelli war erreicht. Unten der See, dann die weit überschwemmte

Ebene, aus der eine hie und da bewachsene Insel auftaucht, und drüben das hohe Bergesufer Bulgariens. Bald konnte man die Rauchwolken sehen, die bei jedem Schuß sich erhoben und längs dem Ufer dahinzogen. Hinter ihnen erschien die Stadt Sistowa, mit ihren schlanken, hohen Minaretts amphitheatralisch vom Donauufer zur Bergeshöhe hinansteigend. Da, ein neuer Reiter und ein neuer Befehl: weiter so weit als möglich bis an den Verbandplatz der 9. Division! In wenig Minuten waren wir an unsern Plätzen und fuhren nun schnell durch Staub und Sand dem Pulverdampf entgegen. Nicht nur den dumpfen Klang der Kanonen hörten wir jetzt, sondern das Geknatter des Kleingewehrfeuers, das immer lauter und lebhafter wurde, ein Zeichen, daß die Unsern das feindliche Gestade erreicht hatten und Salve auf Salve mit dem Gegner wechselten. Der Weg oder richtiger die breite Wiesenstrecke, die diesen Namen führt, ging bergab dem Donautal zu. Um acht Uhr erreichten wir die ersten Truppenteile, die ganz gemütlich um ihre Kessel saßen, tranken, scherzten und aßen, als ob vor ihnen alles wie im Frieden läge, und die Schüsse, die hell aufblitzten, irgendein Feuerwerk bedeuteten. Näher durfte unser Fuhrwerk nicht heran: wir hätten durch unsre Wagen die Bewegungen der Division hindern können. Mein Assistent Dr. Heydenreich, der schon beim Bombardement Giurgewos viel militärisches Geschick und Ruhe beim Platzen der Granaten bewiesen hatte, schwang sich auf einen schnellen Kosakengaul und sprengte in die Schlachtreihe hinein, während unsre Wagen Aufstellung nahmen. In wenig Minuten hatte er den Verbandplatz gefunden, ich folgte ihm, während ein Offizier unsre Sachen und die Schwestern durch das bunte Gewimmel an unsern Bestimmungsort geleitete. Inmitten des Städtchens Simnitza, das nichts andres als eine Häusergruppe auf dem Sand des Donauufers vorstellt, steht ein Brunnen genau von derselben Konstruktion wie die Brunnen livländischer Dörfer. Um ihn waren die Zelte für den Verbandplatz aufgeschlagen. Zur Linken das der 14. Division unter Leitung von Professor Korshenewski aus Petersburg, zur Rechten das mir bestimmte. Dasselbe Zelt, in dem wir die Nacht vorher die Gastfreundschaft des Divisionsarztes Dr. Anutschin genossen hatten, war jetzt zu meiner Operations- und Verbandsanstalt eingerichtet worden. Der liebenswürdige Kollege hatte alles aufgeboten, was die Neuzeit für die erste Hilfsleistung fordert, ja, statt eines einfachen Tisches, auf dem verbunden und operiert werden sollte, fand ich den Zwillingsbruder meines klinischen Operationstisches vor. Anfangs war die 14. Division allein tätig gewesen, nun aber häufte sich das Material, wie wir Chirurgen sagen, und Wagen auf Wagen, Bahre auf Bahre wurde zu uns hineingetragen. Ich hatte kaum Zeit, Mantel und Uniform abzuwerfen und in eine der Schürzen zu fahren, mit

denen mich das Dorpater Damenkomitee so reich ausgestattet hatte, so war schon ein Blutender hineingetragen, und galt es, durch Gefäßunterbindung ein junges Leben zu retten. Vergessen war das knatternde Feuer drüben am Uferhang, der Lärm der Schlacht: die chirurgische Arbeit forderte die volle und ganze Aufmerksamkeit. Gehen doch in solchen Stunden Verletzungen durch unsre Hände, denen wir kaum im Laufe von Dezennien einmal in der Zivilpraxis begegnen. Nur während des Chloroformierens hatte ich Zeit, an die eben verbundenen Offiziere einige Fragen zu richten, und erfuhr, daß in einer endlosen Menge von Booten und Flößen der Übergang bewerkstelligt war. Die Gardisten waren die ersten gewesen. Unbemerkt waren sie ans feindliche Ufer gekommen, da schlug die türkische Feldwache Lärm, und wurde von einer nahen Mühle aus das erste weitleuchtende Zeichen zur Abwehr gegeben. Die Batterien spien ihre Granaten auf die den Fluß bedeckenden Kähne und auf die Infanteriemassen, die hinab zum Einschiffungsplatz stiegen. In einer Ausdehnung von mehrern Wersten setzten die Marinesoldaten und die Pontonbataillone des Minskischen Regiments hinüber, das jetzt vorzugsweise zu leiden hatte. Drei Boote wurden zerschmettert, und viele Soldaten von den weitfliegenden Planken kontusioniert. Wer wie ich die Höhen gesehen hat, die in sumpfigem Terrain innerhalb eines zerklüfteten Flußbetts unsre Soldaten erklettern mußten, wird ihrer Bravour ein ehrendes Andenken bewahren. Das sind Berge, steil wie die Höhen von Spichern und dicht mit Gesträuch bewachsen. Hinter den Büschen und hinter vorher präparierten Wehren in ihren Schützengräben saßen fünftausend türkische Gardisten, vortreffliche Schützen, mit den besten Gewehren bewaffnet, um im Schnellfeuer ganze Reihen unsrer braven Soldaten hinzustrecken. Aber mit einem Hurra! sprangen die Minsker und Wolhynier in das Strauchwerk und griffen mit dem Bajonett an. Das erklärt die Menge der Bajonettwunden, deren hier in einigen Stunden mehr fielen, als, glaube ich, im ganzen Deutsch-Französischen Kriege.

Die Türken sind überhaupt kein zu verachtender Gegner. Ich habe soeben fünf verbunden und kann daher bezeugen, daß es athletische Gestalten sind, an Körperbau und physischer Kraft den schlanken, feingebauten Kleinrussen weit überlegen. Auch einfaches Kanonenfutter sind die Türken nicht: sie wissen den Ernst der Lage zu würdigen. Ich habe nicht gesehen, daß einer der Gefangenen gelacht oder so munter sich geriert hätte, wie es die Züge französischer Kriegsgefangener in Deutschland taten. Nur wenige baten um Gnade und nur dann, wenn sie versprengt waren; die meisten ließen sich lieber niederstechen, ehe sie ihr Gewehr fortwarfen. Schritt für Schritt mußten daher unsre Soldaten mit ihrem Blute das schwierige Terrain dem tapfern

Feinde abgewinnen. Eine Batterie von vier Kruppschen Kanonen stand uns gegenüber. In den ersten Stunden gelang unsern Bataillonen, drei dieser Geschütze zu demontieren, aber eins hielt aus und feuerte unermüdlich auf die munter mit Gesang und ihrer Musik an der Spitze zur Donau hinabziehenden Regimenter. Erst um elf Uhr fiel der glückliche Schuß, der auch diesem letzten Belagerungsgeschütz ein Ende machte. Die größten Opfer hat das Minskische Regiment gebracht; viele seiner Offiziere sind geblieben und verwundet, aber auch von den hundertzwanzig Gardisten sind vierzig gefallen. Drei Werst waren sie den Hohlweg hinaufgestürmt, da fiel der Held, der sie führte, Oberst Oserow, ins Bein getroffen. Tapfer ertrug er die Schmerzen der ersten Untersuchung und des Verbandes und befindet sich jetzt ebenso wohl und gut in meinem Hospital, wie solches beim Zerschmettern der Knochen des Unterschenkels dank Listers Erfindung möglich ist. Die größte Zahl der Verwundeten wurde uns gegen Mittag zugeführt, als der Lärm der Kanonen schon verstummt war, und wir an den Rauchwolken bemerken konnten, daß unsre Soldaten die Höhe des steilen Ufers erreicht hatten. Soviel auch die Chirurgen des Hauptquartiers uns halfen — selbst der Leibarzt des Großfürsten Dr. Obermüller war herbeigeeilt — um diese Zeit konnten wir kaum der Arbeit Herr werden! Dank der doch immerhin geringen Zahl von Verwundeten wurden wir aber fertig. Um elf Uhr abends hatte ich den letzten Verband angelegt und mir und meinen Assistenzärzten nur einmal eine viertelstündige Pause gestattet.

Es regt immerhin die Nerven auch eines schon an Jahren reifen Chirurgen auf, fünfzehn Stunden lang zu amputieren, zu resezieren, zu ligieren und zu gipsen, daß trotz aller Ermüdung der Schlaf nicht kommen will. Wie dankbar aber war ich dem Spender eines Stückchens Brot und einer Kanne roten Weins, ehe ich im Donausand mich niederlegte und einschlief, allerdings von blutigen Gestalten und spritzenden Arterien selbst im Schlafe nicht verschont. Sie klagten und jammerten in meinen Träumen, bis wieder der Donner der Kanonen mich weckte. Ein türkischer Monitor war im Schutz der Nacht herangefahren, zu spät, um den Übergang der Truppen zu hindern, aber zeitig genug noch, um den eben begonnenen Brückenbau zu stören. Viel freilich konnte er uns nicht mehr schaden, denn nicht nur die Strandbatterien von Simnitza, sondern auch die mittlerweile hinübergegangene Artillerie nahm ihn aufs Korn, ins Kreuzfeuer, und das ist selbst einem eisengepanzerten Schiffe zu viel. Er fuhr zurück auf Nimmerwiedersehen, denn sofort wurde eine Kette von Torpedos gelegt, die ihn buchstäblich einsperrte. Mir war es recht, daß dieser Lärm mich geweckt hatte, denn es gab wieder neue Verbände. Noch spät abends hatte man in den Gebüschen einen Offizier gefunden, dem

die Kugel das Hüftgelenk eröffnet und zerbrochen hatte. Er mußte gelagert werden und wurde in einer amerikanischen Schwebe weiter transportiert. Auch noch andre Verwundete stellten sich ein. Die Hecken und Hohlwege, die drüben den Berg hinanziehen, hatten mehrern versprengten Türken versteckten Aufenthalt gewährt. Jetzt schossen sie aus dem Hinterhalt auf unsre am jenseitigen Ufer beschäftigten Soldaten. Im Glanz der Morgensonne lag wieder Sistowa vor uns, auf seinen Türmen aber saß der zweiköpfige Adler, und über den hohen Minaretts wehten Rußlands Farben! Ein Hurra! und Hutschwenken von jedem, der das sah, und ein Gruß an die Bataillone, die vorüber zogen. Dann fingen wir wieder an, die Kranken zu verbinden, und luden sie in die Wagen, die sie weiter, zunächst nach Piätra in das 53. Hospital, bringen sollten. Mitten in der Arbeit grüßte uns der Feldherr, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der zusammen mit seinem Generalstabschef schon früh morgens den Verbandplatz besuchte und mit der liebenswürdigen Art, mit der er die Soldaten anzufassen versteht, die Verwundeten tröstete und aufmunterte. Ein paar Stunden später erhielten wir noch einen höhern Besuch: der Kaiser selbst, von dem Thronfolger und Großfürst Wladimir begleitet, erschien mit seinem Stabe. Er hatte den Kampfplatz besichtigt und ließ sich jetzt zu jedem Verwundeten führen. An den Betten dreier, die acht und sogar mehr Schüsse erhalten hatten, verweilte er länger und ließ sich von ihnen den Gang des Gefechts und die Erlebnisse des einzelnen erzählen. Ein estnischer Soldat sagte in schlechtem Russisch: „Kaiserliche Majestät, zuerst habe ich einen Türken erstochen, dann kam aber ein andrer und erstach mich.“ Andre meldeten sich mit der Bitte, gleich zurück ins Regiment zu dürfen, ihre Wunde sei unbedeutend, und sie hätten noch nicht ihre Pflicht erfüllt. Zum Schluß sprach unser erhabener Monarch noch den um ihn sich sammelnden Chirurgen seine Zufriedenheit mit ihrer Arbeit aus und kehrte dann ins Hauptquartier zurück.

Schon am ersten Schlachttage waren die von mir herbeigeführten Wagen zum weitern Transport der Verwundeten benutzt worden. Jeder Schwerverwundete erhielt ein eignes Dreigespann und wurde so gut es ging auf Strohsäcken mittels Schienen und Binden gelagert. Das Anbinden der Kranken mit gebrochenen Gliedern an die Tragbahren und das Lagern auf Stroh hat sich beim Transport recht bewährt, so daß ich glaube, daß dieses Mal der erste Transport keiner Wunde geschadet hat. Bis Mittag hatten wir die Evakuierung vollendet, nur die am schwersten durch Brust und Leib Getroffenen blieben liegen. So lange hatte ich die Arbeit gut ertragen, nun konnte ich aber nicht leugnen, daß die echt menschlichen Gefühle von Hunger und Durst anfingen, mich in ein begreifliches Unbehagen zu versetzen. Da,

dank meinem Kollegen Korshenewski, der in ebensolcher Stimmung durch den Sand watete, entdeckten wir ein Marketenderzeichen: einen Besen und eine leere Flasche an einer Stange, und verdoppelten unsre Schritte, um dieses Restaurant zu erreichen. Richtig, es gab Wurst und Bier, ein köstliches Mahl, da wirklich österreichisches Bier vorlag, das der Jude aus Wien bis hierher durchgeschmuggelt hatte und nun zu einem Preise verkaufte, den man in Dorpat für Champagner zu bieten pflegt.

Auch andre Müdgewordene erreichten unser Lokal, so General Kossinski, in dessen Equipage ich einstieg, um mit ihm gleich zuerst zum 53. Hospital nach Piätra zu fahren. Meine Assistenten und die Schwestern folgten mit dem letzten Transport der Schwerverwundeten in der folgenden Nacht. Sie hatten ehrlich gearbeitet und waren aufs äußerste erschöpft, hatten doch selbst in der Nacht die Schwestern sich keine Ruhe gegönnt, sondern an den Betten der Kranken gekniet, hier ihnen den Strohsack geordnet, dort ein Kissen zurechtgeschoben, die Wunden mit Umschlägen von Karbolwasser gekühlt und den Durst der Verschmachtenden gestillt. Auf den Wagen erst, die sie zurückbrachten, schliefen sie ein, um mit dem frühen Morgen im Hospital wieder ihre aufopfernde Tätigkeit zu beginnen. Der Orden der Kreuzeserhöhung ist von der Großfürstin Helena während des Krimkrieges gestiftet worden und hat dort eine gesegnete Wirksamkeit gehabt, die ihn weit bei uns und im Auslande bekannt gemacht hat. Auf Wunsch der Großfürstin Katharina sind zweiunddreißig Schwestern den Hospitälern überwiesen worden, in denen ich die Behandlung der Verwundeten dirigiere. Im gegebenen Falle habe ich die Aufgabe, die Schwestern auf den Verbandplatz zu führen. Obgleich anfangs mein Vorschlag, sie hier zu verwenden, Widerspruch fand, hat die Tätigkeit, die stille, geräuschlose Art und kolossale Arbeitskraft der Frauen, jeden Zweifel an der Zweckmäßigkeit ihrer Mithilfe auf dem Schlachtfelde überwunden. Der Medizinalinspektor selbst und alle Kollegen, die mir das Geleit an den Wagen gaben, bestätigten das und versicherten mir, wie sehr sie alle die Schwestern bewundert hätten und voll Danks für ihre Leistungen wären. Dann führte in vollem Galopp das Viergespann des Generals uns in kaum anderthalb Stunden zu neuer Arbeit im Hospital zu Piätra. Das Gutsgebäude, seine Schuppen, Maishäuser und Stallungen sind hier in ein Hospital verwandelt. Außerdem sind noch fünfzig kirgisische Kibitken, Filzzelte für je acht Kranke, aufgeschlagen; eine Bretterhütte stellt den Operationssaal vor, und in den wenigen Paradezimmern ist die Offiziersabteilung untergebracht. Wie alle rumänischen Güter gehört auch dieses einem Deszendenten der griechischen Fanarioten, der in Wien oder Konstantinopel Hof hält, während sein Haushalter hier

für ihn wirtschaftet. Um das Herrenhaus liegen wohl hundert erbärmliche Hütten, deren eine Hälfte in die Erde gebaut ist, während die andre eine Veranda darstellt, in der sich während der Tageshitze die ganz nackten Kinder und halbnackten Frauen beschäftigen. Sie spinnen hier Wolle an der Spindel oder zerstampfen Mais, denn Maisbau und Schafzucht scheinen die einzigen Erwerbsmittel dieses Troglodytengeschlechts. In einer solchen Hütte, die aber zwei oberirdische Zimmerchen hat, bin ich zum Schrecken ihrer Bewohner einquartiert. Sie liegt dem Hospital gegenüber, ist von allen Seiten den Tag über offen und muß daher beständig von meinen beiden Dienern, zwei ehrlichen und ordentlichen, aber nicht gerade reinlichen Burschen, bewacht werden.

3. In Piätra.

Die folgenden Wochen brachte Bergmann meist im Hospital von Piätra zu, wo er, wie sein Assistent Miram und alle, die ihm dort begegnet sind, berichten, den ganzen Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit spielen ließ, auch gegenüber den vielen Besuchen durchreisender Generale, Medizinalinspektoren und andrer hochgestellten Männer, mit denen er vortrefflich umzugehen verstand. Tagsüber in angestrengter Arbeit, sammelte er am Abend die Ärzte um sich, um bei billigem rumänischem Landwein einige Stunden zu verplaudern. In später Nacht schrieb er dann noch Briefe in die Heimat oder Berichte für die Dorpater Zeitung. Sein eiserner Körper erlaubte ihm, auch nach den größten Strapazen am frühen Morgen wieder an die Arbeit zu gehen. Von dieser Gewohnheit wich er auch dann nicht ab, wenn er andre Hospitäler besuchte. So hielt er sich lange Zeit in dem von dem Dorpater Lokalkomitee der Gesellschaft zur Pflege verwundeter und kranker Krieger unterhaltenen Hospital in Simnitza auf, das unter Assistenz von Bergmanns ehemaligem Dorpater Schüler Dr. Arnold Schwartz Professor Georg v. Oettingen leitete. Eines Morgens um fünf, berichtet Schwartz, erschien in seinem Zelt Bergmann und weckte ihn mit den Worten: „Kommen Sie schnell heraus, Kollege, der gestern Amputierte blutet stark, und Ihre Dejouranten — es waren Studenten der Medizin — sind fest eingeschlafen!“ Der Verband wurde schnell entfernt, das blutende Gefäß unterbunden, und der Mann war gerettet.

Anfangs von den russischen Kollegen mit Mißtrauen betrachtet, erwarb Bergmann bald ihr Zutrauen und ihre Liebe, so daß sie, als Piätra nicht mehr sein ständiger Wirkungskreis war, sein Erscheinen jedesmal mit bedeutenden Weinspenden feierten. Sooft er unter ihnen weilte, benutzte er die Gelegenheit, für die Antisepsis und den Übergang zur Asepsis Propaganda zu machen, wurde aber von den

meisten, denen solche Dinge wie eine terra incognita erschienen, mit verständnislosem, wenn nicht mitleidigem Kopfschütteln ungläubig angehört. Er sprach dabei meist Russisch, wenn auch nicht richtig, so doch ziemlich fließend und frei.

Was Bergmann immer wieder hervorhob und laut betonte, berichtet Schwartz, war, daß es im Felde auf dem ersten besten offenen Verbandplatz unmöglich sei, alles so rein und steril zu erhalten, wie in einer geschlossenen Klinik. Man dürfe daher auch nicht mit Sonden und Zangen die Kugel in der frischen Wunde suchen, sondern müsse deren Ausstoßung oder operative Entfernung auf spätere Zeiten verschieben. Die Hauptsache war ihm: das verletzte Glied nach Reinigung der Wundumgebung durch einen passenden Verband in völlige Ruhe zu bringen. Solchen Ansichten widersprachen die russischen Militärärzte fast immer. Da schlug ihnen Bergmann vor, beim nächsten Verwundetentransport seine Vorschläge zu prüfen. Es sollten möglichst gleichartige Fälle ausgesucht werden, von denen eine Anzahl er nach seiner Methode verbinden, die gleiche Zahl die ungläubigen Militärärzte auf ihre Art versorgen wollten. Da die Schlachten von Eski-Sagra, Jeni-Sagra, Gorni-Dubnjak usw. Verwundete in erdrückender Menge brachten, konnte sehr bald die Probe aufs Exempel gemacht werden. Sechs ziemlich gleiche Fälle — Schüsse in die Extremitäten mit Verletzung der Knochen und Gelenke — wurden abgesondert: drei von ihnen verband Bergmann nach seiner neuen Methode, die drei andern die russischen Ärzte in ihrer altgewohnten Weise mit Sondieren und Kugelsuchen unter reichlicher Anwendung von Liquor ferri und Scharpie. Am andern Tage waren die Bergmannschen Patienten alle drei frisch und munter ohne Fieber, die drei andern aber hatten schon ihren Schüttelfrost gehabt, zeigten alle Erscheinungen der Pyämie und galten nach den bisherigen Erfahrungen im Feldlazarett für verloren, denn wer einmal der Pyämie verfallen war, dem war meist auch nicht durch nachträgliche Absetzung des Gliedes zu helfen. Die russischen Militärärzte schüttelten weise die Köpfe und sprachen von Zufälligkeiten; als aber einige Tage später der General Dragomirow mit einer ganz frischen Schußwunde im Kniegelenk in ihr Hospital geschafft wurde, schickten sie doch in höchster Eile nach Bergmann, der ihn auch sofort, ohne sich viel um die im Knie steckende Kugel zu kümmern, verband und die Freude hatte, ihn nach einigen Tagen im festen Gipsverbande in die Heimat schicken zu können. Der berühmte Feldherr, dem Bergmann das Leben gerettet hatte, und sein hilfreicher Arzt sind einander noch zuweilen in spätern Jahren, als Dragomirow Generalgouverneur von Kiew war, begegnet, und jedesmal flocht dieser in das Gespräch ein: „Erinnern Sie sich, Bergmann, damals, als Sie mich dem Tode entrissen?“ ...

Jener glänzende Erfolg — die Eingipsung von Schußverletzungen des Kniegelenks nach Umhüllung mit hoch aufgepacktem antiseptischem Verbandzeug — hat erst Bergmanns chirurgischen Ruf begründet. In ihr liegt der Kern der modernen kriegschirurgischen Hilfleistung, denn sie hat die brennende Frage entschieden: Soll man im Kriege die Gelenkverletzungen primär resezieren oder soll man exspektativ verfahren? Während die Knieschüsse bis dahin für eine absolut tödliche Verletzung galten, sind bei Anwendung des Bergmannschen Verfahrens nur sehr wenige letal verlaufen. Die Erfolge Volkmanns in der Friedenspraxis legten die Resektion der Gelenkverletzungen nahe, und hiernach hat unter andern Reyher auf dem kaukasischen Kriegsschauplatz gearbeitet, jedoch gelang ihm nicht, die Chirurgen auf seine Seite zu ziehen. Seine Veröffentlichung in den Volkmannschen „Vorträgen" war zurechtgestutzt: er hatte alle Fälle, die er nicht typisch nach Lister hatte behandeln können, ausgeschieden, das aber waren gerade die schlecht verlaufenen. Die Massenhaftigkeit der Verletzten machte es eben unmöglich, sie in der von Reyher verlangten Weise zu behandeln: die Zeit und die Ärzte standen dazu nicht zur Verfügung.

Während Bergmann auf dem Kriegsschauplatz eine ausgebreitete Tätigkeit voll großer Erfolge entwickelte, stellte seine Frau ihre in der Kranken- und Verwundetenpflege im Felde gewonnenen reichen Erfahrungen dem Dorpater Damenkomitee zur Verfügung, das sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Kriegslazarette mit allen erforderlichen Utensilien zu versorgen; sie tat aber noch mehr: sie begleitete selbst einen Transport von Liebesgaben in die Militärlazarette bis nach Piätra hin. Ihre Kinder überließ sie der Obhut ihrer Mutter, und, obwohl ihr Bruder, der Hauptmann v. Porbeck, sie warnte und ihr vorhielt, sie würde voraussichtlich erst dann eintreffen, wenn in militärischer Hinsicht ein Rückschlag eingetreten sei, reiste sie am 3. Juli aus Dorpat ab zu ihrem Manne. In St. Petersburg stellte Fräulein v. Rahden sie der Kaiserin vor, die sie mit wohltuender Freundlichkeit empfing, den Dorpater Zug, als man ihm Hindernisse in den Weg legte, als ihren, der Kaiserin, Extrazug befördern ließ, ihr überhaupt die Unterstützung aller ihrer Pläne zusagte und sie mit herzlichen Wünschen und dem gnädigen Befehl verabschiedete, sich bei der Rückkehr wieder bei ihr zu melden.

Der Reise hat es an Abenteuern nicht gefehlt, bis Frau v. Bergmann endlich eines Nachmittags in Piätra eintraf, und Mann und Frau einander hatten. Ihrer Gemeinschaft machte aber eine Panik ein schnelles Ende. Ein phantasiereicher Reisender hatte den aufwirbelnden Staub einer friedlich durch die Steppe trottenden Ochsenherde für den heranziehenden Feind gehalten, und sein alarmierendes Geschrei war, wie eine Lawine sich fortwälzend und alles mitreißend,

bis nach Piätra gedrungen. Die Ärzte, Schwestern, ein großer Teil der Bedienungsmannschaften waren nach der alten Regel „Ein langes Bein ist auch was wert" geflohen, und die Soldaten hatten beim Abzuge alles kurz und klein geschlagen, um nichts in die Hände der Türken fallen zu lassen. Die einzigen, die ihren Kopf nicht verloren, — wir folgen hier dem Berichte von Dr. Arnold Schwartz — waren Bergmann und ein alter verwundeter türkischer Major, der freilich nichts zu fürchten hatte. Seine Frau hatte Bergmann vorsichtigerweise in Begleitung eines Dorpater Studenten nach Alexandria fortgeschickt, das sie nach einer entsetzlichen Nacht und den quälendsten Aufregungen erreichten. Nach einem nochmaligen kurzen Zusammensein mit ihrem Manne in dem kleinen Nest trat sie über Bukarest die Rückreise nach Dorpat an. In Zarskoje Sselo empfing die Kaiserin sie wiederum mit gewohnter Huld und ließ sich, wie Frau v. Bergmann berichtet, Briefe ihres Mannes vom Kriegsschauplätz vorlesen, wobei die sehr ungenierten Urteile über die heillosen Zustände, die dort herrschten, nicht unterschlagen werden durften. Schöne Tage verlebte sie in der Familie der Großfürstin Katharina in dem herrlich gelegenen Oranienbaum.

Am Abend des 20. Juli war in Piätra wieder alles im gewohnten Geleise. In den folgenden Wochen besuchte Bergmann oft die benachbarten Hospitäler und war wiederholt Gast des Lazaretts in Sistowa, das Professor v. Wahl aus Dorpat leitete. Wieviel Humor Bergmann hatte, beweist seine Schilderung einer mit Wahl und Benewolenski unternommenen Fahrt, auf der ein geeigneter Ort für das Wahlsche Lazarett ermittelt werden sollte. Nach langem Suchen hatten sie in Sistowa ein paar leere türkische Häuser gefunden und ausgewählt. Darüber war es dunkel geworden, und es mußte an eine Unterkunft für die Nacht gedacht werden. Die Hotels und sonstigen Quartiere waren alle überfüllt, da erinnerte sich Wahl einer Empfehlung, die er an den Chef des Österreichischen Lloyds hatte, und sie beschlossen, ihn aufzusuchen. Nicht ohne Mühe fanden sie seine Wohnung und in einem großen Saal zwei Männer: der eine sah wie Viktor Emanuel aus, aber war stattlicher, der andre, Unauffälligere, war klein und stark und hatte einen kurzen Vollbart. Wahl beschloß, den Bescheidenern anzureden, erhielt aber auf seine Frage, ob er die Ehre habe, den Chef des Lloyds vor sich zu sehen, die nicht wenig überraschende Antwort: „Nein, ich bin König Karlos von Spanien. Dort mein Adjutant Herzog von Braganza!" Wie Bergmann hinzuzufügen nicht vergaß, wäre Wahl fast auf den Rücken gefallen. Es war in der Tat Don Karlos, der spanische Thronprätendent, der sich dort als Schlachtenbummler umhertrieb. Ein Nachtquartier fanden sie aber doch: in einer nicht ganz einwandfreien Herberge wurden zwei türkische Schönen

aus ihren Betten getrieben, in die sich die beiden würdigen Professoren legten, während Benewolenski die beiden Damen über die ihnen geraubte Nachtruhe hinwegtrösten mußte.

Anfang August wurde Bergmann mit seinen Assistenten nach Plewna berufen, wo er bald nach dem Gefechte bei Poradim eintraf. Dort wurden nun Vorbereitungen für die Unterbringung der beim nächsten Sturm zu erwartenden Verwundeten getroffen. Am 3. September kehrte er nach Simnitza zurück.

Über seine Erlebnisse vor Plewna berichten die an das „Dorpater Stadtblatt" gerichteten Briefe, die hier folgen mögen.

4. Bei Plewna. Vom 26. August bis zum 3. September 1877. Von Ernst v. Bergmann.

Wer von Bukarest ab die öden Steppenlandschaften mit ihrer ewigen Gleichmäßigkeit durchmessen hat und nun endlich vor sich die Donau rauschen hört und drüben das hohe Ufer des mächtigen Stroms sieht, der meint an der Grenze einer neuen Welt zu stehen. Es kommt ihm vor, als ob jenseits die Baumwipfel, die den Berg krönen, sich weiter ins Land hinein zum Wald sammeln, und der Gedanke, wieder einmal im grünen duftigen Wald zu weilen, nachdem Staub und Sonnenglut schutzlos die lange Strecke ihn gequält, schon dieser Gedanke labt den Wanderer und läßt ihn frohen Blicks das wirklich schöne Bild der Bergkuppen und Felsenspitzen mit den malerisch dazwischen auftauchenden Häusern, Minaretts und Kirchen von Sistowa genießen.

Aber da drüben — liegt das Land der Enttäuschungen! Langsam, mühsam, Schritt vor Schritt zieht die Fuhrenreihe den Berg hinan zur Hauptstraße des viel genannten Sistowa. Nur aus der Entfernung ist die Stadt schön: die einzelnen Häuser, die hier an einem Felsen zu kleben scheinen und dort tief unten längs der Donau sich hinziehen, sind recht elende Bauten, leicht, luftig, unschön und klein, und die Straßen, die sie verbinden, sind hier eng und winklig, dort breit und planlos, aber überall gleich schmutzig, uneben, von Löchern, Senkgruben und Gräben durchbrochen. Mit Mühe arbeitet sich das Gefährt über die Steine, die ein Pflaster bedeuten sollen, und rollt dann wieder zur Donau hinab, wo der Weg weiter nach Plewna, wenigstens in jetziger Jahreszeit, führt.

In den Donauländern ist der Begriff der Straße durchaus kein fester; nach einem Regen, der den steinharten Lehmboden in wenig Stunden in den zähesten fußtiefen Brei verwandelt, schlägt man ganz andre Routen ein, als in sonnigen Tagen. In den drei Monaten des Jahres, in denen die Donau aufhört eine Kette von Seen vorzustellen,

sondern wie andre Flüsse im vorgeschriebenen Bette fließt, fährt man über Flächen dahin, wo jüngst noch der Donaustör schwamm. In dem Maße, als der Strom zurücktritt, trocknet sein Grund rasch zu hartem Boden ein, über den man nun fortjagen kann, freilich dessen gewärtig, daß plötzlich vor einem ein Sumpf liegt, eine quillige Stelle, die man in werstweitem Bogen zu umfahren hat. Im Donaubett also fährt man von Sistowa weiter stromauf den Weg nach Nikopoli. Zur Zeit des Hochstandes liegt hier ein See oder richtiger ein Donaubusen, der wohl mehr als eine deutsche Meile ins Land hineingreift. Rechts liegt, von hohem Schilf eingefaßt, das Wasser dieses Busens; links steigt das Ufer steil und wohl zweihundert Fuß hinan, aber kahl, sonnenverbrannt, von dürrem grauem Steppengras bedeckt ist die Höhe; kein Strauch, kein Baum ist zu sehen; Wälder gibt es hier ebensowenig als in Rumänien, vielmehr macht das Land einen noch weit ödern Eindruck als dieses. Zwar wechseln hohe Bergrücken mit tiefen Mulden, hier und da fallen die Berge sogar steil zum Tal ab, aber überall dieselbe Unfruchtbarkeit: ausgedörrt alles, kahl und nackt, kein Laub- und Wiesenschmuck, höchstens in der Tiefe Schilf und hohes Riedgras und auf den Plateaus mächtige Disteln und zwischen ihnen eine niedere verkrüppelte Eiche.

Eins freilich muß man diesen Bergen danken, wonach in Rumänien vergeblich die lechzende Zunge verlangt: ein schönes, klares Quellwasser, das an verschiedenen Stellen den Bergen in kunstvoll angelegten Brunnen entlockt wird. Gleich dort, wo man scharf nach links in einen tiefen Taleinschnitt vom Wege nach Nikopoli abbiegt, liegt eine solche Fontäne, ein steinernes Gemäuer, sogar ganz wohlgefällig aufgebaut, mit einer Kuppel und Inschrift, einem Koranspruch geziert, und aus dem Schoß sprudelt der kristallhelle Born reich und unerschöpflich. Jeder Jünger Mohammeds erwirbt sich einen wärmern Sitz dort oben in Allahs Prunkgemächern, wenn er auf Erden einen Brunnen gestiftet und ihn dem durstigen Pilger auf dem Weg durchs Wüstental zugänglich gemacht hat. Hier hält alles, was die Straße daher zieht, und labt sich am frischen reinen Trunk. Einsam liegt diese Quelle an der Straße, denn man hat noch zwei starke Wegstunden durchs Tal zu fahren, ehe man Isaktschar, ein größeres Bulgarendorf, erreicht. Alle diese Wohnsitze des von uns zur Freiheit berufenen Volks sind in gleicher Weise angelegt. Ein Graben, so breit, daß wir selbst in der Jugendzeit nur mittels starken Anlaufs ihn überspringen könnten, und hinter ihm ein etwa vier Fuß hoher Wall rahmen das Gehöft ein. Irgendwo findet sich eine Einfahrt, von einer Pforte aus Korbgeflecht verschlossen.

Im Hofraum, dessen Gestalt sehr unregelmäßig ist, liegen die Wohnungen der Insassen. Sind es reichere Bauern, so bauen sie ihre

Hütten über der Erde, die ärmern aber graben sich in den Boden ein und decken ihr Kellerloch mit einem Lehmdach, das auf einzelnen Eichenästen ruht und zum Überfluß noch mit Maisstroh belegt wird. Neben den Wohnhäusern sieht man eine Reihe großer, mächtiger Körbe, Bauten nicht unähnlich: das sind die Stapelplätze für den Mais, während die andre Feldfrucht, die Gerste, in Schobern aufgeschichtet wird, die frei stehen und gegen den Regen durch einen Panzer von Schilf oder Maisstroh geschützt sind. Immer ist in der Mitte dieser Gebäude ein größerer hart gestampfter Raum im Hofe frei: die Tenne; auf ihr wurde jetzt überall gearbeitet. Das Geschäft des Dreschens übernehmen drei oder vier Pferde, deren Leitseil um einen Pfahl geschlungen ist, und die von der Frau des Hauses mit Peitschenschlägen im Kreise über das Getreide getrieben werden. Jauchzend nehmen an diesem „Pferdchenspiel" die jüngsten Kinder teil, falls sie nicht vorziehen, zu dem Rudel Hunde sich zu gesellen, das Tag wie Nacht die Familienburg hütet. Wer die Türkei nicht bereist hat, kann sich keine Vorstellung davon machen, wie sehr das edle Haustier, der Bruder des Bernhardiners und unsres Vorstehers, degenerieren kann. Schon die äußere Ähnlichkeit zeigt, daß er zur Wolfsnatur herabsinkt und tatsächlich dem wilden Treiben seines Vetters folgt. Überall, wo jetzt an den Etappenstraßen das gefallene Zugvieh liegt, sammeln sich nachts Scharen von vierzig und mehr Hunden, um ihren Hunger zu stillen; rudelweise laufen sie durch die Gassen des Dorfes, so daß ein jeder von uns schon in der Lage gewesen ist, nur mit Hilfe seines Revolvers sich den Durchgang zu erkämpfen. Diese schleichenden, hinterrücks uns überfallenden verhungerten, heulenden Bestien gehören zum Bilde eines Bulgarendorfes ebenso wie die Weiber und Kinder, die beständig in dem Vorbau ihrer Erdhütte sitzen, an der Spindel spinnen oder an der einfachsten Webevorrichtung von der Welt sich die Wollstoffe bereiten, die ihnen zur Kleidung dienen. Es ist vielfach eine Modifikation der kleinrussischen Tracht, die wir hier finden, nur mehr Stickerei an den Hemden und Röcken und eine Masse von Gürteln, die durch große runde Spangen aus glänzend poliertem Messing zusammengehalten werden; dazu kommt noch eine Reihe geschmacklosen Putzes: Perlschnüre in den Ohren, Ketten von Münzen und kunstlos gefaßten Steinen um den Hals, Armbänder aus Metallplatten. Mag sein, daß im Gebirge der Bulgare und seine Frau sich reicher kleiden als in der Ebene und jenseits des Balkans, dort wo man bei Kasanlyk durch Felder blühender Rosen fährt, sie in zweistöckigen Häusern leben. Das Stück Bulgarien, worüber heute unsre Kanonen herrschen, ist das ärmste und verkommenste des ganzen Landes: ein ausgebranntes und ausgesogenes Stück Steppe!

In den größern Dörfern fehlt es nicht an einer steinernen Kirche mit einem von vier niedrigen Säulen getragenen Vorbau an der einen Giebelseite, dem Eingang, im Stil einer kleinen wenig schönen Basilika. Auf dem Altar sieht man sogar silbernes Gerät und ein Ikonostas, einzelne schwarzgeräucherte Bilder. Die Kirche Bulgariens hat noch heute ein großes Vermögen, obgleich bis Anfang dieses Jahrzehnts der aus griechischen Fanarioten zusammengesetzte Klerus es gründlich in seine Taschen leitete. Der Bischof wetteiferte mit dem Pascha seines Bezirks in Wohlleben. Seit die Fanarioten gestürzt sind, und Bulgaren die Bischofssitze einnehmen, sollen Kirchen und Schulen einen Anlauf zum Bessern gemacht haben. Wenigstens gibt es Schulen: wir besuchten eine solche jetzt leerstehende und quartierten uns zu kurzer Siesta in ihr ein, um vor der glühenden Sonne geschützt zu sein, die auf die baumlose Gegend hinabbrannte.

Im Innern eines Bulgarenhauses scheuten wir uns noch Platz zu nehmen, obgleich ich jetzt schon seit vierzehn Tagen in einem solchen Hause bin und finde, daß jedes Erdloch, sei es noch so klein, mehr Schutz gegen Regen und Sturm gewährt, als mein ebenfalls recht kleines Offizierszelt. Man muß freilich manches europäische Vorurteil ablegen, ehe man in die Troglodytenhöhle kriecht. Aus zwei Abteilungen besteht sie: ein verdeckter Gang führt aus dem oberirdischen vorn offenen Vorbau ins erste Gelaß, aus dessen einer Ecke der Kamin aufwärts strebt; unter ihm brennt auf dem gleichmäßig hart gestampften Lehmboden das Feuer, an dem die ewige Maiskost hergestellt wird. An ein paar Stangen oder Stricken hängen die Arbeitsgeräte des Mannes, das Geschirr und Joch für die Büffel und Ochsen, sonst aber ist es wüst, leer und rauchig. Eine niedere Tür führt in das zweite Zimmer; in ihm ist längs der Wand ein breiter Vorsprung ausgegraben, der die Rolle eines Tisches, Betts und Diwans bei festlichen Gelegenheiten spielt. Ein paar Schilfmatten auf ihm sind das ganze Bettgerät. In der Ecke stehen zwei Kisten; sie enthalten die Kleider der Familie, und auf einem Brett längs der Wand stehen deren Kostbarkeiten: einige Branntweinflaschen, einige Gläser und bemalte Tassen, einige Tabakspfeifen und einige Paar Pantoffel, in die Sonntags die Füße des weiblichen Teils der Familie schlüpfen. Eins muß ich dem Staatsgemach lassen: es ist reinlich, stets frisch getüncht, denn die Hausfrau hält es für ihre Pflicht, allmonatlich mit einem Gemenge von Mist und Lehm die Ritzen zu verschmieren und mit einem Brei aus Kalk Decke und Wände zu tünchen, wobei ihr statt des bei unsern Mauern üblichen Pinsels ein Stück Schaffell Dienste tut.

Isaktschar hat außer den Dorfhäusern noch eine Schenke und zwar eine zweistöckige überirdische, in der man Brot und einen absolut unverdaulichen Käse erhalten kann. Für die „Befreier-Russen“ hatte

der Wirt sogar einen Kognak und eine Dose Sardinen bereit. Er unterhielt uns mit Schilderungen von der Ausplünderung der Tscherkessen im vorigen Jahre und von dem Glück, das er gehabt, seine Kehle durch eine Zahlung von fünfundsiebzig Halbimperialen damals befreien zu können. Gott habe ihm geholfen, auch diese Lösungssumme an den durchmarschierenden russischen Soldaten zu verdienen, und so segne er den Kaiser, die Generale und alle Soldaten! Bei der Ähnlichkeit des russischen und bulgarischen Idioms läßt sich eine anspruchslose Konversation schon zustande bringen.

Von Isaktschar ab geht der Weg bergan: für uns um so beschwerlicher, als gerade die letzten für Plewna bestimmten Belagerungsgeschütze, jedes mit achtzehn Ochsen bespannt, den Weg einnahmen; also langsam, neben und zwischen den Riesenkanonen hindurch — unsern furchtbaren Arbeitgebern — erreichten wir die Höhe des Köseg Bair. Eine weite Aussicht eröffnet sich hier: über einer Reihe von hohen in den verschiedensten Richtungen daherziehenden Erdwällen tauchen die Gipfel des Balkans auf. Das ganze Panorama des Gebirges, die blauen am Horizont sich scharf abhebenden Spitzen, Rücken, Grate und Pässe liegen dort in der Nebelferne vor dem Auge, und weit schweift es über die kulissenartig ineinander sich schiebenden Vorberge. Einst mag das Land schön gewesen sein: als es so war, wie die deutschen Kreuzfahrer es beschrieben haben, eine silva Bulgarica. Da mag es wohl an den Harz am meisten erinnert haben; ihm gleichen die Formen der Höhen, auch das Abstürzen der einzelnen Berge, wie z. B. des Kösеg Bair, auf dem wir standen. So steil, daß nur in Windungen ein Weg für die Kanonen und uns sich ihm hat abgewinnen lassen, fällt er in das Tal des Osmaflusses, das die Richtung unsres Weges rechtwinklig kreuzt. Das Flußbett ist mit Bäumen, freilich auch nur niedern, bestanden und windet sich durch ein wohl fünf Werst breites Tal. Im Frühling und nach Regengüssen überschwemmt es der jetzt bescheidene Fluß; tritt er in sein Bett zurück, so hinterläßt er überall Wasserreste, die wie kleine Teiche sich ausnehmen und der wahre Herd der Fiebermiasmen sind, an denen dieser Teil Bulgariens nicht minder reich als Rumänien ist. Es war interessant, den Mühen zuzusehen, die das Herablassen der schweren Geschütze vom Berge machte. Mit Stricken und Winden aller Arten und Größen waren hier wohl gegen hundertfünfzig Soldaten beschäftigt. Nicht allein die Kanone fordert diese Bedienung: ihr ganzes Gefolge, die schwere gußeiserne Lafette, das Gerüst, auf dem sie stehen soll, heischen gleiche Anstrengungen. So erklärt es sich, daß mehr als zehn Reisearbeitstage von Simniza erforderlich sind, ehe diese Riesen da stehen können, von wo aus sie ihre mörderischen Ladungen in die türkischen Reihen schicken.

Längs des Osmaflusses führt unser Weg zu einer Brücke, deren Schönheit ich erst am andern Tage bewundern konnte, weil mittlerweile plötzlich, wie sie das hier tut, die Nacht über uns kam, so daß nur die großen Laternen an der Brücke wie zwei ferne Sterne uns die Richtung der Fahrt angaben. Ein Kosakenposten an der Brücke gab uns dann einen Führer an das andre Osmaufer ins Dorf Bulgareni, das nächste Ziel unsrer Fahrt. „Hier ist Bulgareni, Exzellenz“, sagte der Kosak und sprengte davon, wir aber standen inmitten der tiefsten Finsternis und entdeckten weder Licht noch irgendeine Spur menschlicher Wohnungen, so daß uns nichts übrig blieb, als eine Laterne anzuzünden und die Menschen zu suchen. Kaum aber flammte das Licht, so zeigte uns wütendes Hundegebell an, daß wir wirklich in der Mitte der bulgarischen Familienburgen standen. Eine Revolversalve auf die Hundeschar weckte ihre Herren und führte uns endlich vor die zwei einander gegenüber liegenden ziemlich großen Dorfschenken, in denen Raum zum Nachtquartier sich finden ließ. Der Marschorder nach sollte ich hier weitere Befehle finden, allein der Herr Major, der sie in der Tat zur Besorgung anvertraut bekommen, war in schlechter Stimmung gewesen, hatte sich vier Stunden in bezeichneter Kneipe aufgehalten und war dann fortgefahren, ohne seine Papiere bei dem Kommandanten des Orts abzugeben. Es hat ihm dieses Versehen später einige Unannehmlichkeiten bereitet; mir wurde es gleich unangenehm fühlbar, denn, als der Kommandant erklärte, für mich nichts Schriftliches erhalten zu haben, blieb mir nichts übrig, als mit dem ersten Morgengrauen die dreißig Werst nach Gorni-Studen zu reiten, um dort mir meine Order selbst zu holen. Zwei begleitende Kosaken erhält man stets zu solchen Expeditionen, und mit fröhlichem Zuruf an die Rosse geht es in die frische Morgenluft hinaus. Rasch war Gorni-Studen erreicht, und zeitig ich wieder bei meiner Kolonne mit vollgültigen Befehlen und Weisungen. Noch eine Nacht beherbergte uns Bulgareni, dann ging es zur Brücke zurück und auf der „Chaussee“, wie die Marschroute sagte, weiter.

Die Brücke über den Osmafluß könnte viel erzählen: sie hat den furchtbaren Fluten der Völkerwanderung stille gehalten und steht noch genau so, wie sie Kaiser Trajan erbaut haben soll, zur Zeit jener Kolonisierungsversuche, die noch im heutigen Rumänien italienische Züge erhalten haben. Solche Brücken, die steil auf- und ebenso steil abwärts führen und auf einem großen Mittelbogen und zwei kleinen seitlichen Arkaden ruhen, sieht man nur noch in Italien. Diese hier ist längst vergessen; wer ist auch aus dem gebildeten Europa von Plewna je nach Bjela gereist? Betrat je ein abendländischer Forscher diese Gegenden, so pflegte er sie immer nur in der Richtung zum Balkan zu durchwandern. Die Strecke von Widdin nach Rustschuk fährt man

weit angenehmer auf dem Donaudampfer. So steht die Brücke unbesehen und unbewundert, ja selbst die neue türkische Chaussee von Sofia nach Rustschuk hat sie zur Seite gelassen. Die Chaussee ist noch sehr neu, denn zum Bau der Brücken, deren sie bedarf, ist es noch nicht gekommen, und die Steine, mit denen man sie überschüttet, sind weder zerhackt noch gehörig eingefahren worden. Es ist daher eine solche Tortur, auf ihr zu fahren, daß man lieber feldein sich wendet und Wiesen und Feldern den Weg abgewinnt.

Lange hatten wir nicht auf der Chaussee zu fahren, immer dem Feldtelegraphen nach, so erreichten wir das Hauptquartier der Armee, die vor Plewna liegt. Zwei Nächte vorher hatten die Türken Plewna verlassen, ohne daß es von unsern Vorposten bemerkt worden war. Anderthalb Werst vor unsern Batterien hatten sie geruht, und, als die Morgennebel sich hoben, wurden unsre Soldaten durch das gewaltige Allah il Allah geweckt, dem gleich das Knattern des Kleingewehrfeuers folgte. So unvermutet, so überraschend und so stürmisch war der Angriff, daß unsre Truppen in der ersten Reihe der Laufgräben sich nicht sammeln konnten, sondern erst im zweiten Logement Platz nahmen und nun unter wirksamer Unterstützung der Artillerie die ungebetenen Gäste fortzujagen suchten. Keine kleine Mühe! Der Kampf tobte hin und her, daß es fast Mittag wurde, ehe die Türken zurückgeworfen waren, und unsre Truppen sie noch über die frühere erste Grabenreihe hinwegjagten. Wir hatten den energischen Angriff zurückgewiesen und im ganzen nur wenig Verluste. Der Verbandplatz der 16. Division in Poradim empfing kaum fünfhundert Verwundete: eine Arbeit, die uns im Verhältnis klein dünkte und in der Tat klein war gegen das, was uns weiter erwarten sollte.

Gegen Poradim war der konzentrische Sturm des Feuers gerichtet gewesen, allein schon in Sgalinici, dem Dorfe hinter der Poradim schützenden Anhöhe, hatte der Kampf sein Ende genommen. Ich war nicht wenig verstimmt, bei meiner Ankunft diesen Beginn der Gefechte durch die Nonchalance des Majors versäumt zu haben, doch gab es gleich anderweitige Arbeit: die Menge der Meldungen und die Unterbringung meines Fuhrparks.

Das bunte militärische Bild eines Hauptquartiers nimmt alle Soldatenaugen immer aufs Neue gefangen, also erst recht die eines Mannes, der des Kaisers Rock nur für kurze Zeit trägt. Da jagen die Ordonnanzen hin; dort zieht mit klingendem Spiel ein Regiment auf; hier sprengt eine goldprangende Kavalkade: General Sotow, der die Revue abgenommen und sich zur Rekognoszierung anschickt; Kanonen rasseln in endloser Reihe vorüber; Munitionskarren folgen und hinterher ein Zug Kosaken vom Kuban in ihren zottigen, weiten, mächtigen Mänteln, die Lanze hoch in der Hand. Wie wild sehen sie

aus, ergraute Krieger, die die Schaschka schon in der Knabenhand geschwungen haben, Krieger guten Rufs, hat doch eine ganze Eskadron sich von den aufständigen Polen, die sie umzingelt hatten, niedermachen lassen, ohne daß auch nur ein einziger um Pardon gebeten hätte. „Sie geben freilich auch keinen", sagte mir der Ulanenoberst, der mich zu seinem Wachtfeuer eingeladen hatte und mir von den Schwierigkeiten der Situation erzählte. Der Samowar brodelte, und mein Denschtschik hatte den jüdischen Marketender gefunden, der „echt berlinische Salami" zu drei Rubeln das Pfund und „deutschen Schweizerkäse" noch viel teurer verkaufte. Brot hatten wir mit, das Mahl war fertig und das Nachtlager auch; das war eben das weite Feld, der Hang eines Kurgans, eines jener uralten Grabhügel, die hier in der Steppe wie im Gebirge die einzigen Zeugen ehemaliger Szythensitze sind. Wenn man müde ist, schläft sich's ganz gut unter den Sternen. Das Kleid des Soldaten ist so praktisch eingerichtet für solch außergewöhnliches Bett — ein Stück gewebten Stoffs an Stelle von Matratze, Pfühl und Laken, die Ledertasche unter den Kopf und der Mantel drüber. Wenn gerade kein Regen, Wind und Nebel mitwirkt, so begreift man nicht, wozu daheim die große Sorge ums weiche Lager.

Das einzige Haus, an dem ein Anflug europäischer Konstruktion zu entdecken ist, und das für gewöhnlich der türkische Effendi bewohnt, dem Poradim gehört, ist für den Fürsten Karl von Rumänien und seinen Stab eingerichtet. In einer Hütte nebenbei, deren einziger Vorzug ein paar schattige Wallnußbäume vor dem Flur sind, haust sein Stabschef General Sotow, und, alles was sonst noch die Armee lenkt, quartiert sich dazwischen in Zelten und Erdhütten ein.

So sind die Bulgarenhöfe hier wirkliche Soldatenburgen geworden, jede mit einer Fahne, die anzeigt, daß hier die Intendantur und dort der Feldtelegraph steht, geschmückt. Zu dem Zeichen, das den Kommandanten ankündigt, lenkte ich nach dem Frühtee meine Schritte. Die Kunst meines Burschen hatte der Uniform und den mächtigen Reiterstiefeln mit den einfachsten Mitteln ihren vorschriftsmäßigen Glanz gegeben.

General Sotow hat ein einnehmendes intelligentes Gesicht und ein verbindlich liebenswürdiges Wesen; er lud mich sofort zu einer Beratung über die Verbandplätze ein, der auch der Korpsarzt des 4. Korps, dem ich zukommandiert war, und der Armeechirurg Dr. Kade beiwohnten. Er schickte uns einen mit der Örtlichkeit vertrauten Generalstabsobersten, und wir nahmen nun vor der Riesenkarte Platz, die mit Gefahr ihres Lebens unsre Topographen während der letzten Wochen zustande gebracht hatten. Hier ist jede Steigung des Bodens von nur wenig Fuß genau angegeben, ist sie doch dem Feldherrn, der Deckung für seine Soldaten sucht, so überaus wichtig. Hier ist aber auch jeder

Brunnen in bezug auf die Menge und selbst auf die Güte seines Wassers skizziert. An den Wassern, die von Plewna abwärts fließen, darf kein Verbandplatz eingerichtet werden, denn in tiefe Bäche und Flüsse haben die Türken unsre unbeerdigten Toten geworfen, damit sie dergestalt ihren überlebenden Kameraden verderblich würden.

Unsre wütendsten Feinde, mächtige türkische Batterien, gespickt mit den Kanonen von Nisch und Widdin, stehen in Griwiza und Radischewo. Griwiza geht uns vom 4. Armeekorps nichts an; hier sollen das 9. Korps und die Rumänen Arbeit finden; wir werden nach links abschwenken, und die beiden Divisionen unsres Korps sollen zu Anfang der Schlacht beim Dorfe Bogot nahe der Straße von Lowtscha nach Plewna Aufstellung nehmen. Sie müssen indes rasch avancieren, so daß wir zeitig unsern Verbandplatz im türkischen Dörfchen Tutscheniza aufschlagen können. Das war der Plan, dessen Verwirklichung wir nun jeden Augenblick erwarteten; so wenigstens sagte mir der Kommandierende Fürst Karl selbst, der mich mit zwangloser Freundlichkeit empfing und als alten Bekannten anredete. Die Fürstin, eine geborene Prinzessin Wied, hätte ihm von mir schon aus der Zeit des Deutsch-Französischen Krieges erzählt und sich gefreut, daß ich in Bukarest ihr meine Aufwartung gemacht.

So war denn alles vorbereitet und wohl geordnet — ein kurzer Befehl, drei Worte nur inhaltschwer — und unsre ganze medizinische Hilfsmaschine wickelte sich in vorgeschriebener Ordnung ab. Aber es währte fast fünf Tage, ehe die Order kam, und das Biwakleben wurde recht eintönig: den Tee trank man morgens beim Korpsarzt, begab sich dann zum Major vom Fuhrpark, dessen Feldwebel einen eignen kleinen Handel mit Sardinenbüchsen und saurem Rotwein betrieb; mittags versuchte man in der Küche des Divisionslazaretts etwas zu bekommen, und abends traktierte uns der Divisionspope mit echtem Moskauer Tee; dann ging man brummend umher, bis man ein Bund Stroh gefunden hatte, in das man zur Nachtruhe hineinkroch, oder wanderte weiter ans Biwakfeuer einer Offiziersschar, um auf der Mutter Erde seinen Leib zu betten. Dazwischen mußten die Verbandkasten und Instrumentenkisten neu gepackt werden, oder man marschierte zu diesem oder jenem Arzt, um das eine oder andre zu besprechen. Ein Gang auf die nächsten großen Batterien in Sgalewiza war sehr interessant: in ihnen ist ein Observationsgerüst erbaut; erklettert man es, so sieht man die Moscheen von Plewna und weiter die vier kolossalen Redouten von Griwiza, die sich genau so ausnehmen wie eins der detachierten Forts von Rustschuk, hoch ragend und vom Fuß des Berges an terrassenförmig mit Kanonen besetzt. Deutlich erkennt man mit dem Tubus die Fahne: den Halbmond mit den Sternen, dann nach links, viel höher als das im Talkessel gelegene Plewna,

bemerkt man das befestigte Lager der Türken mit seinen Doppelwällen genau wie eine große von Lünetten und Schanzen aller Art umringte Festung, und wieder tiefer als dieses, auf der zunächst nach vorn gelegenen Hügelreihe, erheben sich die Batterien von Radischewo, gegen die unser Korps zu operieren haben wird.

Am 22. und 23., namentlich am ersten dieser Tage, hörten wir deutlich mächtigen Kanonendonner: es war Lowtscha, das angegriffen und genommen wurde; ja selbst einige Verwundete erhielten wir von dort, so einen Kosaken, der, obgleich durchs Bein geschossen, doch nicht vom Pferd gestiegen war, sondern in der Meinung, es seien in Lowtscha keine Ärzte mehr, seine Knute schwang und die fünfunddreißig Werst nach Poradim ritt. Er brachte uns die Siegesnachricht, denn beim Verfolgen der von Lowtscha flüchtigen Feinde war er getroffen worden.

In der Nacht wurden wir alarmiert. Unsre Sanitätsmannschaft mit den „Lineiken", den gedeckten Wagen für den Transport der Verwundeten vom Schlachtfelde zum Verbandplatz, sollte auf die Chaussee nach Lowtscha. Wir hofften auf die von Lowtscha Fliehenden, leider zu spät. Sie hatten das schützende Weichbild von Plewna bereits gewonnen.

Lowtscha mußte gesäubert werden, ehe unser erstes Korps den gefährlichen Weg gegen Radischewo gehen konnte, sonst hätten ja die Lowtschaer Truppen uns in den ungeschützten Rücken fallen können, ja noch mehr, unsre Abteilungen von dort her, General Skobelew und Fürst Imeretinski, mußten unserm linken Flügel zu Hilfe kommen, sollten dessen Operationen die gewünschte Wirksamkeit haben. Den so sehr ermüdeten Truppen dieser Abteilungen mußte Ruhe gegeben werden, ehe sie herbeirückten, und deshalb wurde der Angriff von Tag zu Tag verschoben. Am 25., es war eben Abend geworden, und die Frage, ob jene strohbeladene Intendanturfuhre oder das Maisfeld nebenbei mein Lager werden sollte, nahm mich eben ganz und gar gefangen, da sah ich den Korpsarzt heransprengen, mir schon von weitem winkend: „Vorwärts, es ist Zeit!"

In einer Viertelstunde war unsre fast zwei Werst lange Kolonne auf dem Marsch. Reiter mit Laternen voraus und zur Seite geleiteten uns, bis wir endlich an einem Flüßchen hielten und Aufstellung nahmen. In der Morgenfrühe sollte es noch weiter vorgehen. Das laute Gebrüll der Kanonen läutete den 26. August ein; von allen Batterien ertönten die Salutschüsse zum Krönungstage! Zischend kam der türkische Protest herüber geflogen, und er flog nicht schlecht! Wenige Minuten darauf hatte ich einem armen Kanonier bereits beide Beine, die ihm die feindliche Granate zerrissen hatte, abzunehmen.

Die Operationen folgten einander ohne Aufhören. Den 26. und 27. blieben wir auf diesem improvisierten Platze stehen. Es gab

entsetzliche Verletzungen, die furchtbarsten, die ich in meinem Leben je gesehen habe. Nicht allein dieses Zerfetzen und Zerfleischen der Körperteile zeichnet die Granate aus, sondern die tiefe, allgemeine Erschütterung, der dabei der ganze Organismus des Verwundeten erliegt! Wie ein Lebloser liegt der von einer Granate Getroffene da, mit eiskaltem Schweiß bedeckt; kaum fühlbar ist der Puls; unempfindlich scheint die Wunde, aber das glänzende Auge des Unglücklichen rollt angstvoll und unstät in seiner Höhle, ein Zeugnis der furchtbaren Qualen, die er erleidet; oft tritt in diesem Zustande der Tod ein, ohne daß die Größe der Wunde oder die Masse des verlorenen Bluts den raschen Verfall der Kräfte erklären könnten. Und wieder in andern Fällen will das Leben nicht fliehen, obgleich der halbe Brustkorb fortgerissen ist, und das zuckende Herz offen zu Tage liegt. Die Zahl der also Verstümmelten war nicht groß, nicht mehr als zwanzig am Tage, denn die meisten hatte das entsetzliche Geschoß doch sofort getötet; so unter andern den Erbauer und Kommandierenden der Batterie, dem die erste hereinfliegende Bombe den Kopf vom Rumpfe riß.

Am 28. rückten wir weiter vor — es fielen keine Granaten mehr — nach Tutscheniza; wir konnten unsern vorausbestimmten Standort beziehen und dort unsre Zelte aufschlagen. Das Dorf ist von Türken bewohnt, die sich in ihren häuslichen Arrangements und, wie es scheint, auch übrigen Lebensgewohnheiten nicht viel von den Bulgaren unterscheiden. Man hatte sie unangefochten an Ort und Stelle gelassen, und sie waren gehorsam und erfüllten unsre Aufträge, schafften Eier und selbst Hühner und stellten die ihnen vorgeschriebene Zahl von Fuhren zum Transport der Verwundeten. Noch einmal schlug eine Granate ins Dörflein vor unsern Augen, dann nicht mehr. Die Batterien von Radischewo müssen andre Ziele gefunden haben, denn sie ganz zum Schweigen zu bringen oder gar in unsre Hände zu bekommen ist uns leider nicht gelungen.

Die Soldaten, die die Bedienung eines Feldlazaretts bilden, haben ein außerordentliches Geschick, rasch die Zelte aufzuschlagen und die ganze Einrichtung des fliegenden Hospitals in Ordnung zu bringen. Nicht zwei Stunden währte es, so stand der Operationstisch, wo gehörig, waren die Kisten für die Instrumente aufgestellt, und es beschäftigten sich wohl zwanzig und mehr Personen mit dem Einreiben der Gipsbinden, so daß alles fix und fertig zum Empfang der armen blutenden Gäste war, die wir so sicher erwarteten.

Am 29. näherten sich die Truppen Imeretinskis unsrer Flanke. Ein Bote des Generals war an mich abgesandt, mit der Bitte, ihm rasch einen meiner tüchtigen Chirurgen zu schicken, seine Division leide Mangel an solchen, da er sie in Lowtscha hätte zurücklassen müssen.

Ich bestimmte einen meiner Assistenten Dr. Miram dazu, der nicht wenig Arbeit dadurch gewann, da er die ganze chirurgische Tätigkeit auf dem Verbandplatz der 2. Division zugeteilt bekam. Noch kann ich die Zahl der an beiden Verbandplätzen unterbundenen Gefäße nicht schätzen, eine Leistung, die der Fachmann am höchsten unter denen seiner blutigen Arbeit anzuschlagen pflegt.

Furchtbar war die Kanonade in der Nacht vor dem 30.: ein Krachen und Donnern, dazwischen ein Prasseln, wie wenn einer ganzen Stadt auf einmal sämtliche Fensterscheiben eingeschlagen würden, und dann wieder ein Zischen, als ob eine Dampfspritze eine brennende Ölmühle löschen will, ließen mich trotz nun viertägiger Gewohnheit auch nicht zu einer kurzen Nachtruhe kommen, und, als endlich gegen Morgen der Schlaf anrückte, wurde er rasch mit dem Tageslicht durch das Fortissimo dieses Höllenkonzerts verscheucht. Um elf Uhr aber plötzlich verstummte das Lärmen. Wir kannten den Korpsbefehl: noch einmal um ein Uhr sollten alle Schlünde unsrer Batterien sich auftun und noch mehr Verderben speien, um wieder plötzlich um drei Uhr zu schweigen, damit nun an allen Punkten der Infanteriesturm losgehen möge.

Also um elf Uhr glaubten wir Ruhe zu haben, überzeugten uns, daß wir noch nicht taub geworden waren, und bestellten den allezeit wärmenden Tee, zumal ein feiner Regen uns zu durchnässen begann. Da auf einmal eine Salve und noch eine von Flintenschüssen und nun ein ununterbrochenes Knittern und Knattern genau wie das Klappern eines Räderwerks in irgendeiner Eisenfabrik oder ähnlich dem Rasseln, das ein paar hundert Wagen beim Fahren über ein holpriges Pflaster hervorbringen, so schallte es zu uns hinüber, das furchtbare Schnellfeuer längs der ganzen, wohl fünfzehn Werst langen Linie. Das ist kein Schießen, ein Sieben ist's, ein Überschütten mit Kugeln, wie es jetzt die moderne Kriegskunst übt. Und fünf volle Stunden ohne eine Sekunde Unterbrechung dauerte das fort. Offenbar waren die Türken unserm Angriff zuvorgekommen und hatten dadurch uns so früh schon herausgelockt. Kaltblütig sind unsre Truppen durch dieses furchtbare Feuer gegangen; es hat sie nicht wankend gemacht, daß gerade die Regimentskommandeure die ersten Opfer der türkischen Schüsse waren! Das Erdreich war durch den Regen aufgeweicht und schlüpfrig: sie gingen ruhig weiter und trieben mit dem Bajonett die Türken aus ihrem ersten Logement, wo sie sich nun selbst einsiedelten!

Allein furchtbar — nicht dezimiert — mehr als zur Hälfte gelichtet waren ihre Reihen, und doch mußte das mit solchen Opfern, mit solchem Heldenmut Genommene wieder aufgegeben werden.

Die türkische reitende Artillerie, die von der Seite her in die Laufgräben Kartätschen von der Größe gewöhnlicher Pistolenkugeln schoß, scheint hauptsächlich zum Aufgeben der Logements gezwungen zu haben.

Unsre Soldaten mußten schon am 30. und erst recht am 31. zurück und hatten fortan alle Hände voll mit dem Schutz ihrer Ausgangsstellung zu tun. Bis an die Chaussee, die von Plewna nach Sofia führt, war Skobelew vorgedrungen, ja der Verbandplatz der 2. Division war schon über die Chaussee Lowtscha-Plewna vorgeschoben, als in sechs furchtbaren Sturmangriffen, zuletzt am 2. September, die Türken unsern linken Flügel wieder auf die Linie Bogot-Tutscheniza zurückdrängten. Schritt für Schritt wichen die Regimenter in voller Ordnung zurück! Ja in Tutscheniza zogen sie sogar am Morgen des 3. mit voller Musik ein.

Vom 30. August bis 3. September haben wir schwere, harte, harte Arbeitstage gehabt. Nicht die einzelnen Operationen, wenn es auch vierundzwanzig Amputationen am Tage waren, machen am Abend so müde und abgespannt: die Untersuchung der Verwundeten ist es, die trotzdem nur eine flüchtige sein kann, aber sofort bestimmen muß, ob ein Glied erhalten werden kann oder zu opfern ist, ob ein großes Gefäß verletzt oder ein Knochen gebrochen ist: das gibt am Tagesschlusse eine geistige Lähmung, die so tief ist, daß sie selbst dem Schlaf nicht Raum geben will. Indessen ist auch keine Zeit zum Schlaf: die Arbeit dauert auch nachts fort. Am 30. machten wir erst gegen Morgen eine mehrstündige Pause, um nach einer kurzen Ruhe die Arbeit wieder anzufangen. Nicht ruhig wie im klinischen Auditorium, wo jeder Zuschauer den Atem anhält, wenn das Amputationsmesser tätig ist, sondern umgeben von Achzenden, Stöhnenden, Jammernden und furchtbar Schreienden muß man seine Arbeit tun. Hier flucht ein Leichtverwundeter, dort betet ein Sterbender, hier erfrischt die Schwester die Lippen des Röchelnden, dort singt der Priester dem blassen blutenden Manne die Litanei der letzten Ölung und zwischen allem der Operationstisch! Welch ein Segen, welch ein Geschenk hat der Menschheit doch das Chloroform gebracht! Denn von allen, die da leiden, liegt der Operierte am ruhigsten da, schläft rasch ein und ruhig und lange noch nach der Operation weiter. Wir haben das Chloroform nicht gespart: nach einer ungefähren Schätzung haben wir in den Tagen weit über ein halbes Pud verbraucht. Aber ich habe durchführen können, daß nicht bloß bei den größern Operationen, sondern auch beim Ausziehen der Kugel, ja sogar beim Anlegen schmerzhafter Verbände an gebrochenen Gliedern regelmäßig Chloroform gegeben wurde. Nicht vergeblich sind mir die roten Käppchen gestrickt worden: sie haben alle gleichzeitig überreiche Anwendung gefunden, und ein Chloroformunglück haben wir nicht zu verzeichnen gehabt. Neben unserm Operationstisch habe ich drei besondre Einrichtungen zum Eingipsen der zerschossenen Extremitäten aus Kisten und Kasten aufgebaut, jede unter der Direktion eines eignen Arztes nebst Assistenten aus der Zahl unsrer Schwestern der Kreuzeserhöhung. An dem

einen Platz wurden die Oberarme, am andern die Knie und am dritten die Oberschenkel eingegipst. Vom Operationstisch aus, an dem mir die Studenten halfen, konnte ich alle drei Werkstätten im Auge behalten und an den von Operationen freien Momenten selbst zugreifen. Diese Ordnung der Arbeit hat uns in den Stand gesetzt, am 30. und 31. dreitausendvierhundert Verwundeten die wichtigsten ersten Hilfsleistungen angedeihen zu lassen. Ich habe seitdem manchen von mir „Gegipsten“ wiedergesehen und die Freude gehabt, an ihm zu erfahren, daß die Arbeit nicht vergeblich gewesen ist.

Soviel auch unser Sanitätswesen im Kriege eben zu wünschen übrig läßt, namentlich hinsichtlich der großen Überfüllung unsrer Kriegshospitäler, hinsichtlich der Jämmerlichkeit unsres Evakuationssystems und hinsichtlich der nicht ausführbaren Trennung von internen Kranken und Schwerverwundeten aus Mangel an Raum, so zeichnet es sich doch durch die erste Sorge für die Verwundeten auf den Verbandplätzen entschieden vor frühern Zeiten aus. Wie viele Tage vergingen, ehe auch nur die erste und dürftigste Hilfe den Verwundeten bei Königgrätz gewährt wurde! Während ich guten Gewissens sagen kann, daß es Ausnahmefälle sind, in denen von den Verbandplätzen unsrer Armee Knochenbrüche ohne genügenden festen Verband kommen.

In diesen Einrichtungen hat die letzte Zeit und haben die letzten Reformen im Militärmedizinalwesen entschieden Bedeutendes geleistet; möchte es ihnen in Zukunft gelingen, mit dem Krebsschaden unsres Lazarettwesens, der Zweiteilung in einen wirtschaftlichen nur den Offizier-Inspektor angehenden und einen ärztlichen nur vom Oberarzt abhängigen, fertig zu werden, dann werden Zustände sich nicht wiederholen, wie sie eben in Sistowa, Simniza, Frateschti leider Gottes herrschen und herrschen werden.

Ein Hauptverbandplatz hat nicht nur Operatives und Desmurgisches zu leisten: nicht mindere Arbeit macht das Placieren der Kranken. Nur über fünf Zelte verfügt er, wozu diesmal noch zwei der Brüder Ryschow kamen und einige Improvisationen aus Wachstuch, Eichenzweigen und Maiskraut, rasch von uns verfertigt. In sieben Zelten bringt man dreitausendvierhundert Verwundete nicht unter.

Für die Leichtverwundeten mußte ein Biwak konstruiert werden. Unter Führung des Feldgendarmen gehen unsre Soldaten ins Gerstenfeld und schaffen das nötige Lagerstroh. Dann muß für die Küche gesorgt werden; das Schlachtvieh, den Kohl zur Bouillon und das Brot hat die Intendantur gestellt, nur der Herd muß ausgegraben und die Kessel aufgestellt werden. Riesige Teemaschinen dampfen, damit den ankommenden frierenden Patienten gleich ein warmer Trunk gespendet werden kann, zu dem ein Dutzend Dorpater Rumflaschen, auch eine Spende des Damenkomitees, Zusatztropfen geben — freilich,

die Tropfen sind bald ausgegangen, und da haben ein Faß Spiritus mit etwas Likör versetzt und noch zwei andre kleine Fäßchen mit Portwein (Geschenke der Großfürstin Katharina an unsre Pflegeschwestern) herhalten müssen. Den ganzen Tag muß gekocht und gefüttert werden, denn die Eßgeschirre des Lazaretts sind nur für einen Krankenstand, der nach Hunderten zählt, nicht aber nach Tausenden, berechnet.

Sowie die ersten Verwundeten von den Wagen des Hospitals herbeigeführt werden, sprengen Gendarmen aus, um Fuhren aus der Umgegend zu requirieren. Mehrere hundert Wagen vom Armeetrain hatten wir schon mitgebracht, sie wurden zuerst mit Verwundeten beladen; dann kamen langsam die Ochsenwagen aus den Dörfern an. Wie glücklich war es, daß wir Decken mit hatten, und Ryschow ebenfalls mit ihnen aushelfen konnte, denn von den Verwundeten hatte ein großer Teil seine Mäntel verloren und wäre ohne diese unsre Liebesgaben den Unbilden eines kalten, regnerischen Tages ausgesetzt worden.

Die Mehrzahl der Verwundeten erhielten wir am 30. August, während und nach jenem mörderischen fünfstündigen Feuer. Viel weniger lieferte der 31., während in den ersten Septembertagen nur gegen zweihundert täglich herbeigefahren wurden. Es ist unsrer tapfern Sanitätsmannschaft gelungen, ziemlich alle Verwundete zu sammeln und aus dem Feuer zu tragen. Manche der Schwergetroffenen sind ihnen hierbei übrigens in fast wunderbarer Weise entgegengekommen. Innerhalb der im ersten Anlauf eingenommenen türkischen Schanzgräben war einer unsrer Soldaten verwundet worden. Die Kugel hatte ihm den Oberschenkel zerschmettert, so daß er unfähig war, mit seinen Kameraden sich zurückzuziehen. Die Türken drangen in die Logements, und er sah sie über leichtverwundete Kameraden herfallen und sie auf ihre Bajonette spießen. Da kroch er rasch unter die Leichen von neben ihm liegenden Soldaten und streckte sich wie diese starr und steif darnieder. Man hielt ihn für tot, ließ ihn liegen und stürmte weiter. Zwei Tage lag er so, da war es ruhiger auf dem Felde draußen geworden, er schob die Toten, aus deren Feldflaschen er getrunken, zur Seite und kroch langsam unter unsäglichen Schmerzen aus dem Graben und weiter der Richtung zu, in der unsre Kanonen sich vernehmen ließen. Gegen Morgen fanden ihn die Unsern und brachten ihn auf den Verbandplatz. Leider war das Bein des Unglücklichen brandig, und ich weiß nicht, ob ihm die Amputation das Leben, das er selbst mit solcher Zähigkeit sich zu schützen wußte, gewahrt hat.

Mitten auf dem Felde konnte man von der Batterie aus, die vor unsern Zelten auf dem Rücken des Höhenzuges aufgestellt war, Haufen von Toten liegen sehen. Die Offiziere behaupteten, daß in und neben diesen schwarzen Massen der Tubus Lebende erkennen ließe, die mit ihren Tüchern um Hilfe winkten. Sie waren nicht zu erreichen!

Mehrfach hatte man Sanitätssoldaten hinbeordert. Aber sowie sie sich nur zeigten, schleuderten die türkischen Batterien trotz der Fahne mit dem großen roten Kreuz und den Tragbahren, die sie charakterisierten, einen Hagel von Geschossen auf sie, so daß alle vier Träger getötet wurden und neben ihren Bahren lagen. Ein Parlamentär soll Osman Pascha um das Begräbnis der Toten ersucht haben. Er hat es verweigert. Man glaubt, weil er uns keinen Blick in die veränderte Stellung seiner Truppen gewähren wollte.

In diese trüben Tage und Stunden voll Not und Elend auf dem linken Flügel fiel wieder Licht, als wir die freudigen Nachrichten von unsrer rechten Flanke erhielten: Griwiza mit seinen furchtbaren Redouten, gerade die stärkste Position des Feindes, war genommen und wurde fest und glücklich von uns gehalten. So war denn doch das viele Blut nicht ganz unnütz geflossen. Freilich, unsre Träume, in Plewna Nachtruhe zu halten, einmal zuzusehen, wie es in den türkischen Lazaretten aussieht, die waren vorüber.

Anfangs hieß es, der Sturm werde wieder aufgenommen werden, als aber am 3. unsre Truppen um Tutschenitza sich lagerten, da wußten wir, daß es jetzt für uns Ruhe geben würde. Die eignen Stellungen wurden befestigt; man grub sich überall um Plewna ein, damit der eiserne Ring, der einmal den Feind umgab, zwar nicht in rascher Pressung, aber in allmählich immer enger werdender Umarmung ihn erdrücken sollte. Uns aber, die wir nur der außerordentlichen Arbeit zu Hilfe geeilt waren, ließ man des Weges ziehen; die Pferde wurden wieder geschirrt, der letzte Krankentransport geordnet und befördert, und dann ging es der Donau zu, wo in den mittlerweile überfüllten Lazaretten Simnizas mich neue und nicht minder große Arbeit erwartete.

5. Die letzten Wochen im Felde.

Was die Kriegführung sehr erschwerte, waren die endemischen und epidemischen Krankheiten, unter denen die Truppen wie die Ärzte viel zu leiden hatten. Bergmanns Gesundheitszustand aber war während des Krieges ausgezeichnet bis auf eine rasch vorübergehende Intermittensattacke und eine Darmerkrankung, an der er in der ersten Oktoberhälfte daniederlag, und auf die er die gelegentlichen Darmstörungen seiner letzten Lebensjahre zurückführte. Sein Assistent Miram, der ihn behandelt und dieselbe Krankheit durchgemacht hat, bezweifelt freilich, daß es die eigentliche Ruhr gewesen, denn der Anfall verlief ziemlich schnell; auch hatte bei vielen an Ruhrerscheinungen zugrunde gegangenen Verwundeten die Sektion keine Ruhr, sondern infektiösen Dickdarmkatarrh mit zahlreichen Blutaustretungen

unter der Schleimhaut festgestellt. Aber da auch die wirkliche Ruhr dort vorkam, und dreißig Jahre später der Befund an Bergmanns Leiche eine Verengerung und Knickung des Dickdarms ergab, so glaubt man in der damals überstandenen Dysenterie eine ausreichende Erklärung hierfür zu finden.

Kaum daß Bergmann die Krankheit überwunden hatte, so berief ihn ein Befehl von neuem vor Plewna, wo inzwischen das Gardekorps eingetroffen war, und die Vorbereitungen zur Einschließung der viel umstrittenen Feste in einer den Erfolg verbürgenden Weise getroffen wurden. Am 12. Oktober vor Tutscheniza angelangt, machte er dem inzwischen mit dem Oberbefehl über die Westarmee betrauten und Ordnung in das Chaos bringenden Generaladjutanten Todleben seine Aufwartung und wurde sehr liebenswürdig empfangen. Weniger erfreulich für ihn war, daß er sein ärztliches Personal teilen mußte: auf Anordnung der Medizinalverwaltung schickte er Miram auf den äußersten linken Flügel des Gardekorps, das den Angriff auf die drei Bedouten Telisch, Gorni-Dubnjak und Dolny-Dubnjak bereits begonnen hatte; Bergmann selbst sollte mit seinem Verbandzelte beim Dorfe Raljewo stehen bleiben, wie es sich später herausstellte, ganz unnützerweise. Am 13. Oktober rückte er um halb acht Uhr abends in das Dorf Tschirikowo ein, wo der Verbandplatz des Gardekorps war, und wo sich nun auch sein Sanitätskorps vereinigt fand. In dem Divisionsarzt der 1. Gardedivision Dr. Fowelin hatte er einen alten Dorpater Freund und Livonen zur Seite. Von diesen Tagen entwirft Bergmanns Dorpater Schüler Professor Oskar v. Petersen folgende Schilderung: „Vom 13. bis zum 19. Oktober waren wir mit ihm in Tschirikowo zusammen, um die Opfer der Schlacht von Gorni-Dubnjak zu verbinden und zu verpflegen. Bergmann hatte ein besondres Verbandzelt, klein und halb offen. Da stand der Operationstisch, auf dem die schwersten Verwundeten untersucht und sofort operiert wurden. Die Arbeit dauerte von sieben Uhr morgens bis acht Uhr abends, bis die Dunkelheit einbrach. Bergmann war der unermüdlichste von uns. In einer schwedischen Lederjacke, die weiße Mütze auf dem Kopf, wich er nicht vom Operationstisch, teils selbst operierend, teils uns jungen Ärzten assistierend und uns beständig unterweisend und, ich kann wohl sagen, dozierend, als wenn er im Operationssaal wäre, dabei mit unverwüstlichem Humor, so daß es keine Arbeit, vielmehr eine wahre Freude war, unter seiner Leitung mit am Werk zu sein. Nach einer kurzen Frühstückspause ging die Arbeit bis zum Abend fort. Von einer Ermüdung war bei ihm nie etwas zu spüren."

Als fast alle Verwundete evakuiert waren, brach Bergmann mit seinem Stabe wieder nach Simniza auf, wo die alte Tätigkeit am 57. Militärhospital von neuem begann, und er auch noch die Leitung des

Dorpater Lazaretts von dem schwer an Dysenterie erkrankten und nach Livland zurückkehrenden Georg v. Oettingen übernahm.

Auf dem Kriegsschauplatz ist Bergmann auch mit dem alten Meister der Chirurgie Pirogow zusammengetroffen, der im Auftrage der Kaiserin die Sanitätsanstalten und die Vorkehrungen für den Transport der Kranken und Verwundeten auf Landwegen und Eisenbahnen besichtigte. „Als wir Pirogow vor Plewna in Bogot trafen", berichtet Petersen, „war er voll des Lobes über Bergmann." Auch in seinem ausführlichen Bericht über „Das Kriegssanitätswesen und die Privathilfe auf dem Kriegsschauplatze in Bulgarien und im Rücken der operierenden Armee" erwähnt er seiner an unzähligen Stellen und oft mit anerkennenden Worten. „Man braucht nur die Professoren der Universität Dorpat Bergmann, Wahl und Oettingen als Chefärzte zu nennen", heißt es einmal, „um zu verstehen, in welchem ausgezeichneten Zustande sich die chirurgische Behandlung und die Pflege der Verwundeten befinden mußten."

Dagegen war Bergmann mit Pirogow, der ihn in seinem Hospital in Plewna besuchte, nicht recht zufrieden, da er die Technik der Gipsverbände tadelte. In einem Privatgespräch ließ Bergmann einige Worte über die Senilität des berühmten Chirurgen, der ja außerdem seit vielen Jahren ganz aus der Praxis heraus war, fallen, und Dr. Miram, der darüber berichtet, fügt hinzu: „Ich glaube, er hatte nicht so unrecht." Bergmann war im übrigen mit seinem Tadel sehr vorsichtig. Nur im Hospital des Dr. Kade, Oberarztes des Petersburger Marien-Hospitals und Leibchirurgen eines Großfürsten, eines alten Waffengefährten Pirogows, der schon auf dem Hauptverbandplatz in Sewastopol tätig gewesen war, vermochte er einige abfällige Bemerkungen nicht zu unterdrücken, die Kade zu Ohren kamen. Als sich nun nach dem Ende des Feldzugs die großen Kriegsärzte zu einem Festmahl in St. Petersburg vereinigten, nahm Kade den Anlauf zu einigen anzüglichen Bemerkungen Bergmann gegenüber, der sich ihm aber mit großer Geschicklichkeit zu entwinden wußte: er klopfte ans Glas und brachte in warmen Worten das Wohl des alten Kollegen aus.

Auch noch einer andern Begegnung sei gedacht. Vor Plewna erschien eines Tages der berühmte Schlachtenmaler Wereschtschagin, um sich bei Dr. Miram für die Operation zu bedanken, die er an seinem Bruder gemacht hatte. Dabei lernte ihn auch Bergmann kennen. Auf einem seiner mit gewohntem krassem Realismus gemalten Bilder hat er den Bergmannschen Verbandplatz und Bergmann selbst dargestellt: an einem Krankenlager kniend mit aufgestreiften Hemdsärmeln, ihm gegenüber eine der Schwestern der Kreuzeserhöhung. Auch der Maler war im Kriege verwundet worden: er hatte, als er

einen Monitor auf der Donau hatte in die Luft sprengen wollen, einen Schuß quer durch das Gesäß erhalten und war in dem Bukarester Hospital des Fürsten Bibesco ausgeflickt worden: ein launenhafter, unleidlicher Patient.

Nach beinahe halbjährigem Kriegsleben trat Bergmann, von der auf ihn gefallenen Wahl zu Linharts Nachfolger in Würzburg telegraphisch durch seine Frau unterrichtet, die Rückreise nach Dorpat an. Als er unterwegs in Kiew haltmachte, lud ihn der Dekan der medizinischen Fakultät ein, die Universitätsklinik zu besichtigen, und fragte an, ob er bereit sei, sie dauernd zu übernehmen, aber sein Entschluß stand fest: der Kurs ging nach Deutschland!

6. Abschied von Dorpat.

Mit Ruhm und Ehren bedeckt, kehrte Bergmann am 12. November nach Dorpat zurück, und nun lag bald die Trennungsstunde vor ihm. Eine unliebsame Bescherung, die er aus der Kriegskampagne mitgebracht hatte, war die Malaria, die er aber schnell überwand, und die ihn nicht hinderte, die interessante Schädelsammlung, die er dem Feldzuge verdankte, in Ordnung zu bringen. Dabei leistete ihm zuweilen sein fünfjähriges Töchterchen Gesellschaft, das, ein echtes Chirurgenkind, kein Grausen vor den vielen gebleichten Schädeln empfand, auch mal einen dem Vater mit der Frage hinhielt: „Papa, ist das nicht ein Kopfknochen?“

Am Jahresschluß bat er das Konseil um seine Entlassung zum 10. April 1878 und sprach ihm zugleich seinen Dank für die Bereitwilligkeit aus, mit der es jederzeit seine Wünsche und Bestrebungen für die Förderung der chirurgischen Klinik und der chirurgischen Lehrmethoden erfüllt habe. Das war aufrichtig empfunden: er war von frühen Jahren an, wie je ein Lieblingskind von seinen Eltern, von allen Universitätsinstanzen gefördert und gehoben worden.

Nicht nur in Dorpat: im ganzen Lande wurde sein Scheiden bedauert.

Es waren bunte Tage: die letzten in der alten Heimat. Die Klinik mußte übergeben werden, und es war tausenderlei zu ordnen. Dazwischen fanden noch Operationen statt an Leuten, die die letzten Tage seiner Anwesenheit ausnutzen wollten, und viele Abschiedsbesuche wurden gemacht. Das Losreißen von der kleinen lieben Stadt fiel ihm schwerer, als er sich's gedacht. Im letzten Augenblicke fühlte er erst die feinen Fäden, die man so leicht übersieht, und die ihn doch wie starke Seile an den Ort hielten, wo er achtzehn Jahre selbständiger Arbeit zugebracht hatte. Ebenso waren es die letzten Wochen und Tage, die ihm bewiesen, wieviel Liebe er nicht nur von Freunden,

Kollegen und Studenten, sondern in Kreisen, die ihm am fernsten gestanden, beim Kleinbürger und Bauer, genossen hatte. Wo er sich nur zeigte, im Auditorium wie auf der Straße, trat man auf ihn zu, drückte ihm die Hand und gab dem Bedauern über sein Scheiden Ausdruck, denn darin stimmte alles überein: Der Dorpat jetzt verließ, war einer der bedeutendsten Vertreter medizinischer Wissenschaft und Kunst, die jemals dort gelehrt hatten, und eine der glänzendsten Erscheinungen in der langen Reihe Dorpater Professoren überhaupt. Mit dem Gefühl des Bedauerns verband sich aber das des Stolzes: „Denn er war unser."

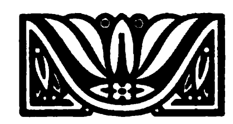
Die Mitglieder der Dorpater Medizinischen Gesellschaft, Professoren, Dozenten, praktische Ärzte und Assistenten versammelten sich zu einer Abschiedssitzung in Bergmanns Wohnung. Er sprach über die Wirkung der Geschosse des damals im russischen Heere verwendeten Berdan- und des türkischen Peabody-Gewehrs und demonstrierte eine reiche Auswahl von Kugeln, „diesen Bringern vieler Schmerzen", die er im letzten Kriege gesammelt. An den Veränderungen, die diese Geschosse beim Aufschlagen auf die Knochen erlitten hatten, erläuterte er die Mechanik und den chirurgischen Charakter der Verwundungen und setzte die Behandlungsgrundsätze auseinander, die sich ihm aus den Erfahrungen der Verbandplätze und Kriegslazarette ergaben. Mit einem geistvollen Ausblick auf die Ziele und Hoffnungen der Chirurgie schloß er diesen seinen letzten wissenschaftlichen Vortrag in Dorpat.

Wenige Tage später veranstalteten zu Ehren des geliebten Lehrers seine zahlreichen Schüler in den Räumen der Akademischen Muße eine imposante Abschiedsfeier. Rektor und Prorektor, die Mitglieder der medizinischen Fakultät nahmen daran teil. Nachdem ein Redner aus dem Kreise der Praktikanten Abschiedsworte an Bergmann gerichtet hatte, nahm er selbst das Wort. Mit großer Bescheidenheit lehnte er die vielen Lobeserhebungen ab, dankte seinen Assistenten und allen andern Schülern für ihre Anhänglichkeit und den Eifer, mit dem sie unter seiner Leitung gearbeitet hätten, und erinnerte daran, daß die Wissenschaft ein Allgemeingut der ganzen Menschheit sei und nationale und soziale Unterschiede ihrer Jünger nicht kenne. „Sorgen Sie, daß Sie als Schüler Ihrer Wissenschaft reine und blanke Gefäße der Wahrheit und der fortschreitenden Erkenntnis seien, dann kommt es nicht mehr darauf an, welche Farben der Deckel trägt." Zum Schlusse führte er aus, daß die wunderbaren Fortschritte der Medizin und Chirurgie die Kunst des Arztes gehoben und sein Vermögen, den Krankheiten vorzubeugen und sie zu überwinden, auf eine bis dahin nicht gekannte Höhe getragen hätten. Das aber bedeute für den Mediziner keine Erleichterung seines Berufs, sondern viel eher das Gegenteil. Wenn früher der kunstgerecht operierte Kranke von der

Rose oder einer andern Wundkrankheit befallen wurde, so sah der Chirurg darin ein Mißgeschick, dem zu entgehen unmöglich war; heute kennen wir die Ursachen der Krankheiten und wissen, daß wir unsre Patienten vor ihnen bewahren können. Wir haben einzustehen wie für die kunstgerechte Ausführung der Operation so auch für den regelrechten Verlauf der Heilung. Die Verantwortlichkeit des Arztes wächst also mit seiner größern Kunst, und so wird auch unser Beruf nicht leichter, sondern schwerer, je größer unsre Macht über die Krankheit wird. Das Bewußtsein der Verantwortung, die wir vor unserm Gewissen, vor unsern Kranken, vor dem Staat tragen müssen, hat aber das Gute, daß es uns zu möglichster Vervollkommnung unsres Wissens und Könnens treibt, mögen wir nun Schüler oder Meister sein. Nicht Routine, sondern ehrliche Bemühung und opferfreudige Menschenliebe machen den guten Arzt. Nur wer sich seiner Verantwortlichkeit bewußt ist, ist des Vertrauens der Kranken wert. In den Ruf zu gewissenhafter Arbeit klang die herrliche Rede, die sich ihren vielen Hörern fest ins Gedächtnis prägte, aus.

Als er und die Seinen am 27. März Dorpat verließen, gaben ihnen Hunderte das Geleit auf den Bahnhof. Nach einigen Tagen Aufenthalts in Petersburg, wo er auch noch viel gefeiert wurde, ging es am 5./17. April Deutschland entgegen.

„Was liegt jetzt alles hinter mir!" schrieb er nach seiner Ankunft in Würzburg seiner Schwester, „und welche Berge müssen noch überwunden werden! Oft will es mir ängstlich zu Mute werden, und alle Energie muß ich zusammennehmen, um der innern Erregungen Meister zu werden."



Würzburg 1878–1882

1. Die Wahl zum Professor.

Nachdem Wenzel v. Linhart, ein bedeutender Vertreter seiner Wissenschaft und Kunst, ein begabter und beliebter Lehrer und seines humanen und liebenswürdigen Charakters wegen allgemein geschätzt, am 21. Oktober 1877 langem qualvollem Leiden, dem Zungenkrebs, erlegen war, stimmten Fakultät und Senat darin überein, daß auf diesen wichtigen Lehrstuhl einer Fakultät ersten Ranges nicht etwa ein talentvoller Anfänger, sondern ein bewährter und anerkannter Meister seines Fachs berufen werden müsse. Von allen medizinischen Fakultäten des Deutschen Reichs hatte die Würzburger damals die meisten Studierenden, und unter den Krankenabteilungen des mit der Universität eng verbundenen Julius-Spitals hatte keine ein reichhaltigeres Material als die chirurgische, die in dieser Beziehung zu den ersten Deutschlands gehörte, seitdem um das Jahr 1770 Karl Kaspar Siebold durch Eröffnung eines regelmäßigen klinischen chirurgischen Unterrichts, den es bis dahin in Würzburg noch nicht gegeben, eine neue Ära der medizinischen Fakultät eingeleitet hatte.

Ihren alten traditionellen Ruf wünschte man ihr auch in Zukunft zu erhalten. Bei Beratung der Personalfrage mußte man freilich von den berühmtesten deutschen Chirurgen absehen: Langenbeck war zu alt, Billroth und Thiersch befanden sich in so glänzenden Verhältnissen, daß Würzburg sie nicht übertrumpfen konnte, und eine vertrauliche Anfrage Köllikers bei Volkmann hatte zu keinem günstigen Ergebnis geführt. Dagegen schienen der Fakultät Hueter in Greifswald, Bergmann in Dorpat, Czerny in Heidelberg und Socin in Basel erreichbar zu sein. In der entscheidenden Sitzung der Fakultät vom 30. November 1877 wurde zunächst beschlossen, von Hueter abzusehen. Wenn er auch, wie in der Debatte hervorgehoben wurde, ohne Frage höchst talentvoll, ein eleganter Operateur und brillanter, bestechender, die Zuhörer mit sich fortreißender Lehrer wäre, voller Ideen, aber mit einer gewissen Vorliebe dafür, Hypothesen ohne weitere Begründung in die Welt zu schleudern, so bewegten sich doch seine literarischen Arbeiten in den letzten Jahren mehr auf dem Gebiete der allgemeinen und experimentellen Chirurgie, worin er freilich Vorzügliches geleistet und wozu er als gewandter Experimentator eine besondre Neigung zu haben schien, aber diese Richtung war es gerade nicht, die die Würzburger chirurgische Schule seit den Tagen der Siebolde mit Glück verfolgt hatte. Die Fakultät hielt daher für gewagt, mit diesen

alten Überlieferungen zu brechen, und gab der Berufung Hueters keine weitere Folge.

Für Bergmann trat namentlich Karl Gerhardt ein, der seit 1872 als Nachfolger seines Lehrers Heinrich v. Bamberger in Würzburg die Professur für Therapie und innere Medizin hatte, und neben ihm der erste Referent in dieser Angelegenheit Franz v. Rinecker, der seit langer Zeit bei Berufungen das entscheidende Wort zu sprechen pflegte, wie er auch schon ein Menschenalter vorher die Wahl Virchows durchgesetzt hatte. Zu Bergmanns Gunsten wurde besonders angeführt, daß er schon seit einer Reihe von Jahren als sehr fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gebiete der Medizin und vor allem der praktischen Chirurgie tätig sei. Unter seinen Arbeiten befänden sich Leistungen von durchschlagendem Erfolge. Seine Entdeckung des schwefelsauern Sepsins habe das größte Aufsehen gemacht, die Forschung in der Fieberlehre sich mehrere Jahre hindurch unter dem bestimmenden Einfluß der Sepsinentdeckung bewegt. Auch der von ihm geführte experimentelle Nachweis der Temperatursteigerung nach Pulmonalarterienembolie wurde als ein interessanter Fund bezeichnet. Sein Hauptwerk aber, die Lehre von den Kopfverletzungen, hatten Billroth ein klassisches Werk, und Thiersch eine meisterhafte Darstellung genannt, die in Bergmann einen Kliniker ersten Ranges erkennen ließen. Besonders gedacht wurde noch eines in der Volkmannschen Sammlung erschienenen klinischen Vortrags von ihm, „Die Diagnostik der traumatischen Meningitis", nicht nur weil er eine umfassende Kenntnis der Literatur, namentlich der physiologischen, zeigte und formal sehr gut durchgearbeitet war, sondern weil darin ein bedeutender Gedanke, die Verwertung der Hitzigschen Rindenzentren zur Erklärung halbseitiger Lähmung bei traumatischer Meningitis, in fruchtbringender Weise erweitert war. Über seine klinische Lehrtätigkeit hatte Professor Rauchfuß in St. Petersburg Mitteilungen gemacht, wonach, seit Bergmann in Dorpat als Professor der Chirurgie wirke, unter den dortigen Studenten die Begeisterung für das Fach der Chirurgie vorherrsche.

Nach Abwägung der Leistungen aller drei Kandidaten, wobei ein Teil der Fakultät die wissenschaftliche Befähigung Bergmanns über die der andern stellte, betonte die Fakultät, daß Bergmann sowohl wie Czerny und Socin der Universität zur Zierde gereichen und gleich wünschenswerte und gleichberechtigte Kollegen sein würden. Sie entschied sich aber einstimmig für Bergmann, weil er sich bereit erklärt hatte, zu Beginn des Sommerhalbjahrs in Würzburg zu sein, die beiden andern aber ihre Entscheidung noch von der Einsicht in die Würzburger Spitalverhältnisse abhängig gemacht hatten.

Als Rineckers Anfrage in Dorpat eintraf, war Bergmann vom Kriegsschauplatz noch nicht zurück. Kurz entschlossen und ihrer Sache

gewiß, antwortete seine Frau vorbehaltlich der Zustimmung ihres Mannes: er nehme an, und benachrichtigte ihn davon in einer für andre unverständlichen Depesche, denn eine vorzeitige Preisgebung des Geheimnisses war aus mehr als einem Grunde zu vermeiden. Das Telegramm erreichte ihn, als er mit einem Sanitätszuge in den Moskauer Bahnhof einfuhr. Seiner zustimmenden Depesche ließ er von Dorpat aus einen an Rinecker gerichteten Brief folgen, worin er einen Rückblick auf sein akademisches Leben warf. „Meine Studien", heißt es darin, „verfolgten anfangs keine chirurgischen Ziele; erst spätere Jahre führten mich der Chirurgie zu, für welche mich namentlich die Zeit gewann, in der ich den verstorbenen Königsberger Professor Wagner in den Krieg von 1866 nach Böhmen begleitete. Die Kriege, auch der letzte blutige an der Donau, sind meine Lehrmeister gewesen. Sie selbst aber wissen, wie viel man bei Beurteilung einer Lehrkraft heutzutage auf die Schule gibt, die sie gebildet hat, und ich kann eine solche nicht nennen. Nur in der Zuversicht, daß Sie mich einstimmig gewählt, mich auch in Zukunft halten und fördern werden, habe ich es gewagt, rückhaltlos Ihnen zuzusagen. Die einzige Morgengabe, die ich Ihnen bringen darf, ist eine Bearbeitung meiner jüngsten Kriegserfahrungen, welche ich als meine Würzburger Habilitationsschrift erscheinen lassen kann ... Trotz aller Ehren und Liebenswürdigkeiten, die ich erfahren, wünsche ich mich doch aus den russischen Verhältnissen gar zu gern los. Es besteht zwischen den Anschauungen eines Deutschen und eines Russen zwischen Pflichtbegriff und Arbeitsweise eine nicht zu überbrückende Kluft. Zu den Deutschen rechne ich mich aber dank meiner livländischen Heimat."

Bergmanns „frische und runde Annahme" und sein schlichter, bescheidener Brief berührten die Fakultät sehr angenehm. Rinecker antwortete ihm sofort: „Ihr Brief hat mich in eine sehr freudige Stimmung versetzt. Es wehte mir aus diesen Zeilen ein so loyales, ernstes und gediegenes Wesen entgegen, daß ich mir nach der Durchlesung derselben vollkommen klar darüber war: wir haben den rechten Mann gefunden."

Unter dem 11. Januar 1878 erging die Berufung des Kultusministeriums an ihn, und am 8. Februar setzte König Ludwig auf Schloß Hohenschwangau unter das im üblichen Kurialstil mit der Anrede „ihr" und „euch" abgefaßte Ernennungsdekret die Riesenbuchstaben seiner Namensunterschrift. Der Minister v. Lutz aber gab unter demselben Datum seiner Befriedigung Ausdruck, daß ihm gelungen sei, „einen so hervorragenden Lehrer und Gelehrten" für die Universität Würzburg zu gewinnen, und Rinecker war wie immer froh, daß die „Berufungsangelegenheit glücklich bereinigt war", „denn man ist doch bis dahin immer etwas in Sorge und Aufregung."

2. Würzburger Anfänge.

Der Sprung vom nordischen Winter zum deutschen Frühling, dem Bergmann mit Frau und Kindern entgegenfuhr, war riesengroß. In Petersburg sahen sie noch das Eis auf der Newa treiben, und der Schnee lag in den Einschnitten des Schienenwegs, aber, als sie in das Maintal hineinfuhren, stand alles im Blütenschmuck: Kirschen- und Apfelblüten, soweit das Auge reichte, und dazu die duftende, herrliche Frühlingsluft! „Gar wunderhold, wie sonst kaum irgendwo auf deutscher Erde", schreibt Felix Dahn, der auch einmal Professor an der Alma Julia gewesen ist, „zieht der Frühling ein zu Würzburg an dem Main".

Am 24. April, dem Hochzeitstage des Paars, kamen sie an und stiegen in dem dem Residenzschloß gegenüber liegenden „Kronprinzen" ab. Die Freude der Kinder war groß, in dem kleinen, geschützten Hof ohne Hut und Mantel umherspringen zu können. Schwer war es, eine passende Wohnung zu finden: nachdem sie länger als vier Monate im Gasthof gelebt hatten, zogen sie im September in das der Stadt gehörige Haus Hofstraße Nr. 8 ein.

Tags nach der Ankunft war Bergmanns erster Gang zum Julius-Spital. Von jeher war mit der Professur für Chirurgie das Amt des Oberwundarztes an ihm verbunden. Spital und Universität waren die beiden monumentalen Werke des Mannes, an den ein jeder erinnert wird, den sein Weg durch die Bischofsstadt des heiligen Kilian oder hinauf zur Festung Marienberg führt: im Jahre 1576 legte der junge Fürstbischof des Hochstifts Würzburg Julius Echter von Mespelbrunn, ein schöpfender, aufbauender Geist voll von Tatendrang, den Grundstein zum Hospital, das aber nicht nur Kranke aufnahm, sondern Pilgern seine Tore öffnete, eine Erziehungsanstalt für Kinder und ein Pfründnerhaus für alte Leute umfaßte. Sechs Jahre später richtete er die Universität Würzburg wieder auf, die dem von glühendem Bekehrungseifer beseelten einflußreichsten Mitgliede der Katholischen Liga, das den Protestantismus in seinem Lande mit den Wurzeln ausrottete, das Werkzeug sein sollte, sich des Einflusses auf die Ausbildung der Jugend im katholischen Geiste des Zeitalters der Gegenreformation zu versichern.

Schon zu Bischof Julius' Zeiten stand das Spital in engen Beziehungen zur medizinischen Fakultät. Während es die Fakultät mit seinen Mitteln unterstützte, stellte diese dem Spital ihre besten Ärzte gegen ein geringes Entgelt zur Verfügung. „Wie ein roter Faden", heißt es in Philipp Stöhrs Festrede über Universität und Julius-Spital, „zieht durch die Geschichte dreier Jahrhunderte das Streben der

Nachfolger Echters, die medizinische Fakultät und das Spital zur Lösung gemeinsamer Aufgaben eng miteinander zu verknüpfen". Ohne das reiche Krankenmaterial des Spitals hätte die Fakultät keine Ärzte heranbilden können. Aber auch das Spital hat aus der Verbindung mit der Universität keine geringen Vorteile gezogen. „Ausgezeichnete Ärzte, deren Ruf weit über die Grenzen unsres Vaterlandes hinausreichte", sagt Stöhr, — „denken Sie an Schönlein, Bamberger, Gerhardt, Bergmann — stellten ihre Dienste den Kranken des Julius-Spitals zur Verfügung. Ihnen wurden unter den Augen Studierender und junger Ärzte die sorgfältigste Pflege und Behandlung zuteil, wie sie eben nur durch eine öffentliche, strenger Kritik allzeit sich unterwerfende Klinik gewährleistet wird; die besten und neusten Hilfsmittel wurden den Kranken geboten. Was Menschenkunst und Wissen vermag, hier in der Klinik wird es den Allerärmsten in reichem Maße zuteil." Dank seinem reichen Besitz an Kapitalien, Häusern, Gütern, Waldungen und Weinbergen und den bedeutenden Staatssubsidien konnte das Julius-Spital außerordentlich viel leisten. Als Bergmann nach Würzburg kam, war freilich von den alten Gebäuden von 1576 nichts mehr vorhanden: ein Teil war abgebrannt, ein andrer niedergerissen. Die chirurgischen Kranken waren in dem 1790 erbauten Vorderhause untergebracht.

Durch den Regierungspräsidenten von Unterfranken in sein Amt eingeführt und dreimal vereidigt, übernahm Bergmann am 28. April die chirurgische Abteilung des Spitals und hielt am 1. Mai vor einer das Auditorium bis in den letzten Winkel füllenden Zuhörerschar seine Antrittsvorlesung über die Behandlung der Schußwunden des Kniegelenks im Kriege.

Er liebte in seinem Kolleg mit historischen Rückblicken zu beginnen. In der Geschichte der modernen Chirurgie, davon ging er aus, sehe man zwei von Grund aus verschiedene Strömungen unter den Fachgenossen walten und wandeln. Bald sei es ein überaus gesteigertes Vertrauen in ihre Leistungsfähigkeit, das sie beseele, bald ein Verzweifeln an ihr. Boyer habe zu Anfang des Jahrhunderts erklärt, die Chirurgie hätte bereits den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht und habe damit der einen Richtung vertrauensseligen Ausdruck gegeben, und, als Pirogow vor kaum zwanzig Jahren gestand, die mechanische Fertigkeit des Operateurs und die Verschiedenheit seiner Kurmethoden spielten bei der Heilung eines Kranken immer nur eine untergeordnete Rolle, ja bei allen eingreifenden Operationen wäre die Möglichkeit der Heilung leider unzertrennlich mit der Wahrscheinlichkeit eines schnellen Todes verknüpft, da habe er im Gefühl der chirurgischen Ohnmacht gesprochen. Diese gegensätzlichen Stimmungen der Chirurgen fielen regelmäßig mit dem Vorherrschen einer

der beiden Richtungen zusammen, die in der chirurgischen Disziplin zusammengefaßt sind. „Man erhebt sich zu triumphierender Sicherheit, sowie die Kunst in der Chirurgie, ihre technische Seite, durch eine neue und eine bedeutende Erfindung weit vorgeschritten ist, und man versinkt in Mißtrauen gegen sein bestes Können, sowie neue Entdeckungen der Wissenschaft ihr Licht auf Gebiete werfen, die bis dahin verschleiert waren und von uns übersehen wurden.“ Welche Hoffnungen habe man an die von Ambroise Paré erfundene Gefäßligatur geknüpft! Da aber kam die Entdeckung des Kreislaufs und mit ihr die Kenntnis von den kollateralen Bahnen, und das Suchen und Mühen nach neuen Mitteln gehörte zur chirurgischen Tagesordnung. „Wenn die Entdeckungen der Wissenschaft gegen die Erfindungen der Kunst, und seien diese auch so großartig wie die Gefäßligatur es war, den Kampf heraufbeschwören, so müssen wir den Grund hierfür in dem natürlichen Antagonismus suchen, in welchem die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung zur Gebundenheit der handwerksmäßigen Schablone steht. Die gewöhnliche Technik eines ausübenden Künstlers hält sich an die überkommene Regel und kennt nur ein Verdienst: das strenge Befolgen derselben. Anders die chirurgische Kunst. Dem Chirurgen ist die Regel, nach welcher er handelt, das Vergängliche und Wechselnde, das Bleibende aber sind ihm die Forderungen seiner Wissenschaft. Das ist ein Grund, warum jetzt wie jederzeit das chirurgische Können durchaus an das chirurgische Wissen geknüpft ist. Die Klinik hat eine doppelte Arbeit zu leisten. Sie hat einmal die richtige Anwendung der zurzeit als richtig erkannten Maximen zu lehren. In diesem Sinne ist sie die Stätte der täglichen technischen Übung. Die Klinik hat aber auch den Inhalt des chirurgischen Forschungsgebiets zu entwickeln und stetig zu fördern. Im Suchen nach Ursache und Zusammenhang derjenigen Erscheinungen, welche diesen Inhalt bilden, finden wir die Regeln und die Prinzipien unsrer Handlungen. Da aber unser Forschen nicht stille steht, sondern mit den ganzen biologischen Wissenschaften rastlos weiter schreitet, verrichten wir an unsern Vorschriften des Chronos Werk: wir selbst vernichten heute vielleicht schon das, dem wir gestern erst das Leben schenkten. Wir stehen augenblicklich inmitten einer Strömung, die von der Technik, einer besondern Verbandtechnik, das Heil unsrer Operierten und Verwundeten erwartet. So sicher sind wir geworden, so fest bauen und rechnen wir auf die Leistungen unsrer Kunst, daß wir nicht anstehen, die Verantwortung für das Mißglücken und Fehlschlagen uns selbst zuzuschieben und aufzubürden. Das Erysipel und die Wundphlegmone, welche den Chirurgen früherer Tage unvermutet und unverschuldet um den Erfolg seiner besten Operationen brachten, heute sind sie nicht Plagen und Geißeln der Chirurgie, sondern Todsünden des behandelnden

Chirurgen. Unerhört Großes hat die Technik des antiseptischen Verfahrens geleistet! ... Und trotz all großer Zahlen und glänzender Erfolge ist Listers Verbandmethode doch nichts andres als eine technische Vorschrift, welche wie jede derselben ein vergängliches und wandelbares Mittel zur Lösung der Aufgaben ist, die die wissenschaftliche Chirurgie aus ihrer Forschung am Krankenbette und im Sektionssaal, aus ihren Arbeiten im Laboratorium und am Versuchstier gewonnen und gestellt hat."

Bergmanns Erfahrungen im letzten Kriege hatten ihn ja gelehrt, im Felde auf den komplizierten Listerschen Apparat zu verzichten, und dennoch oder gerade deswegen hatte er große Erfolge erzielt. Daher das Betonen dessen, daß die Bedeutung jeder Vorschrift ihre Grenzen hat, und sich Forderungen und Probleme zu neuer Arbeit und zu stetem Weiterfragen und Forschen von selbst auftun.

„Indem ich Sie einlade, meinen Auseinandersetzungen, Vorführungen und Erklärungen zu folgen", so klang die Vorlesung aus, „bin ich mir wohl meiner Verantwortung bewußt. Ich scheue aber vor ihr nicht zurück, denn ich will Ihnen keineswegs bloß gelungene Kuren und gewünschte Resultate vorführen, ich will vielmehr in jedem Falle Ihnen ein treues und öffentliches Geständnis meiner Irrtümer ablegen. Indem Sie sich bestreben, den einfachen oder verwickelten Mechanismus derselben zu durchschauen, werden Sie selbst am meisten lernen. Ich lade Sie in meine Klinik zu eigner Tätigkeit und zu eignem Urteile ein. Suchen Sie von vornherein nicht bloß die hörenden Schüler zu sein, sondern die strengen Kritiker Ihres Meisters zu werden. Dann helfen Sie ihm aufs beste im schweren Amt zu Ihrem Nutzen!"

Alles, was und wie er es sagte, fesselte das Auditorium ebenso, wie die ganze Erscheinung des auf der Höhe seiner Kraft stehenden Mannes es anzog. Es hörte ein offenes, ungeschminktes Bekenntnis, wie der neue Lehrer der Chirurgie, der sich ihm vorstellte, zu den Tagesfragen seiner Wissenschaft und Kunst stand, und welche Erfahrungen ihn dabei geleitet und seine Überzeugung gefestigt hatten.

Bergmanns Antrittsvorlesung machte tiefen Eindruck, so daß sich sehr schnell das Urteil durchsetzte, daß neben Kölliker der glänzendste Redner der Fakultät Ernst v. Bergmann war.

Und nun stürzte er sich mit voller, beseelender Lebenskraft in die Arbeit:

> Tauche mich in die Sonne früh,
> Bad' ab im Monde des Tages Müh.

Schon morgens um halb sieben hielt er einen Operationskursus, dann von acht bis zehneinhalb Klinik, hierauf Besuch der Krankensäle und Krankenbesuche oder Operationen in der Stadt. Nachmittags von

drei bis fünf oder vier bis sechs Operationsübungen an Leichen oder Vorlesungen über Akiurgie oder allgemeine und spezielle Chirurgie. Dann gab es noch Abendvisiten im Julius-Spital oder bei Schwerkranken in der Stadt. Der späte Abend war der literarischen Arbeit und Sitzungen gewidmet.

„Geradezu beispiellos", berichtet der damalige Würzburger Prosektor Max Flesch, „gestaltete sich die Arbeitsweise Bergmanns nach seiner Ankunft. Kaum vermochten die Assistenten, die heute selbst noch Meister des Faches sind, zu folgen. Alle Formalitäten, wie sie den Eintritt in einen Lehrkörper sonst begleiten, mußten zurückstehen. Selbst die üblichen Besuche wurden auf das äußerste Minimum reduziert, zum großen Verdruß der übergangenen jüngern Dozenten, die in dem neuen Ordinarius einen Genossen für allerlei Neuerungsbestrebungen erhofft hatten. Schon vor seiner Ankunft hatte das zu einer kleinen Enttäuschung geführt: eine Vereinigung von Dozenten, die sich zum Ziel gesetzt hatte, dem bestehenden Titelwesen entgegenzutreten — allerdings behauptete man, daß aus dem ‚Antihofratverein' austrat, wer selbst Hofrat wurde — hatte an Bergmann geschrieben, er möge sich doch ihr anschließen. Die Antwort war ein Schreiben liebenswürdigen Dankes für die Wertschätzung, die man seiner Person, noch ehe man sie kenne, beilege; im übrigen müsse er sich die nähere Kenntnis der Verhältnisse vorbehalten; einstweilen teile er mit, daß er russischer Wirklicher Staatsrat mit dem Prädikat Exzellenz sei, aber nicht gedenke, diesen Titel zu führen." Auf seinen Antrag wurde er noch vor Entlassung aus dem russischen Untertanenverbande und nach Aufnahme in die bayrische Staatsangehörigkeit auf Grund des seinen Vorfahren verliehenen deutschen Reichsadels, von dem er bis dahin keinen Gebrauch gemacht hatte, der Adelsmatrikel des Königreichs Bayern „in erblicher Weise" einverleibt.

Viele Kämpfe kostete das Julius-Spital. Linhart war in den letzten Jahren jeder Neuerung unzugänglich gewesen, und es war, wie Bergmann schrieb, „namentlich viel eingerissener Unsinn auszurotten". Zuerst wurden die alten Operationsschürzen, die, um Blut und Eiter nicht sehen zu lassen, aus schwarzem Wachstuch und aus schwarzem Wollstoff gefertigt waren und vor Steifigkeit starrten, abgeschafft, und weiße Operationsröcke eingeführt, das Instrumentarium, die Schienen und das Verbandmaterial modernen Ansprüchen gemäß erneuert, zweckmäßigere Operationstische und dazu gehörige kleinere und bewegliche Tische mit Glasplatten beschafft. Seinen Reformen war man anfangs nicht hold, aber der Direktor des Spitals Lutz war ein verständiger Mann, und, da Bergmann gewohnt war, Zeit, Kraft und Leidenschaft einzusetzen, aber nicht durch brüske Forderungen, sondern durch rücksichtsvolle Versuche, zu belehren und zu überzeugen,

sich zur Geltung zu bringen, machte er die Erfahrung, daß man, sobald man nur das Gute und Wohltätige seiner Absichten erkannte, ihm gern hilfreiche Hand bot und sich seine Theorien zu eigen machte, so daß er hin und wieder seine eignen Worte zu hören bekam: „Man muß doch mit der Zeit fortschreiten".

Vor allem fehlte es der Klinik an den unerläßlichen Untersuchungs- und Laboratoriumsräumen, was der mit der experimentellen Pathologie so gut vertraute Forscher schwer empfunden hat. Auch hier haben sein organisatorisches Talent und seine Tatkraft Abhilfe geschafft, soweit es bei den eigenartigen Spitalsverhältnissen möglich war. Jetzt erst, nach dreißig Jahren, werden die Pläne und Vorschläge Bergmanns und seiner Kollegen durch einen großartigen Klinikneubau verwirklicht.

So gelang es Bergmann schnell, sich eine gute und gefestigte Stellung zu erringen, unter nicht ganz leichten Verhältnissen, denn im Julius-Spital hatte die Geistlichkeit eine gewichtige Stimme, und er war darauf vorbereitet, mit keinem ganz günstigen Vorurteil empfangen zu werden. Aber wie angenehm wurde er darin enttäuscht! Er machte den Kaplänen, deren zwei ständig im Julius-Spital wohnten, Besuche und trat ihnen offen und freundlich entgegen, wodurch er sie schnell gewann: zu Konflikten oder Reibereien mit ihnen ist es niemals gekommen, war doch Bergmann ein aufrichtiger Bewunderer der aufopfernden Liebestätigkeit der katholischen Geistlichkeit und der barmherzigen Schwestern an den Krankenbetten, was seiner protestantischen Gesinnung gewiß keinen Abtrag tat. Was Würzburg an einem Protestanten noch nicht erlebt hatte: Bergmann wurde konsultierender Arzt zweier Nonnenklöster.

Unvergeßlich ist jedem Teilnehmer die Weihnachtfeier im Spital, namentlich die auf der Kinderstation, die die Kapläne ganz wunderhübsch und feierlich zu bereiten verstanden. Dann ging Bergmann von Zimmer zu Zimmer und von einem Bett zum andern und hatte für jeden ein tröstendes, aufrichtendes Wort. Ans Herz gewachsen waren ihm besonders die pflegebedürftigsten unter seinen Patienten, die Kinder. Wie er in ihrer Seele zu lesen, durch Blick und Wort ihr Vertrauen zu gewinnen, durch seine geschickte Hand ihnen die Schmerzen zu lindern wußte, hat uns schon die Leidensgeschichte seiner kleinen Edith gelehrt. „Für seine Person", erzählt Flesch in seinen Erinnerungen an ihn, „lebte Bergmann in Würzburg anspruchslos wie kein andrer: während seine Familie im Sommer in Kissingen weilte, nahm er sein Mittagessen in einem Restaurant in der Nähe seiner Wohnung zum Preise von achtzig Pfennig ein. Aber fast täglich ging er von da zum Spital an einer Konditorei vorbei, in der er mächtige Tüten Konfekt für die Kinder auf der chirurgischen Station einkaufte. War

es ein Wunder, daß der gelbe Havelock, in dem er stets ausging, den Kindern überall bekannt war, daß sie ihm wie dem Pfarrer auf der Straße nachliefen, um ihm die Hand zu küssen?"

Zu seiner Popularität im Frankenlande hat folgender Fall viel beigetragen. Ein Oberförster im Spessart namens Mantel wurde auf der Jagd aus Versehen von einem Jäger angeschossen: die Kugel hatte die Hauptschlagader und die Nerven der Achselhöhle durchgeschlagen. Bergmann wurde zu dem Schwerverletzten gerufen: bei Nacht und Nebel brachte er ihn in einer Stunde höchster Gefahr und unter den schwierigsten Verhältnissen aus einer Mühle bei Bischbrunn, wo der Förster daniederlag, im Wagen ins Julius-Spital, entriß ihn durch eine sofort unternommene Operation und lange sorgfältige Behandlung dem beinahe sichern Tode und gab ihn völlig geheilt seinem Berufe wieder. Er lebt heute noch frisch und munter und ist wohl einer der dankbarsten Patienten aus Bergmanns Würzburger Zeit. Der Fall Mantel wurde in ganz Bayern so berühmt, daß der Prinz-Regent, sooft er Bergmann traf, das Gespräch ganz zuerst auf diesen glänzenden Erfolg seiner Kunst lenkte. „Die Ärzte", schrieb damals die „Neue Würzburger Zeitung", „werden diesen fast einzig dastehenden Triumph der Wissenschaft sowie reicher auf Schlachtfeldern Frankreichs und der Türkei gesammelter Erfahrungen zu schätzen wissen. Die Freunde und Fachgenossen Mantels erachteten es aber als Ehrenpflicht, dem Herrn Professor, der seine Anerkennung in uneigennützigster Weise nur in dem glücklichen Erfolge der übernommenen Kur finden wollte, für seine edle Aufopferung zu danken. Zu diesem Behufe begaben sich drei Königliche Forstbeamte in seine Wohnung, um ihm den wohlverdienten Dank auszusprechen und als Andenken einen mit Emblemen der Jagd und Forstwirtschaft gezierten silbernen Tafelaufsatz zu überreichen. Möge dem Professor Dr. v. Bergmann aus seiner großen, edlen Tat des Himmels bester Segen erwachsen." Bergmann stellte dieses Denkmal der Dankbarkeit immer sehr hoch und sah darauf, daß es bei festlichem Anlaß einen Ehrenplatz fand. Es ist zu einem Familienkleinod geworden, das sich stets auf den ältesten Sohn vererben soll.

Einen geschickten, eifrigen und treu anhänglichen Gehilfen aus dem Dienstpersonal fand Bergmann in dem Barbier und Hauschirurgen des Julius-Spitals Georg Bade. Ihm unterstellte er das Instrumentarium des Spitals und was dazu gehörte: Schienen und Verbandmaterial und die Buchführung darüber. Durch seine Anstelligkeit und Rührigkeit wurde er ihm unentbehrlich, wurde seine rechte Hand, und, als Bergmann Würzburg verließ, verstand sich von selbst, daß Bade mit nach Berlin zog und dort eine ähnliche Stellung erhielt, die sich sein Chef bei der Berufung für ihn ausbedungen hatte.

Nicht immer verstand die Würzburger Bevölkerung den ihr ungewohnten livländischen Dialekt, den sich Bergmann unverfälscht erhalten hatte mit den volltönenden Vokalen und dem schön rollenden R. So ist es denn, wie er gern erzählte, vorgekommen, daß der fremde und pathetische Klang seiner Sprache in Verbindung mit der Macht seiner Beredsamkeit einen Verbrecher vor Gericht zum Geständnis brachte. Als er, an einem Schädel demonstrierend, die Geschworenen zu überzeugen suchte, es wäre unwahrscheinlich, daß hier Mord vorliege, und schon gewonnenes Spiel zu haben glaubte, meldete sich der Angeklagte zum Wort und erklärte zu allgemeiner Verblüffung kurz und bündig: „Ich will es lieber schon gleich gestehen, ich hab' es getan." Er hatte den ärztlichen Sachverständigen gar nicht verstanden, sondern die Demonstrationen am Schädel, die lebhaften Bewegungen und die Wucht der Rede zu seinen Ungunsten ausgelegt.

3. Würzburger Leben.

Die ersten Sommerferien benutzte Bergmann zur Vollendung seiner kriegschirurgischen Studien. Auch hatte er viel Schriftstellerei übernommen, und im Spital gab es immer zu tun. Die Privatpraxis, die Linhart glänzende Einnahmen gebracht hatte, war anfangs noch sehr bescheiden, nahm aber doch manch kostbares Stück Zeit. Angenehme Abwechslung brachten Ausflüge in die Berge oder gemeinsame Spaziergänge mit Frau und Kindern durch Wälder und Felder zu einer sonnigen Höhe oder einem schattigen Spielplatz unter Eichen und Buchen. Die Umgebung Würzburgs ist ja so reich an landschaftlichen Schönheiten, wie nur wenige andre Gegenden Deutschlands. Die Sonntagsausflüge gehörten überhaupt zu den angenehmsten Würzburger Erinnerungen der Familie. Besonders gern zog man in den Guttenberger Wald mit seinen herrlichen Buchen und seinem tiefen, kühlen Schatten. Wie glücklich waren auch die Kinder dann! Sie sprangen bergauf bergab, ein lustiges Völkchen, und marschierten, soweit die Füße tragen konnten, bis zu einem vorausbestellten Wagen, in dem die Talfahrt zurückgelegt wurde, und sie beide auf dem Bock neben dem Kutscher sich eng aneinander schmiegten. Aber die wunderschöne Lage Würzburgs ließ den Genuß von Landschaft und Landluft selbst inmitten der Stadt nicht vermissen. Man konnte überhaupt in der Hauptstadt des weinbauenden Frankenlandes behaglich leben, von der Gerhardt sagte: sie hätte oft an die alten Zeiten gemahnt, von denen es hieß, unter dem Krummstabe sei gut wohnen.

Groß war die Freude, als dem Paare gerade am Weihnachtabend, von den Kirchenglocken begrüßt, der lang erwartete Stammhalter beschert wurde. „Zunächst", berichtete der überglückliche Vater nach

Livland, „trat der Erdensohn mit etwas zugeschnürter Kehle ans Licht des Tages und bedurfte einiger kalter Übergießungen, ehe er sich dazu entschloß, sein natürlich Erbrecht sich zu erschreien. Deswegen war ich auch um den kleinen dicken Buben in den ersten zehn Tagen seines Lebens nicht wenig besorgt. Nun aber scheint es mir allerdings gut geworden: er trinkt und schläft, rasselt mitunter wohl noch im verschnupften Näschen und auf der Brust, wird aber von Tag zu Tag wohler und durstiger. So darf ich schon eine gute Prognose stellen und mich der Hoffnung hingeben, es werde dem kleinen Knirps mal gelingen, eine bayrische Linie derer von Bergmann zu gründen." Der Senior der Fakultät Rinecker hielt ihn über die Taufe und brachte in einer fulminanten Rede das Wohl des kleinen Gustav aus.

Nur langsam knüpften sich die gesellschaftlichen Beziehungen in dem neuen Wohnort an, da Bergmann gewohnt war, diese Anbahnungen und Vermittlungen ganz und gar seiner Frau zu überlassen, die aber nun durch ihre Mutterpflichten daran verhindert war. Um mit einem Mal einen Schritt vorwärts zu kommen, gaben sie Ende Februar 1879 einen großen Ball, zu dem sie alles einluden, was sie an jungen Damen und tanzlustigen Studenten und Leutnants auftreiben konnten. Von süddeutscher Lebhaftigkeit animiert, verlief das Fest sehr fröhlich. Selbst der Rektor der Universität tanzte nicht minder eifrig als der jüngste Praktikant.

Wenn sich zunächst aber auch kein rechter Freundeskreis fand, so stand Bergmann doch mit den Kollegen auf bestem Fuß und verkehrte mit vielen von ihnen sehr gern: mit dem therapeutischen Kollegen Gerhardt, dem wahrhaft genialen Physiologen Fick, dem pathologischen Anatomen Rindfleisch und besonders viel mit Rinecker. Er war der älteste Kollege und dozierte schon seit Bergmanns Geburtsjahr in Würzburg, einer der beliebtesten und anregendsten Lehrer und zugleich ein sehr vielseitiger Gelehrter; trotz seiner hohen Jahre und, obwohl er schon lange Großvater war, hatte er eine sehr lebhafte, anziehende Art und einen in Jünglingsfrische sprudelnden Geist.

In der Fakultät saß eine Berühmtheit neben der andern. Den weitesten Ruf hatte wohl Scanzoni, aber er lebte zurückgezogen im Schoße seiner Familie. Die Anatomie vertrat Kölliker, der große Meister der Entwicklungsgeschichte und der mikroskopischen Anatomie. Neben ihnen sind noch Roßbach, der Pharmakolog, Anton v. Tröltsch, der Erfinder des Ohrenspiegels und Begründer der deutschen Ohrenheilkunde, der aber damals schon leidend war und daher die Wahl zum Ordinarius ablehnte, der Ophthalmolog Michel, später Bergmanns Kollege in Berlin, und Geigel, Professor der Geschichte der Medizin und der Hygiene, zu nennen.

Auch außerhalb der Fakultät knüpften sich manche Fäden, so mit dem Chemiker Wislicenus, dem Physiker Kohlrausch, dem Staatsrechtslehrer Joseph v. Held, dem Historiker des deutschen Rechts und jetzigen Heidelberger Professor Richard Schröder. Auch zu dem wegen seiner Schlichtheit und Anspruchslosigkeit allgemein beliebten Professor der Moraltheologie Dr. v. Stein, dem spätern Bischof von Würzburg und Erzbischof von München-Freising, bestanden sehr freundliche Beziehungen. Einem Mitgliede der theologischen Fakultät, dem Kirchenhistoriker Hergenröther, den Bergmann auch gut kannte, widerfuhr die Ehre, zum Kardinal und Präfekten des Vatikanischen Archivs erhoben zu werden. Auf weiten Spaziergängen, die sie unternahmen, hat sich Hergenröther viel über die Lage der lutherischen Kirche in Livland von Bergmann erzählen lassen, war es ihm doch von Wichtigkeit für seine Studien über die Beziehungen der polnischen Katholiken zu Rußland. Unter den über ihre Wissenschaft hinaus bekannten damaligen Würzburger Professoren seien noch der Germanist Lexer, Vater von Bergmanns späterm langjährigem Assistenten, der Philosoph Stumpf, der später nach Berlin kam, und der Geschichtschreiber der römischen Literatur Martin Schanz erwähnt.

Wie hoch Bergmann in den Würzburger Professorenkreisen auch außerhalb seiner Fakultät als Mensch geschätzt wurde, mag folgendes Blatt der Erinnerung bezeugen, das ihm Richard Schröder widmet. Er schreibt: „Ich kann über Ernst v. Bergmann nur das eine sagen, daß er einer der prächtigsten Kollegen war, die mir im Leben begegnet sind. Als er bald nach Beginn seiner Würzburger Tätigkeit einer schweren Infektionskrankheit verfiel, war ganz Würzburg in kummervoller Besorgnis und andrerseits voll Bewunderung für den großen Sinn, den er und seine Frau in so überaus schwerer Zeit zu erkennen gaben. Bergmann hat sich bis zu seinem viel zu frühen Tode als fester, absolut zuverlässiger und nie versagender Freund seiner Freunde bewiesen. Wer wie ich das Glück hatte, zu diesen zu gehören, wird sein Gedächtnis in dankbarster Erinnerung bewahren. In ernsten wie in heitern Dingen war er allezeit bereit, nie ein Spielverderber und in der Not jederzeit der zuverlässigste Helfer. Über den Kreis seiner Freunde griff sein Sinn für kollegiales Leben. Er, der vielbeschäftigte Arzt, hat es nie an sich fehlen lassen, wo kollegiale Pflichten seine Beteiligung forderten: in Freude und Leid, immer war er dabei."

4. Schwere Krankheit.

Bergmanns sich immer reicher und glücklicher entfaltende Tätigkeit erlitt im Jahre 1879 durch ernste Erkrankung eine lange traurige Unterbrechung.

In den ersten Tagen des März zog er sich durch eine Blutvergiftung eine Entzündung der Lymphgefäße zu, die sich den linken Arm hinauf bis unter die Achselhöhle und an der Seite bis zur Hüfte hinunter verbreitete. Er sah schlecht aus und war dennoch nicht zu überreden, die Klinik auch nur einen Tag auszusetzen. Eines Mittags kam er leichenfahl nach Hause und bemerkte lächelnd zu seiner Frau: „Weißt Du, was ich getan habe? Ich habe mich von Angerer (seinem Ersten Assistenten) operieren lassen. Die Lymphdrüsen unter dem Arm waren vereitert und mußten herausgenommen werden. Ich legte mich auf den Tisch, und Angerer machte es sehr gut." Aber nun verlangte er ins Bett, denn er konnte sich kaum aufrecht halten. Wie ja die Kluft zwischen Wollen und Können niemals weit bei ihm klaffte, hatte er durchgesetzt, bis an den Semesterschluß zu lesen und Klinik zu halten. Nun aber waren die Ferien da, und er gönnte sich die Bettruhe. Nach vierzehn Tagen stand er auf und fuhr nach Wiesbaden, um dort zu baden. Im täglichen Verkehr mit Langenbeck und Julius Cohnheim verlebte er interessante Wochen. Als Langenbeck nach Berlin zurückreiste, war Cohnheim allein sein steter Verkehr, und der vielfachen Anregungen, die er daraus zog, hat er immer gern gedacht. Als das Semester begann, fühlte er sich wieder kräftig und lebenslustig: von der Blutvergiftung und ihren Folgen war nichts mehr zu spüren.

Wenige Wochen später wurden die Würzburger an einem Junitage durch die Nachricht von einem in der Stadt vorgefallenen Raubmorde erschüttert. Ein Mann war am hellen, lichten Tage in die Wohnung eines begüterten Juden eingebrochen, hatte den an seinem Schreibtisch sitzenden, geldzählenden alten Mann erschlagen und dessen Frau und fünfzehnjährige Enkelin durch Beilhiebe entsetzlich zugerichtet. Bergmann, der sofort hingerufen worden war, fand den Mann tot, die Frau aber und das Kind noch am Leben, doch mit so schweren Verletzungen am Schädel, daß viele Stunden vergingen, ehe er mit der Anlegung der Knochennähte fertig wurde: es war Abend, als er zurückkam und über das Grausigerlebte berichtete. In der Prozeßverhandlung spielte ein Gutachten Bergmanns eine bedeutsame Rolle: Der Mörder leugnete seine Tat, und die Frau, die ihm gegenübergestellt wurde, erkannte ihn nicht wieder. Bergmann wies überzeugend nach, daß schwere Kopfverletzungen immer auch schwere

Gedächtnisdefekte zur Folge hätten, und hierin allein die Erklärung für das auffallende Verhalten der Frau liege.

Einige Tage später kam er zu ungewöhnlicher Zeit nach Hause und eilte ins Schlafzimmer. Er sah entstellt aus, konnte nur mit Mühe ein paar Worte sprechen. „Zu Bett, zu Bett!" rief er noch seiner Frau, die ihm besorgt nachgegangen war, zu, dann brach er zusammen. Ein starker Schüttelfrost setzte ein, dem ein hartnäckiges Nasenbluten folgte. Gerhardt wurde geholt und brachte am andern Morgen noch Rinecker mit. Nach einigen Tagen erklärte Gerhardt die Krankheit für einen hämorrhagischen Infarkt, der auf eine neue Blutvergiftung zurückzuführen wäre: er hatte sich in der Tat kurz vorher bei der Operation eines verjauchten Ellbogengelenks mit einem scharfen Knochensplitter an einem Finger geritzt, an dem sich sofort eine Infektionspustel bildete; ein Embolus löste sich ab, drang in die Lunge und rief dort die so ernste Erkrankung hervor. Das hohe Fieber wollte nicht weichen, jede Nahrung wies er zurück: „Ich belästige ganz unnütz den Magen, da er sie doch nicht verarbeiten kann", hielt er Gerhardt und Rinecker entgegen. Der hämorrhagische Infarkt, der an und für sich ausreichen kann, ein Lebenslämpchen auszulöschen, verlief anfangs so günstig, daß der Patient ihn überwunden zu haben glaubte, da traten aufs neue Stiche und Schmerzen in der affizierten Seite auf, und es entwickelte sich ein pleuritisches Exsudat, das die ganze rechte Brusthöhlenhälfte einnahm. Das Fieber war so heftig, daß die Körperwärme zeitweilig eine Höhe von 40,6 Grad erreichte. Aber noch eine andre Komplikation trat ein: es zeigte sich ein Erysipel, das sich über Gesicht und Kopf immer bedrohlicher ausdehnte. Es war unbegreiflich, woher es kam, bis die Ärzte bei einer neuen Besichtigung des ganzen Körpers inmitten der Narbe unter dem operierten linken Arm eine kleine Fistel entdeckten. „Ja, die kleine Fistel", bemerkte Bergmann hinterher, „ich habe sie wohl immer mit Lapis gebeizt, aber sie wollte sich nicht schließen." Nun aber kam auch heraus, daß er mit der Fistel in der Achselhöhle die Leiche einer an Erysipel gestorbenen Frau seziert hatte! Die Entstehung der bösartigen Wundrose war also vollkommen aufgeklärt.

Entstellt, mit dick geschwollenem, von Eisbeuteln umgebenem Gesicht, von entsetzlichen Kopfschmerzen geplagt, lag er in Delirien da. Nur wenn die Ärzte kamen, gab er sich einen Ruck, schnellte empor und setzte sich zur Untersuchung bereit. Das Erysipel aber breitete sich immer mehr aus, der linke Arm war straff geschwollen und sah schwarz und blau aus, als wenn er brandig werden könnte, und das Fieber wich noch immer nicht; Bergmann selbst hatte jede Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens aufgegeben, und die Ärzte dachten nicht anders. Dr. Angerer war ganz ins Haus gezogen, teilte sich

unermüdlich in die schwere Pflege und war Tag und Nacht am Krankenlager wie ein treuer Sohn um den Patienten besorgt.

In der Stunde drohendster Gefahr wurde Volkmann um sein Kommen gebeten. In der Nacht vom 2. auf den 3. Juli traf er ein, war liebenswürdig und herzlich, untersuchte wiederholt und gründlich, allein und mit den andern Ärzten zusammen. Die Lungen fand er frei, aber das Erysipel immer noch sehr schwer. Er hoffe, äußerte er, daß keine besonders eingreifenden Operationen nötig sein würden, aber Abszesse könnten sich einstellen, die dann geöffnet werden müßten. Das Herz habe sich noch gut gehalten. Die Krankheit würde noch lange dauern, aber Patient mache sie durch, nur sollte er, sobald die Wunden vernarbt wären, aus Würzburg fort, damit jede Möglichkeit der Berührung mit dem Spital abgeschnitten würde. So zuversichtlich wie zu Frau v. Bergmann hatte er freilich zu den Kollegen nicht gesprochen; davon erfuhr sie aber erst nachher. Ihr war der Augenblick, da der lange, schlanke Mann in seiner imponierenden Größe mit dem herabwallenden stolzen roten Bart vor ihr stand und Genesung verhieß, wie eine Befreiung von einem Zustande höchster Spannung und tief gesunkener Hoffnungen. Von da ab hoben sich wieder der Mut und das Vertrauen auf eine Lebensrettung des Aufgegebenen. Nun blieben nach Volkmanns Verordnung die großen Dosen Chinin weg, die ihn sehr heruntergebracht hatten, ohne die Temperatur weiter als bis auf 38,6 Grad herabzudrücken, und er erhielt kalte Bäder, die ihm vortrefflich bekamen und seinen Zustand günstig beeinflußten. Aber immer wieder traten Rückschläge ein, und kamen Tage, an denen die Umgebung auf das Schlimmste gefaßt war, doch hielten sich die Kräfte. Ende Juli schien die Rekonvaleszenz da zu sein, aber es stellte sich noch immer kein natürlicher Schlaf ein, und die Qualen und Schmerzen und das Unvermögen, sich im Bett auch nur umzudrehen, dauerten fort. Überall waren große Wunden: Furunkel und Abszesse, wo vorher die Rose gesessen hatte; sie vernarbten auffallend langsam. Endlich konnte man ihn aus dem Bett in den Rollstuhl heben: ihn verlangte aber ins Freie, denn es war unerträglich heiß, und die Zimmerluft drückte ihn. Er träumte schon von Spazierfahrten und einer baldigen Wiederaufnahme des Hospitaldiensts und der goldenen Praxis, da fing es nach zehn Tagen der Besserung von neuem mit Stichen in der Brust und andern Unannehmlichkeiten an, das Thermometer zeigte wieder Fieber, und er wurde abermals ins Bett gesteckt. Er lernte Geduld üben: kein Wort der Klage kam über seine Lippen, und mit stiller Ergebung sah er dem Schicksal ins Auge. „Einmal“, berichtet Professor Flesch, „ließ er mich zu sich kommen; als wenn nichts vorliege, unterhielt er sich mit mir und erzählte gesprächsweise von einem Fall von Pyämie mit

Eiterung der Schulter, eines Knies und einer Pleurahöhle und meinte: ‚Wie stellen Sie für einen solchen Fall die Prognose?‘ Wahrheitsgemäß mußte die Antwort nicht günstig lauten. ‚Na, ich danke Ihnen; das wäre also mein Fall: eben hat mir Angerer wieder einen der Abszesse aufgeschnitten.“

Seine Hünenkraft, die hingebende Behandlung seiner Ärzte, vor allem aber die unermüdliche Pflege seiner Frau ließen ihn die ernste, schwere Krankheit nach langem Kampfe überwinden. „Mein Leben“, schrieb er, als es wieder einmal aufwärts ging, seiner Schwester mit Bleistift und zitternder Hand, „verdanke ich wohl hauptsächlich Pauline. Als die Ärzte ihr sagten, sie fürchteten, Puls und Kräfte hörten mit einem Male auf, da nahm sie Kampfer und Moschus und rührte sich nicht vom Pulse. Selbst den Jungen an der Brust, ruhte der Finger auf dem Pulse des bewußtlosen, delirierenden Mannes. Sowie dann einige Schläge aussetzten, mußte Dr. Angerer von den Mitteln einflößen. So ist es sechs bis acht Tage und Nächte gegangen. Dann hörte nicht wie sonst beim Erysipel das Fieber plötzlich auf, sondern ging allmählich, zum Verzweifeln langsam, zurück. Aber wie beweglich und kräftig blieb die Frau! Mit der barmherzigen Schwester allein hat sie mich gehoben!“

Wie festen Fuß er in Würzburg gefaßt, und wieviel Liebe er in der Stadt und darüber hinaus besaß, bewies die warme Teilnahme, die man an seiner Krankheit nahm. Die Zeitungen brachten täglich Bulletins, von nah und fern kamen rührende Beweise der Anhänglichkeit. Im Julius-Spital beteten die Geistlichen für ihn und hießen die kranken Kinder für seine Genesung beten; und in einer benachbarten katholischen Kirche wurden für ihn, den Protestanten, Fürbitten gehalten.

Kaum aber war ein leidlich guter Tag da, so regte sich auch wieder der alte unaufhaltsame Drang nach Betätigung: er umgab sein Lager mit einem Kreis zerbrochener und zerschossener Schädel, so daß die barmherzige Schwester, wenn sie morgens ins Zimmer trat, entsetzt zurückwich und sich bekreuzigte, und schrieb an der zweiten Auflage seiner „Kopfverletzungen“.

In den Tagen der Hoffnungslosigkeit und der trübsten Zukunftsgedanken hatte er den Anblick seiner Kinder nicht ertragen können, denn er sah sie als vaterlose Waisen aufwachsen, nun aber hatte er wieder gern, daß sie sein Bett umtobten und ausgelassen lustig und voller Einfälle waren. Am liebsten spielten sie jetzt Doktor, wobei die siebenjährige Bertha sehr possierlich Gerhardt nachmachte, die Brust der zwei Jahre jüngern Schwester beklopfte und behorchte und dann achselzuckend sagte: „Es ist nichts zu machen, ich kenne kein andres Mittel, Sie müssen im Bett bleiben.“ Oder sie verkleideten sich als barmherzige Schwestern und schnurrten ihren Rosenkranz ab. „Mein

kleiner Sohn", schreibt Bergmann, „gedeiht ebenfalls prächtig. Noch ist er von der Mutterbrust nicht ganz geschieden, aber ißt schon große Fleischstückchen nebenbei und macht allerlei Kunststücke, bläst ins Licht und rümpft sein Näschen, wenn die Schwestern ihn schnauben heißen." Er empfand das Gute der Krankheit: den Zauber des Stillebens im Hause, die Gemeinschaft mit Frau und Kindern.

Darüber vergingen Sommer und Herbst, der Winter kam, und noch immer mußte der Kranke Bettruhe halten: trotz aller Mittel wich der Rest des Exsudats nicht, und er war noch immer nicht imstande, einen tiefen Atemzug ohne Schmerzen zu tun. „Wie lange das noch dauern wird?" schrieb er Ende November 1879. „Meine Ärzte hoffen, daß noch während des Winters alles gut werden soll, und versichern mich jedesmal, daß von weiterer Gefahr nicht die Rede ist. Aber selbst ein Laienverstand pflegt einzusehen, daß das, was nicht besser wird, viel leichter schlecht werden wird, und schließlich muß ich selbst gestehen, daß ein jahrelanges Siechtum das nicht ist, was ich ertragen kann." Aber er zwang sich auch wieder zu heiterern Bildern, schon um seiner Umgebung die Hoffnung auf die Wiedergewinnung des Lebens und der alten Kräfte nicht zu nehmen, wenn ihn auch der Schneckengang seiner Genesung zuweilen recht mutlos machte. Ihm schien, als wenn hinter dem Pleuraexsudat ein Lungenabszeß lag, „die ganz natürliche Folge des embolischen Infarkts". „Auch er soll sich verkleinern", schrieb er gegen Weihnachten 1879, „aber bedarf dazu so gründlicher Schrumpfungen, daß meine zweiundvierzigjährigen Rippen nicht mehr gebührend nachgeben. Von Zeit zu Zeit speie ich einige elastische Fasern aus und ärgere mich über dieses unzweifelhafte Dokument meiner innern Auflösung. Dazu kommt noch eine Fettdegeneration des Herzfleisches, so daß ich den Eindruck eines Vierundachtzigjährigen mache und nicht weiß, ob ich jemals noch Freude an den Gaben des Bacchus und verwandter Götter oder Göttinnen empfinden werde."

Aber endlich ging es nach Wunsch. Die Kräfte hoben sich, und er gewöhnte sich wieder „an die vertikale Position" und konnte, ohne umzufallen, durchs Zimmer gehen. Als der Februaranfang mildes Wetter und heitern Sonnenschein brachte, der einen warmen Frühlingstag schuf, da versuchte er, gestützt auf seine jubelnden Töchter, die Treppe hinunterzusteigen, vor dem Hause auf- und niederzuwandeln und sich von den Sonnenstrahlen durchwärmen zu lassen, was der ihn treu behütende Gerhardt für besser hielt als eine Spazierfahrt. Sehr müde kehrte er zurück, allein tags darauf ging es schon viel besser, und das gute Wetter hielt an. Nach acht Tagen umschritt er schon drei Viertel des Weichbilds der Stadt, und nun ließ er sich nicht mehr halten: am 15. Februar übernahm er nach acht Monate langem Krankenlager wenn

auch noch nicht sogleich die Klinik, so doch den Hospitaldienst und die Prüfungen. Er ging in Wolle gekleidet und nahm sich so gut er konnte in Acht.

Überall wurde er auf das Wärmste begrüßt: von Patienten, Kollegen und Bekannten. Die Kinder im Julius-Spital zogen ihm mit Fahnen und Blumensträußen entgegen und sagten Verse auf, die einer der Hauskapläne gedichtet hatte. Die Studentenschaft aber brachte ihm einen imposanten Fackelzug, an dessen Spitze die katholischen Verbindungen marschierten. Bergmanns Antwort auf die Ansprache des studentischen Redners, eines Mitglieds des Pius-Vereins, fand begeisterten Widerhall.

Bald ging die lang entwöhnte Tätigkeit ihren alten Gang; mit der Überzeugung: „es geht noch", kehrte die Lebensfreude wieder, mußte er auch noch die ganze Kraft zusammennehmen, um nicht vor Schwäche der zitternden Beine umzufallen oder einen Stich in der Brust oder Herzgegend zu unterdrücken. Seiner heitern Außenseite sah niemand die Anstrengung an, die ihn diese Selbstüberwindung kostete. Durch seine Tätigkeit erstarkte er wieder, und ein kurzer Ausflug, den er nach einer Woche Arbeit mit seiner Frau nach Frankfurt unternahm, bewies ihm, daß es nun „durch des Frühlings holden, belebenden Blick" vorwärts ging. Aus Frankfurt schrieb er seiner Schwester am 9. März: „Ich ging am ersten Tage, der so schön war, wie Goethe sich etwa den Ostertag seines Faust gedacht, durch dasselbe Tor, durch das er seine Dirnen im Staat und seine Schüler mit dem beizenden Tobak hinaus aus der städtischen Enge treten läßt — das alte, unverändert erhaltene Eschenheimer Tor — hinaus durch die wunderschönen Anlagen mit Pauline am Arm in den Palmengarten! Wir setzten uns unter die hohen Palmen und hörten die herrlichste Musik, dann lustwandelten wir zwischen dem schönsten Flor baumhoher Azaleen und Kamelien in das Orchideenhaus und zurück mit dem Menschenstrom auf die Zeil in eine Gewerbeausstellung voll herrlichster Erzeugnisse des Hausfleißes und der verschiedensten Handwerke. Abends in die ‚Hugenotten'. Wir blieben noch einen Tag, fuhren spazieren, da es windstill war, und die Sonne heiß wie im Juni herabbrannte. Abends konnte ich nach Herzenslust lachen; sie gaben im Schauspielhause ein neues Stück ‚Sodom und Gomorrha' voll komischer, spannender Situationen, wenn auch ohne Tiefe. Allein heiter stimmte es uns beide, und guten Appetit machte es. Ich schlief prächtig bis zum späten Morgen."

Eine unerwartete Aufmerksamkeit Kaiser Alexanders des Zweiten, die Bergmann auf Fürsprache der während des ganzen Krankheitverlaufs herzlich teilnehmenden Großfürstin Katharina „für seine außergewöhnlichen Verdienste im Türkenkriege" zuteil wurde, machte eine

kleiner Sohn“, schreibt Bergmann, „gedeiht ebenfalls prächtig. Noch ist er von der Mutterbrust nicht ganz geschieden, aber ißt schon große Fleischstückchen nebenbei und macht allerlei Kunststücke, bläst ins Licht und rümpft sein Näschen, wenn die Schwestern ihn schnauben heißen.“ Er empfand das Gute der Krankheit: den Zauber des Stillebens im Hause, die Gemeinschaft mit Frau und Kindern.

Darüber vergingen Sommer und Herbst, der Winter kam, und noch immer mußte der Kranke Bettruhe halten: trotz aller Mittel wich der Rest des Exsudats nicht, und er war noch immer nicht imstande, einen tiefen Atemzug ohne Schmerzen zu tun. „Wie lange das noch dauern wird?“ schrieb er Ende November 1879. „Meine Ärzte hoffen, daß noch während des Winters alles gut werden soll, und versichern mich jedesmal, daß von weiterer Gefahr nicht die Rede ist. Aber selbst ein Laienverstand pflegt einzusehen, daß das, was nicht besser wird, viel leichter schlecht werden wird, und schließlich muß ich selbst gestehen, daß ein jahrelanges Siechtum das nicht ist, was ich ertragen kann.“ Aber er zwang sich auch wieder zu heiterern Bildern, schon um seiner Umgebung die Hoffnung auf die Wiedergewinnung des Lebens und der alten Kräfte nicht zu nehmen, wenn ihn auch der Schneckengang seiner Genesung zuweilen recht mutlos machte. Ihm schien, als wenn hinter dem Pleuraexsudat ein Lungenabszeß lag, „die ganz natürliche Folge des embolischen Infarkts“. „Auch er soll sich verkleinern“, schrieb er gegen Weihnachten 1879, „aber bedarf dazu so gründlicher Schrumpfungen, daß meine zweiundvierzigjährigen Rippen nicht mehr gebührend nachgeben. Von Zeit zu Zeit speie ich einige elastische Fasern aus und ärgere mich über dieses unzweifelhafte Dokument meiner innern Auflösung. Dazu kommt noch eine Fettdegeneration des Herzfleisches, so daß ich den Eindruck eines Vierundachtzigjährigen mache und nicht weiß, ob ich jemals noch Freude an den Gaben des Bacchus und verwandter Götter oder Göttinnen empfinden werde.“

Aber endlich ging es nach Wunsch. Die Kräfte hoben sich, und er gewöhnte sich wieder „an die vertikale Position“ und konnte, ohne umzufallen, durchs Zimmer gehen. Als der Februaranfang mildes Wetter und heitern Sonnenschein brachte, der einen warmen Frühlingstag schuf, da versuchte er, gestützt auf seine jubelnden Töchter, die Treppe hinunterzusteigen, vor dem Hause auf- und niederzuwandeln und sich von den Sonnenstrahlen durchwärmen zu lassen, was der ihn treu behütende Gerhardt für besser hielt als eine Spazierfahrt. Sehr müde kehrte er zurück, allein tags darauf ging es schon viel besser, und das gute Wetter hielt an. Nach acht Tagen umschritt er schon drei Viertel des Weichbilds der Stadt, und nun ließ er sich nicht mehr halten: am 15. Februar übernahm er nach acht Monate langem Krankenlager wenn

auch noch nicht sogleich die Klinik, so doch den Hospitaldienst und die Prüfungen. Er ging in Wolle gekleidet und nahm sich so gut er konnte in Acht.

Überall wurde er auf das Wärmste begrüßt: von Patienten, Kollegen und Bekannten. Die Kinder im Julius-Spital zogen ihm mit Fahnen und Blumensträußen entgegen und sagten Verse auf, die einer der Hauskapläne gedichtet hatte. Die Studentenschaft aber brachte ihm einen imposanten Fackelzug, an dessen Spitze die katholischen Verbindungen marschierten. Bergmanns Antwort auf die Ansprache des studentischen Redners, eines Mitglieds des Pius-Vereins, fand begeisterten Widerhall.

Bald ging die lang entwöhnte Tätigkeit ihren alten Gang; mit der Überzeugung: „es geht noch“, kehrte die Lebensfreude wieder, mußte er auch noch die ganze Kraft zusammennehmen, um nicht vor Schwäche der zitternden Beine umzufallen oder einen Stich in der Brust oder Herzgegend zu unterdrücken. Seiner heitern Außenseite sah niemand die Anstrengung an, die ihn diese Selbstüberwindung kostete. Durch seine Tätigkeit erstarkte er wieder, und ein kurzer Ausflug, den er nach einer Woche Arbeit mit seiner Frau nach Frankfurt unternahm, bewies ihm, daß es nun „durch des Frühlings holden, belebenden Blick“ vorwärts ging. Aus Frankfurt schrieb er seiner Schwester am 9. März: „Ich ging am ersten Tage, der so schön war, wie Goethe sich etwa den Ostertag seines Faust gedacht, durch dasselbe Tor, durch das er seine Dirnen im Staat und seine Schüler mit dem beizenden Tobak hinaus aus der städtischen Enge treten läßt — das alte, unverändert erhaltene Eschenheimer Tor — hinaus durch die wunderschönen Anlagen mit Pauline am Arm in den Palmengarten! Wir setzten uns unter die hohen Palmen und hörten die herrlichste Musik, dann lustwandelten wir zwischen dem schönsten Flor baumhoher Azaleen und Kamelien in das Orchideenhaus und zurück mit dem Menschenstrom auf die Zeil in eine Gewerbeausstellung voll herrlichster Erzeugnisse des Hausfleißes und der verschiedensten Handwerke. Abends in die ‚Hugenotten‘. Wir blieben noch einen Tag, fuhren spazieren, da es windstill war, und die Sonne heiß wie im Juni herabbrannte. Abends konnte ich nach Herzenslust lachen; sie gaben im Schauspielhause ein neues Stück ‚Sodom und Gomorrha‘ voll komischer, spannender Situationen, wenn auch ohne Tiefe. Allein heiter stimmte es uns beide, und guten Appetit machte es. Ich schlief prächtig bis zum späten Morgen.“

Eine unerwartete Aufmerksamkeit Kaiser Alexanders des Zweiten, die Bergmann auf Fürsprache der während des ganzen Krankheitverlaufs herzlich teilnehmenden Großfürstin Katharina „für seine außergewöhnlichen Verdienste im Türkenkriege“ zuteil wurde, machte eine

Genesungsreise nach Tirol und Oberitalien möglich. „Was kann mir der Süden bieten?" warf er freilich in einer vorübergehenden Mißstimmung ein. „Eine Kalypso, die mir in ihrer stillen Grotte ewige Jugend und die ungeschmälerte Manneskraft verheißt und bietet, werde ich in den Pensionaten Südtirols oder der Riviera nicht finden. Und selbst wenn ich sie fände, es würde mir wie dem göttlichen Dulder gehen: ich würde es vorziehen, aufs stürmische Meer mich zu wagen, um zu meiner Penelope zurückzukehren."

Anfang April brach er auf. Schon die ersten Briefe zeigten ihn in seinem alten, ungetrübten Humor. „Im Karlstor", schrieb er seiner Frau über seine Münchner Erlebnisse, „hing mit riesigen Lettern Moses Baruchs Anzeige von eleganten Herrenkostümen von dreiundvierzig bis zu elf Mark für einen hochfeinen Anzug. Riesiges Geschäft! Drei Stunden Anprobieren von Hosen usw., wobei Fräulein Baruch ungenierte Hilfleistungen machte. Herr Baruch jun. kannte mich sehr gut, redete mich sofort beim Namen an, erkundigte sich nach den ‚schönen Fräulein Töchtern', kurz, gewann im Fluge mein Herz. Nach schweren Mühen saß endlich ein ‚hochfeiner': fünfundfünfzig Mark und wegen der Ehre, an solch einen Mann verkauft zu werden, schließlich nur fünfzig Mark. Ich glaube, er ist sehr gut, nämlich der Anzug: eselgrau mit dunkeln Zebrastreifen."

In Arco, wo der kranke Dorpater Freund Professor Boettcher an der Seite seiner Frau auf Besserung seines schweren Leidens hoffte, fühlte sich Bergmann schon so gekräftigt, daß er weite Bergwanderungen unternahm, ohne üble Folgen zu spüren, als Blasen, die er sich angelaufen hatte. Über Verona ging es weiter nach Venedig, wo die heißen Bäder am Lido Wunder taten. Mit Beginn des Sommersemesters stürzte er sich wieder in den Strudel der Arbeit und war mit ganzer Seele und Frische dabei. In den Sommerferien taten ihm Karlsbad und Kissingen gut, und die Herzaffektion, die er von der langen Krankheit als unbequemen Rest zurückbehalten hatte, ward allmählich überwunden, nur mußte er noch lange wie „ein asketischer Mönch" leben.

Als er nach Würzburg zurückkehrte, war viel im Werden, und er mußte, wie er schrieb, die Achsen seiner Tätigkeit schmieren, damit sie nicht knarrten. Das aber konnte nur ein gesunder Mensch tun, der jeder Anstrengung gewachsen war.

5. Erfolge.

Als Robert Koch in einer seiner epochemachenden Arbeiten (Mitteilungen aus dem Reichsgesundheitsamt 1881 S. 275) die Einführung des **Sublimats** zu chirurgischen Zwecken empfahl und seine Verwunderung darüber aussprach, daß es wegen seiner hervorragenden desinfizierenden Eigenschaften noch keine praktische Verwertung gefunden hatte, wußte er nicht, daß Bergmann schon mehrere Jahre vorher bemüht gewesen war, das wichtige Mittel der Wundbehandlung dienstbar zu machen. Seine Vorliebe für das Sublimat gründete sich auf die Arbeiten eines talentvollen Dorpater Schülers, der erstens die kleinste Menge verschiedener Antiseptika zu ermitteln suchte, die in ein und derselben möglichst einfach zusammengesetzten, der Entwicklung der Bakterien günstigen Nährflüssigkeit ihre Vermehrung verhindre, und zweitens feststellen wollte, welche Dosis des Gifts die Fortpflanzungsfähigkeit der Bakterien vernichte. Allen antiseptischen Mitteln voran stand das Sublimat.

Im Jahre 1880 berichtete Bergmann in dem „Bayrischen Ärztlichen Intelligenzblatt" Nr. 7 über das zuerst von ihm im Julius-Spital in größerm Umfange 1878 und 1879 verwendete neue Desinfektionsmittel. Die Mittel, die bis dahin zum Sterilisieren der Verbandstoffe gebraucht worden waren, hatten alle gewisse schwerwiegende Nachteile, die das Sublimat nicht aufwies. Dank Bergmann verbreitete es sich von Würzburg in alle Kliniken der Welt, und seine Verwendung hatte in der antiseptischen Wundbehandlung glänzende Ergebnisse. In Würzburg ist Bergmann überhaupt einer der erfolgreichsten Förderer der Antisepsis geworden.

Bergmanns Würzburger Vorlesungen, die einen solchen Zuspruch hatten, daß der große „physiologische" Hörsaal nicht alle Teilnehmer zu fassen vermochte, wurden auch viel von **Militärärzten** besucht. Wiederholt hielt er den Sanitätsoffizieren Kurse über Kriegschirurgie, die ihnen reiche Gelegenheit boten, ihre Kenntnisse auf diesem Gebiete zu befestigen und zu erweitern. Der kommandierende General und der Kriegsminister wünschten daher, Bergmann in nähere Beziehungen zum Sanitätskorps zu bringen und seine kriegschirurgischen Erfahrungen im Mobilmachungsfalle für die Armee in der Eigenschaft eines konsultierenden Chirurgen zu verwerten. Auf ihren Vorschlag ernannte ihn König Ludwig zum Generalarzt à la suite des Sanitätskorps mit dem Rang eines Obersten. Seitdem trug er bei festlicher Gelegenheit gern den Rock des Königs und den Raupenhelm.

Lebhaften Anteil nahm Bergmann an dem wissenschaftlichen Leben Würzburgs. Die Sitzungen der Physikalisch-Medizinischen Gesellschaft

besuchte er sehr eifrig, griff in ihre Verhandlungen ein und versäumte sie nie ohne zwingenden Grund. Auch hier wirkten seine ärztliche Vielseitigkeit und seine große Erfahrung auf allen Gebieten anregend.

Von seinen in der Würzburger Zeit erschienenen literarischen Arbeiten seien erwähnt: „Die Behandlung der Schußwunden des Kniegelenks im Kriege" 1878, „Erkrankungen der Lymphdrüsen" in Gerhardts „Handbuch der Kinderkrankheiten" 1881, „Die Hirnverletzungen mit allgemeinen und mit Herd-Symptomen" in Volkmanns „Sammlung klinischer Vorträge" Nr. 190, 1881, „Die Fermentintoxikation", zusammen mit Angerer, 1882. Außerdem Kasuistisches in den Verhandlungen der Würzburger Physikalisch-Medizinischen Gesellschaft und im „Bayrischen Ärztlichen Intelligenzblatt."

Über Bergmanns in Würzburg unternommene und vollendete Neubearbeitung seiner „Lehre von den Kopfverletzungen", die als dreißigste Lieferung der von Billroth und Lücke herausgegebenen „Deutschen Chirurgie" im Jahre 1880 erschien und in ihrer Bedeutung voll gewürdigt wurde, wird in einem andern Abschnitt berichtet werden.

6. Familienleben.

Viel Freude machten Bergmann seine Kinder, die sich alle gut entwickelten. „Die Töchter", heißt es in einem Briefe vom Oktober 1880, „gehen schon selbständig auf große Gesellschaften und erzählen mir, während ich schreibe, die Erlebnisse eines Kindertheaters bei Roßbachs. Der Bub fängt an in fränkischem Jargon zu reden und wird deshalb von seinem Vater nur wenig verstanden, wird ja doch auch seine Entwicklung auf andern Fundamenten erbaut werden, als die seiner Ahnen." Mochten sie toben und lärmen: er freute sich ihres echten Frohsinns und des reinen Glücks in seinem Hause. So berichtete er seiner Schwester von seiner Geburtstagsfeier am 16. Dezember 1881: „Frühmorgens, da ich kaum herausgeschlüpft, ertönen einige Akkorde auf dem Klavier, und meine beiden Mädel bringen mir ein Ständchen: die vier ersten Verse von ‚Befiehl du deine Wege', dann treten alle drei in neuen blauen Kleidchen mit Röschen und grünen Blättern im Haar in mein Zimmer und sagen die weitern Verse des Chorals auf. Mittlerweile hat Pauline im Saal den Tisch geschmückt und die Lichte angezündet. Gusti geht voran, die Töchterchen führen mich herein, und nun wird der Geburtstagstisch demonstriert: die Kringel und Torten, von Pauline außerordentlich gelungene Aquarelle. Kaum war alles bewundert, so kamen die Kinder wieder, um ihre Gedichte aufzusagen. Bertha deklamierte ganz vortrefflich die Schillersche „Bürgschaft", Alice eine Parabel vom bescheidnen Veilchen und Gusti, ohne anzustoßen, die Fabel von den ‚Kätzchen, jetzt müßt ihr auch Namen haben'. Es

ist ein eignes Gefühl, eine Tochter zu haben, die schon an Schillers Dichtungen ihre Freude hat, aber ein schönes Gefühl ist es, wenn ich ihr die Erklärungen gebe, und dabei alle die eignen Knabenerinnerungen aufgehen, von den Momenten, wo man zum erstenmal die Gedanken der ‚Glocke' verstand oder die Idee des Rachechors und des Gewissens in den ‚Kranichen des Ibykus'. Als ich nachmittags von den Vorlesungen zurückkehrte, war im Saal ein Policinelltheater aufgeschlagen. Damit Du dessen Eigentümlichkeiten kennen lernst, nimm Einsicht zuerst vom Theaterzettel und erfahre denn, daß die handelnden Künstler aus Kartoffeln dargestellt waren, aber sehr schön gelungen sich zeigten: Glasaugen, stumpfe Näschen, rote Wangen, schöne Haare und Kostüme. Sie agierten auf Fräulein Molles' Fingern ganz prächtig. Hinter der Szene aber wurden die Worte, die sie sprachen, von Alice und Bertha ihnen in den Mund gelegt. Die Schauspielerinnen hatten ausgezeichnet gelernt, denn jede verstand auch die Rolle der andern auswendig. So klappte das Spiel vortrefflich, so daß Gusti fast geweint hätte, als der gute König Mastodon im furchtbaren Kampfe mit dem Räuber Jaromir Krone und Haupt verlor. Mir geht immer das Leben in dieser Freude der Kinder auf."

7. Der Ruf nach Berlin.

Unter den vielen Kissinger Bekanntschaften des Sommers 1880 gewann eine Bedeutung für Bergmanns ganze Zukunft: die des Unterstaatssekretärs im preußischen Kultusministerium Gustav v. Goßler. Damals knüpften sich zwischen den beiden fast gleichaltrigen Männern Beziehungen an, die in ernster Zeit zu einer Freundschaft fürs Leben ausreiften. Was den Würzburger Professor für den preußischen Ministerkandidaten einnahm, war ein ganzer Komplex von geistigen und Charaktereigenschaften: Klarheit und Besonnenheit, Festigkeit und Verläßlichkeit, ein warmer Familiensinn, eine wohltuende Teilnahme an jedem einzelnen Menschenschicksal, vor allem aber seine Stellung zu den großen Aufgaben der Universitäten und des wissenschaftlichen Lebens und Lehrens, in erster Reihe der naturwissenschaftlichen und medizinischen Forschungsgebiete, für die eine neue große Zeit heraufkam, die in ihm, dem weitblickenden Manne mit vielumspannendem Wissen, einen verständnisvollen und tatkräftigen Förderer finden sollte, war er doch, wie es einst Virchow im Abgeordnetenhause aussprach, in eminentem Maß bemüht, den sich geltend machenden neuen Richtungen der Wissenschaft frühzeitig Hilfe zu gewähren und sie vorwärts zu bringen.

Aber auch Goßler empfand tief den Zauber von Bergmanns Persönlichkeit. Tage und Wochen waren sie zusammen, damals und

im darauf folgenden Sommer. Er war inzwischen Puttkamers Nachfolger als Kultusminister geworden (Juni 1881), war immer wieder auf der Professorensuche und äußerte schon in Kissingen: „Wenn ich doch Bergmann für Berlin gewinnen könnte!“ Wie ernst es ihm darum zu tun war, bewies, daß er den Universitätsreferenten seines Ministeriums Geheimrat Göppert und den Generalarzt Mehlhausen nach Würzburg schickte, um sich Bergmanns Klinik anzusehen und in seinen Vorlesungen zu hospitieren.

Anfang März 1882 war Bergmann in Berlin, um das eben aufgehende Gestirn Robert Koch kennen zu lernen und seinem Assistenten Fehleisen, dem Entdecker des Erregers der Wundrose, die Erlaubnis zu erwirken, seine Präparate im Reichsgesundheitsamt vorzulegen. Er war damals viel bei Goßler, der ihm vertraulich mitteilte, daß Langenbeck, seine Jahre und die Abnahme seiner Kräfte und namentlich des Augenlichts fühlend, seinen Abschied nehmen, und er, der Minister, ihn gern nach Berlin haben wolle. Er empfahl ihm nähere Berührung mit den Berliner Fachgenossen, von denen die Berufung ausgehen müsse. Bergmann besuchte die Kliniken von Langenbeck und Bardeleben, assistierte diesem bei einer schweren Operation, machte eine Sitzung der Medizinischen Gesellschaft mit und kehrte, nachdem er noch an einem Diner bei Goßler teilgenommen hatte, nach Würzburg zurück. Zu Ostern war er zum Chirurgenkongreß wiederum in Berlin, und nun harrte er voller Spannung dem Lauf der Dinge entgegen.

Am 1. Mai erbat Langenbeck seine Entlassung zum 1. Oktober. Als Nachfolger schlug die Fakultät seinem Wunsch gemäß einzig und allein Billroth vor. Niemand hatte auch einen andern Vorschlag erwartet, da er neben seinem alten Lehrer anerkanntermaßen der berühmteste deutsche Chirurg war. Die Fakultät nahm an, daß er dem Rufe folgen würde, obwohl allgemein bekannt war, daß ihm Wien schon lange lieb und unentbehrlich geworden. Er lehnte ab, da ihn nicht nur sein Wirkungskreis, sondern auch das soziale und künstlerische Leben, seine enge Freundschaft mit Johannes Brahms und Eduard Hanslick an die schöne Kaiserstadt fesselten, und ihm endlich nicht rätlich schien, in seinem vierundfünfzigsten Lebensjahre den Versuch zu machen, ein würdiger Nachfolger Langenbecks zu werden. Auch im Kultusministerium teilte man, wie in Würzburg bekannt wurde, das letzte Bedenken, und eine Äußerung von Frerichs wurde verbreitet, daß für einen Chirurgen dieses Alters die Blütezeit sich zu neigen pflege. Langenbeck und seine Vorgänger Dieffenbach und Graefe der Vater waren alle in jungen Jahren und in der Vollkraft ihres Schaffens in ihre Stellung gekommen, und ein jeder von ihnen hatte eine Epoche des Fortschritts in der deutschen Chirurgie bezeichnet. Billroth selbst

hielt Volkmann und seinen eignen Schüler Czerny für ganz besonders geeignete Nachfolger Langenbecks.

Bald danach schlug die Fakultät Volkmann vor, doch auch mit ihm scheiterten die Verhandlungen, da er nach reiflicher Überlegung Bedenken äußerte, ob das Maß von Arbeit, das er sich in Berlin in den ersten Jahren notwendigerweise werde auferlegen müssen, nicht seinen körperlichen Kräften zu viel zumuten werde. Er sagte sich: auf dem Boden, wo er groß und alt geworden, würde er mehr leisten, als unter neuen und für ihn schwierigen Verhältnissen in Berlin, und lehnte ab.

Inzwischen hatte Bardeleben, der als Jüngkens Nachfolger die Charitéprofessur der Chirurgie seit 1869 inne hatte, den Wunsch geäußert, in Langenbecks Professur und Klinik einzurücken. Das aber wollte die Fakultät nicht. Sie erkannte gern an, daß er die Charitéklinik nach Überwindung vieler Schwierigkeiten zu einer bedeutenden Stellung emporgehoben hatte, aber sie war sich klar darüber, daß, wenn die Langenbecksche Klinik auf Bardeleben überginge, es bei den eigentümlichen und nach vielen Richtungen schwierigen Verhältnissen, mit denen die Stellung an der Charité verknüpft war, unwahrscheinlich sein würde, einen Kliniker ersten Ranges zu gewinnen, der sein Amt mit der von mannigfachen Beschränkungen umgebenen Stellung an der Charité zu vertauschen bereit wäre. Im Interesse des medizinischen Unterrichts und der Universität lag also solch ein Tausch nicht.

Am 13. Juli richtete Langenbeck an Bergmann „die vertrauliche Anfrage", ob er seine Stellung übernehmen wolle. „Im Bejahungsfalle würde ich dann in der in diesen Tagen abzuhaltenden Fakultätssitzung Ihren Namen an erster Stelle nennen, müßte aber, um dieses mit dem nötigen Nachdruck tun zu können, sicher sein, daß Sie der Berufung folgen wollen." Auf Bergmanns Zusage antwortete Langenbeck am 15. Juli: „Am Dienstag dem 18. dieses Monats wird voraussichtlich die Fakultätssitzung stattfinden, in welcher über die Wiederbesetzung meiner Stelle beraten wird. Welches das Resultat sein wird, weiß ich nicht. Bardeleben wünscht sehr in meine Stelle einzurücken und könnte ein Hindernis werden, wenn es ihm gelingen sollte, die Majorität für sich zu gewinnen. Bardeleben ist meiner Ansicht auch zu alt für diese Stelle, und möchten wir gern eine jüngere Kraft gewinnen. Dieser Wunsch wird von den meisten Mitgliedern der Fakultät geteilt."

Am 18. Juli beschloß sie, dem Minister als vorzugsweise in Betracht kommende Persönlichkeiten vorzuschlagen: Bergmann an erster Stelle, dann König in Göttingen und Czerny in Heidelberg. Aber auch Bardelebens Bewerbung wurde dem Minister übersandt.

Goßlers Entscheidung war, wie bereits bemerkt, schon lange getroffen: unmittelbar nach der Fakultätssitzung ersuchte er Bergmann,

zu den Verhandlungen wegen Übernahme der Professur nach Berlin zu kommen. Als das Telegramm in Würzburg eintraf, war er zu einer Konsultation über Land gefahren. Dem treuen Bade aber ließ es keine Ruh: er fuhr ihm nach und überreichte ihm atemlos und bestürzt die vielbedeutende Meldung.

Am 20. Juli traf Bergmann in Berlin ein, wo die Besprechungen mit dem Minister und dem Ministerialdirektor Greiff sehr bald zu einem beiden Teilen erwünschten Ergebnis führten. Schon am 4. August vollzog der Kaiser in Gastein seine Bestallung als ordentlicher Professor der Chirurgie und Direktor des klinischen Universitätsinstituts mit dem Charakter als Geheimer Medizinalrat und zugleich als Mitglied der Wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen.

Es wurde ihm nicht leicht, Würzburg, die Universität wie das Spital, wo er sich überaus glücklich gefühlt, wo man ihm jeden Wunsch erfüllt hatte, zu verlassen, aber dem ehrenvollen Rufe, der ihn auf die unbestritten erste chirurgische Lehrkanzel Deutschlands erhob, zu folgen hat er nicht einen Augenblick gezögert.

In Würzburg und im Bayrischen Unterrichtsministerium bedauerte man sein Scheiden aufrichtig. Am 7. September berichteten die Ministerien des Kultus und des Innern dem Könige: „Der Rücktritt dieses berühmten Chirurgen und ausgezeichneten Lehrers von seinem dermaligen Wirkungskreise ist ein schwerer Verlust für die Würzburger Hochschule; an eine Erhaltung Bergmanns war aber bei der glänzenden und pekuniär vorteilhaften Stellung, welche ihn in Berlin erwartet, nicht zu denken." Auf ihren Antrag genehmigte der König am 13. September die Entlassung „unter wohlgefälliger Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiet der Wissenschaft sowie als Lehrer."

Am 28. Juli schloß Bergmann seine Klinik und nahm von seinen Studenten Abschied. Die folgenden Tage gehörten der Feier des dreihundertjährigen Bestehens der Universität. Hieran schloß sich eine Schweizerreise, die Mann und Frau gemeinsam unternahmen. Dann aber wurde für Berlin gerüstet, die neue Welt, die ihn nun aufnehmen sollte.

Sein Nachfolger in Würzburg wurde Hermann Maas, ein Schüler Middeldorpfs, bis dahin Professor in Freiburg. Bergmann selbst hatte ihn dem Minister v. Lutz vorgeschlagen, der ihn, auch nachdem er Bayern verlassen, mitunter um seinen Rat anging und ihm seine Verehrung bewies. Aber unter Maas, dem übrigens eine nur kurze Tätigkeit beschieden war, war die Klinik nicht mehr der anregende Mittelpunkt wie zu seines Vorgängers Zeiten.

8. Auf der Eisenacher Naturforscherversammlung.

Wenige Wochen, bevor Bergmann nach Berlin übersiedelte, hatte er in der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Eisenach im September 1882 Gelegenheit, in einem Vortrage über antiseptische Wundbehandlung gleichsam das Fazit seiner bisherigen wissenschaftlichen Tätigkeit zu ziehen und ein Programm seiner zukünftigen Arbeit zu entwerfen. Otto Heubner, der ihn damals zum erstenmal gesehen, hat uns geschildert, wie er ihm in der Abenddämmerung, über seinen Vortrag nachsinnend, erschienen ist: eine hohe aufrechte Gestalt mit kräftig aufgesetztem Nacken, bedeutendem Kopf, kühnem Profil; da wäre ihm unwillkürlich der Gedanke gekommen, in den Adern dieses Mannes rolle wohl ein Tropfen Bluts jener verwegenen und stolzen Recken, die einst seinem Heimatlande in langem wildem Kampfe die westliche Kultur aufzwangen.

Mit nicht geringerer Spannung als Haeckel, der vor ihm über die Naturanschauung Darwins, Goethes und Lamarcks gesprochen hatte, begrüßt, berührte Bergmann durch die frische, lebhafte Art seiner Rede besonders wohltuend.

Den neuen Erfindungen auf dem Gebiet des Handwerks oder der Kunst, begann er, ginge es wie der Schraube des Archimedes. Bestimmt, die höchsten Probleme zu lösen, sollen sie nicht bloß dem bevorzugten Adepten dienen, sondern auch Gemeingut aller werden. „Als vor wenig mehr als einem Jahrzehnt eine neue und große Erfindung in der Verbandtechnik die Wunden schneller und sicherer als vorher zur Heilung brachte, wurde sie sofort dazu benutzt, die Grenzen des chirurgischen Könnens auf das Weiteste vorzuschieben. Die operative Therapie schien jede andre verdrängen zu wollen, und die Heilung aller Krankheiten mit Messer und Schere versucht werden zu müssen. Selbst das arme Herz soll aus der Brusthöhle genommen und repariert werden, wie man mit Magen und Lungen es schon geplant und getan und mit dem Rückenmark dadurch versucht hat, daß man an seinen Nervensträngen zerrt und zieht. Und nachdem so die höchsten Probleme der Kunst in Angriff genommen worden sind, soll weiter auch jedem Menschen die Macht gegeben werden, mit Listers Mantel die Schäden des Nächsten zuzudecken und als barmherziger und gar geprüfter Samariter mit dem ersten Verbande das Schicksal des Verwundeten zum allerbesten zu lenken."

Diesem wohlangebrachten Angriff auf die bekannten Bestrebungen Esmarchs, die verantwortliche Herstellung der künstlichen Blutleere in die Hände von Laien zu legen, folgte lauter Beifall, aber das war

...des Redners: das Gewicht lag auf den
...rungen über Wundentzündung und
...der ätiologischen Forschung für die
...danddesinfektion Listers. Die Tat-
...am er zu seinem Glaubensbekenntnis,
...elungensten Listerschen Verbande von
... zeige hinlänglich, wie weit wir noch
...vollkommnen Wunddesinfektion, ent-
...tät des Verbandmittels und nicht eine
...allein für sich gibt und verbürgt den
...l der Forderungen, welche die bessere
...s Wundentzündung und den übrigen
...– die ist es, welche zum günstigen
...e Ende sichert."

...wart", so schloß Bergmann seinen mit
...fgenommenen Vortrag, „ist durchaus
... allein. Weder das Talent des Kunst-
...nd peinliche Befolgung der Weisungen
...ie leistungsfähig. Sie wurde zu dem,
...ellung, die sie im Augenblick unter den
... bloß durch die wissenschaftliche Me-
...tur f o r s c h e r s."



Berlin 1882–1907



1. In der Universitätsklinik.

Am 2. Oktober 1882 zog Bergmann in Berlin ein, und am 1. November hielt er seine Antrittsvorlesung.

Erst durch die Gründung der Universität Berlin war der Chirurgie in Preußen eine wissenschaftliche Pflegstätte dauernd gewährleistet worden. Das Verhältnis der Chirurgie zur übrigen Medizin war, wie einst Bergmann ausgeführt hat, um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts in den meisten deutschen Universitäten ein derartiges, daß neben dem klinischen Lehrer ein ihm untergeordneter Wundarzt die chirurgischen Fälle demonstrierte. Als Reil 1810 von Halle nach Berlin berufen wurde, nahm er das gleiche Verhältnis für sich in Anspruch: er wollte die Klinik leiten, und unter ihm sollte der von Wilhelm v. Humboldt ebenfalls an die neue Universität berufene jugendliche, erst fünfundzwanzig Jahre alte Lehrer der Chirurgie Karl Ferdinand Graefe operieren. Die Frage ist erst vom Throne herab zugunsten der Selbständigkeit der Chirurgie entschieden worden: Graefe wurde zum Armeechirurgen ernannt, und ihm die Leitung aller Lazarette zwischen Weichsel und Weser anvertraut, ebenso wurde eine selbständige, eigens dem chirurgischen Unterricht gewidmete Klinik geschaffen und der Tatkraft eines Mannes übertragen, der sich in schwerster Zeit glänzend bewährt hatte. Zwar waren die ersten Einrichtungen, die Graefe treffen konnte, den erschöpften Mitteln des Staats entsprechend, nur sehr bescheiden, und erst im Jahre 1818 fand die Klinik den Platz, auf dem sie noch heute steht, aber, was er schuf, und wie es ihm gelang, hat sein hochbedeutender Münchner Kollege Philipp v. Walther nach einem Besuche Berlins 1834 mit den Worten anerkannt: „Eine eigentümliche, glänzende Erscheinung, kühn und genial improvisiert, wie alles, was von seinem Urheber ausging, ist Graefes Klinikum in Berlin, nach welchem sich ein Vorbild weder in Frankreich, England oder im nördlichen Italien oder in Holland findet; die Einrichtung ist ganz national, rein deutsch."

Was König Friedrich Wilhelm der Dritte dem ersten Berliner Professor der Chirurgie überlassen hatte, die Bildung einer den Forderungen von Zeit und Wissenschaft entsprechenden Klinik, hat Graefe geleistet: die weitere Entwicklung auf gleichem Grunde wurde das Werk seiner Nachfolger.

Wegen der geringen Bettenzahl, über die die Klinik verfügte, schuf Dieffenbach, der 1840 trotz des Widerstands der Fakultät in Graefes Stelle trat, das Ambulatorium, die Poliklinik, worin Kranke, die nicht im Bett zu liegen brauchten, sondern Zimmer und Haus verlassen konnten, sich den Ärzten zeigten und von ihnen behandelt wurden. Den Schwerpunkt seines Unterrichts verlegte Dieffenbach in das Ambulatorium: hierin hat er für Berlin Außerordentliches geleistet. Aus diesem Unterricht, vorzugsweise an ambulatorischen Patienten, entwickelte sich diejenige Form, die man im Gegensatz zu der hospitalen Weise eines Umgangs von Bett zu Bett die mittels Demonstrationen nannte.

Dieffenbach war der genialste Chirurg, der bis dahin an einer deutschen Universität tätig gewesen war, gefeiert vor allem als Meister rhinoplastischer Operationen. Wie Graefe „ein vollendeter Hofmann, gewandt und von den feinsten Formen" war, so war Dieffenbach „der Arzt der Armen" und ein wahrhaft großer Mensch voll Kraft und Enthusiasmus, der populärste Arzt von Berlin, von dem, wie Max Lenz in seiner monumentalen Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität erzählt, die Kinder auf der Straße sangen:

Wer kennt nicht Doktor Dieffenbach,
Den Doktor der Doktoren!
Er schneidet Arm und Beine ab,
Macht neue Nas' und Ohren.

Dieffenbachs Einwirkungen dankte man aber auch, daß nach Berlin der Mann berufen wurde, der, wie Gerhardt einmal gesagt hat, die medizinische Klinik aus einer trocknen Anleitung zum Examinieren, Pulsfühlen und Rezeptschreiben zu einer Übungsstätte aller physikalischen und chemischen Untersuchungsmethoden erhob: Johann Lukas Schönlein.

Dieffenbachs Nachfolger wurde Langenbeck. Zu Michaelis 1848 begann er seine klinischen Vorträge. Seine Begabung zum akademischen Lehramt gründete sich, hat sein Biograph Bergmann von ihm geschrieben, „auf seine große und ernste Pflichttreue, auf den tiefen, idealen Sinn und das doch so schlicht und einfach angelegte Gemüt... Mit der ängstlichen Sorge um den Kranken verband er das lebendigste Interesse an dem Krankheitsprozesse und eine klar durchdachte, zielbewußte Darstellung seiner Handlungen. Er wirkte nicht durch den Glanz, sondern durch den Ernst seiner Rede, denn das Gemeine entweihte seine Lippen nicht..."

Sein Werk war die Erweiterung, Besserung und Entwicklung der chirurgischen Klinik zu ihrer damaligen Blüte.

Pietätvoll begann Bergmann seine Antrittsvorlesung mit Worten der Erinnerung an die drei Kliniker, die vor ihm auf dieser Lehrkanzel

gestanden hatten. Besonders herzlich gedachte er Langenbecks. Dann ging er zu seinem eigentlichen Thema, der Gruppierung der Wundkrankheiten, über, wobei freilich mancherlei wie ein Gegensatz zu der früher an dieser Stätte geübten Methode klang, wenn er z. B. betonte, daß die Klinik mehr als bisher den Ursachen der Wundkrankheiten nachgehen müsse und dazu des physiologischen Versuchs und des Tierexperiments bedürfe. „Die stete, innige und wechselvolle Verbindung der klinischen Beobachtung mit dem physiologischen Versuch, die Prüfung der Eindrücke und Erfahrungen des Chirurgen durchs Tierexperiment sollen uns dem Ziele näher bringen."

Als Bergmann seine Rede Langenbeck übersandt hatte, dankte ihm dieser aus Wiesbaden, wohin er sich zurückgezogen, in einem herzlichen Briefe. Er habe nur auszusetzen, schrieb er ihm, „daß Sie mir darin zu viel Ehre antun. Alles, was ich beanspruchen kann, ist, daß ich die Klinik mit Liebe geführt habe, und das Verdienst, daß ich stark genug war, das schwere Opfer, die Klinik bessern Händen zu übergeben, rechtzeitig zu bringen. An dem Heimweh nach der Klinik laboriere ich noch immer, und Sie dürfen es mir nicht verargen, wenn ich täglich um zwei Uhr mit den Gefühlen bittern Neides Ihrer gedenke. Den Wert einer klinischen Tätigkeit erkennt man erst, wenn man sie verlassen hat."

Die alten Räume der Königlichen Universitätsklinik an der Ziegelstraße, in denen sich fortan Bergmanns Lehrtätigkeit abspielen sollte, waren einem Neubau gewichen, den im Jahr vor seinem Rücktritt Langenbeck eingeweiht hatte. Als er nach Berlin gekommen, waren kaum zwanzig Krankenstellen vorhanden gewesen, und mit zweihundert Betten übergab er die nach allen Anforderungen der damaligen Hospitalhygiene eingerichtete Anstalt seinem Nachfolger.

Für einen akademischen Lehrer gibt es in seinen spätern Lebensjahren keinen größern Triumph, als den: seine Schüler in hervorragender Stellung glücklich und erfolgreich tätig zu wissen. War Bergmann auch zu seinem freudigen Stolze beschieden, eine Anzahl seiner ehemaligen Schüler und Assistenten im Besitze von Professuren der Chirurgie an Universitäten und Akademien des In- und Auslands und eine weit größere Zahl mit der ärztlichen Leitung von Krankenhäusern betraut zu sehen, so hat er doch schwer darunter gelitten, daß ihm zwei der besten und befähigtsten Mitarbeiter, mit denen er zugleich durch ein nahes persönliches Verhältnis eng verbunden war, durch den Tod entrissen, und viele Hoffnungen, die er auf sie gesetzt hatte, vernichtet wurden. „Nicht der Jüngere schließt dem Ältern immer das

Auge". Dieser beiden wollen wir gedenken, hat doch Bergmann selbst nach ihrem Tode Zeugnis abgelegt, wie wert sie ihm gewesen sind.

Kurt Schimmelbusch, in Westpreußen 1860 geboren und in Berlin 1895 gestorben, war als hallischer Student durch Eberths Entdeckung des Typhusbazillus für das Studium der kleinsten krankmachenden Lebewesen gewonnen worden. Seitdem blieb er diesen Forschungen treu. Ein Vortrag von ihm über die Thrombose und die Bedeutung der körperlichen Blutbestandteile für die Entstehung der Gerinnungen im strömenden Blut und eine in bakteriologischer wie anatomischer Hinsicht vortrefflich ausgeführte Untersuchung über die Entstehung des Furunkels veranlaßten Bergmann, ihm eine Assistentenstelle an seiner Klinik anzubieten. Seit 1889 war er ihm namentlich bei Durchführung der Asepsis in seiner Klinik ein unermüdlicher und aufopfernder Mitarbeiter. Seine „Anleitung zur aseptischen Wundbehandlung" war bald als vortreffliches Handbuch überall anerkannt und ebenso weit verbreitet, wie die von ihm empfohlene Art der Sterilisation der Instrumente und seine handlichen und zweckmäßigen Apparate für die aseptischen Verbände (Schimmelbuschische Trommeln). 1890 begannen seine bereits erwähnten Untersuchungen, die die Unwirksamkeit des Tuberkulins nachwiesen.

Mit der Gabe der Darstellung verband Schimmelbusch aber auch die Freude an ihr. Immer wieder, rühmte ihm Bergmann an seinem Sarge nach, war er mit neuen Ideen für die Demonstrationen in seinen Kursen beschäftigt, widmete er Tage und Nächte der Konstruktion von Zeichnungen, Modellen und Entwürfen, die seinen Zuhörern das Vorgetragene klar und faßlich machen sollten.

Seine ärztliche Kunst hatte er in der Klinik besonders gern den leidenden Kindern zugewandt; ihnen zeigte sich sein warmes, tiefes Mitgefühl. Wenn einem armen verwachsenen Kleinen die Mittel fehlten, formte er ihm selbst einen orthopädischen Apparat, und einen jeden wußte er durch freundlichen und fröhlichen Zuspruch aufzurichten.

Bergmann verlor in ihm einen selbstlosen, treu anhänglichen, aber auch den wohl wissenschaftlich bedeutendsten Gehilfen seiner Arbeit.

Einen jähen Tod in den Engadiner Alpen fand im September 1898 Bergmanns Erster Assistent Professor Dr. Dietrich Nasse. Er war ein Sohn des bekannten Bonner Nationalökonomen Erwin Nasse und kam, durch Orth eingeführt, als Volontärarzt an die Berliner Universitätsklinik. Am 1. April 1887 wurde er Assistent, 1893 Privatdozent, 1896 auf Bergmanns Vorschlag außerordentlicher Professor und Staatsexaminator. Zwölf Jahre stand er ihm zur Seite, jeder Aufgabe voll genügend: ein geschickter Operateur, ein gewissenhafter Arzt, ein gründlicher und selbständiger Forscher, dessen Monographie

über die Lehre von den Krankheiten der untern Extremitäten Bergmann zu den besten Teilen des großen Sammelwerks der „Deutschen Chirurgie" zählte, kein Freund vieler Worte, aber ein in jeder Hinsicht zuverlässiger, ernster, fein und zart gesinnter Mensch, auf den man Häuser bauen konnte. Als er während des Griechisch-Türkischen Krieges von 1896/97 in einer Abteilung des Jildis-Spitals die Behandlung der Verwundeten übernahm, fand seine tüchtige, liebenswürdige und taktvolle Art überall Anerkennung, und die Türkische Regierung bot ihm die Leitung der großen medizinischen Schule in Konstantinopel unter glänzenden Bedingungen an. Er hing aber zu fest an seiner deutschen Heimat, als daß er dem lockenden Rufe hätte nachgeben können.

„Wer so glücklich gewesen ist, ihn bei der Arbeit kennen zu lernen und mit ihm wie ich zwölf Jahre hindurch die Gedanken, Wünsche und Handlungen austauschen zu können", heißt es in Bergmanns Ansprache bei Beginn der klinischen Wintervorlesungen am 31. Oktober 1898, „der wußte, daß in dem innern Sein und in dem Charakter dieses Mannes ein wunderbarer Schatz lag. Jeder, der mit ihm den gleichen ernsten Aufgaben des Lebens nachgegangen ist, hat ihn liebgewonnen und liebbehalten."

Von den Assistenten seiner letzten Jahre hat Bergmann niemand persönlich so nahe gestanden wie Professor Dr. M o r i tz B o r ch a r d t, zurzeit dirigierender Arzt der äußern Abteilung des Rudolf-Virchow-Krankenhauses in Berlin.

„Schon seit Jahren", berichtete einst der Berliner Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung", „pilgern wie die Gläubigen nach Mekka die Krüppel und Kranken aus aller Welt Enden nach der Bergmannschen Klinik in der Ziegelstraße zu Berlin. Wenn man dort die Krankenräume durchschreitet, so kann man alle europäischen und eine Menge nichteuropäischer Sprachen von Patienten hören, die sich in letzter Hoffnung an Bergmann wandten. Sein Operationssaal erscheint ihnen als eine heilbringende Kaaba, die bereits alle Schmerzen lindert, wenn man sie nur von weitem sieht, und die Lahmen wieder springen, die Tauben hören, die Stummen reden macht, wenn man sie nur berührt. Allerdings, das Äußere des Mannes, der da drin als oberster Herrscher im Reiche der Heilkunst waltet, hat etwas ungemein Vertrauenerweckendes und Imponierendes: ein Bild männlicher Kraft und freier Würde. Natürlich spinnt sich auch um ihn wie um alle vielbeschäftigten großen Ärzte bereits bei Lebzeiten ein ganzer Legendenkranz. Von Zeit zu Zeit kommen kleine Geschichten aus seiner Operationspraxis an die Öffentlichkeit, die ans unheimlich

Wunderbare streifen. Sie brauchen nicht alle wahr zu sein, das schadet nichts: im Volke werden sie geglaubt. Sie gehen von Mund zu Mund und befestigen die Überzeugung, daß Bergmann ein Mensch ist, der selbst dem Gottseibeiuns den Schweif operieren würde ... Auf eine neugierige Frage, wann er eigentlich schliefe und äße, meinte er einmal lächelnd: das müßten sich vielbeschäftigte Ärzte am besten ganz abgewöhnen."

In diese Welt der Sorgen und Mühen, der wissenschaftlichen Forschung und der tätigen Menschenliebe, in das Berliner Arbeitsfeld Ernst v. Bergmanns, sollen uns ein paar Berichte früherer Mitarbeiter von ihm, die wir hier aneinandergereiht haben, einführen: aus seiner Frühzeit, den Tagen, da er auf der Höhe der Kraft und der Leistungen stand, und aus seinen letzten noch immer ungewöhnlich arbeitsreichen Jahren.

Von der ersten Zeit „der spannungsvollen Erwartung vor einem Sturm" entwirft Karl Ludwig Schleich in seinem kurzen, aber schönen Lebensbilde Bergmanns folgende anziehende Schilderung: „Ich selbst war Zeuge des jähen Wandels der Dinge als letzter Famulus (Koassistent) von Langenbeck und als übernommener Famulus des neuen Herrn. Vor unserm Auge vollzog sich eine verblüffende Neuordnung der Dinge, die zu den interessantesten Kapiteln meiner medizinischen Erinnerungen gehört. Vor dem entschlossen zupackenden Griff des eben gelandeten Eroberers blieb kaum ein Stein auf dem andern. Ein bis in die letzten Einzelheiten ausgearbeitetes System des antiseptischen Drills wurde mit der Strenge und Pedanterie einer militärischen Instruktion den alten, liebgewordenen Gepflogenheiten gegenübergestellt. War Langenbeck ein Genie gewesen, dessen sichere, elegante Aristokratenhand seine fast ausschließlich von ihm selbst erfundenen Operiermethoden demonstrierte, wie ein Virtuos sein andern unerreichbares staunenswertes, nur ihm gegebenes Können, war Langenbeck der Geist und die Seele der Chirurgie selbst, so glich sein Nachfolger einem großartigen Organisator der überkommenen, zusammengefaßten und in einem System lehrbaren Ideen der Vergangenheit und der Gegenwart. Wie Moltke, die Ideen des großen Friedrich und Napoleons verschmelzend, einer Armee die Mittel aufzwang, zu siegen durch Manöverübungen und den vielverschrienen preußischen Drill, der uns doch ein Vaterland zusammenschweißte, so verstand Bergmann, das Überlieferte, das genialisch Verstreute zu fundamentieren und mit allen Mitteln des Diktators den Schülern aufzuzwingen. Trotz allem Kopfschütteln im Anfang und dem hämischen Vermissen des eigentlich Genialen, das man doch an Langenbeck gewohnt sei, ist es heute zweifellos, daß von der durch Bergmann angebahnten Erziehung zu einer Technik des chirurgischen

Gewissens gegen den Leidenden der größte Segen ausgegangen ist. Erst mit diesen Methoden im Tornister, die bis ins kleinste zur Wirksamkeit gegen die Bakterien ausgeklügelt waren, konnte jeder Rekrut die Anwartschaft zu einem General in sich fühlen. Die Genies mochten für sich selber sorgen; hier hieß es erst einmal: Griffe üben, sich halbe Stunden lang vorbereiten, eine stete présence de danger abtaxieren lernen, ehe man daran gehen durfte, Schlachten zu schlagen."

Auch von dem „zündenden Strom seines Vortrags im Kolleg" entwirft uns Schleich ein lebendiges Bild: „Welches Temperament, welche Begeisterungsfähigkeit für die gestellten Aufgaben, welche Fülle und Gegenwärtigkeit des Fachwissens, welche Beherrschung aller Hilfswissenschaften, namentlich der pathologischen Anatomie! Wir, die Bergmann und Virchow hörten, hatten stets den Eindruck, Bergmann sei dem Klassiker namentlich auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie der Knochen mindestens ebenbürtig: so völlig beherrschte er jedes histologische Detail. Wie im Kolleg durch den Schwung seines Vortrags, so begeisterte er im Anatomiesaal durch unermüdliche Hingabe an die Sache. Schon um sechs oder sieben Uhr früh war er in der Anatomie. Seine Kraft schien unerschöpflich ... Seine größten Segenswirkungen hat er erzielt durch die Schulung seiner Assistenten und Hörer; denn dadurch wurde seiner Wissenschaft und Kunst die ausgedehnteste Verbreitung ... Bergmann und die Klinik in der engen Ziegelstraße wurden Kraftquellen, von denen aus die Chirurgie der ganzen Welt Licht und Arbeitsstoff bezog."

Sehr bald aber lernten seine Mitarbeiter an ihm auch so manchen schönen Charakterzug kennen, der dem Arzte und Menschen die Herzen gewann. Wiederum ist es Schleich, der über einen ergreifenden Vorfall in der Klinik berichtet: „In jenen Tagen der Neuordnung war eines Morgens ein zwölfjähriger auffallend schöner Knabe aus Schöneberg in die Klinik eingeliefert worden, der nach einer Verletzung am Fuß schwere Anfälle von Wundstarrkrampf bekommen hatte. Obwohl die Wunde mit größter Sorgfalt geöffnet und desinfiziert worden war, wiederholten sich gegen Abend die Krämpfe, und Bergmann beauftragte uns jüngere Famuli, bei dem Kranken die Nacht zu durchwachen und jeden Anfall mit Chloroformnarkose zu bekämpfen. Drei Uhr nachts war es, als sich plötzlich die Tür auftat, und der neue Chef im Frack und vollen Ordensschmuck eintrat, um nach dem Kinde zu sehen. Er schlug die Decke von dem Tiefbetäubten zurück und sprach ergreifende Worte: über die Griechenschönheit dieses jungen Leibes, über den Segen der Narkose und über das Mysterium des Todes. Wir waren erschüttert, als er trauernd dem sterbenden Kinde über die Stirn strich und dann sinnend davonging. Die Szene hatte auf mich einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. Niemals in meinem Leben

hatte ich einen Menschen so hinreißend, so wehmütig tief und so ganz im Ton einer ärztlichen Priesterschaft am Krankenbett reden hören."

Als ein schönes Denkmal eines dankbaren Schülers und eines der vertrautesten Gehilfen an der Arbeit, der Bergmann auch persönlich sehr nahe gestanden, hat uns auf unsre Bitte Herr Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Hans Schlange folgende Erinnerungen an seine Assistentenzeit vom 1. Februar 1886 bis zum 1. Oktober 1894 zur Verfügung gestellt:

„Die Sehnsucht nach meinem Lieblingsfache zog mich eines Nachmittags im Herbst 1885 in das Königliche Klinikum für Chirurgie an der Ziegelstraße, wo Ernst v. Bergmann seine klinischen Vorlesungen abhielt. Ich mischte mich unter die Studenten der obersten Reihen und erwartete mit großer Spannung das Erscheinen des Mannes, von dessen eigenartiger Beredsamkeit und dessen Lehrtalent ich schon in Kiel mancherlei gehört hatte. Pünktlich zweieinviertel Uhr erschien er, gefolgt von einer größern Zahl von Assistenten. Der erste Eindruck von einem Menschen, der interessiert, bleibt haften. Bergmann erschien mir über mittelgroß, etwas korpulent, gesund und kräftig, mit langem, glatt gekämmtem, anliegendem Haar, durchdringendem Blick, kräftiger Adlernase, braunem Vollbart. Seine Schädelbildung interessierte mich besonders, weil sie in Deutschland ungewöhnlich ist: sehr ausgesprochener Dolichocephalus, die Stirn ziemlich hoch, schmal, gegen das Schädeldach im auffallend starken Winkel, der fast ein rechter sein mußte, abgesetzt. Die Hände klein. Und nun die Sprache: das charakteristische scharfe Betonen, wie ich es von den Kurländern auf der Universität Göttingen immer so gern gehört hatte, nur daß es hier aus der breiten Brust des schon damals sehr angesehenen klinischen Lehrers besonders voll und wuchtig und imposant klang. Der erste Eindruck war jedenfalls ein bedeutender.

Auch der Lehrgang und die vorgeführten Operationen gefielen mir so, daß ich beschloß, mich am nächsten Tage dem Professor vorstellen zu lassen. Die erste Begrüßung war nur kurz, aber freundlich: ich wurde zu meiner Freude sogar eingeladen, fortan den Operationen unten im Parterre stehend beizuwohnen, was immer als eine Gunstbezeigung galt. Mit größtem Interesse verfolgte ich fortan die klinischen Vorträge und Operationen, zumal nichts mehr reizt, als zu sehen, wie verschieden dieselben Operationen von den verschiedenen ‚Schulen' gemacht werden. Jede Abweichung von dem gewohnten Verfahren regt zu Vergleichen und zum Nachdenken an. Man freut sich, wenn man die Vorzüge der eignen Methode zu entdecken glaubt, lernt aber auch gern da, wo man Besseres zu sehen bekommt. Beide Empfindungen wurden auch in mir rege. Ich sah ein, daß die Kieler Schule in der Wundbehandlung entschieden voraus war, aber

Bergmanns Auffassung von der Medizin und speziell der Chirurgie war zweifellos erheblich großzügiger, als sie mir bisher in Kiel geboten worden war. Ich fühlte sofort: Hier kannst du noch sehr viel sehen und lernen, was dir in Kiel fremd blieb; versuch' es also, hier nochmals Assistent zu werden. Da ich hörte, daß zum 1. Februar 1886 einer der Assistenten abgehen wolle, betrat ich kurz entschlossen eines Nachmittags gegen Ende seiner Sprechstunde Bergmanns Wohnung. Er empfing mich sehr liebenswürdig. Ich setzte ihm meine Lage auseinander, sagte, daß ich das Bedürfnis verspüre, mehr zu lernen, und daß ich deshalb nochmals Assistent werden möchte und nirgends lieber als bei ihm. ‚Nun wohl', meinte er, ‚ich würde gerade einen erfahrenen Esmarchschen Assistenten gern nehmen, weil ich weiß, wie hoch dort die Wundbehandlung steht, aber haben Sie chemische Kenntnisse? Die muß ich verlangen, weil mir sonst so viel notwendige chemische Untersuchungsergebnisse verloren gehen'. Ich gestand kurz, daß ich von Chemie wenig Schimmer hätte. Sein Gesicht verfinsterte sich. Aber ich vertraute im Stillen auf meine Reserve: auf meine Beschäftigung mit der Bakteriologie, die, wie ich schon in der Klinik gemerkt hatte, auf Bergmann einen außergewöhnlich starken Eindruck machte, zumal da er mit ihrer Methodik wenig vertraut war. So erklärte ich ihm denn ruhig, die Chemie habe mich nie sehr gereizt, aber für die neuen Kochschen Ideen hätte ich ein so großes Interesse, daß ich täglich viele Stunden im Reichsgesundheitsamt praktisch arbeitete und diese Tätigkeit auch vorläufig noch fortsetzen wollte. ‚Das ist ausgezeichnet', rief er lebhaft, ‚das tun Sie jedenfalls; die Assistentenstelle wird zum Februar nächsten Jahres frei; kommen Sie in einigen Wochen doch wieder auf die Sache zurück'. Am 1. Februar trat ich als Assistent bei ihm ein, und damit begann für mich ein neuer, vielleicht der wichtigste Abschnitt meines Lebens.

Das Leben in der Bergmannschen Klinik war arbeitreich und anstrengend. Das Beispiel des Chefs beeinflußte den ganzen Betrieb. Bergmann war wirklich ein Mann der Arbeit. Man merkte ihm sofort an, daß Arbeit ihm Freude und Bedürfnis war, daß es eine vorzeitige Ermüdung bei diesem allzeit regen Geist und dieser hünenhaften Konstitution nicht gab. Schon von sechs bis acht Uhr morgens hielt er im Sommer seinen Operationskurs in der Anatomie ab: gewiß schon eine anstrengende Tätigkeit, die infolge des Alters der zur Verfügung stehenden Leichen häufig noch besondre Widerstandsfähigkeit verlangte. Unmittelbar darauf begab er sich in die Klinik. Ein zweimaliges Anschlagen der Hofglocke durch den Portier war für alle das Zeichen, daß der Chef da sei. Er sah gern, daß die Assistenten dann schon mit ihren Krankenvisiten und den Verbänden, die damals noch im Operationsraum gewechselt werden mußten, fertig waren,

damit alle Kräfte und Räume frei zur Verfügung standen. Wir mußten deshalb schon immer sehr zeitig mit unsrer Tätigkeit beginnen.

In der Klinik erwarteten den Chef gewöhnlich vielerlei Arbeiten: er besuchte diesen und jenen Patienten, ließ sich bei der Visite die neu aufgenommenen Kranken vorstellen, machte den Plan für den Unterricht am Nachmittag, operierte auch jetzt schon öfters, was ihn besonders interessierte, was sich aber nicht für die klinischen Zwecke am Nachmittag eignete, beschäftigte sich mit den Kandidaten für das Staatsexamen usw. So verstrichen schnell die nächsten Stunden. Dann aber rief ihn seine privatärztliche Tätigkeit in die Stadt. So blieb ihm nur wenig Zeit übrig zur Sammlung für die Haupttätigkeit in seinem Beruf: den klinischen Unterricht, der nach altem von Langenbeck übernommenem Brauch regelmäßig nachmittags von zwei bis vier Uhr stattfand. Nach Schluß der Vorlesung begab sich Bergmann sofort in seine Wohnung, wo er von vier bis gegen sechs seine Privatsprechstunde abhielt. Aber auch die Abend- und Nachtstunden fanden ihn nicht müßig, da ihn oft noch Konsultationen in der Stadt, Besuche seiner Privatpatienten in den Privatkliniken in Anspruch nahmen. Daneben verfolgte er gewissenhaft die ausgedehnte Fachliteratur, war selbst schriftstellerisch sehr tätig, besuchte regelmäßig die Sitzungen der ärztlichen wissenschaftlichen Vereine, in denen er nicht selten selbst Vorträge hielt.

Als klinischer Lehrer war Bergmann großartig. Seine Vorzüge fielen natürlich am meisten auf, wenn man ihn mit den Vertretern seines Fachs an andern Universitäten verglich. Vor allem wirkte zunächst seine Persönlichkeit: sie interessierte und fesselte jeden, der ihr nahe kam. Dann aber waren es die Klarheit seiner Sprache, die Formvollendung, mit der er seine Gedanken zum Ausdruck brachte, der Schwung und die Begeisterung, die er, wie und wo er es wollte, seinen Worten zu geben vermochte, die immer zündeten und auch den phlegmatischen Zuhörer aus seinem Dämmerungszustande aufrüttelten. Er war sich dieses Zaubers seiner schönsten Gabe, der Beredsamkeit, wohlbewußt.

Bergmann pflegte bei Beginn des Semesters einen größern einleitenden Vortrag zu halten, der sich hauptsächlich auf die Theorie und Behandlung der Wunden bezog. Weiterhin knüpften seine Vorträge an die Vorstellung und die Krankheitserscheinungen der vorgeführten Patienten an. Von den Studenten, die der Reihe nach von der Praktikantenliste aufgerufen wurden, stieg so mancher klopfenden Herzens von den amphitheatralisch hoch aufsteigenden Zuhörerbänken in die Arena hinab, um mit dem Lehrer die Kranken zu untersuchen und zu beweisen, daß er dem Unterricht mit Verständnis gefolgt war. Bergmann verlangte dabei zwar nicht allzuviel, aber doch vielleicht

mehr, als auf andern Universitäten üblich war. Grobe Unwissenheit z. B. in der Anatomie und Physiologie konnte ihn schwer reizen und nicht selten veranlassen, den Praktikanten von der Liste zu streichen und noch für ein Semester in die Klasse der klinischen Anfänger, der Auskultanten, zurückzuversetzen. Im übrigen war er — und das schien mir besonders schätzenswert — frei von jeder schulmeisterlichen Pedanterie. Ihm kam es nicht darauf an, daß die Studenten einen Wust von Namen, zweifelhaften Erfindern, mehr oder weniger unzweckmäßigen Methoden, womöglich nach Nummern geordnet, sich aneigneten, als vielmehr darauf, daß sie sich im Rahmen des damaligen Standes der Wissenschaft ein richtiges Bild von der besprochenen Krankheit machten, d. h. daß sie Interesse für die Fragen der Ätiologie gewannen und die zeitlichen Erscheinungen feststellen, deuten und ihre Einwirkungen und Beziehungen auf den Organismus für Gegenwart und Zukunft richtig einschätzen lernten. Diese Unterweisungen wurden in höchstem Maß wissenschaftlich betrieben. Bei einer Geschwulstdiagnose z. B. wurden zunächst stets die anatomischen Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt; es wurde systematisch untersucht, welcher Gewebsschicht die Geschwulst angehöre; dann wurde überlegt, welche Geschwulstformen von dieser Schicht ausgehen können, und die genau festgestellten Erscheinungen des vorliegenden Tumors mit den gegebenen Möglichkeiten in Beziehung gebracht. So wurde der Schüler unter gleichzeitiger Verwertung einer genauen Anamnese geschickt auf die richtige Diagnose gebracht; so lernte er medizinisch sehen und fühlen, seine anatomischen und physiologischen Vorkenntnisse verwerten und den erfreulichen Lohn eignen Nachdenkens finden.

In formvollendetem Vortrage pflegte Bergmann dann wohl die Ergebnisse der Untersuchung nochmals zusammenzufassen, weitere mit dem Thema in Verbindung stehende Fragen zu beleuchten und die therapeutischen Gesichtspunkte zu erörtern. Zweierlei kam ihm hierbei außer seiner Beredsamkeit besonders zustatten. Zunächst eine Fülle positiver Kenntnisse, die sich bei seinem vorzüglichen Gedächtnis auf eine gute Belesenheit in der Literatur und viele eigne Erfahrungen stützte, sodann sein kritischer Sinn, der ihn in der Regel recht leitete, wenn es galt, zu einem neuen therapeutischen Vorschlag Stellung zu nehmen. Mit großem Interesse verfolgte er alle neuen literarischen Erscheinungen, und er kargte nicht mit seiner Anerkennung, wenn irgendeine neue Methode, mochte sie kommen, von wem sie wollte, ihm brauchbar schien; aber er gehörte nicht zu denen, die sich im Nachahmen fremder Operationsvorschläge nicht genugtun können und für ihre Pflicht halten, alles um des Prinzips willen zu prüfen. Deshalb hielt er für richtig, den Studenten in erster Reihe immer die

bewährten Operations- und Behandlungsmethoden zu schildern, vorzuführen und deren genaue Kenntnis im Examen zu verlangen, verzichtete aber darauf, ihr Gedächtnis mit überflüssigem Ballast zu beschweren.

Bergmann liebte es, seinem klinischen Auditorium die Krankheitsbilder immer womöglich gleich gruppenweise zu zeigen: das war nur möglich, weil das Krankenmaterial außerordentlich reichhaltig war. Es war nichts Außergewöhnliches, daß er in einer klinischen Stunde drei bis vier Geschwülste der Brustdrüse, dann wieder der Speicheldrüse oder ein halbes Dutzend Fälle von Gelenktuberkulose oder mehrere Gefäßgeschwülste, dann wieder verschiedene frische Luxationen und Frakturen, *schwere* Verletzungen u. a. m. demonstrierte. Für die Studenten ein sehr instruktives Verfahren: sie prägten sich die Krankheitsbilder dank der Massenwirkung fester ein, und sie wurden auf die Abweichungen, die auch zwischen gleichnamigen Krankheiten bestehen, aufmerksam. Hatte Bergmann einen Krankheitsfall in der Klinik genügend besprochen, so wurde in der Regel die Operation sofort angeschlossen. Er hielt für wünschenswert, daß die Studenten sich nicht nur theoretisch mit dem Fall beschäftigten, sondern daß sie auch *sähen*, was mit ihm weiter geschieht; sie sollten den ganzen Operationsapparat in Betrieb sehen, nicht einmal oder selten, sondern immer wieder; sollten *sehen*, wie sich Operateur, Assistenten und das ganze Personal für die Operation vorbereiten, wie der Patient selbst vorbereitet, gelagert, chloroformiert wird; sollten die Umstände und Schwierigkeiten kennen lernen, die schon diese Vorbereitungen mit sich bringen. Die Operation unterbrach er oft, um den Zuhörern die einzelnen Akte und die gerade gegebene anatomische Situation zu schildern und zu zeigen. War die Operation in der Hauptsache beendet, so überließ er ihren Abschluß und den Verband gern dem zuständigen Assistenten, um nur schnell auf den nächsten Fall eingehen zu können.

Bergmann operierte sehr schnell und sicher. Die Schnelligkeit entsprach seinem Temperament, und die Sicherheit beruhte auf seinen guten anatomischen Kenntnissen und der großen Übung. *Große* Operationen schienen ihn am meisten zu interessieren. Mit raschen, großen Schnitten ein tief gelegenes Operationsgebiet freizulegen und hier etwas Greifbares, Tüchtiges vor sich zu bringen, das liebte er. Mammaamputationen, Hüftgelenkresektionen, Nieren- und Zungenexstirpationen, um nur einige zu nennen, ‚lagen' ihm deshalb ganz besonders. Aber auch schwierige Gefäßoperationen, unter andern Geschwulstoperationen am Halse, führte er mit großem Geschick aus, und im Unterbinden von Gefäßen hatte er eine besondre Gewandtheit, die, wie er öfters sagte, von seiner Tätigkeit in den Kriegen herstammte. Weniger Gefallen hatte er dagegen wohl an solchen

Operationen, die ein längeres subtiles Arbeiten erforderten, wie an der Gaumenspalte; Darmresektionen mit den nachfolgenden genauen und peniblen Darmnähten überließ er am liebsten einem besonders zuverlässigen Assistenten.

Bergmann war beim Operieren frei von jeder Pose. Auf eine besondre ‚Eleganz', wie sie z. B. Esmarch in jeder seiner Bewegungen bewußt und unbewußt am Operationstisch betätigte, legte er keinen Wert: dazu war er zu sachlich. Esmarch liebte viele Instrumente zu besitzen und zu verwenden: von jedem Chirurgenkongreß brachte er neue mit und brannte förmlich darauf, sie zu erproben. So kamen fast bei jeder Operation unverhältnismäßig viel Instrumente in Gebrauch. Bergmann aber beschränkte sich auf die notwendigen, zweckmäßigen, einfachen Instrumente; neue Formen wurden, weil so oft überflüssig, selten angeschafft.

Der ganze Betrieb der Bergmannschen Klinik war von einer erfrischenden Arbeitsfreudigkeit getragen. Jeder Assistent war stolz auf seinen Chef und auf die Stellung an seiner Klinik und fühlte sich in diesem Bewußtsein zu peinlicher Erfüllung seiner Pflichten doppelt verbunden. Keinem genügte oder hätte genügen dürfen, nur die herkömmlichen Obliegenheiten des Stationsarztes zu erfüllen, obwohl auch sie bei dem großen Krankenbestande schon erhebliche Anstrengungen verlangten, vielmehr hatte ein jeder, wenn er es mit dem Chef nicht verderben wollte, noch eine besondre private wissenschaftliche Beschäftigung nachzuweisen. Klinische, anatomische, bakteriologische Arbeiten waren deshalb fortwährend im Gange. Bergmann selbst behandelte fast ausschließlich rein klinische Fragen; um so lieber schien er zu sehen, daß seine Assistenten anatomische und bakteriologische Arbeiten in Angriff nahmen. Oft gab er selbst hierzu die Anregung; in der Ausführung aber ließ er dem einzelnen den freisten Willen und Spielraum. Daher ergaben sich bei der Arbeit oft ganz neue Gesichtspunkte, die den Fortgang der Untersuchung in Bahnen lenkten, die von dem ursprünglichen Thema weit entfernt lagen. So beauftragte mich Bergmann bald nach meinem Eintritt in die Klinik mit einer bakteriologischen Untersuchung der damals modernen Verbandstoffe, wohl mit dem stillen Wunsche, daß diese Prüfung die Überlegenheit der von ihm bevorzugten Sublimatgaze dartun würde. Zahlreiche mühevolle und zeitraubende Untersuchungen hatte ich anzustellen; die verschiedensten Verbandmaterialien, frisch hergestellt und in der Form, in der sie im Handel erschienen, waren zu prüfen und zu vergleichen, um nachzuweisen, welches Antiseptikum in ihnen am wirksamsten für die Zwecke der Wundbehandlung sei. Das Ergebnis war überraschend. Es stellte sich nämlich heraus, daß kein Antiseptikum dem gedachten Zweck entsprach, und am wenigsten das hochgepriesene Sublimat selbst,

da es sogleich nach der Berührung mit den Eiweißstoffen des Bluts seine antiseptische Wirkung völlig verliert. Die gute und anerkannte Wirkung der Sublimatverbände mußte also, so durfte geschlossen werden, auf einem andern Prinzip als dem der Antiseptik liegen. So gelangten wir weiter zu dem wissenschaftlichen Nachweis, daß nicht in der Antiseptik der Verbandstoffe, sondern in ihrer Aseptik und weiter in ihrer Austrocknungsmöglichkeit ihr Wert und ihre wahre Bedeutung liegen. Bergmann selbst erkannte die Richtigkeit dieser Deduktionen, obwohl sie sich doch so sehr gegen das Sublimat, dessen Einführung in die Chirurgie ihm damals hoch angerechnet wurde, richteten, sofort an und war der erste, der auch die weitern Folgen mitmachte. Wir verwandten fortan an der Berliner Klinik nur noch sterilisierte aseptische Verbandstoffe und begannen von der antiseptischen Wundbehandlung zur aseptischen überzugehen, deren weitere Ausbildung und Einführung in die Chirurgie immer ein Ruhmesblatt der Bergmannschen Schule bleiben wird.

Neben der Ausbildung der aseptischen Wundbehandlung war es besonders die Tamponbehandlung mit Jodoformgaze, deren große Bedeutung frühzeitig in der Königlichen Klinik erkannt und verwertet wurde. Unsre Erfahrungen auf diesem sehr wichtigen Gebiete, die noch heute modern genannt werden können, ließ Bergmann durch Bramann veröffentlichen.

Die aseptische Wundbehandlung und die Tamponbehandlung mit Jodoformgaze oder einem Ersatzmittel dürfen wohl als Errungenschaften von bleibendem Wert angesehen werden. Die Chirurgen der ganzen Welt bedienen sich heute dieser Methoden. Die Geschichte der Medizin aber wird, wenn sie gerecht sein will, ihre Erwähnung immer mit dem Namen Bergmanns und seiner Schule verknüpfen müssen.

Unter Bergmanns befruchtender Anregung trat die Produktivität seiner Klinik fast bei jeder Gelegenheit zutage. Es gab z. B. keinen Chirurgenkongreß, auf dem nicht er oder seine Assistenten Vorträge hielten. Er ging dabei oft recht kategorisch zu Werke. Einige Wochen vor dem Kongreß versammelte er seine Assistenten und fragte, was sie vorzutragen gedächten: da gab es denn kein Sträuben. Wem er zutraute, daß er als Vortragender wohl bestehen werde, der wurde einfach kommandiert: er mochte zusehen, wie er die Ergebnisse seiner Privattätigkeit zu einem passenden Vortragsstoff gestalten könne. Und dieser Zwang war sehr heilsam, denn ohne ihn wäre manchem nie gelungen, die angeborene oder anerzogene Scheu vor der Öffentlichkeit zu überwinden.

Außer den Chirurgenkongressen boten nicht selten die Sitzungen der Berliner Medizinischen Gesellschaft den Anlaß zu Vorträgen. Hatte Bergmann einen Vortrag angekündigt, so war der Sitzungssaal gewiß

überfüllt. Auch auf den Naturforscherversammlungen, den Festsitzungen der Militärärztlichen und der Hufeland-Gesellschaft hat er wiederholt wissenschaftliche Vorträge gehalten.

Als unter seiner tatkräftigen Mitwirkung die Freie Vereinigung der Berliner Chirurgen begründet worden war, gaben deren Zusammenkünfte ihm und seinen Schülern reichlich Gelegenheit, Erfahrungen aus der Klinik mitzuteilen.

Wir Assistenten haben wohl fast ausnahmslos für Bergmann geschwärmt und sehr gern mit ihm gearbeitet. Wer seine Pflicht tat, aber auch nur der, konnte darauf rechnen, daß er ihm wohlwollte. Daß er den einen lieber hatte als den andern und das auch nicht so selten zeigte: wer hätte sich darüber ernstlich beklagen dürfen? Daß er auch den oder jenen zeitweilig überschätzte oder unterschätzte: wer sollte das nicht natürlich finden? Im ganzen hatte er Menschenkenntnis genug, früher oder später herauszufinden, welche Vorzüge oder Nachteile seine Mitarbeiter hatten. Wer sein Vertrauen erworben, konnte sich keinen angenehmern Chef denken: ein freundlicher Blick von ihm, ein gütiges Wort, hingeworfen im Drange der sich jagenden ernsten Geschäfte, sie genügten, das schöne Verhältnis immer aufs neue zum Bewußtsein zu bringen und zur unverdrossenen Weiterarbeit zu begeistern. Aber eisig kalt, sarkastisch bitter konnte er gegen den werden, der durch Unzuverlässigkeit sein Vertrauen verscherzt hatte.

Erleichtert wurde ein angenehmes Zusammenarbeiten mit Bergmann in der Praxis noch dadurch, daß er frei von kleinlicher Pedanterie war. Gewiß: er hielt auf Befolgung der von ihm für richtig gehaltenen Methoden und hielt auf Ordnung im ganzen Krankenhausbetriebe, aber er war begründeten und sachgemäß vorgetragenen Abänderungsvorschlägen durchaus zugänglich, legte manche veraltete Angewohnheiten aus frühern Epochen der Wundbehandlung widerstandslos unter dem Zuspruch seiner Assistenten ab und ging willig auf neue Operationsvorschläge ein, sofern sie nur vernünftig erschienen. Das Krankenmaterial war damals so groß, daß er allein die Operationen unmöglich bewältigen konnte. So hatten die Assistenten außerordentlich viel Gelegenheit zum Selbstoperieren, wobei die ältern dann immer die jüngern unterstützten und gewissermaßen anlernten. In der Nachmittagsklinik wurde nicht selten an mehrern Operationstischen gleichzeitig operiert. Wer operatives Talent und das nötige Interesse hatte, mußte dabei zum tüchtigen Operateur ausgebildet werden. Die Assistenten meiner Zeit sind denn auch fast alle in geachtete und verantwortungsvolle Stellen als Vorstände großer chirurgischer Kliniken und Krankenhäuser gekommen.

Wie zu den Assistenten so stand Bergmann auch zu seinen Studenten immer in bestem Verhältnis. Irgendein Konflikt mit ihnen ist

nie vorgekommen. Der Student hat im allgemeinen eine sehr feine Witterung für den wahren Wert seines Lehrers: er schätzt das Wissen und Können und verehrt den Charakter. Deshalb schätzten und verehrten die Studenten ihren Bergmann. Da sie aber auch den genialen Funken in ihm wahrnahmen, fanden sie etwas an ihm, was ihn aus der Zahl fast aller ihrer Lehrer hoch emporhob, und deshalb bewunderten sie ihn auch und machten ihn später zum bleibenden Helden ihrer klinischen Erinnerungen. Sie alle empfanden, daß Bergmann ein wohlwollender Lehrer war, der es gut mit den Studenten meinte. Er aber freute sich sichtlich und lobte gern, wenn ein Praktikant oder Examinand gute Antworten gab. Es war nichts Seltenes, daß er im Staatsexamen dem Kandidaten, der eine gute schriftliche Arbeit geliefert hatte, schon nach den ersten verständigen Antworten im mündlichen Examen erklärte, er habe mit ‚sehr gut' bestanden. Ebensoschnell ließ er freilich gelegentlich unter entgegengesetzten Umständen den Examinanden durchfallen.

Die Kranken strömten zur Bergmannschen Klinik — ins Klinik sagen viele Berliner — mit außerordentlichem Vertrauen, das sich von Jahr zu Jahr steigerte. Bergmanns Name wurde ungewöhnlich populär. Durch seine ruhige Sicherheit und Bestimmtheit am Krankenbette imponierte er: eine von ihm empfohlene Operation wurde fast niemals vom Patienten abgelehnt. Den Zögernden wußte er, wenn er wollte, immer zur Einwilligung in die Operation zu bewegen. Halfen einfacher Zuspruch und Vorhalten von Verstandesgründen nicht, so hielt er den Studenten einen eingehenden Vortrag über den Fall im Beisein des Patienten. Mochte dieser den Inhalt der Rede verstanden haben oder nicht: der Eindruck des Vortrags war in der Regel so stark, daß der Kranke sein Schicksal nun in Bergmanns Hand legte. So z. B. eine einfache, einfältige, nur der platten Sprache mächtige Landfrau, die um keinen Preis die Operation ihrer vom Krebs befallenen Brustdrüse zugeben wollte. Nur mit Mühe ließ sie sich in den Operationssaal der Klinik zur Untersuchung und Vorstellung fahren. Aber tags darauf erklärte sie, es sei wirklich sehr schön ‚in der Kirche' gewesen: der Professor habe im weißen Talar eine Stunde lang gepredigt und nur für sie gebetet, und alle Zuhörer seien so andächtig gewesen; er müsse gewiß ein sehr frommer Mann sein; deshalb wolle sie ihm nun auch vertrauen und sich von ihm operieren lassen. Das geschah, und sie wurde gerettet.

Die Kranken, und auch die einfachsten, fühlten sehr wohl, daß unter der ernsten Hülle, wie sie der Wissenschaftlichkeit des Mannes entsprach, ein warmes, teilnehmendes Gefühl für sie lebte, das sich in heiterm Scherzwort, tröstlichem Zuspruch oder auch in materieller Unterstützung oftmals kundgab. Sie waren ihm nicht ‚Material', sondern

hilfsbedürftige Mitmenschen, für die er sich das hohe Gefühl der persönlichen Verantwortung immer lebendig erhielt. Wie rücksichtsvoll er verfuhr, beweist folgender Umstand. In der Klinik gab es eine sog. Honoratiorenstation für Patienten erster und zweiter Klasse. Sie bezahlten nur den Pensionspreis an die Anstalt, dagegen kein ärztliches Honorar. Die Station war immer voll besetzt, von allen Klassen der Gesellschaft und nicht nur von weniger bemittelten Kranken, für die die Einrichtung doch eigentlich geschaffen war, sondern auch von wohlhabenden und reichen Leuten, die in eine Privatklinik gehörten. Demgegenüber hatte Bergmann das Recht, auch solche Patienten als klinisches Material zu verwenden, d. h. sie in der Klinik vorzustellen, von den Studenten im Auditorium untersuchen zu lassen usw.; er hat davon aber immer einen so milden und schonenden Gebrauch gemacht, daß es zu einer wirksamen Abschreckung nicht kam.

Da die große Zahl der poliklinischen Patienten in mehr als primitiver Weise abgefertigt werden mußte, war ein Erweiterungsbau unerläßlich. Er wurde auf demselben Grundstück, worauf das Langenbeck-Haus errichtet wurde, gleich ihm nach Bergmanns Plänen aufgeführt und enthielt im Erdgeschoß große, modern eingerichtete Räume für die Poliklinik, in den beiden obern Stockwerken Krankensäle für solche Patienten, die von den andern strenger abzusondern wünschenswert schien. Mit der Verbesserung der Räume erhielt der schon früher durch seine Frequenz berühmte poliklinische Betrieb einen neuen Anstoß. Die Leitung der Poliklinik lag damals ganz in der Hand des Ersten Assistenten, dessen Tätigkeit überaus anstrengend war, was allein daraus hervorgeht, daß z. B. unter meiner Leitung die Zahl der n e u in poliklinische Behandlung eintretenden Patienten auf dreiundzwanzigtausend im Jahr stieg. Für den Unterricht war diese große Poliklinik aber von größter Bedeutung, weil von hier aus die für die Klinik geeigneten Patienten auf die stationären Abteilungen gesandt, und die Demonstrationsfälle für Kurse ausgewählt wurden. Auf diese Weise stand Bergmann für seinen klinischen Unterricht immer eine Fülle interessanter Krankheitsfälle bereit. Er konnte aus dem Vollen schöpfen und schon dadurch den klinischen Unterricht anregend machen.

Eine solche Klinik mußte natürlich außerordentlich anziehend nicht nur auf die Studenten, sondern auch auf strebsame Ärzte wirken. Unter diesen befanden sich stets viele Ausländer: sie kamen fast aus allen zivilisierten Ländern, um sich durch den Besuch der Bergmannschen Klinik fortzubilden. So kam man als Assistent zu mancher interessanten Bekanntschaft und erhielt durch Aussprache mit den fremden, oft vielerfahrenen und über den Durchschnitt tüchtigen Kollegen nicht selten wertvolle Anregung und Belehrung. Aber auch die Gäste

kamen auf ihre Kosten. Führte sich der Typ eines praktischen Amerikaners einstmals mit den lakonischen Worten ein: ‚Ich will viele große Operationen hier sehen‘, so konnte dem Manne ebensogut geholfen werden, wie den sinniger veranlagten Kollegen, die scharfe Diagnosen und glänzende wissenschaftliche Vorträge hören wollten.

So verliefen die Jahre in steter Mühe und Arbeit. Jeder Tag brachte neue Patienten, neue Aufgaben und Sorgen. Die Freude am Erfolg stumpft sich mit der Zeit ab: man gewöhnt sich an den Gedanken, daß der Erfolg eben die natürliche Frucht richtigen Handelns sei, und nimmt ihn bei längerer Erfahrung als etwas Selbstverständliches hin. Das ist bedauerlich, weil die Genugtuung über den Erfolg für die unangenehmen Stunden entschädigen soll, die der Mißerfolg bereitet, der ja oft unvermeidlich ist, denn man kann nicht jedem Menschen helfen, und zu mancher Operation sieht man sich trotz innern Widerstrebens gezwungen, solange noch ein Schimmer von Hoffnung an ihr haftet, und die umgebenden Verhältnisse mit all ihren Komplikationen es verlangen. Bleibt hier der Erfolg aus, so liegt theoretisch der Trost in dem Gefühl, daß man eben seine Pflicht getan hat. In Wirklichkeit bleibt aber nicht selten ein unangenehmer, oft schmerzhafter Stachel zurück, der vergiftet ist, manchmal durch rückblickende Selbstkritik, häufiger durch die Wahrnehmung, daß Undank der Welt Lohn ist. Auch Bergmanns Philosophie war nicht imstande, ihn dauernd darüber zu erheben: ich habe ihn öfters in tiefster Niedergeschlagenheit gesehen, die er allerdings nach außen hin nicht zeigte. Aber im Stillen nagte und quälte sie um so mehr. Das muß man wissen, um die Wölkchen zu verstehen, die auch die Sonne seines goldigen Humors mitunter verdunkelten. Doch ‚nubecula est, transibit!‘ konnte man auch von ihm sagen. Denn das ist der Segen der Arbeit, der sich auch an ihm immer wieder betätigte, daß sie es ist, die über die Kleinlichkeiten des Tages am schnellsten und sichersten hinweghilft.“

Aus Bergmanns letzten klinischen Jahren berichtet uns sein Assistent Dr. Nikolai Guleke:

„Im Gegensatz zu manchen andern Klinikern hat Bergmann in seinen Vorlesungen d. h. der Klinik im Anschluß an die theoretische Besprechung eines Falls sofort vor den Studenten operiert, so daß der größte Teil der Zeit den Operationen zugeteilt war. Er legte großes Gewicht darauf, daß seine Schüler, wenn er den Fall mit ihnen erörtert hatte — dazu wurden stets ein oder zwei Praktikanten aufgerufen, die dann examiniert wurden — das Ergebnis sahen: ob denn auch die Diagnose zutraf. Vor allem war ihm darum zu tun, daß sie einen Begriff von der Operation als solcher erhielten. ‚Wenn Sie nachher als Ärzte solchen Patienten zur Operation zureden, so sollen Sie

wenigstens wissen, wozu Sie raten'. Stets verlangte er, daß man sich auf eine bestimmte Diagnose festlege; erwies sie sich hinterher als falsch, so lernte man gerade an solchen Fällen am allermeisten.

Mit den Praktikanten ging Bergmann besonders in den ersten Wochen des Semesters sehr schonend um: er verlangte dann nur einige anatomische Kenntnisse. Anders, wenn das Halbjahr zu Ende ging, dieselbe Krankheit, die das Auditorium schon oft beschäftigt hatte, nochmals demonstriert wurde, und der Praktikant verriet, daß er stets durch Abwesenheit geglänzt hatte; dann hatten die Schwänzer einen schweren Stand. Obwohl er die Praktikanten höchstens zweimal im Semester aufrufen konnte, kannte er sie alle. Riß ihm mitunter die Geduld, so konnte er bei bestrickender Liebenswürdigkeit ungeheuer sarkastisch werden, was den Unglücklichen viel schlimmer traf, als wenn er, was auch vorkam, heftig wurde, sobald er die Erfahrung machte, daß an dem Zuhörer die ganze Arbeit des Semesters spurlos vorübergegangen war. Das stimmte ihn oft so tief herab, daß er sich nach Klinikschluß bitter darüber beklagte.

Wenn Bergmann an die Besprechung mit den Praktikanten allgemeine Erörterungen über den vorliegenden Fall knüpfte, dann kamen seine Rednergabe und seine Persönlichkeit in ihrer ganzen Macht zur Geltung: selbst die ältesten Assistenten wurden von freudigem Interesse neu gepackt. Nichts Gelerntes, nichts Büchern Entnommenes, alles selbst erlebt, selbst erfahren, von eigner Auffassung durchdrungen, in Systeme gebracht, oft mit heitern und ernsten Bildern aus seiner eignen Genesis geschmückt, getragen von dem Gefühl der Verantwortung gegenüber dem Patienten und dem Ansehen der Wissenschaft!

So fesselte er alte und neue Schüler immer aufs neue und hielt trotz der unbequemen klinischen Stunden das Interesse des dichtbesetzten Auditoriums rege. Im allgemeinen war seine Klinik nicht auf junge Anfänger berechnet, sondern auf die reifern klinischen Semester, doch blieb er immer auf dem Boden des dem Studenten Verständlichen.

Mit derselben Freudigkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der er am klinischen Fall den Praktikanten unterwies, lehrte er in wahrhaft klassischer Weise in seinem Operationskursus an den Leichen. Immer nur hielt er sich an die großen Richtlinien, die er wissenschaftlich begründete und äußerst scharf und genau zog, und verlor sich nie in entbehrliche Einzelheiten, die dem Studenten den Überblick nur erschwert hätten. Dadurch schuf er seinen Hörern eine feste Grundlage, auf der sie später leicht weiter bauen konnten. Wie wichtig dieses Prinzip war, haben viele Teilnehmer der Kurse oft gerühmt. Zur Belohnung durfte, wer besonders gut an der Leiche operiert hatte, die Operation

am lebenden Körper ausführen, sobald sich die Gelegenheit dazu bot. Vor atypischen Operationen, die er selbst ausführte, ging er meist in die Anatomie, um die Operation zuvor an der Leiche zu machen.

Unter den Assistenten ließen sich, wenigstens in den letzten fünf Jahren von Bergmanns Tätigkeit, zwei Gruppen unterscheiden. Die eine wurde von denen gebildet, die sichs selbst zuzuschreiben hatten, daß sie in kein engeres Verhältnis zum Chef traten, die immer mit Zagen vor ihm erschienen, wenn er sie rufen ließ, vor Aufregung keine exakten Antworten gaben und dadurch keinen guten Eindruck machten. Er durchschaute sie alle, und, sowenig er dem einzelnen verübelte, daß er neben der Arbeit sein Leben genoß, sich vielmehr über manchen lustigen, auch leichtsinnigen Streich freute, so sehr verstimmte ihn, wenn man nicht klar und offen für sich und, was man getan, eintrat und sicher und fest Bescheid gab. Die Folgen zeigten sich darin, daß er an diesem so gearteten Teil seiner Mitarbeiter das Interesse verlor. Trotzdem gab er sich Mühe, ihnen immer wieder entgegenzukommen und sie an sich heranzuziehen, aber, wenn solche Versuche scheiterten, war ihm nicht zu verübeln, daß er die ihm wenig brauchbar dünkenden Gehilfen fallen ließ. Unduldsam, selbst ungerecht war er nur gegen die, die ihm von einer übergeordneten Stelle als Assistenten aufgezwungen worden waren: auch wenn sie Taten des Herkules verrichtet hätten, Bergmanns Abneigung gegen sie wäre nicht besiegt worden.

Die Mehrheit der Assistenten bildete wohl zu jeder Zeit die Gruppe der tüchtigen, theoretisch und praktisch geschulten Kräfte. Zwischen ihr und dem Meister bestand ein Verhältnis, wie man sichs schöner und herzlicher nicht hätte wünschen können. Zwar blieb er auch für sie der Chef, doch lag dies nicht daran, wie er sich gab, sondern was er war. Gern betonte er, namentlich an seinen Geburtstagen, an denen er die Assistenten zum Frühstück um sich versammelte, sie wären seine weitere Familie, freute er sich doch ihrer Erfolge, auch wenn sie ihn lange verlassen hatten. Freilich konnte er ein sehr strenger, unter Umständen unnachsichtiger Chef sein, aber, wo kein Anlaß zu scharfem Einschreiten vorlag, verstand er, sich einen jeden näher zu bringen, und keiner von ihnen wird je der wenn auch kurzen so doch an Gehalt immer reichen Augenblicke vergessen, in denen Bergmann vor Beginn der Vorlesungen oder Operationen alte chirurgische Erfahrungen, Erinnerungen und Urteile über allerlei Erlebnisse, tagesgeschichtliche und politische Ereignisse so offen und rückhaltlos zum besten gab, wie man es nur Vertrauten gegenüber tut.

Wie Schleich von ihm sagte, er habe der Chirurgie gleichsam eine Methode der Gewissenhaftigkeit gebracht, habe alle seine Schüler in erster Linie zur Verantwortlichkeit erzogen, so war er in seiner

Pflichterfüllung vollends für einen jeden seiner nächsten Mitarbeiter vorbildlich, und wie er dadurch auf die Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit jedes einzelnen einwirkte — seine Assistenten haben fast alle wissenschaftlich gearbeitet — so war auch die Art und Weise, wie er die Leistungen andrer beurteilte, mustergültig. Niemals nahm er die Arbeit oder den Erfolg eines seiner Schüler für sich in Anspruch, suchte sie vielmehr zu fördern, wo und wie er nur konnte, und nahm an ihren Experimenten und literarischen Betätigungen uneigennützig und mit aufrichtiger und herzlicher Freude teil. Allerdings hat er in den letzten überbürdeten Jahren nicht mehr in dem Maß, wie es früher gewesen war, unmittelbar zu wissenschaftlicher Arbeit angeregt, aber er hat sich auch niemals irgendeiner fortschrittlichen Idee, einem neuen Gedanken hemmend in den Weg gestellt, hat sie vielmehr, wenn sie nur einigermaßen der Kritik standhielten, freudig aufgegriffen und Versuche und Bestrebungen gefördert bis in seine letzten Lebenstage.

Im allgemeinen räumte er seinen Assistenten eine ziemlich selbständige Stellung in der Klinik ein, dank der der einzelne die Möglichkeit einer Ausbildung hatte, wie sie wohl nur wenige andre Anstalten boten. Auch in der Privatpraxis ließ er jedem freie Hand, ja er freute sich besonders, wenn man in schweren Fällen seinen Rat anrief. Einen angenehmern Konsiliarius als ihn konnte man sich gar nicht wünschen: ein paar freundlich aufmunternde Worte rissen einen jeden um das Schicksal seines Patienten bangenden Assistenten aus der Sorge heraus.

Wie Bergmann seinen nächsten Mitarbeitern stets mit vollem Vertrauen entgegenkam, so verlangte er auch von ihnen, daß sie sich offen und aufrichtig zeigten. Als einst einer von ihnen eine Blutvergiftung hatte und auf Bergmanns Frage, ob es besser ginge, fälschlich mit ja antwortete, weil ihm peinlich war, den Chef zu bemühen, verstimmte es ihn, nachdem er hinterher davon erfahren hatte, und er äußerte: ‚Bei meinen Assistenten muß ich mich doch wenigstens darauf verlassen können, daß sie mir die volle Wahrheit sagen'. Kam gelegentlich vor, daß sich Privatpatienten hinter dem Rücken seiner Assistenten über sie beschwerten, so trat er zunächst immer für sie ein. Er kannte die Eigenart jedes einzelnen, und, sobald er sich auf den Beschuldigten glaubte verlassen zu können, ließ er die Klage unter den Tisch fallen. Im andern Falle fragte er ihn sehr gründlich aus und unterließ nicht, ihm seine Meinung zu sagen, aber stets, ohne ihn vor andern bloßzustellen."

Nicht unerwähnt darf bleiben, wie gut und freundlich Bergmanns Stellung zu den Krankenschwestern und dem Wartepersonal war. Für den Schwesternberuf hatte er immer ein sehr warmes Interesse, und

er hielt darauf, daß die Assistenten den Schwestern selbst da, wo diese nicht genügten, mit Milde und Rücksicht begegneten. Man sollte auch in der Hitze des Operationsgefechts nicht vergessen, sie „als Damen“ zu behandeln. Auch das Wartepersonal hatte vollen Anlaß, mit dem Chef zufrieden zu sein. Strenge und Wohlwollen ließ er auch ihm gegenüber walten, und nur dadurch war möglich, daß die tüchtigsten Wärter und Wärterinnen an der Klinik eine Lebensstellung fanden. Man muß sie selbst reden hören, um zu wissen, wie sehr sie ihn verehrten. Er verstand aber auch, im rechten Augenblick sie zu packen, und Gelegenheiten wie den Weihnachtabend ließ er nie unbenutzt, mit jedem einzelnen ein paar freundliche Worte zu wechseln, ihm die Hand zu drücken und zu beweisen, daß er seine Arbeit anerkenne. Er nannte sie gern seine alte Garde. Als einer aus dieser Garde um seine Entlassung bat, versagte sie ihm Bergmann und fragte nach dem Grunde. Er erfuhr, daß er heiraten wolle, und die Verwaltung, besonders die Hausdame, ihm die Einrichtung einer Wohnung verweigerten. Bergmann schloß eine Stunde früher das Kolleg, bat die Verwaltung zu einer Beratung, und unmittelbar nach ihr hatte der Wärter zusagenden Bescheid. So mancher von ihnen hat eine vorteilhaftere Stellung mit der Begründung abgelehnt: „Solange unser alter Herr bleibt, bleiben wir auch.“ Jahr für Jahr pilgern sie an seinem Todestage nach Potsdam hinaus, um am Grabe ihres unvergeßlichen Herrn einen Kranz niederzulegen.

Wir lassen diesen Berichten noch die Eindrücke und Erlebnisse eines Studenten aus den Jahren 1901 bis 1903 folgen: des Dr. Wilhelm Baetzner, der zuerst als Student, dann als Assistent sein Schüler war und noch heute in derselben Stellung bei seinem Nachfolger tätig ist. Er schreibt:

„Der Student, der Bergmanns Kolleg besuchte, stand immer unter dem Eindruck besonders ernster, ja feierlicher Stunden. Trotz körperlichen Unbehagens, denn man war unmittelbar nach dem Mittagsessen in alte, unbequeme Holzbänke, im Sommer in überhitzten, im Winter in schlecht ventilierten Räumen, eingezwängt, fühlte man bald den Geist angeregt und emporgehoben durch die Behandlung und Anordnung des Stoffs, packende Schilderung und formvollendeten Vortrag, besonders aber durch die persönliche autoritative Auffassung und Wiedergabe.

Immer trat klar zutage, daß Bergmann mit Herz und Sinnen bei der Sache war, getragen von hohem Idealismus, durchglüht vom Feuer der Begeisterung für seine Aufgabe als Lehrer überhaupt wie für die medizinische Wissenschaft und die Chirurgie besonders. Wie oft gab er nicht dem Gedanken Ausdruck: Nicht ein Handwerk, sondern eine Kunst pflegen und hegen wir, und wer diese Auffassung nicht zu

seiner eignen macht, ist unwürdig, ein Jünger dieser Kunst zu werden!

Schon das rein Äußerliche machte auf uns Studenten tiefen Eindruck. Es war immer ein feierlicher Augenblick, wenn er, gefolgt vom Stabe seiner Assistenten — alle in weißen Mänteln — den Operationssaal betrat, ein Bild kraftvoller Männlichkeit mit klugen, leuchtenden Augen. Vollends standen wir unter dem Bann seiner Persönlichkeit, sobald er mit seiner gewaltigen und doch sympathischen Stimme den Unterricht begann. Man merkte schnell, einen wie hohen Maßstab er an sich legte, zumal an seine Aufgabe, seinen Schülern Lehrer und Führer zu sein. Dieser Auffassung lieh er oft Worte, so immer zu Beginn eines neuen Semesters: er erwarte einen regen Kollegbesuch nicht um seinet-, sondern um der hohen Kunst willen, der wir uns widmeten, und damit er seine Pflicht erfüllen könne, aus uns tüchtige Ärzte zu machen; er werde deshalb hohe Anforderungen an unser Wissen und Können stellen und unerbittlich in seiner Kritik sein, sooft es an Kenntnissen in den Fächern fehle, die in dem vorhergegangenen Halbjahr vorgetragen worden wären, besonders in der Anatomie.

Die Auffassung Bergmanns, daß er sich für die Leistungen seiner Schüler mitverantwortlich fühle, hat mancher recht bitter am eignen Leibe erfahren müssen. Nahte die Praktikantenzeit, wo es galt, vor dem Auditorium Rede und Antwort zu stehen, so war dem Studio nicht gerade wohl zumute, er war mindestens ‚im Druck'. Denn, wußte man nicht Bescheid, so konnte Bergmann mit ätzender Satire den unglückseligen Nichtwisser dem Gespötte der Mitstudenten preisgeben, und wie gern lachten die lieben Kommilitonen, wenn sie selbst in sicherer Hut auf ihren Bänken saßen, und das Praktizieren für sie noch in weiter Ferne lag! Stieß Bergmann auf Ignoranz, vollends bei Wiederholung schon behandelter Fragen, so konnte er mit dem heiligen Eifer tiefster Entrüstung auf den armen Sünder mit seiner mächtigen Stimme losdonnern, daß die Wände dröhnten, und uns alle elendige Zerknirschung erfaßte.

Ich erinnere mich besonders einer Episode. Eins seiner Lieblingsthemata war die Behandlung der Schußverletzungen. Glühende Begeisterung sprach aus seinen Worten, wenn er seiner kriegschirurgischen Zeiten gedachte, und wenn er gegen ‚Sonde und Suchen nach der Kugel' wetterte, besonders im Hinblick auf seine praktisch-klinischen Errungenschaften im Russisch-Türkischen Kriege. Da praktizierte nun ein Student bei einer Gelenkschußverletzung und erwiderte auf die Frage nach seinen ärztlichen Maßnahmen prompt: ‚Ich sondiere und entferne die Kugel'. Zuerst eisige Stille, dann kam mit unendlicher Trauer und Resignation die Antwort Bergmanns: ‚Wenn man der Hoffnung lebt, einmal etwas für die Menschheit geleistet zu haben,

und schon die lebende Generation, ja sogar die eignen Schüler das vergessen haben, so wäre besser, man hätte nie gelebt'. Dann aber packte ihn der heilige Zorn, und es hagelte auf den Studenten nieder: ‚Schämen Sie sich, ich bitte Sie, sagen Sie nie in Ihrem ganzen Leben, daß Sie je mein Kolleg besucht haben'. Wie oft hat nicht Bergmann die Praktikanten ‚heimgeschickt'! Wem von seinen Zuhörern klingen nicht heute noch die Worte in den Ohren: ‚Setzen Sie sich, ich gebe Ihnen Gelegenheit, sich ein halbes Jahr die Sache zu überlegen!'

So schlichen sich in das Verhältnis zwischen Bergmann und einem Teil seiner Schüler neben der Liebe und Ehrfurcht auch zuweilen Verbitterung und Furcht, und kein kleines Häuflein blieb dem Kolleg fern aus Sorge, coram publico wegen Ignoranz abgekanzelt zu werden.

So unnachsichtig streng Bergmann in seiner Kritik war, so freundlich war er, sobald ein Student bewies, daß er mit Aufmerksamkeit und Fleiß sein Kolleg verfolgt hatte. Manch gütiges Wort, manche laute Anerkennung wurden ihm dann zuteil, und häufig wurde er durch die Erlaubnis zu einer Operation belohnt. Die Allgemeinheit wurde dann durch ein tiefgründiges Eingehen, durch erschöpfende Darstellung des Gegenstands erfreut: es waren die Stunden, da Bergmann die unvergeßlichen, nach Form und Inhalt gleich vollendeten, druckreifen Vorträge hielt.

Er konnte aber auch sehr vergnügt im Kolleg sein, und mancher aus der Situation geborner treffender, mitunter derber Witz fiel dann und fand Verbreitung.

Besonders gefürchtet war Bergmann als Examinator. Gewöhnlich waren vier Kandidaten zum ‚Schlußfall' zusammen; sie wurden in den verschiedensten Zimmern und Räumen versteckt, zum Teil hinter Schloß und Riegel, damit ja jede Einflüsterung von außen her ausgeschaltet war: der eine war im Bade-, der andre im Schienenzimmer, der dritte im Garderoberaum untergebracht usw. Wurde einer mit einer Diagnose ertappt, die er irgendwie erschlichen hatte und nicht genügend begründen konnte, so flog er sicher auf mehrere Monate durch, und auch über die Einbläser, selbst wenn sie unter seinen Assistenten waren, konnte Bergmann die volle Schale seines Zorns ausschütten. Er war sehr streng als Examinator, verlangte viel, besonders anatomische Kenntnisse, fragte aber nie nach ‚ausgefallenen' Sachen, blieb vielmehr immer im Rahmen dessen, was er selbst lehrte.

Der Examenstag war immer ein Tag der Beklemmung für den Kandidaten, für die mitfühlenden Assistenten und Schwestern. Wer von den vielen Prüflingen vergäße je des sorgenvollen Gesichts der Schwester Johanna, wer ihrer mitleidvollen, tröstenden Worte und

ihres Mut spendenden Zuspruchs? Wer spitzte nicht hilfesuchend die Ohren oder sah nach den Lippen der zuweilen herumstehenden Assistenten, ob er nicht etwas für die Diagnose erhaschen könnte? Ich erinnere mich besonders meines Examens. Viele Tage hintereinander war ich im Frack und in weißer Binde in der Klinik erschienen, um zum Schlußfall zu kommen, immer vergebens. Eines Tages aber schien es besonders günstig: Bergmann hatte seinen guten Tag und war in bester Stimmung im Kolleg. Da — o Schicksal! wußte ein Äskulapsohn beim Praktizieren nicht den Erreger der Tuberkulose zu nennen: im Saal herrschte Sturm. Schwester und Assistent kamen herausgestürzt und schickten mich schleunigst nach Hause, damit es mir nicht an den Kragen ginge. So walteten in diesem Hause manche gute Geister.

Bergmanns Kolleg, das übrigens immer gestopft voll war — wir saßen auf den Stufen, den Fenstergesimsen und Heizungsanlagen — war ihm sehr ans Herz gewachsen; ich glaube, seine Lehrtätigkeit war ihm das Liebste an seinem Berufe. Er war dabei von ungewöhnlicher Berufstreue: er ‚schwänzte‘ nie und ließ sich nur, wenn durchaus notwendig, vertreten. In den letzten Jahren, als er von Kollapszuständen und schweren Kolikanfällen geplagt wurde, war er trotz des Zuspruchs und der Warnung seiner Assistenten nicht dazu zu bewegen, das Kolleg auszusetzen: mit der größten Willenskraft mitten im Krankheitsanfall, selbst unter Schüttelfrösten, leitete er den Unterricht. Einmal ist er bei Beginn einer Gastrostomie im Kolleg zusammengebrochen. Er äußerte wiederholt, er wünsche sich einen Tod, wie ihn Dieffenbach fand, mitten in der Arbeit an der Stätte seiner Wirksamkeit.

Bei seinen Operationen und ihren Erfolgen war er ungemein ehrlich. Jede Komplikation, jede technische Schwierigkeit, jedes Versehen machte er zum Gegenstand wissenschaftlicher Kritik. Hierbei war er gegen sich selbst höchst unnachsichtig, und er beurteilte jede seiner Handlungen. Ich erinnere mich eines Falls, da ein Patient, dem unter Lokalanästhesie mittels Kokains ein Bein amputiert wurde, auf dem Operationstisch starb. Bergmann war tief erschüttert; mit den Worten: ‚Unter dem Eindruck dieses Ereignisses bin ich nicht mehr imstande, das Kolleg fortzusetzen‘, entließ er uns. Tags darauf erhob er in einem einstündigen Vortrage über Narkosentod Anklage gegen sich und verteidigte sich zugleich. Indem er sich auf die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung berief, wies er nach, daß es sich in diesem Falle nicht um ein ärztliches Versehen handeln könne, sondern um einen Unglücksfall (Idiosynkrasie).

Wie er an sich selbst stets die allerschärfste Kritik anlegte, so auch an seine Assistenten, die er bei Fehlern, besonders solchen der Narkose,

nicht schonte; ebenso unterzog er praktische Ärzte, die an Patienten, die der Klinik zugewiesen wurden, gegen die Gesetze der ärztlichen Kunst gesündigt hatten, rücksichtslosem Tadel.

Berichte in den Tageszeitungen über phänomenale Entdeckungen, Heilung von Krebs usw. erörterte er mit Sarkasmus und Entrüstung. Überhaupt machte er sein Kolleg oft zum Forum wichtiger Tagesereignisse, die in nationaler oder wissenschaftlicher Beziehung irgend von Bedeutung waren. So bot ihm ein verwundeter Burenoffizier, den er in der Klinik operierte, Anlaß, an den Jahrestag der Entsetzung von Okahandia als einen nationalen deutschen Gedenktag zu erinnern. Kein Großer in der chirurgischen Welt starb, ohne daß ihm Bergmann in seinem Auditorium einen eindrucksvollen Nachruf gewidmet hätte. Als er zum Sultan nach Konstantinopel berufen wurde, wies er als Entschuldigung für die Versäumnis seines Kollegs auf die nationale Bedeutung dieser Konsultation hin. Wir hätten alle Grund zur Mitfreude, weil es ein Triumph deutscher ärztlicher Kunst sei, da Jahrzehnte hindurch französische Ärzte im Orient maßgebend gewesen. Ähnlich rechtfertigte er sich, als er nach Spanien berufen wurde.

Mit manchen Neuerungen im Lehrplan, den Änderungen der Prüfungsordnung, der Gleichberechtigung der Abiturienten aller höhern Schulen und vollends mit der Zulassung der Frauen zum ärztlichen Studium war er nicht einverstanden. In seinem Auditorium duldete er keine Studentinnen. Wandte sich eine solche an ihn mit der Bitte um Zulassung, so konnte sie sicher sein, eine kurz ablehnende Antwort zu erhalten. Als ein russischer Kollege mit seiner Frau, die ebenfalls Ärztin war, das Auditorium betrat, hieß Bergmann den Arzt willkommen, bat ihn aber, die Dame hinauszuführen. Er war nun einmal überzeugt, daß die Frauen weder körperlich noch geistig den Anforderungen des ärztlichen Berufs gewachsen wären. ‚Die Kämpfe und die Erregung, Verantwortung und Verzweiflung des Arztes‘, äußerte er mitunter, ‚möchte ich ihnen nicht zumuten, denn dazu schätze ich die Frauen viel zu hoch‘.

Auch mit der Verschiebung der Prüfung in der Anatomie war er nicht zufrieden, weil er sie als grundlegend für die Chirurgie ansah. Den Kandidaten stellte er stets in Aussicht, sie recht streng zu prüfen, und er werde mit seinem Freunde Waldeyer schon dafür sorgen, daß wir die Anatomie nie vergäßen, und tatsächlich wurde dafür gesorgt.

Mit besondrer Vorliebe fühlte er den Studenten betreffs ihrer griechischen Kenntnisse auf den Zahn und konnte recht herzlich über die Etymologen unter den Realabiturienten spotten.

Vorbildlich war sein Umgang mit den Patienten. Er war ihnen stets treuer Berater und guter, helfender Freund. Mit feinem Takt suchte er ihnen das Unangenehme, das die Vorstellung der Kranken im

Auditorium mit sich brachte, zu ersparen oder zu mildern. Das Gesicht wurde verschleiert, der Kranke, wenn irgend möglich, im Vorraum, oft von ihm selbst, narkotisiert. Wie vielen hat er nicht seine helfende Hand nur um des Trostes willen geliehen, von Beginn an von der Erfolglosigkeit seiner Maßnahmen, aber auch von ihrer Notwendigkeit durchdrungen, weil der überall aufgegebene Patient zu ihm als letzter Instanz kam! Wie rührend waren seine Beschönigungen und Notlügen, wenn es darauf ankam, dem armen Kranken die Furchtbarkeit der Wahrheit zu verbergen!

Die Fürsorge für seine Patienten begleitete ihn überallhin. Tag und Nacht waren die Assistenten gewärtig, telephonische Auskunft geben zu müssen. Keine Stunde war ihm zu spät, keine zu früh, Schwerkranke aufzusuchen. Die erste Frage in der Morgenfrühe, ehe er Hut und Mantel abgelegt hatte, galt immer den frisch operierten und den Schwerkranken. Welche Freude bei gutem Bericht, welche Trauer und Erschütterung, wenn die chirurgische Leistung umsonst war!"

Diesen schönen und vielsagenden Zeugnissen von Bergmanns klinischer Arbeit mag Schleich, wie er den Reigen begonnen hat, auch das Schlußwort geben: „Er war ein großer Meister und ein großer Mensch, einer von den ganz Wenigen, die imstande sind, die flammende Sehnsucht ihrer Jugend bis in ein gesegnetes Alter zu erfüllen. Was seiner edlen Natur zu erreichen war, hat er beglückt und dankbar erreicht."

2. Fakultät und Wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen.

Als Bergmann in die Fakultät eintrat, hatte als eine von der ganzen wissenschaftlichen Welt widerspruchslos anerkannte Autorität Virchow die angesehenste Stellung und eine nie überhörte Stimme in ihr. Seitdem Frerichs nicht mehr zu den Sitzungen erschien, kam auch nur selten vor, daß ihm jemand Opposition machte.

Virchow und Bergmann sind immer gute Kollegen gewesen: in der Fakultät wie in der Wissenschaftlichen Deputation und in der Medizinischen Gesellschaft. Virchows Genie hatte er schon als Dorpater Student begeistert gepriesen, und seiner Bewunderung für den großen Reformator der medizinischen Wissenschaft hat er, auch als er mittlerweile selbst ein bedeutender Gelehrter geworden war, immer gern Ausdruck gegeben. Was oft seine laute Freude an ihm weckte, nicht nur in der Fakultät, sondern in jeder andern Körperschaft, war eine Gabe, die übrigens ebenso ihn selbst auszeichnete: die, auch die verworrensten Auseinandersetzungen in kurze, knappe und immer

treffende Worte zusammenzufassen, wobei es freilich ohne einige wohlgezielte Dolchstiche nicht abging. Aber auch der Mann mit dem teilnehmenden, wohlwollenden Herzen, dessen freundlicher Blick den jungen Anfänger ermutigte, und dessen Händedruck auch noch dem bewährten Mitarbeiter Dank und Lohn war, war ihm wert. „Wenn es wahr ist", schrieb Bergmann in einem Artikel zu Virchows achtzigstem Geburtstage, „daß der Arzt ein Vater seiner Kranken, ein Freund der Genesenen und ein Hüter der wiederhergestellten Gesundheit sein soll, so ist auch Virchow durch und durch eine ärztliche Natur. Wer ihn einmal am Krankenbett gesehen hat, schaute in Augen, in denen des Menschen edelste Fähigkeit, das Mitleid, glänzte, auch den ganzen Mann ergreifend."

Virchow war aber nicht ganz frei von Empfindlichkeit, und eines Tages fühlte er sich von Bergmann verletzt. Dieser hatte auf der Berliner Naturforscherversammlung am 24. September 1886 einen Vortrag über das Verhältnis der modernen Chirurgie zur innern Medizin gehalten. Eine Stelle darin faßte Virchow so auf, als wenn Bergmann der pathologischen Anatomie überhaupt kein Verdienst in bezug auf den Nachweis der lokalen Anfänge der Tuberkulose und des Krebses zuerkennen wollte. „Ich will Ihnen offen gestehen", schrieb er ihm am 27. September 1886, „daß ich mir vorgestellt habe, in einem Zeitraum von zehn Jahren vorzugsweise diese Frage geklärt zu haben, und es schien mir, daß ich es nicht gut umgehen könne, mein Recht gegen Sie zu verteidigen, nachdem Sie gerade bei dieser Gelegenheit so kurzen Prozeß damit gemacht haben." Er bat um ein Wort der Aufklärung, bemerkte aber ausdrücklich, nichts läge ihm ferner als der Gedanke, Bergmann hätte seine Aufforderung zu einem Vortrage absichtlich benutzt, ihm eine schwere Kränkung zuzufügen. Umgehend klärte Bergmann den Sachverhalt auf, wie immer einem verdienten Manne gegenüber, dem man Rücksicht schuldete, in feiner, gewinnender Weise. „Wenn ich vor Studenten die Lehre vom Krebse zu entwickeln gehabt hätte", antwortete er ihm, „wäre es gewiß ein unverzeihlicher Fehler gewesen, dessen nicht zu gedenken, der uns von den Anschauungen einer ursprünglichen und anhaltenden Veränderung des Bluts als Ursache des Krebses und der Tuberkulose befreit hat, aber in einem Publikum von Naturforschern und Ärzten hatte ich wohl ein Recht, vorauszusetzen, daß daran niemand erinnert zu werden brauchte. Der Lokaltuberkulose und des Krebses habe ich in meiner Rede nur ganz beiläufig Erwähnung getan als Beispiele von Krankheiten, in denen jüngst die Arbeiten des innern Klinikers und des Chirurgen sich glücklich ergänzt haben. Auf die Geschichte der ganzen Lehre und die Würdigung der Verdienste unsrer Vorarbeiter und Meister dabei einzugehen schien mir zu weit abzuliegen. Gern indessen

hätte ich den Vorwurf auf mich geladen, einer captatio benevolentiae wegen zu weit ausgeholt zu haben, als daß ich jetzt Gefahr gelaufen bin, in den Verdacht ‚einer schweren und absichtlichen Kränkung', wie Sie schreiben, zu kommen. Ich danke Ihnen, daß Sie mich versichert haben, es läge Ihnen fern, an eine solche zu denken. Die gegenteilige Voraussetzung würde mir leid und weh getan haben, denn ich bin mir bewußt, niemals andre Gefühle gegen Sie gehegt zu haben als die der Bewunderung und Verehrung."

Virchow war beschwichtigt und befriedigt. Es lag überhaupt nicht in seiner Natur, nachzutragen, wenn es zur Aussprache und Einigung gekommen war.

An stürmischen Debatten hat es der Fakultät nicht gefehlt, und eine solche, in der Virchow nach Bergmanns Meinung nicht konsequent verfahren war, fand am 29. Mai 1888 statt. Der Privatdozent Dr. Hermann Krause, einer der Ärzte Kaiser Friedrichs und zu Mackenzies Anhang zählend, hatte beim Ministerium einen Antrag auf Errichtung einer laryngologischen Universitätsklinik eingebracht. Über die Verhandlung berichtet ein Brief Bergmanns seiner Frau: „Du weißt, daß die Beratung dem Fakultätsalter nach stattfindet. Bardeleben ist jetzt Senior und begann die Reihe. Er sprach sehr entschieden gegen den Antrag und betonte, welche Nachteile für den Unterricht die Zersplitterung in eine Reihe von Sonderkliniken hätte. Darauf folgte Virchow: er war für den Antrag. Alles verleugnend, was er früher und noch bei seiner Rückkehr (von einer Reise) gegen die Spezialisten gesagt hatte, begrüßte er freudig den Antrag und wünschte seine baldige Erledigung, damit die Unterrichtsmittel der Universität wieder um ein neues Institut vermehrt würden. Nun kam du Bois. Ich war erstaunt, daß er gegen Virchow sprach. Er wolle sich auf die Sache gar nicht einlassen; das schiene ihm aber ebenso häßlich als empörend, daß man die traurige Lage des Kaisers Friedrich ausnutze, um für sich ein Geschäft zu machen. Daher sei er dagegen. Gerhardt hielt eine meisterhafte den Antrag vernichtende Rede, die ich noch tüchtig ergänzte. Nur Leyden sprach noch für den Antrag: der Zeitgeist wolle Spezialitäten, er billige ihn und wünsche daher die neue Klinik. Bei der Abstimmung hatten wir neun Stimmen: Hirsch, Liebreich, Schweigger stimmten für uns, nur drei Stimmen für die neue laryngologische Klinik (Virchow, Leyden, Gusserow). Es soll nun ein energischer Protest an den Minister abgehen."

Das den Lebensjahren nach älteste Mitglied der Fakultät war, als Bergmann nach Berlin kam, der unter den Studenten noch immer sehr beliebte und lebensfrohe Reichert, der seit einem Vierteljahrhundert die nach Johannes Müllers Tode geschaffene Professur der Anatomie inne hatte. Ihm trug Bergmann herzliche Verehrung

entgegen, schon in dankbarer Erinnerung an die zehn Jahre, in denen Reichert eine Zierde der Dorpater Universität gewesen war. Als er im Dezember 1883 starb, wurde Wilhelm Waldeyer sein Nachfolger, mit dem Bergmann Freundschaft und Kollegialität weit über zwei Jahrzehnte lang gehalten hat.

Viel Wohlwollen trug ihm Frerichs entgegen in den letzten drei Jahren, die ihm noch beschieden waren. Er verkehrte kaum mit einem Kollegen noch, aber Bergmann öffnete er sein schönes Haus an der Bismarck-Straße, auf dessen Besitz er nicht wenig stolz war, so daß er, als er einst Frau v. Bergmann zu Tisch führte, ihr bemerkte: „Ja, ja, das können sich Bergmanns nicht erlauben." Frerichs war damals nur noch ein Schatten seiner einstigen Größe. Seine bahnbrechenden wissenschaftlichen Leistungen: die Untersuchungen über den Stoffwechsel, die Monographie über die Brightsche Nierenkrankheit, die „Klinik der Leberkrankheiten" waren überhaupt alle vor seine Berliner Zeit gefallen. Hier aber hatte er sich als Diagnostiker einen Weltruf erworben, und auch noch auf absteigender Bahn wurde er von Kranken aus aller Herren Ländern aufgesucht, ohne sie gerade durch Liebenswürdigkeit anzuziehen, denn er war und blieb rücksichtslos, bequem und von übertriebenem Selbstbewußtsein.

In seine Professur und Klinik rückte Leyden, und zu dessen Nachfolger wählte die Fakultät im Mai 1885 Karl Gerhardt. „Sie werden sich im Fluge die Herzen der Berliner erobern", schrieb ihm am Tage nach der Wahl Bergmann, der sie hatte durchsetzen helfen. Gleichzeitig hatte die Fakultät beschlossen, dem Minister vorzuschlagen, die beiden Charitékliniken hinsichtlich der Zuweisung der Kranken, der Dotation, der Unterrichtsgegenstände und womöglich auch der Assistenten gleichzustellen. Es war aber nicht leicht, den Minister v. Goßler für Gerhardt zu gewinnen, da ihm Leube näher stand, und er gern ihn berufen hätte. Den Ausschlag gab, daß Gerhardt der große Kinderarzt war, und die Kronprinzessin ihre Empfehlung für ihn in die Wagschale warf.

So kamen die beiden Freunde nach kurzer Trennung wieder zusammen. So verschiedene Naturen sie auch in mancher Hinsicht waren: sie haben vortrefflich harmoniert, der lebhafte, immer gleichmäßig gut gelaunte Nordländer mit dem warmen Herzen und die herbe, rauhe, meist wortkarge, im Grunde sehr ehrliche und gerade Pfälzernatur. Keiner der vielen Kollegen hat Bergmann so nahe gestanden wie Gerhardt. In wichtigen der Entscheidung der Fakultät unterliegenden Fragen sind sie kaum jemals getrennte Wege gegangen. In mehr als einer schweren Krankheit ist Gerhardt ein aufopfernder Helfer und Retter dem Freunde gewesen, der ja auch dank seiner Hünenkraft ein stets dankbares Objekt ärztlicher Behandlung war,

und in Kaiser Friedrichs Leidenszeit haben sie zusammengehalten gegen eine Welt von Gegnern und Verleumdern, und der eine hat gewußt, was er an dem andern hatte. Vollends aber haben sie „in allen guten Stunden, erhöht von Lieb' und Wein", im regen Verkehr von Haus zu Haus, im Austausch ihrer Gedanken über das, was den Tag bewegte und ihre Kranken, ihre Wissenschaft und die Universität betraf, einander viel gegeben, und auch so mancher zündende Trinkspruch des einen wie die launigen und feinen Verse des andern bewiesen, daß sie beide ein Herz voller Güte und Wärme hatten. Gemeinsam waren ihnen auch die Lebensfreude, der Sinn für die schöne Natur, und, träumten sie gern davon, auf ländlicher Scholle ihr Alter ausklingen zu lassen, so blieb beiden die Erfüllung ihrer Träume versagt. Das Potsdamer Trinkstübchen bewahrt noch folgenden Widmungsspruch von Gerhardt auf:

Nur auf eignem Grund und Boden
Stehet fest der rechte Mann,
Wo er selbst das Unkraut roden,
Bäum' und Blumen pflanzen kann.

Eine interessante Erscheinung unter den Kollegen war der alte Physiologe du Bois-Reymond, der berühmte Forscher in der Lehre von der tierischen Elektrizität. In der Fakultät vertrat er die Opposition, stand auch politisch links, und die Explosionen dieses impetuosen Mannes, wenn er mit der beißenden Schärfe der Ironie und ausdrucksvoller Geste den Gegner in Grund und Boden bohrte, waren oft von elementarer Kraft. Das Schwergewicht seiner Bedeutung lag aber mehr in der Akademie, als deren langjähriger Sekretär er sich viel verdient um sie gemacht hat, als in der Fakultät, aber auch sie hatte neben dem fast zwanzig Jahre jüngern Bergmann keinen so glänzenden Festredner aufzuweisen, wie den Rektor des Kriegsjahrs 1870, dessen Worte immer tief einschlugen.

Ein nahes Verhältnis bestand zwischen Bergmann und Karl Schröder, dem großen Gynäkologen und Operateur, bis an dessen frühen tief betrauerten Tod. Mit seinem Nachfolger Olshausen hatte sich schon in den Tagen des Würzburger Universitätsjubiläums, in denen der hallische Kollege Gast des Bergmannschen Hauses war, ein Band geknüpft, das in Berlin zu niemals getrübter Freundschaft ausreifte.

Den guten Beziehungen zu Westphal setzte dessen nach langen schon in den achtziger Jahren fühlbaren Leiden eingetretener Tod ein frühes Ziel. An seinem Nachfolger Friedrich Jolly, der 1890 aus Straßburg kam, hat Bergmann die gleichmäßige Ruhe, die sich immer in feinen Formen zeigende charaktervolle Festigkeit, die lautere Gesinnung, den klaren Menschenverstand wohltuend

empfunden. Chirurgische Hilfe, die er ihm brachte, hat sie in den letzten Jahren einander noch näher geführt.

Im Jahre 1885 wurde Robert Koch Professor der Hygiene in Berlin. Ihn hatte, als er von der im Auftrage des Reichs nach Ägypten und Indien unternommenen Choleraexpedition zurückkehrte, Bergmann auf dem ihm und seinen Mitarbeitern von den Berliner Ärzten gegebenen Festmahl (13. Mai 1884) in einer Ansprache begrüßt, die durch den Inhalt wie die Wärme des Vortrags tiefe Wirkung erzielte. Was er darin feierte, waren die Methode, die Art und Weise der Arbeit, der Fleiß Robert Kochs. „Homer", so sagte er, „schildert als eine besondre Tugend seines Ajax, daß er, verscheucht von seinen Gegnern, wie eine Fliege wieder zurückkehrte, von einer andern Seite ihn anfallend, unablässig, ausdauernd und zäh. Das sind die Eigenschaften, die auch wir für unsre Helden in Anspruch nehmen, und die unser gefeierter Freund Koch in so hohem Maß bewiesen hat. Sooft ihm beim Färben und Beleuchten, beim Trocknen und Isolieren, beim Sterilisieren und Züchten auch die Versuche versagten: er kannte kein Nachlassen und kein Stillestehen, immer wieder von einer andern Seite erfaßte er kühn das Ziel, bis der gewaltige Gegner gebrochen, und der Natur ihr Geheimnis abgerungen war. So zog die Expedition der Cholera nach vom Delta des Nils immer tiefer in die Wüste, und, als vor ihr her die verfolgte Seuche floh, immer weiter übers Meer den heiligen Strom hinauf bis an die verschlossenen Grenzen Nepals und den Fuß des Himalaja."

Die große und gewaltige Erregung, die sich der Welt der Leidenden und der sie Heilenden im August 1890 bemächtigt hatte, seitdem Koch in einer Sitzung des Zehnten Internationalen Medizinischen Kongresses öffentlich bekannt gegeben, daß eine beginnende Tuberkulose durch ein von ihm gefundenes Mittel mit Sicherheit zu heilen sei, bewegte auch die Chirurgen in ganz besondrer Weise. Drei Monate nach jenem vielbedeutenden Vortrag machte Bergmann im großen Auditorium der Königlichen Klinik in einer außerordentlichen Sitzung der Freien Vereinigung der Berliner Chirurgen vor einer glänzenden Versammlung, zu der der Minister v. Goßler und viele berühmte Ärzte des In- und Auslands erschienen waren, eine Reihe von Mitteilungen über die mit dem Kochschen Heilverfahren gewonnenen Ergebnisse. Mit begeisterten Worten pries er Koch und seine Tat und die Zeit, die mit Riesenschritten die altehrwürdige Wissenschaft von der Heilkunst vorwärts in ungeahnten Leistungen zu kaum erträumten Zielen geführt habe, und an einer Reihe Lupuskranker und Tuberkulöser wies er nach, daß die Anwendung des Kochschen Mittels deutliche Rückbildungsvorgänge in den tuberkulös erkrankten Geweben und Organen hervorgerufen habe. Der Vortrag schloß mit den

Worten, daß die vorgebrachten Tatsachen genügten, die Anwendung des Tuberkulins in den Fällen chirurgischer Lokaltuberkulose einem jeden Chirurgen so angelegen als empfohlen sein zu lassen, und mit lautem Widerhall wurden die überraschenden Ausführungen aufgenommen.

Ein halbes Jahr später lautete das Urteil der wissenschaftlichen Welt über die Kochsche Entdeckung anders: die hohen Erwartungen hatten einer tiefen Enttäuschung Platz gemacht. Bergmann hatte wie jeder andre Chirurg, der über eine Klinik gebot, die Wirkungen des Mittels nachprüfen lassen, und es war das Verdienst seines Assistenten Schimmelbusch, mit am ersten nachgewiesen zu haben, daß diejenige Zellengruppe, die für den Tuberkel charakteristisch ist, durch das Kochsche Mittel ganz anders beeinflußt würde, als in der von Koch demonstrierten Weise. Es war eine schmerzliche Stunde für Bergmann, als er in dem einleitenden Vortrage zu der Besprechung über die Kochsche Entdeckung auf dem Berliner Chirurgenkongreß am 1. April 1891 den Rückzug antreten mußte: der erhoffte Erfolg war ausgeblieben. In peinlicher Erinnerung behielt er auch eine Unterredung mit Koch, worin dieser zugab, er habe an den Tieren, die er mit Tuberkulin geheilt zu haben glaubte, keine Sektionen gemacht: er hätte aus dem Umstande, daß die Tiere sich besserten, geschlossen, sie wären geheilt oder auf dem Wege zur Heilung.

Unter dem nachhaltigen Eindruck der Kochschen Enttäuschungen hat Bergmann später die Behringschen Lehren abgelehnt. „Ein gebranntes Kind scheut das Feuer", pflegte er dann zu sagen.

Kochs akademische Lehrtätigkeit war nur von kurzer Dauer: 1891 schied er aus dem engern Verbande der Fakultät aus. Von ihren Mitgliedern ist ihm kaum einer näher getreten, und verkehrt hat er auch mit keinem von ihnen. Einsam wie ein Adler in der Höhe zog er seine Bahn.

In den letzten Jahren, namentlich seit Kochs Rückkehr von seiner vorletzten afrikanischen Reise, sind er und Bergmann einander wieder näher getreten. Bergmann begrüßte ihn damals in der „Zeitschrift für ärztliche Fortbildung" mit folgendem Willkomm:

„Robert Koch ist wieder im Land. Es behielt die Fremde ihn nicht! So jubelt die Schar seiner Schüler, und mit ihr die gesamte deutsche Ärztewelt, welche von ihm in ein neu erschlossenes Reich der Wissenschaft geführt worden ist und in seinen Errungenschaften ihre Erfolge sucht. Seine Schüler haben dem Heimkehrenden eine stattliche Sammlung von eignen Arbeiten überreicht, als er den sechzigsten Geburtstag im Zenit seines Ruhms feierte. Selbst der Gedanke an ihn, den Abwesenden, so schrieb einst Xenophon von Sokrates, frommt nicht wenig denen, die sich gewöhnt hatten, in

ihm sich zu sehen. — Der Meister möge sich daher auch den Willkommgruß gefallen lassen. Möge es ihn nicht verdrießen, wenn er auf seinem Arbeitstisch manche Verschiebung und Unordnung antrifft. Es ist nicht gut, in die Quelle, aus der man getrunken, einen Stein zu werfen. Den Ärzten Deutschlands wird die Wohltat großer Gedanken und neuer Ideen, welche Kochs Genius ihnen erwiesen, rein und unvergessen bleiben!"

Bergmann veranlaßte ihn auch zu einem Vortrage in der Medizinischen Gesellschaft über den Rückfalltyphus (Recurrens) in Ostafrika, und auf einem Abendessen brachte er einen sehr warm empfundenen Trinkspruch auf den großen Forscher aus, den dieser nicht minder herzlich erwiderte.

In bestem Einvernehmen hat Bergmann stets mit den Kollegen von der Chirurgie gestanden. Bardeleben, der zwanzig Jahre lang in Greifswald eine große Stellung eingenommen und den klinischen Unterricht reformiert hatte, ein in ganz Pommern und Mecklenburg gern zu Rat gezogener Arzt, war in Berlin neben Langenbeck nicht zur Geltung gekommen, obwohl er als erster deutscher Chirurg für die Einführung der Listerschen Wundbehandlung eingetreten war. Bei Bergmanns Berufung war Bardeleben schon ein alter Mann, in dem der Jüngere einen aufrichtigen, in jeder Hinsicht ehrenwerten Kollegen fand, an dessen Charakter auch nicht der leiseste Makel haftete.

Als nach Bardelebens Tode Franz König den Wunsch hatte, Göttingen mit Berlin zu vertauschen, verhehlte Bergmann dem alten Freunde seine Bedenken nicht: König hatte die Sechzig schon überschritten, war in Göttingen ein hochangesehener Mann gewesen, kannte den Berliner Boden nicht; die Charitéklinik hatte noch ihre alten, unzulänglichen Räume. Aber als er auf seinem Willen bestand und sich durch keine Schwierigkeiten abschrecken ließ, ist Bergmann für seine Wahl eingetreten, und sie haben noch beinahe ein Jahrzehnt in bester Freundschaft nebeneinander gewirkt. König hat noch den Neubau der Klinik nach seinen Plänen mit dem starken, unbeugsamen Willen, der ihn auszeichnete, und einer bewundernswerten Konsequenz durchgesetzt, so daß, wie sein Nachfolger Otto Hildebrand äußerte, „die chirurgische Klinik der Charité die modernste Klinik Preußens" wurde (Mai 1904), und auch noch der Siebzigjährige suchte und fand eine Fülle ihn beglückender Arbeit. Um so bittrer hat er empfunden, daß er bald nach Vollendung des Baus jüngern Kräften weichen mußte. „Was soll ich ohne chirurgische Arbeit, ich verstehe ja nichts andres?", hat er oft geäußert und Bergmann um seinen Tod mitten aus der Tätigkeit heraus beneidet.

Als ein besondres Glück seines Lebens hat Bergmann immer angesehen, daß er in jeder Fakultät, der er angehört, eine Anzahl an

Geist und Charakter bedeutender Kollegen zur Seite gehabt hat. Sie einzeln aufzuzählen erübrigt sich. Freilich hat es, wenn es auch in der Berliner Fakultät keine Parteien gab, und keiner den andern seiner Person wegen angriff und befehdete, an Gegensätzen und Verstimmungen nicht gefehlt — wie könnte es auch anders sein? — und einem so temperamentvollen Menschen wie Bergmann ist oft nicht leicht geworden, sich ein geringschätziges Urteil über unzulängliche Personen und menschliche Schwächen zu versagen. Wir gehen darüber hinweg.

Was Ranke von einem seiner Helden sagt: „Die Seele ist lauter Bewegung", gilt auch von Bergmann. Auch in dem alten Mann von siebzig Jahren war viel jugendlich Lebendiges, was selbst dem jüngsten Kollegen imponierte, und der Wille genau so beharrlich, wie in den besten Zeiten. Das reiche Maß klugen Menschenverstandes, die strenge Logik der Gedanken, die Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit, die Kraft und Anmut hinreißender Beredsamkeit, die die Widerwilligen oder Gleichgültigen aufzurütteln und mit ins Schlepptau zu nehmen und die Ungestümen zu zügeln verstand, ein von edlem Schwunge erfaßter Sinn, der sich aber nie zu unerreichbaren Zielen verirrte, dazu Witz und Laune, Liebenswürdigkeit und Wohlwollen: „nehmt alles nur in allem", und wir finden nicht mehr als begreiflich, daß er in der Fakultät eine Stellung erwarb, die sich mit der Virchows messen konnte.

Der Wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen, die die Aufgabe hat, der Medizinalverwaltung für ihre Zwecke die Benutzung der zu jeder gegebenen Zeit durch die Entwicklung der medizinischen Wissenschaft gelieferten Ergebnisse zu erleichtern und als oberste sachverständige Fachbehörde in gerichtlich-medizinischen Angelegenheiten tätig zu sein, hat Bergmann von Beginn seiner Berliner Tätigkeit angehört. Würde man die unzähligen Gutachten aneinanderreihen, die er für sie geschrieben hat, so erhielte man ein interessantes Werk zur Geschichte seltsamer Kranken und ärztlicher Irrtümer und Versehen, denn auch über begangene Kunstfehler hat sie sich gutachtlich zu äußern.

In der Debatte hielt Bergmann sich oft zurück, aber, wenn sie sich ins Uferlose zu verlieren drohte, und kein Ausweg mehr offen schien, dann griff er ein und setzte auch den verzwicktesten Fall klar und scharf mit überzeugender Sprache auseinander, und die Kollegen machten die Erfahrung, daß er den Nagel auf den Kopf traf.

Für den besten und gescheitesten, ja einen geradezu unübertrefflichen Vorsitzenden hielt er den Unterstaatssekretär Sydow, den

einstigen bewährten Mitarbeiter Falks bei der Ausarbeitung der Kulturkampfgesetze, für den schlechtesten den Ministerialdirektor Althoff. Sydow, ein kleiner feiner Mann mit dunkeln, blitzenden Augen unter einer prachtvollen Stirn, war der einzige, der dem oft spitzen und sarkastischen Virchow ein Paroli bot, und durch seine klugen, scharfsinnigen Zusammenfassungen und Beweisführungen imponierte er jedem. Wie anders Althoff! Nicht nur, daß er oft unvorbereitet, ohne Kenntnis der eingegangenen Gutachten zu den Sitzungen kam: er verhinderte Abstimmungen, wenn sie ihm unbequem zu werden drohten, und formulierte hinterher recht willkürlich die Ergebnisse der Verhandlungen oder schickte den Mitgliedern einen Emissär auf den Hals, der mit jedem einzelnen Änderungen der beschlossenen Resolution in seinem Sinne erörtern und ihn dazu willig machen sollte. Aber auch das kam vor, daß, wenn er einen ihm unerwünschten Ausgang fürchtete, die Deputation gar nicht berief und erst durch höchst energische Schritte einer höhern Stelle dazu veranlaßt werden mußte. Althoff hat viel dazu beigetragen, die Bedeutung der Deputation zu schmälern: sie galt ihm nicht viel, hatte sie doch ohnehin im Lauf der Jahre einen großen Teil ihrer frühern Aufgaben an andre Instanzen verloren, wie z. B. das ganze Gebiet der Hygiene. Aber an ihre Stelle wollte er etwas andres, Größeres setzen: eine Art Académie de médecine mit weit umfassendern Kompetenzen, und in ihr sollten auch die praktischen Ärzte, die in keiner staatlichen Körperschaft recht vertreten waren, Sitz und Stimme haben. Es gelang ihm, hierfür Bergmanns Zustimmung zu finden, aber wie so viele und vielerlei Absichten und Pläne dieses rastlos aufbauenden und umstürzenden Geistes ins Wasser fielen und andern Projekten Platz machten, so war auch der Plan einer medizinischen Akademie nur ein kurzer schöner Traum. Bergmann selbst äußerte noch in der Sitzung der Ärztekammer der Provinz Brandenburg vom 27. Oktober 1906, als über die Frage verhandelt wurde, ob nicht an die Spitze der Wissenschaftlichen Deputation besser ein ärztlicher Direktor, und an die Spitze der Medizinalabteilung des Kultusministeriums ein ärztlicher vortragender Rat an Stelle der jetzt amtierenden Juristen gesetzt werden sollten: er würde einen erfahrenen Juristen in der Deputation ungern missen; daß aber ein Jurist den Vorsitz führe, erschwere die Verhandlungen unnötig; noch besser wäre, wenn ein besondres Medizinalministerium mit einem Fachmann an der Spitze geschaffen werden würde.

Auch die medizinische Fakultät hat oft in Fechterstellung zu Althoff gestanden und sich seiner autokratischen und höchst ungenierten Eingriffe erwehren und empfinden müssen, daß er sie als quantité négligeable behandelte. Daß zwei Naturen von so stark ausgeprägtem Willen wie er und Bergmann nicht selten aneinandergerieten, konnte nicht

ausbleiben. Es hat Zeiten gegeben, in denen Bergmann, so sehr er auch Althoffs starken Verstand, seine ungewöhnliche Arbeitskraft und Vielgewandtheit schätzte, in ihm den bösen Geist des Kultusministeriums sah und, sobald ein neuer Minister ans Ruder kam, mit Spannung der Entwicklung des Verhältnisses des Vorgesetzten zum Universitätsreferenten entgegensah. Mit einem seltsamen Optimismus nahm Bergmann an, daß Althoff seine allmächtige Stellung nicht lange werde behaupten können, erlebte aber immer wieder, daß ein jeder Minister, mochte er sich auch anfangs noch so sehr gegen den Einfluß des Mannes sträuben, ihn in kurzer Zeit für unentbehrlich hielt.

Besonders unheilvoll fand Bergmann Althoffs Politik in der Frage der Reform der Kollegiengelder oder, wie er sie nannte, des Kollegiengelderraubes. Er sah darin wie die Mehrzahl der Berliner Professoren nicht nur einen Versuch, die wirtschaftliche Stellung der Professoren herabzudrücken, sondern einen Angriff auf die akademische Freiheit und Selbständigkeit: eine der Grundlagen der Universitätsverfassung wurde erschüttert. In den Statuten, die der Universität ihr königlicher Stifter verliehen hatte, wird das Recht jedes Lehrers auf den Honorarbezug so sehr als dessen Privatrecht behandelt, daß sogar die Festsetzung des Honorars grundsätzlich seinem Ermessen überlassen wird. Nun aber sollte das feste Recht aller Universitätslehrer auf den Bezug der Honorare für ihre Vorlesungen, soweit nicht die erworbenen Rechte der bereits angestellten Professoren im Wege standen, durch einen tiefen Eingriff beseitigt werden, wonach ein sehr namhafter Teil der eingezahlten Beträge über ein bestimmtes Fixum hinaus der Staatskasse zufallen, und das Aufsichtsrecht des Unterrichtsministers auch die Befugnis in sich schließen sollte, für die Kollegiengelder Höchstbeträge festzusetzen. Die Wogen der Erregung in den Professorenkreisen gingen hoch. „Viele und eingreifende Dinge", schreibt Bergmann am 20. Oktober 1898 dem Freunde v. Goßler nach Danzig, „sind an unsrer Universität geschehen, die gar zu sehr nach dem Miquelschen Grundsatze alle Institute zu Erwerbsquellen gestalten wollen: die Polikliniken ebenso wie die Entdeckungen der Professoren sollen dem Fiskus Einnahmen verschaffen. Das hat viele und auch mich verdrossen ... Wenn man nämlich große Zeiten erlebt hat und den herrlichen Zug einer idealen Auffassung des Arbeitens und Wirkens der Professoren wie zur Zeit Ihres Ministeriums, so versteht man nicht recht, sich in kleinliche Motive hineinzufinden, grollt und erinnert sich so gern der Vergangenheit."

Er hat das Rad nicht aufhalten können. Aber was in seinen Kräften stand, tat er, dem drohenden Verhängnis entgegenzuwirken. Wie hoch sein Einfluß geschätzt wurde, bewies ein vertrauliches Schreiben des Ministers Bosse, worin er dringend gebeten wurde, in dieser

Angelegenheit, die „nach der festen Überzeugung der Staatsregierung im eigensten Interesse unsrer Universitäten einer teilweisen Umgestaltung bedarf“, seine „gewiß nur auf das Gute und Beste gerichteten Bestrebungen dafür einzusetzen, daß an Stelle einer unbegründeten Erregung möglichst bald eine ruhige und objektive Würdigung der Sachlage tritt. Ich weiß, daß ich in dieser Beziehung nie vergeblich an Sie appelliere, wie Sie gewiß sein werden, daß ich zu jeder Zeit das Vertrauen voll würdige, das Sie mir entgegenbringen.“

Mit den Jahren haben sich die beiden Kraftnaturen Althoff und Bergmann immer besser ineinander gefunden. Bergmann anerkannte nicht mehr mit der frühern Zurückhaltung, sondern aus voller Überzeugung, daß die Ziele, die Althoff sich steckte, wahrhaft groß waren, und daß er mit einer allen seinen Mitarbeitern weit überlegenen Festigkeit, Unbeugsamkeit und Sachkenntnis auf sie hinarbeitete. Wer kann denn auch bestreiten, daß mehr als jeder andre europäische Staat der preußische für seine Hochschulen aufwendet, und daß das Große und Neue an ihnen fast nur von ihm mit einem Aufwand ungewöhnlicher Kraft des Geistes und des Willens geschaffen und durchgesetzt worden ist?

Es hat auch keiner die Naturgeschichte des deutschen Professors so gut gekannt wie Althoff. Nicht jeder freilich denkt gern an ihn zurück: der eine klagt über eine nicht gehaltene Zusage, der andre über allzu geringschätzige Behandlung und schroffe Zurückweisung. Wer ihm aber ein Paroli bot, wußte ihn zu meistern. Von Bergmann ließ er sich so manches gefallen, was sich kein andrer hätte herausnehmen dürfen. Auf Widerstände und Gegenminen ist Bergmann in späterer Zeit niemals mehr gestoßen: sie sind vielmehr oft Hand in Hand gegangen. Althoff wußte, daß er, wo es sich um große Aktionen handelte, keinen bessern und verläßlichern Mitarbeiter finden konnte, als Bergmann. Er ließ auch keine Gelegenheit vorüber, ihm seine Verehrung und Bewunderung zu bezeigen. Nach dem Tode Bergmanns, den er nur um ein Jahr und wenige Monate überlebte, hat er oft im Gespräch die Lücke, die er gelassen, tief beklagt.

3. Die Krankheit Kaiser Friedrichs.

Auf den Neujahrstag 1887 fiel das achtzigjährige militärische Dienstjubiläum Kaiser Wilhelms, dem die Glückwünsche des Heers, umgeben von Moltke und den kommandierenden Generalen, der Kronprinz überbrachte, in seiner stattlichen Schönheit auf der Höhe des Lebens noch immer, wo er sich auch zeigte, die bewundertste Erscheinung, und am 22. März feierte mit nationalem Stolze ganz Deutschland den neunzigsten Geburtstag des ersten Kaisers des neuen

Deutschen Reichs, der nach den wunderbaren Wandlungen des Schicksals allen wie eine Verkörperung von Glück und Ruhm erschien. Wenige Wochen später, und in den friedlichen, wenn auch von schmerzlichen Erfahrungen nicht unberührten Lebensausklang mengte sich schrill die herbe Sorge um den Erben der Krone. Gegen Ende Mai wußte die ganze Welt, daß er in fortgesetzter ärztlicher Behandlung stand; aber während amtliche und nichtamtliche Berichte die Harmlosigkeit des Leidens versicherten, war es den zur Untersuchung und Behandlung berufenen Berliner Ärzten von Bedeutung schon damals kein Geheimnis, wie ernst es um den Kronprinzen stand.

Seit dem Januar 1887 litt er an andauernder Heiserkeit. Anfang März wurde Gerhardt zur Behandlung hinzugezogen, der am Rande des linken Stimmbands eine unebene Vorragung feststellte. Die Diagnose lautete auf polypöse Verdickung des Stimmbandrands. Auf galvanokaustischem Wege gelang es, die Geschwulst zu zerstören, aber die Wundfläche heilte nicht: unter dem Ätzschorf wuchs sie sofort wieder. Schon Anfang April häuften sich die Bedenken gegen die Gutartigkeit der Neubildung: sie wurden auch nicht verschwiegen, aber Gerhardt selbst, den schon damals der Gedanke an Krebs quälte, wandte ein, er könne zu schwarz sehen. Eine Kur in Ems war schon in Aussicht genommen: wenn nach Wochen der Ruhe die Geschwulst wieder gewachsen, und die Beweglichkeit des linken Stimmbands gemindert war, dann wollte er das entscheidende Wort sprechen. Am 15. Mai kehrte der Kronprinz zurück, und Gerhardt fand seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Er wünschte die Zuziehung eines Chirurgen und zwar Bergmanns, den nunmehr der Leibarzt des Kronprinzen Generalarzt Dr. Wegner zum 16. Mai zu einer Konsultation mit Gerhardt einlud, der vorher nicht mit ihm darüber gesprochen und auf sein Urteil keinen Einfluß ausgeübt hatte. Bergmann untersuchte am 16. Mai und sprach sofort den Verdacht einer bösartigen Neubildung, eines Epithelioms, aus und begründete ihn. Er schlug zugleich den äußern Kehlkopfschnitt vor, wobei ihn nach einer mir vorliegenden ungedruckten Denkschrift folgende Erwägungen leiteten: „Wenn die Neubildung am Stimmbande krebsiger Natur ist, so dürfte die Entfernung derselben mittels endolaryngealer Operationen vom Munde aus nicht gelingen, wenigstens nicht in dem für die Entfernung bösartiger Gewächse notwendigen Umfange. Es ist bei Sitz eines Krebses am Stimmbande notwendig, das ganze Stimmband und einen Teil der noch gesunden, an das erkrankte Stimmband stoßenden Schleimhaut wegzunehmen, ja bei tieferer Ausbreitung desselben sogar unerläßlich, einen Teil der Kehlkopfknorpel zu entfernen. Diese Operationen sind nur durch einen Schnitt vom Halse aus in den Kehlkopf — Laryngotomie — auszuführen. Gegenüber der großen

Gefahr, welche das Stehenlassen einer Krebsgeschwulst hat, mußte ich auf eine möglichst bald vorzunehmende Operation dringen. Denn nur kleine Krebse der Kehlkopfschleimhaut sind bis jetzt durch die erwähnte Operation — Laryngofissur und Laryngoresektion — erfolgreich behandelt worden, bei größern ist, selbst wenn die verstümmelnde Operation der Totalexstirpation des Kehlkopfs gemacht worden war, in der Regel ein Rezidiv der Geschwulst eingetreten. Ich riet also: eine sofortige Operation auszuführen, sowie Spezialärzte von der Bedeutung und Erfahrung eines Gerhardt erklärt hätten, daß der Verdacht einer Krebsgeschwulst gerechtfertigt sei. Gerhardt gab diese Erklärung ab, er wünschte aber gleich mir, daß der von uns aufgenommene Befund auch von einem oder mehrern hinzuzuziehenden Laryngologen zu bestätigen sei." Unter den zu konsultierenden Spezialärzten von Ruf kamen in Vorschlag: Morell Mackenzie in London, den Wegner nannte, Stoerk in Wien, Rauchfuß in Petersburg. Man kam überein, dem Kronprinzen den Erstgenannten und auf Wunsch des Dr. v. Lauer den Berliner Professor Tobold vorzuschlagen.

Am 18. Mai fand eine nochmalige Untersuchung statt, nach der Tobold das Leiden gleich Gerhardt und Bergmann als Krebs des linken Stimmbands bezeichnete. Zwischen ihnen und den Leibärzten v. Lauer, Wegner und Oberstabsarzt Dr. Schrader fanden nun weitere Erwägungen statt, die dazu führten, daß sie sich für die Laryngofissur entschieden, eine Operation, die nach Ansicht der Ärzte weder das Leben bedroht noch die Stimmbildung gestört hätte. Unvermeidlich war freilich, daß infolge der Entfernung eines Stücks des Stimmbands eine rauhe, heisere Stimme zurückblieb. Daß die Ärzte, wie die „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck berichten, entschlossen waren, „den Kronprinzen bewußtlos zu machen und die Exstirpation des Kehlkopfs auszuführen, ohne ihm ihre Absicht angekündigt zu haben", ist unrichtig: die totale Entfernung des Kehlkopfs ist nicht vorgeschlagen, und dem Kronprinzen nichts verschwiegen worden, er bemerkte vielmehr ausdrücklich zu Bergmann: „Fort muß die Schwellung auf jeden Fall. Wenn sie nicht von innen herauszuschaffen ist, so sollen Sie außen einschneiden." Es wurde auch mit seiner Zustimmung alles für die Operation vorbereitet, und sie selbst auf den 21. Mai morgens acht Uhr festgesetzt. Die Kronprinzessin, die Bergmann schon ein Jahr vorher bei einer andern Konsultation in ihrer Familie Vertrauen geschenkt hatte, wählte mit ihm das Operationszimmer aus, half unermüdlich bei der Einrichtung und sorgte, daß auch nicht das geringste vergessen würde. Der Operationstisch, die Instrumente und sterilisierten Verbände wurden ins Palais geschafft. Die Kronprinzessin übergab Bergmann einen Schlüssel zu der nach der Niederwallstraße führenden Tür, damit er jeden Augenblick ungehindert Einlaß

fände, und einen andern Schlüssel zu einem Schreibtisch, worin er die für sie bestimmten Mitteilungen, falls sie nicht anwesend war, niederlegen sollte. Nun wurde noch die Ankunft Mackenzies abgewartet, die die Ärzte durch ein Telegramm an die Königin von England zu beschleunigen suchten. Am 20. Mai um fünf Uhr nachmittags traf er ein, und schon um sechs waren die Ärzte zu einer neuen Untersuchung versammelt. Mackenzie war ohne Instrumente gekommen. Es ist ja bekannt genug, daß sein Widerspruch die Operation vereitelte, und nun die unheilvolle Wendung in der Behandlung des Leidens begann. Mackenzie erklärte schon nach seiner ersten Untersuchung, daß er verstehen könne, wie die Kollegen zum Verdacht einer bösartigen Neubildung gekommen wären: er selbst glaube nicht an eine solche, halte vielmehr die Geschwulst für eine polypöse oder fibromatöse. Auf Gerhardts Einwand, daß vor zweieinhalb Monaten auch er in gleicher Weise die Sache angesehen und beurteilt hätte, aber durch den Verlauf der Krankheit, besonders durch die Erfolglosigkeit der Ätzungen, zu dem bezeichneten Verdacht gekommen sei, antwortete Mackenzie, die Sache ließe sich wohl am besten durch die mikroskopische Untersuchung eines kleinen auszuschneidenden Stücks entscheiden. Gerhardt betonte bei der Starre und diffusen Grenze der Neubildung die Schwierigkeiten der Exzision, wogegen sich Mackenzie bereit erklärte, mit zangenähnlichen Instrumenten ein Stück herauszuholen. Bergmann sprach sich dahin aus, daß für einen Operateur nichts so erwünscht sein könne, als schon vor der Operation Gewißheit über die Natur der zu operierenden Neubildung zu erhalten, und bat daher, dem Vorschlage Mackenzies beizutreten. Als kompetenten Histologen für die Untersuchung bezeichnete Dr. Wegner Virchow. Am 21. Mai entfernte Mackenzie ein kleines Stück Gewebe. Aus Virchows Beschreibung mußte man aber schließen, daß eine Folgerung nicht recht möglich wäre. Daher suchte Mackenzie zwei Tage später ein weiteres Probeobjekt zu gewinnen. Schon damals warf ihm Gerhardt vor, er habe statt des linken das rechte seither gesunde Stimmband mit der Zange gefaßt. Mackenzie soll hierauf, berichtet Gerhardt, kurz erwidert haben: „It can be". Da sich aber kein Engländer so ausdrückt, so ist zu vermuten, daß sich Gerhardt verhört, und Mackenzie bemerkt hat: „It cann't be". In seiner Antwort auf den „Amtlichen Bericht" der Ärzte Kaiser Friedrichs bestreitet er sehr entschieden, den ihm vorgeworfenen Kunstfehler begangen, auch jene obige Äußerung getan zu haben, schon weil diese gegen den englischen Sprachsinn verstößt. Tatsache aber ist, daß er die Wunde mit harmlosen Pulvern behandelte, und daß das gesunde Stimmband eine Verletzung zeigte, die es vor seinem chirurgischen Eingriff nicht hatte. Am 8. Juni exstirpierte er wieder zwei Stückchen der Geschwulst, wobei Gerhardt ferngehalten wurde. Virchow

erklärte das Gewächs für eine dickhäutige Warze (Pachydermie), fügte jedoch hinzu: Ob ein solches Urteil in bezug auf die gesamte Erkrankung berechtigt wäre, ließe sich aus den beiden Stücken nicht sicher ersehen. Auf Virchow aber hat sich Mackenzie trotzdem immer wieder berufen, und ihn hat er für die Diagnose verantwortlich gemacht.

Hatte danach Mackenzie, wie die deutschen Kollegen betonten, nicht nur ihr Vertrauen zu seinen ärztlichen Leistungen, sondern auch zu seiner Ehrlichkeit verloren, so gewann ihm seine bestimmte Zusage, das Leiden auch ohne operativen Eingriff heilen zu können, das Vertrauen des Patienten und seiner Gemahlin, und in dieser festen, unerschütterlichen Zuversicht, er könne und werde den Kranken retten, wurde jeder von ihm ausgehende Rat befolgt, jeder von andrer Seite erteilte nur dann berücksichtigt, wenn auch Mackenzie sein Plazet gegeben hatte. Da Gerhardt, Bergmann und Tobold bei ihrer Überzeugung von der Krebsdiagnose verharrten, betonten sie nochmals, daß, sowie die Geschwulst durch ihr Wachsen ihren bösartigen Charakter bezeige, oder die mikroskopische Untersuchung eines neuerdings herausgezwickten Stücks ein positives Ergebnis im Sinne der Krebsdiagnose habe, die schleunige Entfernung der Geschwulst das einzige Mittel zur Rettung des bedrohten Lebens sei. Da auch Mackenzie erklärt hatte, daß bei anerkanntem Krebse nur in der Operation Rettung zu suchen sei, so wurde nochmals vor seiner Abreise am 10. Juni sein erneutes Herkommen behufs neuer Untersuchung abgemacht. Indessen berichtete schon am Abend des 10. Juni der Generalstabsarzt Dr. v. Lauer den in die Wohnung des Generalarztes Wegner geladenen Ärzten, der Kronprinz habe an den Kaiser die Bitte gerichtet, ihn nach England reisen zu lassen, von dessen Klima am Strande, namentlich der Insel Wight, ihm Mackenzie den besten Einfluß auf seine Kehlkopfkrankheit versprochen habe. Dringend baten nun die drei Professoren den Dr. v. Lauer in Gegenwart der kronprinzlichen Leibärzte, dem Kaiser zu berichten, daß sie die Reise nach England außerordentlich beklagen müßten. Sollte sie aber ausgeführt werden, so müßten sie dringend bitten, alles dafür zu tun, daß nicht ein Weiterwachsen der Geschwulst übersehen würde. Denn nur solange sie nicht wesentlich größer als jetzt, d. h. am Tage dieser Beratung, sei ihre Entfernung mit bleibender Heilung möglich, bei größerer Ausdehnung aber schwinde, abgesehen von der größern Gefahr der dann auszuführenden Operation, jede Hoffnung auf eine Wiederherstellung des Kranken. Bei dieser Wichtigkeit der Sache müßten die Ärzte die dringende Bitte an Seine Majestät richten, in die Reise nach England nur dann zu willigen, wenn für eine sichere Überwachung der Vorgänge im kranken Kehlkopf Sorge getragen sei. Diese Überwachung müsse außer dem englischen Arzte

auch einer deutschen Autorität auf dem Gebiete der Kehlkopfkrankheiten anvertraut werden. Als eine solche bezeichneten sie Gerhardt. Nur wenn er mit nach England ginge, könnten sie sich vorstellen, daß es noch möglich sei, durch eine rechtzeitige Erkenntnis des Weiterwachsens die alleinige wirksame Hilfe zu bringen. Tags darauf wurde Gerhardt zur Begleitung des Kronprinzen nach England aufgefordert, aber am 12. Juni dahin beschieden, daß der Kronprinz auf seine Begleitung verzichtet habe und statt seiner den Leibarzt Dr. Wegner und den Assistenten der Gerhardtschen Klinik Stabsarzt Dr. Landgraf mitnehmen wolle. Wodurch dieser Verzicht auf Gerhardts Begleitung herbeigeführt worden, wurde damals nicht aufgeklärt. Es hieß wohl, schreibt Bergmann, Dr. Wegner solle ihn veranlaßt haben. Da aber Mackenzie sich von da an Gerhardt gegenüber feindlich benommen, d. h. oft versucht hat, ihn, der doch die Krankheit zuerst richtig erkannt, als denjenigen hinzustellen, der Schuld an der üblen Wendung des Krankheitprozesses habe, und da Gerhardt in den Maikonsultationen Mackenzie wiederholt vorwarf, er habe bei seinem Abkneifen für die mikroskopische Untersuchung nicht die richtigen Stellen der kranken Partie getroffen, entstand die Meinung, daß es Mackenzies Einfluß direkt oder indirekt gewesen sei, der den Generalarzt Wegner bestimmte, die Begleitung Gerhardts nach England abzulehnen.

Die deutschen Ärzte haben als entscheidend für den ungünstigen Verlauf angesehen, daß die Autorität Gerhardts von der Überwachung der Krankheit ferngehalten wurde. Die Sache stand tatsächlich so, daß Mackenzie zugegeben hatte, beim Wachsen der Geschwulst müsse operiert werden. Das Wachsen konnte aber nur ein sehr geübter und erfahrener Kehlkopfarzt, wie es Gerhardt war, feststellen. Da er nun fortblieb, war die Beurteilung des Zustands lediglich Mackenzie überlassen. Wer also das Fortbleiben Gerhardts bewirkt hat, schreibt Bergmann in der erwähnten Denkschrift, trägt die Verantwortung für die verhängnisvolle Wendung der Sache. Die warnende Stimme, die Behandlung des Kronprinzen nicht Mackenzie allein anzuvertrauen, verhallte aber.

Als sich der Kronprinz in Berlin verabschiedete, äußerte er zu Bergmann in der ihm eignen gewinnend freundlichen Art, er würde verstehen können, daß er einen Arzt vorzöge, der ihm Heilung ohne jede bedenkliche Operation in Aussicht stelle. Auch Fürst Bismarck, der in den kritischen Maitagen seine warme Teilnahme bewies, zeigte sich erfreut darüber, daß nach den Versicherungen des englischen Arztes eine Genesung auch ohne den operativen Eingriff für möglich gehalten werde. Mackenzie aber versprach den deutschen Kollegen auf deren Bitte, sie über den Gang der Krankheit, besonders wenn eine Verschlimmerung einträte, auf dem Laufenden zu erhalten. Das ist

jedoch nicht geschehen. Aus den Berichten Dr. Landgrafs ging unzweifelhaft hervor, daß im Krankheitprozeß niemals ein Stillstand eingetreten, vielmehr eine stetige Fortentwicklung zum Schlimmern festzustellen war. Obgleich Landgraf seine Wahrnehmungen Mackenzie und Wegner mitteilte, so wiesen sie ihn zurück mit der Bemerkung: er irre sich, und doch hatte sich Wegner niemals mit Kehlkopfuntersuchungen beschäftigt. Die deutschen Ärzte in Berlin, die der Entwicklung des Leidens mit ernster Sorge folgten, waren der festen Überzeugung, daß Mackenzie das Weiterwachsen der Geschwulst im Kehlkopfinnern absichtlich verheimlicht und wissentlich dem Dr. Landgraf gegenüber abgeleugnet habe.

Als ein Meister zeigte sich Mackenzie aber schon damals in der Kunst, die Presse seinen Zwecken dienstbar zu machen: ein Schwarm von englischen und deutschen Zeitungen, die er mit Nachrichten versorgte, folgte ihm durch dick und dünn und half ihm die Welt irreführen. So hieß es im Juli, der Kronprinz sei auf dem Wege zu völliger Heilung. Dem Kaiser wurden nach Ems gute Nachrichten überbracht. Virchow sollte Mackenzie ein Glückwunschschreiben gesandt haben. Bergmann, dem ein Teil der Presse seinen Irrtum oft in leidenschaftlichen und häßlichen Worten vorwarf, nahm sich vor, gar nicht an die Sache zu denken, aber, wie es in einem seiner Briefe heißt: „Sie begegnet meinem armen Hirn an jeder Straßenecke“ und verfolgte ihn bis in seine Träume. Diese wohlberechnete Täuschung des Publikums hatte zur Folge, daß, als im November bekannt wurde, Mackenzie sei schleunigst aus London nach San Remo berufen worden, er habe die Krankheit für bösartig erklärt und sofort die Zuziehung andrer Ärzte verlangt, die Nachricht wie ein Blitz aus heiterm Himmel einschlug. Der Kaiser verlangte dringend zuverlässige Berichte und befahl dem Prinzen Wilhelm, mit einem Vertrauensarzte nach San Remo zu eilen. Von einer Sendung Bergmanns oder Gerhardts wurde Abstand genommen, da man fürchten mußte, Mackenzie würde ihre Berichte als voreingenommen bezeichnen, und auf Bergmanns Vorschlag der bekannte Frankfurter Laryngologe Dr. Moritz Schmidt veranlaßt, sich dem Prinzen anzuschließen. Aus Wien wurde einer der bedeutendsten Kehlkopfärzte, Schrötter, berufen, der sich sehr erstaunt zeigte, als sich zur Konsultation noch ein Berliner Privatdozent Dr. Hermann Krause einfand, da er erwartet hatte, in einem so wichtigen Falle nur mit Ärzten von bewährter Erfahrung zusammenzukommen. Krause aber war auf ausdrücklichen Wunsch Mackenzies berufen worden. Es ist bekannt, daß die vom 9. bis zum 11. November in San Remo versammelten Ärzte, Mackenzie nicht ausgeschlossen, die Diagnose auf Kehlkopfkrebs stellten, und der Kronprinz die vorgeschlagene totale Exstirpation des Kehlkopfs ablehnte. Der

„Reichsanzeiger" brachte einen Bericht, der über den Ernst der Lage keinen Zweifel gestattete. Im Auftrage des Kronprinzen und der Kronprinzessin wurde das Ergebnis der Untersuchungen Bergmann unmittelbar eröffnet, und er zugleich auf Wunsch aller zur Konsultation versammelten Ärzte ersucht, eine eventuell notwendig werdende Tracheotomie auszuführen. Sofort dankte er für das ihm bewiesene Vertrauen und erklärte sich zur Übernahme der Operation bereit. Allein da die dortigen wie die in Berlin darüber befragten Ärzte mit Bestimmtheit erklärt hatten, daß sich unerwartet ein Glottisödem oder eine anderweitige Schwellung entwickeln könne, und daher bis zu Bergmanns Ankunft ein sicherer Operateur zur Hand sein müsse, so wurde auf Befehl des Kaisers der von Bergmann vorgeschlagene Erste Assistent seiner Klinik Dr. Bramann am 16. November nach San Remo geschickt.

Das andauernde Wachsen der Geschwulst und die nun auch äußerlich wahrnehmbare Schwellung des Kehlkopfs veranlaßten Bramann schon Mitte Januar Mackenzie gegenüber auf die sofortige Berufung Bergmanns zu dringen, aber alle seine Anträge wurden damals wie in den spätern Tagen und Wochen verworfen, bis es dazu zu spät, und, als kein Augenblick mehr zu verlieren war, Bramann selbst am 9. Februar den Luftröhrenschnitt ausführen mußte. Auch trotz der gelungenen Operation wünschten der Kronprinz und die Kronprinzessin Bergmanns Hinreise.

Von der notwendig gewordenen Tracheotomie unterrichtet, empfing Kaiser Wilhelm an demselben Tage um zwei Uhr Bergmann und befahl ihm, so lange in San Remo zu bleiben, bis die Wunde geschlossen, und die chirurgische Behandlung beendet sei. Abends beschied er ihn nochmals zu sich. Man hatte ihn in den letzten Wochen oft allein und in Tränen gefunden, Bergmann aber traf ihn gefaßt, wenn auch in tiefer Bewegung. Er sprach völlig klar über den Zustand seines einzigen Sohnes, beklagte, daß er aus England nicht nach Berlin zurückgekehrt war, daß man ihm, dem Kaiser, keine zuverlässigen Nachrichten schicke, und verpflichtete Bergmann, regelmäßig zu berichten und nach Kräften dafür zu sorgen, daß, wenn es das Befinden des Kranken gestatte, er nach Berlin übersiedle.

Am Abend des 9. Februar reiste Bergmann zusammen mit dem Hofmarschall des Kronprinzen Grafen Radolinski ab. Am 11. trafen sie in San Remo ein.

„Der Kronprinz", heißt es in dem am 15. Februar nach Berlin gerichteten Briefe eines Mannes, der ihm sehr nahe stand, „war froh, Professor v. Bergmann wiederzusehen. Mackenzie aber fühlt sich einigermaßen gedrückt. Er hält die Meinung, es sei kein Krebs, immer noch aufrecht, obwohl er die Möglichkeit nicht ausschließt, daß

es sich herausstellen könnte, daß es doch Krebs sei. Seine eignen Worte sind: ‚Während im November die Wahrscheinlichkeit vorlag, daß es Krebs sei, ist es jetzt nur noch eine unwahrscheinliche Möglichkeit!‘ Er glaubt aber nicht, daß es gelänge, das Leben des hohen Herrn länger als zwei bis drei Jahre zu erhalten. Wozu nützen also alle seine optimistischen Meinungsaussprüche? Dennoch schwört die Kronprinzessin nur auf ihn und glaubt sicher an baldige Genesung.“ Und doch berichtete Bergmann, schon die erste Untersuchung hätte jeden Zweifel an der Krebsdiagnose nehmen müssen, auch dem, der nichts von dem ominösen Verlauf der Krankheit und nichts von dem Befunde im Auswurf gewußt hätte. Aber auch er machte tagtäglich die Erfahrung, daß Mackenzie, obwohl er in acht Monaten zu keiner Diagnose gekommen war, das ungeschmälerte Vertrauen des Kronprinzen und seiner Gemahlin hatte, und seine ungenierte Art ihnen gefiel. Was er auch behaupten oder anordnen mochte: es wurde gebilligt. Die deutschen Ärzte hatten immer unrecht: ihnen sollte die Erfahrung fehlen, die er, der berühmte Techniker, in langer Praxis gesammelt hätte. Was Bergmann besonders tief kränkte, war, daß alles, was er und Bramann taten, nicht nur keine Spur von Eindruck machte, sondern noch Vorwürfe einbrachte. Die Kopfschmerzen, an denen der Patient schon ein paar Wochen vor der Operation gelitten, sollten von dem Chloroform herrühren, das Bramann bei der Tracheotomie angewendet hatte, der Husten und der Auswurf Folgen von Bergmanns unzweckmäßiger Kanüle sein. Als er Mackenzie aufforderte, sich seine mikroskopischen Präparate anzusehen, sagte ihm der freundliche Kollege ins Gesicht: „Ich soll Ihnen sagen, daß Sie nur für die Nachbehandlung der Wunde da sind, über die Kehlkopfkrankheit werde ich mit Ihnen gar nicht sprechen, da Sie kein Laryngologe sind“, und doch hatte Bergmann gerade auf diesem Gebiete viele Erfahrungen und hatte Larynxfissuren und Larynxexstirpationen ausgeführt, während weder Mackenzie noch Krause sich jemals auch nur an eine dieser Operationen gewagt hatten.

Unter diesen Umständen konnte nicht ausbleiben, daß es zwischen den Ärzten zu peinlichen Auseinandersetzungen, auch zu heftigen Zusammenstößen kam, wobei Mackenzie sein Gleichgewicht sehr schnell, Bergmann aber nie auch nur einen Augenblick seine scheinbar leidenschaftslose Ruhe verlor. So schmerzlich er auch empfand, daß Mühen und Ringen vergeblich waren, er erlahmte nicht und wich nicht von dem Posten, auf den das Vertrauen Kaiser Wilhelms ihn gestellt hatte. „Wir alle, ja ganz Deutschland dankt es Ihnen“, schrieb ihm am 17. Februar 1888 die Prinzessin Wilhelm. „Neulich noch sagten die Majestäten, es sei ihnen solche Beruhigung, Sie dort zu wissen.“ Dieser aus der Mitte der kaiserlichen Familie kommende

liebenswürdige Brief, der ihn besonders wohltuend berührte, und das Bewußtsein, daß die Zukunft ihn rechtfertigen, er als unbestrittener Sieger aus der Anfechtung hervorgehen werde, hielten ihn aufrecht und ließen ihn Kränkung und Zurücksetzung, die er in jenen trotz drei Kriegen schwersten Wochen seines Lebens überreichlich erfahren, gering achten, als wenn sie ihn nicht berührten, auch die Verleumdungen der Mackenzie untertänigen Preßorgane, die nicht nur verhinderten, daß die Wahrheit gesagt wurde, sondern auch noch andersgesinnten Zeitungen vorwarfen, daß sie nicht die Unwahrheit verbreiteten.

Die Hand gefesselt, die noch vor kurzem Rettung hätte bringen können, ein einflußloser Zuschauer des gewissen- und herzlosen Treibens, Zeuge jeder Art von Gesinnungslosigkeit, durchlebte Bergmann die qualvollen Stadien dieses Lebensabschnitts. „Nach Wahrheit wagt' ich kühn zu ringen, und diese Ketten sind mein Lohn", und er verzagte doch nicht an der schweren Aufgabe, der Wahrheit die verschlossene Bahn zu brechen.

Was er in San Remo empfand, und was unausgesetzt seine Gedanken beschäftigte, das hat er den Briefen anvertraut, die er seiner Frau sandte, und aus denen wir unten Auszüge folgen lassen. Sie sind wie Blätter eines Tagebuchs und dank der Offenheit und ungeschminkten Wahrheit, mit der sie geschrieben, eine den „Amtlichen Bericht" der Ärzte vielfach ergänzende wichtige Quelle zur Geschichte der Krankheit des Kaisers und zu Bergmanns eigner Lebensgeschichte, zeigen sie ihn doch in allen den großen Eigenschaften, die ihm Bedeutung gegeben haben: in der Festigkeit, mit der er zu seiner wissenschaftlichen Überzeugung hielt, in der Kraft und Entschlossenheit, ihr zum Siege zu verhelfen und dadurch dem armen, in sein Schicksal ergebenen Dulder, dessen Behandlung ihm in vorletzter Stunde auf kurze Zeit übertragen war, wenn auch nicht mehr das Leben zu retten, denn das war durch die Schuld des Vertrauensarztes verspielt, so doch sein Leiden tragen und lindern zu helfen, aber auch in seiner Herzensfreundlichkeit, in seiner niemals erlahmenden Geduld und endlich in den kleinen und doch so wichtigen diplomatischen Künsten, durch geschickte Schachzüge den Gegner matt zu setzen.

---

12. Februar. Nur ein kurzer Bericht ist mir vor Abgang der Post noch möglich. Also um sechs Uhr achtunddreißig Minuten Ankunft. Der Bahnhof liegt ziemlich weit vom Hotel. Um sieben Uhr dreißig Empfang von der Frau Kronprinzessin. Sie bedauerte, daß ich den weiten Weg gemacht, da die Operation ja doch schon geschehen sei, dankte aber dennoch für meine Bereitwilligkeit; der Kronprinz erwarte mich, es ginge ihm ausgezeichnet, wie es ihm überhaupt mit Ausnahme

der letzten drei oder sechs Tage stets vortrefflich gegangen sei. Ich trat ins Krankenzimmer. Der Kronprinz ergriff meine beiden Hände, drückte sie tief bewegt an sein Herz und wies mit glänzenden Augen auf Bramann. Sprechen kann er ja jetzt nicht. Um acht, neun, zehn und zehneinhalb Visiten bei dem ganzen Personal; dazwischen aß ich mit Bramann und Schrader. Um elfeinhalb ins Bett, um acht wieder zum Kronprinzen, an dessen Bette ich bis zweieinhalb gesessen habe. Dann etwas Speise und Wein genommen und zu Mackenzie, der mir Visite schon gestern abend gemacht hatte. Zurück ins Hotel und Empfang beim Großherzog von Hessen, bei Prinz Heinrich, bei der Erbprinzessin von Meiningen, bei Prinzessin Irene von Hessen. Von neuneinhalb Uhr soll ich diese Nacht wachen, damit Bramann endlich einmal in den Federn bleiben kann. Ich werde nachts wohl müde werden, da ich wegen abscheulich schlechter Kopfkissen kaum schlummern konnte. Doch noch bin ich in solcher Erregung, daß an Schlaf nicht viel zu denken ist. Es wird mein Brief dieses Mal nur aus Aphorismen bestehen.

Seit zehn Tagen hat, wie ich jetzt durch die Erbprinzessin, durch die Diener und durch den hohen Patienten selbst weiß, die Atemnot täglich zugenommen. Herr v. Lyncker und Major v. Kessel sowie die Kinder haben dringend um meine Berufung oder wenigstens die Zuziehung Bramanns gebeten. Alles vergeblich. Mackenzie hat gesagt, es sei noch viel Zeit. Er hat das noch am Mittwochabend (8. Februar) der Erbprinzessin gesagt. Zwei Nächte hat der Kronprinz nicht mehr schlafen können, er hat im Bette nach Luft ringend gesessen. Am Tage ist es besser gewesen. Indessen Mittwoch beim Diner hat er sich nach der Serviette gebückt und in demselben Augenblick einen Erstickungsanfall bekommen, daß er selbst gemeint: „Ich dachte, ich erstickte“. Immer noch haben die drei Ärzte gesagt, es habe das alles nichts zu bedeuten, es würde wieder besser werden! Endlich Donnerstag 9. Februar um neun Uhr kommt Mackenzie zu Bramann und sagt ihm: „Sie müssen gleich operieren.“ Bramann antwortete, er operiere nur, wenn er sich selbst von der Notwendigkeit überzeugt. „Nun so kommen Sie gleich zum Kranken.“ Bramann war erstaunt: er fand die Atemnot kolossal. Indessen, er wollte sich überzeugen, ob sie zu- oder abnehme. Der Kronprinz ging auf und ab, und Bramann beobachtete ihn. Darauf bat Bramann um Absendung eines Telegramms an mich. Dasselbe ist neun Uhr zwanzig von Schrader aufgesetzt worden, aber erst um ein Uhr neun abgegangen. Immer schlimmer wurde es mit der Dyspnoe. Um ein Uhr sagte Mackenzie: „Ich lehne jede Verantwortung ab, wenn Sie nicht operieren.“ Bramann erklärte, noch warten zu wollen, bis von mir Antwort da sei. Indessen um drei Uhr mußte er operieren. Mackenzie, Krause usw.

protestierten gegen das Chloroform; auch die Kronprinzessin sagte: „Unter keiner Bedingung gestatte ich Chloroform." Da erklärte Bramann: „Dann operiere ich nicht, ich bitte einen der andern Herren zu operieren." Furchtbare Szene! Keiner will operieren, jeder erklärt, er könne es nicht. Mittlerweile ist Bramann zum Kronprinzen herangetreten und hat ihn beredet. Das letzte Wort nimmt nun der Kronprinz: „Operieren Sie mich gleich, ich gebe mich in Ihre Hände, operieren Sie so, wie Sie es für gut finden." Nun beschwört die Kronprinzessin noch einmal, auf mich zu warten. Allein der Kronprinz drängt zur Operation. Gleich im Beginn der Narkose Ohnmacht, die aber schnell vorübergeht. Die Assistenz will nur Schrader übernehmen, Mackenzie und Hovell erklären, daß sie dazu außerstande sind. Keiner will chloroformieren, da sie die Narkose für unerlaubt halten. Endlich entschließt sich Krause mit einem Protest gegen das Chloroform zum Halten der Kappe. In zwanzig Minuten ist alles beendet. Mackenzie wird blaß und wankt, er muß schnell ein Glas Wein hinunterstürzen. Dann sagt er zu Bramann, er habe noch nie einen Chirurgen gesehen, der so ausgezeichnet operiere wie er, und begibt sich zu den im untern Salon weinend dasitzenden Prinzen und Prinzessinnen. Alles das hat mir der Großherzog von Hessen genau neben Bramann selbst noch erzählt. Nach der Operation natürlich große Erleichterung, ruhiger Schlaf, nur wenig Hustenreiz. Alle, alle rühmen Bramann, der mit eisiger Ruhe gehandelt hat. Prinz Heinrich sagt: „Bramann ist Zeit meines Lebens mein Freund geworden." Alle dankten mir für diesen Menschen und Arzt. Die Kronprinzesssin hat mir darüber geklagt, daß Bramann Chloroform gebraucht hätte: das wäre doch ein großer Fehler gewesen. Ich sagte: „Kaiserliche Hoheit, es wäre ein Verbrechen gewesen, wenn er nicht chloroformiert hätte."

In Karlsruhe waren Großherzog und Großherzogin auf dem Bahnhofe. Beide dankten mir für die Nachrichten. Die Großherzogin war reizend, aber auch er rührend freundlich gegen mich: „Hätten Sie mich nicht mit Nachrichten versehen, der Schlag wäre meiner Frau wie aus heiterm Himmel gekommen."

13. Februar. Nun möchte ich den heutigen Tag zu etwas genauerer Briefschreibung benutzen.

Hier eröffnete mir die Frau Kronprinzessin, daß ich ihr Gast sei. Leider ist das Zimmer, das ich bewohne, verdammt klein; ein größeres gibt es nicht im Hotel. Ich muß mich damit trösten, daß Prinz Heinrichs Zimmer auch nicht größer ist. Dadurch aber, daß ich neben Bramann wohne, können wir es uns gemütlicher machen.

Der Großherzog von Hessen erzählte mir, daß noch vor vierzehn Tagen, als er die Schweratmigkeit bemerkt hatte, der Kronprinz,

mit dem er im Garten gestanden, und der Bramann auf der Terrasse des gegenüberliegenden Hotels zufällig erblickte, sagte: „Da sieh' Dir den jungen Mann an, der sich hier langweilen muß, weil kein Mensch, am wenigsten aber ich verstehe, weshalb er meiner Nähe aufoktroyiert worden ist." Der Großherzog meinte, ihm hätten die Worte ins Herz geschnitten, denn er habe von Tag zu Tage in ängstlicher Weise die Verschlimmerung bemerkt und mehrfach seinen Einfluß zu einer Hinzuziehung Bramanns aufgeboten. Dabei möchte ich gleich eins festgehalten haben. In Nr. 69 der „Vossischen Zeitung", die eben ein Korrespondent herschickt, steht unter dem 10. Februar: Mackenzie habe bereits Dienstag nach London telegraphiert, daß länger als bis Donnerstag die Operation sich nicht aufschieben lasse. Suche diese Nummer Dir zu verschaffen und zeige sie Exzellenz v. Goßler mit der Bitte, authentisch die Quelle dieser Nachricht feststellen zu lassen. Sie ist wichtig. Ich habe bereits gemeldet, daß ich die drei Ärzte für strafbar halte, weil sie es unterlassen, zeitig für eine ausreichende chirurgische Hilfe zu sorgen. Ich habe das den Ärzten in der großen Konsultation gesagt. Mackenzie antwortete darauf, er sei durch die große Plötzlichkeit des Eintritts der Dyspnoe überrascht worden; noch am Mittwoch abend hätte er geglaubt, es hätte mit der Tracheotomie noch Zeit genug; plötzlich sei die allerärgste Atemnot eingetreten. Schrader ist von Mackenzie so fern als möglich gehalten worden. Erst als Donnerstag früh ihm Major v. K. sagte: „Wenn Sie nicht sofort Bramann herüberrufen, werde ich dafür sorgen, daß Sie vor ein Kriegsgericht gestellt werden", wurde er verzweifelt. Die arme treue Seele hat geglaubt, was ihr gesagt wurde, daß nämlich der Kronprinz, der eine furchtbare Nacht gehabt hatte, ruhig geschlafen habe, und deswegen hat er nicht ohne Folgerichtigkeit geglaubt, es hätte das Schrecklichste noch Zeit. Krause sagte mir auf meine ernste Frage: „Warum ist nicht schon Dienstag an mich telegraphiert worden?" „Ich habe stets, schon vor vierzehn Tagen, darauf gedrungen, allein ich konnte mit meiner Meinung nicht gegen die andern Ärzte aufkommen." Ich halte das Verbrechen der drei Ärzte für um so größer, als sie jetzt eingestanden haben, daß sie alle die Tracheotomie nicht machen konnten. Denn als sie alle erklärten, es dürfe unter keiner Bedingung chloroformiert werden, sagte Bramann: „Dann bitte ich einen der Herren, zu operieren, ich operiere nur mit Chloroform." Nun schwiegen alle und baten Bramann, nicht zu zögern, bloß daß sie den Kronprinzen bestimmen wollten, sich nicht chloroformieren zu lassen. Da bewährte der deutsche Held wieder Seelengröße, indem er lächelnd Bramann die Hand reichte und anordnete, es solle alles so gemacht werden, wie Bramann es wolle. Wenn Gottes Wille es anders gefügt hätte, und beim Schnitt Luft in eine der Venen getreten, und der

hohe Patient gestorben wäre: Bramann hätte man kaum Vorwurf machen dürfen, denn er operierte, chloroformierte, alles in einer Person, da Krause nicht einmal den Kopf zu halten vermochte, sondern ihn gleich beim Hautschnitt fallen ließ, und Mackenzie gesteht, er sei während der Operation mehr tot als lebendig gewesen. Das Vergehen liegt darin, daß a b s i c h t l i c h nichts geschehen ist, die schwere und gefährliche Operation zu erleichtern durch Herbeiziehung von mehr als einem geschulten Chirurgen. Stolz bin ich auf Bramann, aber es ist doch, seitdem es Könige und Operateurs gibt, nicht geschehen, daß der nächst dem Kaiser mächtigste Mann auf Erden von einem Sekundärarzt hat operiert werden müssen! Der deutschen Chirurgie und meiner Berliner Klinik gereicht das Handeln Bramanns zur höchsten Ehre. Daß aber die mit der Behandlung des Kronprinzen betrauten Ärzte es auf diese Kunstprobe ankommen ließen, das würden sie noch unter Friedrich dem Großen am Galgen zu bereuen gehabt haben.

Meine Frage muß Krause doch bange gemacht haben, denn gestern morgen sagte mir die Kronprinzessin: „Ich hoffe, Sie werden sich davon überzeugen, daß die Tracheotomie gerade zur rechten Zeit, nicht zu früh und nicht zu spät, gemacht worden ist.“ Ich verbeugte mich und schwieg.

Heute morgen sagte die hohe Frau zu Bramann in des Kronprinzen Gegenwart: „Nun, wenn die Kanüle vierzehn Tage gelegen, dann wird die Abschwellung der Perichondritis eine hoffentlich vollkommene sein.“ Der Kronprinz ergriff Bramanns Hand, drückte sie und schüttelte den Kopf. Mit mir hat sie über die Diagnose nicht ein Wort gesprochen. Ich natürlich fange davon zu reden erst recht nicht an. Vierzehn Tage will ich es verhindern, daß irgend jemand in den Kehlkopf sieht, denn selbst Mackenzie hat mich gebeten, bis dahin ganz und gar die Behandlung zu leiten. Nach vierzehn Tagen, vorausgesetzt, daß alles gut geht, werde ich den Kehlkopf mit dem Spiegel untersuchen und meine Diagnose stellen, um sie den Ärzten und der Frau Kronprinzessin zu sagen und dem Generalarzt Leuthold in Form eines Protokolls zu übersenden. Bis dahin erwarte selbst Du nicht, daß ich etwas darüber äußere.

Graf Radolinski hat gestern Mackenzie gestellt und ihn gefragt: „Wie steht es mit der Prognose?“ Darauf soll der große Laryngologe geantwortet haben: „Ich halte die Krankheit mit achtzig Prozent Wahrscheinlichkeit für Perichondritis, aber muß zugeben, daß die Diagnose Krebs zwanzig Prozent Wahrscheinlichkeit hat. Leider aber muß ich noch hinzufügen, daß die Perichondritis eine schwere ist, eine solche, bei der von hundert Kranken höchstens einmal einer oder zwei gesund werden!“ „Halten Sie denn den Kronprinz für verloren?“

„Ich glaube, er wird nur noch zwei Jahre zu leben haben." Das hat Graf Radolinski mir und Bramann, die wir beide schweigend zuhörten, in ungeheurer Aufregung und Entrüstung erzählt.

Doch weg mit diesen unerquicklichen ärztlichen Bildern! Ich möchte Dir die Nacht am Krankenbette des hohen Patienten schildern, kann es aber nicht eher, als bis ich mich etwas über den Charakter der Kronprinzessin ausgesprochen habe. Wie ich Dir schon im Sommer sagte: Sie ist eine leidenschaftlich liebende Frau von einem großartigen Subjektivismus. In der furchtbaren Tragödie der Villa Zirio spielt sie eine Hauptrolle, die fesseln und interessieren muß, da sie sich aus rein menschlichen und nicht unedeln Motiven zugrunde richtet. Sie hat fest in ihr sitzende Ideen, an denen sie mit dem Glauben eines Apostels hängt: eine solche Idee ist die von der Unmöglichkeit des Krebses bei ihrem Manne. Ich hatte im vorigen Sommer einen Tag hindurch die Fürstin auf meiner Seite, weil sie damals schnell ihren Gemahl gesund haben wollte, und mein Mittel ihr das schnellste schien; als Mackenzie dagegen sagte, von Gefahr sei nicht die Rede, höchstens von einer etwas lang oder länger dauernden Heiserkeit, mußte gegen mich notwendig eine Verstimmung aufkeimen, die noch heute vorhanden ist.

Wenn ihr Blick am Kronprinzen hängt, und sie wendet ihn den ganzen Tag nicht von ihm, so wünscht sie, daß alle das fühlen und sehen, was sie sehen will, und sie will ihn sehen frisch, rosig, gesund. „Nie habe ich ihn so wohl gesehen, wie in diesem Januar; ich bitte Sie, sehen Sie seine Augen an, ist das der Blick eines unheilbar Kranken?" Das ist nicht absichtliche Täuschung, das ist Glaube aus dem innersten Wesen heraus und, weil hier tief wurzelnd, auch wahr und aufrichtig gemeint. Du solltest nur sehen, mit welchem Ausdrucke sie dem Manne die Stirn, die Augen, die Hände küßt. Neben dem Krankenzimmer ist ihr Salon. Ich habe in der Nacht gehört, wie sie aufstand, an der Tür horchte, und mehrmals im Nachtgewande kam sie herein: „Hat er nicht gehustet?" „Hustet er nicht zu viel?" Und dann, damit der Kranke sie nicht sieht, steht sie hinter mir oder hinter einem Stuhl und beobachtet seinen Schlaf. „Ich will wieder gehen, aber Sie geben mir doch Ihr Wort darauf, daß jetzt alles gut ist?" Und nun weiter die Sorge Tag und Nacht seit Monaten. Nach dem Thermometer wird die Zimmertemperatur reguliert, beständig allerlei Kompositionen von Eau de Cologne und Eukalyptus umhergesprengt. Jede Kleinigkeit wird eigenhändig besorgt usw. Liebe Mammi, ich kenne auch die Zärtlichkeit einer pflegenden Frau: ich werde immer daran erinnert, wenn ich diese hochbesorgte, nur in immerwährender Tätigkeit für den Kranken sich aufreibende Frau sehe! Das ist der Ausdruck des innersten Herzens.

Nun also zu meiner Nacht! Indessen, das muß auf morgen bleiben, denn in der nächsten Nacht teile ich mit Bramann die Wache.

Wie liebenswürdig die Natur des Kronprinzen ist, sollst Du doch noch heute erfahren. Als ich die Nachtwache antrat, schrieb er die Worte, die Du auf dem hier eingeschlossenen Zettel lesen kannst. („Daß Sie die Nacht für mich wachen, macht mich unglücklich.") Ich sagte: „Gestatten Sie mir, glücklich zu sein durch das wenige, was ich zur Erleichterung Ihres Leidens tun kann." Dann klopfte er mir auf die Schulter, behielt lange Zeit meine Hand in der seinigen und sah mich feuchten Auges unverwandt an, bis er die Lider über seine müden Augensterne sinken ließ!

13. Februar. Wundervoll großartig breitet sich das Meer vor mir aus, das ewige, in Äther und Ferne verschwindende. Ein Kranz hoher Berge umzieht das Tal, das die hundert und mehr Villen sowie die an den Fels geklebte uralte italienisch gebaute Stadt San Remo einschließt, und wohl an einem der schönsten Punkte liegt, geradezu in einem Wald von Dattelpalmen, Ölbäumen, Eukalyptus und andern mir kaum bekannten hohen, mächtigen Gewächsen, die Villa Zirio. Eine Stufe tiefer an dem terrassenförmig aufsteigenden Ufer liegt das Hotel Méditerranée und unter ihm, seinen Garten bespülend, das Meer.

Der Dienst bei dem Kronprinzen ist geordnet: alle sechs Stunden ein andrer Arzt. Nachts wollen sich noch einige Zeit im Dienste bloß Bramann und ich teilen. Um neun Uhr morgens und neun Uhr abends Zusammenkunft aller, Verbandwechsel, Reinigung der Kanüle usw. Die innere Kanüle wird nach jedem heftigen Hustenanfall gewechselt. Die Anfälle werden jetzt schon immer seltener und hoffentlich bald ganz aufhören. Ich denke mir, daß in vierzehn Tagen eine genaue innere Untersuchung wird stattfinden können. Bekomme ich dann, woran ich nicht zweifle, ein deutliches Bild der Krankheit, so ist meine Aufgabe erfüllt, dann denke ich nach Hause zu fahren. Bei dem guten Kräftezustand des hohen Herrn rechne ich auf ein verhältnismäßig günstiges Frühjahr. Schwerer wird alles erst im Laufe des Sommers wohl werden.

14. Februar. Um achteinhalb große Konsultation. Zum erstenmal eine sehr höfliche, aber auch scharf akzentuierte Auseinandersetzung mit Mackenzie. Es zeigt sich nämlich hin und wieder Blut im Auswurfe; meiner bestimmten Ansicht nach läuft das aus dem durch und durch wunden Kehlkopfe hinab. Die andre Möglichkeit, daß die Lungen affiziert sind durch Ansaugung brandiger Teile aus dem Kehlkopfe, halte ich deswegen für ausgeschlossen, weil die Temperatur gestern abend 37,4, heute 37, die Respiration 20 und die Pulsfrequenz 64 waren. Mackenzie, der mir wieder sagte: „Ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß das Blut aus dem Kehlkopfe herabgeflossen ist", ging

nichtsdestoweniger zur Kronprinzessin und sagte ihr: ‚Die Kanüle, die Professor v. Bergmann nach seiner Ankunft eingeführt, ist zu dick und schlecht gekrümmt, die reibt und macht so starke Friktionen, daß Blut jetzt herauskommt. Ich habe eine ungleich bessere aus London mitgebracht, ich werde Bergmann bitten, die einzuführen". Noch ehe er aber mich gesprochen, sagt mir die hohe Frau: „Ihre Kanüle kratzt, deswegen kommt Blut in den Auswurf." Jetzt erst kommt Mackenzie zu mir mit seiner Kanüle, einem höchst unpraktischen, vor fünfundzwanzig Jahren von ihm konstruierten Instrumente, das damals schon, als es geboren wurde, veraltet war. Nun kam es zu der sehr höflichen, aber akzentuierten Auseinandersetzung: „Ich danke Ihnen für Ihr offenbar sehr freundliches Anerbieten, allein ich operiere und lasse operieren nur mit den Instrumenten, die in meiner Praxis sich bewährt haben. Neue werde ich beim Kronprinzen nicht gebrauchen." „Allein ich lasse dieses vorzügliche Instrument schon fünfundzwanzig Jahre gebrauchen; sein Vorteil ist, daß es nie dabei blutet, bei Ihrem Instrument kommt ja aber Blut durch die Reibung in die Trachea!" „Das Blut kommt nicht durch die Reibung, sondern, weil es zersetzt und dunkelbraun schon ist, aus dem höher oben gelegenen Geschwür im Kehlkopfe. Weil Ihr Instrument folgende Nachteile haben kann, von denen Sie, wie Sie mir sagen, verschont geblieben sind, nämlich erstens unzweckmäßige, weil nicht anatomisch richtige Biegung, zweitens sein kompliziertes Schloß und drittens zu scharfe Ränder, darf es in meiner Klinik und meiner Praxis nicht gebraucht werden. Die Operation an Kaiserlicher Hoheit gehört zu meiner Praxis, folglich darf nur eine von mir für gut gehaltene und erprobte Kanüle hier zur Anwendung kommen. Für die Güte der Instrumente leiste ich Bürgschaft." „Ja wohl, die operative Behandlung ist ganz Ihnen anvertraut, ich will mich da nicht hineinmischen, ich wollte nur nicht versäumen, vor einem Unglück, das durch das Bluten kommen könnte, zu warnen." „Meinen besten Dank, hochgeehrter Herr Kollege, ich bin mit meinem Assistenten der Bekämpfung jedes Unglücks gewachsen." Händedruck, Zähnefletschen, genannt freundliches Lächeln, von beiden Seiten.

Meine Einladung zum Lunch am gestrigen Tage wurde redressiert: es war nicht möglich, alle zu placieren. Ich aß mit Bramann im Hotel und trank nachher ein Glas Rotwein mit dem Kronprinzen, der wieder mit seinen herrlichen Augen mich ansah — ach! ein Schmerz und Jammer für mich! Ich muß oft alle Energie aufbieten, daß er mir nicht die Tränen ansieht. Bei der ersten Begrüßung war es so dunkel, daß er nicht sehen konnte, wie sie mir die Wangen herabliefen.

Heute nacht werde ich zum dritten Mal wachen. Ich las in Hehns „Gedanken über Goethe", als die Kronprinzessin eintrat und, sich über

das Bett neigend, mit freudestrahlendem Blicke wieder aufsah, da der Kronprinz fest schlief. „Was ist das für ein Buch?" „Von einem Landsmann von mir, Kaiserliche Hoheit, Viktor Hehn." „Ach, von dem habe ich viel gehört, er ist ein Freund eines meiner besten Freunde in Florenz, des alten Dr. v. Liphart." „Es freut mich, daß Kaiserliche Hoheit unter meinen Landsleuten Männer gefunden haben, die Höchstdieselben die Gnade haben Freund zu nennen." „Ja, ich habe immer eine Neigung für die Livländer gehabt", und nun plauderten wir von dem alten Kunstmäzen Liphart, von Hehn, in dessen Buch ich ihr einige Stellen zeigte usw., als ob nicht dicht vor uns der Mann läge, um den die ganze Welt sich jetzt sorgte, die beiden Redenden in erster Stelle bangen und fürchten.

Der Tag neigt sich wieder, und doch bin ich zur Schilderung meiner Nachtwachen noch nicht gekommen. In wenig Stunden wird die dritte angetreten. Ich nehme wieder die Zeit von neun bis zwei nachts, dann löst mich Bramann ab. Die Konsultation heute morgen dauerte sehr lange, weil der hohe Patient um neun Uhr fest schlief. Wir warteten also bis zehn Uhr. Dann verlief alles wie bis jetzt immer in unsern Gesprächen freundlich und voll ausgesuchter Zuvorkommenheit. Selbst das Gespräch mit Mackenzie über die Kanüle wurde im Flüsterton, wie es sich für das Vorzimmer eines Kranken schickt, geführt. Sooft wir uns auf dem breiten bergan zur Villa führenden Wege begegnen, schütteln wir uns die Hand und lächeln uns an, winken uns wohl noch mit der Hand zu.

In der Nacht lese ich die Werke von Carmen Sylva, die in schönstem Einbande nahe dem Lager des hohen Kranken stehen. Dazu hat mir die Kronprinzessin noch ein französisches Buch: „Les mémoires d'un Royaliste" (Falloux) gegeben. In den mich weniger erregenden Augenblicken schreibe ich Gedanken zur Langenbeckschen Rede auf.

Jedesmal nach der Konsultation der Ärzte wartet am Portal des Hotels der Großherzog von Hessen und führt mich zu sich. Er hat die Liebenswürdigkeit gehabt, einen seiner Diener mir zur Disposition zu stellen, wenn ich etwas zu schicken und zu besorgen haben sollte. Die Erbprinzessin von Meiningen bat mich heute zu sich, wo ich mit ihr, dem Prinzen Heinrich und seiner Braut wohl mehr als eine Stunde verschwatzte. Nach dem Lunch trank ich bei der Erbprinzessin von Fürstenberg den Tee und ließ mich zur Fürstin Hohenlohe einladen — Du siehst: mein Umgang ist hier durchaus anständig.

15. Februar. Der Kronprinz bleibt unverändert gütig, ja fast zärtlich gegen mich, und das ist mir Lohn vollauf und richtet mich, wenn ich mich gekränkt und verachtet sehe, gleich hoch auf.

Sir Morell sagte mir gestern abend, er wolle heute morgen reisen. Aber die Kronprinzessin bewog ihn, zu bleiben, daß er wieder

vierundzwanzig Stunden zugegeben hat; es werden wohl noch mehr solcher Zugaben folgen.

Gott sei Dank! ist heute weniger Färbung des Auswurfs vorhanden, so daß der widerliche Streit um die Kanüle hoffentlich sich nicht wiederholen wird. In dem Ehrenkodex des jüngsten der englischen Barone steht ein Paragraph nicht, der in dem deutscher Ärzte obenan steht: sich nämlich zuerst untereinander zu einigen, ehe man die Angehörigen des Kranken herbeizieht, und, wenn man ihnen Mitteilungen macht, diese im Namen der erzielten Einigung zu machen. Sir Morell Mackenzie gibt gestern früh zu, daß es zunächst bei meiner Kanüle bleiben soll. Nur wenn die Blutung heftiger würde, würde er sich erlauben, noch einmal auf seinen Vorschlag zurückzukommen. Jetzt hört die blutige Beimengung auf; trotzdem läuft er zur Kronprinzessin, zum Großherzog von Hessen, zum Grafen Radolinski, überreicht allen Zeichnungen seiner und meiner Kanüle und beschwört sie, sie möchten mich bestimmen, die seinige zu nehmen. Und denk' Dir: alle drei bitten mich darum! Zu meinem Glücke ist nun seit zehn Stunden die blutige Beimengung ausgeblieben, sonst würden sich schlimme Szenen abspielen. Ach! es ist schwer, wenn man ein verwöhnter Arzt gewesen ist, an dem das Vertrauen der Patienten hing, nun einmal die Rolle eines gegensätzlich beleumundeten Doktors zu spielen!

Während die Wunde immer kleiner wird und sich schon eng an die Kanüle legt, die Atmung noch ganz frei ist, erholt sich der hohe Kranke doch nicht. Er sieht angegriffener als bei meiner Ankunft aus. Die Temperaturen sind niedrig, ebenso ist der Puls langsam, aber der Appetit ist noch kein Rekonvaleszentenappetit. Ebenso stellen sich von Zeit zu Zeit Kopfschmerzen ein, die in die Zähne und in die Gegend des Kinns ausstrahlen. Ich fürchte, die furchtbare Krankheit hat in der Tiefe schon weitere Ausbreitung als wir ahnen.

Viel lieber ein gehetzter Berliner Tag als diese Schwierigkeiten hier!

16. Februar. Obgleich bei der letzten Besprechung drei Tage vorher (13. Februar) wir uns dahin geeinigt hatten, daß eine laryngoskopische Untersuchung nicht stattfinden sollte, benutzte der ehrenwerte Baronet doch die Gelegenheit seines Alleinseins mit dem hohen Patienten, um ihn zu laryngoskopieren. Da mir das von der Dienerschaft verraten wurde, stellte ich ihn abends zur Rede. Er behauptete wie immer, mich nicht verstanden zu haben, und bat sehr um Entschuldigung. Nun einigten wir uns so, daß ich ihn wiederholen ließ, was wir abgemacht hatten — es soll also erst um acht Tage wieder laryngoskopiert werden. Ebenso fügen sich die beiden Engländer nicht meinen Anordnungen, die äußere Kanüle nicht anzurühren. Fortwährend rücken sie an derselben und fahren mit Hühnerfedern herein.

Die behandelnden Ärzte sagen, nur in den drei letzten Tagen vor der Operation sei das Sputum blutig gewesen, daher könne unmöglich die jetzige blutige Färbung vom Kehlkopf kommen. Damit der Auswurf mikroskopisch untersucht werden kann, lasse ich ihn mir durch einen Kammerdiener ins Nebenzimmer bringen. „Schulz, wie lange hustet Seine Kaiserliche Hoheit solche Massen schon aus, wie diese braune?“ „Seit dem 15. Januar, Herr Geheimrat, habe ich das täglich mehrmals beobachtet; sie waren genau so fadenziehend, braun und dazwischen kleine schwarze Punkte wie geronnenes Blut.“

Was soll man dazu sagen? Ich glaube, die Sputa wurden immer beiseitegeschafft, damit Schrader sie nicht zu sehen bekam.

Ich kämpfe den Kampf mit Lug und Trug jetzt in der Kanülenfrage weiter. Meine Kanüle wird n i c h t aufgegeben werden.

Noch immer bleibt Mackenzie hier — ich auch.

16. Februar. Meinem Briefe von heute morgen muß schnell ein zweiter folgen. Der Auswurf aus der Kanüle wurde im Laufe des Tages immer reichlicher und rostbraun. Um elf Uhr hatten wir ein halbes Schnapsgläschen voll gesammelt und machten uns sofort an die mikroskopische Untersuchung. Fast in jedem Präparate fanden sich drei, vier und selbst acht deutliche konzentrisch geschichtete Kugeln. Überall große Plattenepithelien, die bekanntlich unter den Stimmbändern nicht vorkommen, und überall die zwiebelförmige Schichtung derselben, also das, was man Krebskugeln oder Perlen nennt. Damit ist auch der allein ausstehende anatomische d. h. histologische Beweis für die Richtigkeit der Gerhardtschen Diagnose erbracht worden. Wir haben mehr als hundert Präparate gemacht und vier konserviert, um den Beweis in Händen zu haben. Krause hat den Fund, der mathematisch sicher ist, voll und ganz anerkannt. Ich schickte ihn zu Mackenzie und Hovell, um diese zur Besichtigung aufzufordern. Krause erklärte mir, die beiden würden nicht kommen, weil sie sich kein Urteil über mikroskopische Dinge erlaubten.

Wenn irgendein Zweifel möglich wäre, würde ich nicht so bestimmt schreiben, wie ich das jetzt tue.

17. Februar, sechs Uhr morgens. Nach den großen Aufregungen — man lebt hier eigentlich immer in denselben —, die gestern über uns dahingegangen waren, habe ich aber eine ruhige Nacht gehabt und sitze jetzt schon in geordneter Toilette an meinem dürftigen Schreibtische.

Im ganzen war der gestrige Tag für den Kronprinzen nicht schlecht. Abends Temperatur bis nahezu 38,0, aber besserer Appetit als zu Mittag. Das, was ihn am meisten quält, sind die Kopfschmerzen, die nach den verordneten Mitteln nicht weichen, d. h. sie lassen viele Stunden nach, sind aber dann wieder vorhanden. Sie fangen von der

linken Halsseite an und steigen längs dem Kiefer in Schläfe, Stirn und Hinterhaupt hinauf.

Wie Dir das Telegramm gesagt hat, haben wir in dem aufgefangenen Auswurfe, namentlich in einzelnen Stücken desselben, unzweifelhaftes Krebsgewebe gefunden: die für einen Krebs charakteristischen Perlen oder Zwiebeln, die aus konzentrisch geschichteten Lagen von Pflasterepithel bestehen, fanden sich in größter Menge. Die Präparate waren so überzeugend und so unwidersprechlich beweisend, daß ich Krause holte und sie ihm demonstrierte. Er erklärte sich für überzeugt oder richtiger überführt und suchte nur noch seine bis dahin abweichende Meinung zu rechtfertigen. Ich gönnte ihm das Vergnügen und konstatierte durch die Frage: „Sind Sie jetzt völlig überzeugt von der Richtigkeit der Gerhardtschen Diagnose?“ seine Zustimmung.

Der Tag sollte gestern nicht zu Ende gehen, ohne noch eine Freude mir zu bringen. Am Abend nach der gemeinsamen Abendvisite rief der Kronprinz Bramann wieder an sein Bett und überreichte ihm einen durch Kurier vom Kaiser gesandten Orden: das Komturkreuz des Hohenzollernordens, also gleich einen so hohen Orden um den Hals. Ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, sofort Mackenzie diese Nachricht mitzuteilen, der darüber blaß wie ein Leichentuch wurde. Dann führten die Gräfin Brühl, Exzellenz Radolinski und ich Bramann im Triumph ins Nebenhaus hinüber, wo Freiherr v. Lyncker und Major v. Kessel mit ihren Damen ihn mit einem donnernden Hurra begrüßten und sofort eine Bowle brauten, mit deren Inhalt ich den neuen Komtur hoch leben ließ.

Mackenzie wohnt im Hotel Viktoria in einem Zimmer neben der Erbprinzessin von Fürstenberg. Sie, die so ein Stück Souveränin von mir ist, eine geborene Prinzessin von Curland, nach deren Ahnherrn ich meinen Namen Ernst trage, ist meine Freundin und erzählt mir, daß bis zwölf Uhr nachts Mackenzie die Korrespondenten empfange und ihnen bald Englisch bald Deutsch diktiere. Es kämen mehr als zwanzig Reporter verschiedener Zeitungen zu ihm. Sie warteten schon auf der Straße und im Hofe auf ihn. Daher die im ganzen ja richtigen Nachrichten und die Gemeinheit, die Störungen im Schlaf und das Husten auf die unzweckmäßige Form der in meiner Klinik gebrauchten Kanülen zurückzuführen. In der gestrigen Abendkonsultation war von der Kanüle nicht die Rede mehr. Um alle zu beruhigen, führte ich gestern eine Gummikanüle, die enger, kürzer und schärfer, also im Mackenzieschen Sinne gebogen war, ein. Aber der hohe Patient war mit ihr, wie ich das vorausgesagt hatte, unzufrieden. Er konnte den Schleim nicht so bequem und leicht auswerfen, und das verursachte ihm Beschwerden, so daß er schon nach sechs Stunden um die frühere Kanüle bat. Nur um zu zeigen, daß ich nicht

eigensinnig wäre, sondern vollwiegend schwere Gründe für die Beibehaltung des Instruments hatte, habe ich die kleine Konzession gemacht. Die Erfahrung, die sie brachte, sollte nun doch ausreichen, alle zu überzeugen. Nichtsdestoweniger heißt es, das Reiben des Instruments ist doch nicht zu beseitigen, es würde wohl eine Luftröhrenentzündung machen usw. Ruhig stehen Bramann und ich in diesen täglichen Anfechtungen da. Wir arbeiten und lassen uns schmähen, weil wir wissen, daß allein durch eine weite Kanüle die hinab aus dem Kehlkopfe zu den Lungen fließenden Massen hinausgeworfen werden können. Wenn sie aber nicht hinausgehustet werden, sondern hinabrinnen, so wird die Entwicklung einer schweren und leicht tödlichen Lungenentzündung fast unvermeidlich.

Mein Wunsch geht jetzt nur dahin, daß die Lungenentzündung ausbleiben möge, damit der Operation eine relativ günstige Periode folge. Sagen muß ich es nur andrerseits, daß am Ende der Ausgang durch eine Lungenentzündung weniger qualvoll ist, als der durch Hereinwachsen in die Speiseröhre und allmähliches Verhungern! Gott wird's hoffentlich gnädiger wenden, als ich nach meinem ärztlichen Wissen zuweilen fürchtend erwarte!

17. Februar. Mit der Frau Kronprinzessin habe ich heute ein zweistündiges lebhaftes Gespräch, während ich ihr bei einer Malerei den Farbenkasten hielt, gehabt: über die Stellung der evangelischen Kirche in den russischen Ostseeprovinzen, über die Krankheit des ersten Napoleon, über die berühmtesten Chirurgen Englands und die Charaktereigenschaften der Franzosen. Die hohe Frau war außerordentlich liebenswürdig. Der Kronprinz bat mich heute, ihm eine Skizze meiner Rede über Langenbeck vorzutragen, und ich tat das mit voller Freude. Er hörte sehr aufmerksam zu und schrieb mir allerlei aus seinen Erinnerungen an den Verstorbenen auf.

18. Februar. Gestern abend hat Mackenzie zu mir geäußert, er müsse mich dringend bitten, mich um die Diagnose der Krankheit und die Behandlung des kranken Kehlkopfs nicht zu kümmern: das sei ausschließlich seine Sache. Sehr ruhig setzte ich dem gegenüber auseinander, daß es die Behandlung jeder Operationswunde, vollends die einer Tracheotomiewunde, vom Chirurgen erheische, sich um den ganzen Menschen zu kümmern: ich könne nicht bloß ein Stück Darm bei einem eingeklemmten Bruch behandeln, ohne mich um den ganzen Darmkanal bis zum Magen hinauf zu kümmern; ebensowenig kann ich ein Stück der Luftwege behandeln, ohne mich um den ganzen Atmungsapparat vom Kehlkopf bis zu den Lungen zu kümmern. Ich würde mich fern davon halten, mit ihm in eine Diskussion über die Diagnose der Krankheit und über ihre Behandlung zu treten, aber untersuchen würde ich dann, wenn ich es für nötig hielte, ganz bestimmt.

linken Halsseite an und steigen längs dem Kiefer in Schläfe, Stirn und Hinterhaupt hinauf.

Wie Dir das Telegramm gesagt hat, haben wir in dem aufgefangenen Auswurfe, namentlich in einzelnen Stücken desselben, unzweifelhaftes Krebsgewebe gefunden: die für einen Krebs charakteristischen Perlen oder Zwiebeln, die aus konzentrisch geschichteten Lagen von Pflasterepithel bestehen, fanden sich in größter Menge. Die Präparate waren so überzeugend und so unwidersprechlich beweisend, daß ich Krause holte und sie ihm demonstrierte. Er erklärte sich für überzeugt oder richtiger überführt und suchte nur noch seine bis dahin abweichende Meinung zu rechtfertigen. Ich gönnte ihm das Vergnügen und konstatierte durch die Frage: „Sind Sie jetzt völlig überzeugt von der Richtigkeit der Gerhardtschen Diagnose?" seine Zustimmung.

Der Tag sollte gestern nicht zu Ende gehen, ohne noch eine Freude mir zu bringen. Am Abend nach der gemeinsamen Abendvisite rief der Kronprinz Bramann wieder an sein Bett und überreichte ihm einen durch Kurier vom Kaiser gesandten Orden: das Komturkreuz des Hohenzollernordens, also gleich einen so hohen Orden um den Hals. Ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, sofort Mackenzie diese Nachricht mitzuteilen, der darüber blaß wie ein Leichentuch wurde. Dann führten die Gräfin Brühl, Exzellenz Radolinski und ich Bramann im Triumph ins Nebenhaus hinüber, wo Freiherr v. Lyncker und Major v. Kessel mit ihren Damen ihn mit einem donnernden Hurra begrüßten und sofort eine Bowle brauten, mit deren Inhalt ich den neuen Komtur hoch leben ließ.

Mackenzie wohnt im Hotel Viktoria in einem Zimmer neben der Erbprinzessin von Fürstenberg. Sie, die so ein Stück Souveränin von mir ist, eine geborene Prinzessin von Curland, nach deren Ahnherrn ich meinen Namen Ernst trage, ist meine Freundin und erzählt mir, daß bis zwölf Uhr nachts Mackenzie die Korrespondenten empfange und ihnen bald Englisch bald Deutsch diktiere. Es kämen mehr als zwanzig Reporter verschiedener Zeitungen zu ihm. Sie warteten schon auf der Straße und im Hofe auf ihn. Daher die im ganzen ja richtigen Nachrichten und die Gemeinheit, die Störungen im Schlaf und das Husten auf die unzweckmäßige Form der in meiner Klinik gebrauchten Kanülen zurückzuführen. In der gestrigen Abendkonsultation war von der Kanüle nicht die Rede mehr. Um alle zu beruhigen, führte ich gestern eine Gummikanüle, die enger, kürzer und schärfer, also im Mackenzieschen Sinne gebogen war, ein. Aber der hohe Patient war mit ihr, wie ich das vorausgesagt hatte, unzufrieden. Er konnte den Schleim nicht so bequem und leicht auswerfen, und das verursachte ihm Beschwerden, so daß er schon nach sechs Stunden um die frühere Kanüle bat. Nur um zu zeigen, daß ich nicht

eigensinnig wäre, sondern vollwiegend schwere Gründe für die Beibehaltung des Instruments hatte, habe ich die kleine Konzession gemacht. Die Erfahrung, die sie brachte, sollte nun doch ausreichen, alle zu überzeugen. Nichtsdestoweniger heißt es, das Reiben des Instruments ist doch nicht zu beseitigen, es würde wohl eine Luftröhrenentzündung machen usw. Ruhig stehen Bramann und ich in diesen täglichen Anfechtungen da. Wir arbeiten und lassen uns schmähen, weil wir wissen, daß allein durch eine weite Kanüle die hinab aus dem Kehlkopfe zu den Lungen fließenden Massen hinausgeworfen werden können. Wenn sie aber nicht hinausgehustet werden, sondern hinabrinnen, so wird die Entwicklung einer schweren und leicht tödlichen Lungenentzündung fast unvermeidlich.

Mein Wunsch geht jetzt nur dahin, daß die Lungenentzündung ausbleiben möge, damit der Operation eine relativ günstige Periode folge. Sagen muß ich es nur andrerseits, daß am Ende der Ausgang durch eine Lungenentzündung weniger qualvoll ist, als der durch Hereinwachsen in die Speiseröhre und allmähliches Verhungern! Gott wird's hoffentlich gnädiger wenden, als ich nach meinem ärztlichen Wissen zuweilen fürchtend erwarte!

17. Februar. Mit der Frau Kronprinzessin habe ich heute ein zweistündiges lebhaftes Gespräch, während ich ihr bei einer Malerei den Farbenkasten hielt, gehabt: über die Stellung der evangelischen Kirche in den russischen Ostseeprovinzen, über die Krankheit des ersten Napoleon, über die berühmtesten Chirurgen Englands und die Charaktereigenschaften der Franzosen. Die hohe Frau war außerordentlich liebenswürdig. Der Kronprinz bat mich heute, ihm eine Skizze meiner Rede über Langenbeck vorzutragen, und ich tat das mit voller Freude. Er hörte sehr aufmerksam zu und schrieb mir allerlei aus seinen Erinnerungen an den Verstorbenen auf.

18. Februar. Gestern abend hat Mackenzie zu mir geäußert, er müsse mich dringend bitten, mich um die Diagnose der Krankheit und die Behandlung des kranken Kehlkopfs nicht zu kümmern: das sei ausschließlich seine Sache. Sehr ruhig setzte ich dem gegenüber auseinander, daß es die Behandlung jeder Operationswunde, vollends die einer Tracheotomiewunde, vom Chirurgen erheische, sich um den ganzen Menschen zu kümmern: ich könne nicht bloß ein Stück Darm bei einem eingeklemmten Bruch behandeln, ohne mich um den ganzen Darmkanal bis zum Magen hinauf zu kümmern; ebensowenig kann ich ein Stück der Luftwege behandeln, ohne mich um den ganzen Atmungsapparat vom Kehlkopf bis zu den Lungen zu kümmern. Ich würde mich fern davon halten, mit ihm in eine Diskussion über die Diagnose der Krankheit und über ihre Behandlung zu treten, aber untersuchen würde ich dann, wenn ich es für nötig hielte, ganz bestimmt.

Ebenso stünde ich zu seiner Untersuchung: ich hätte sie nicht für nötig zum Nutzen des Kranken gehalten; indessen würde ich ihm niemals Schwierigkeiten bereiten, sooft er untersuchen wolle, nur verlangte ich, daß er seinen Wunsch vor den zweimal täglich zur Konsultation zusammentretenden Ärzten äußere, damit, wenn einer derselben, z. B. der Operateur, den ich im Augenblick durchaus für die Hauptperson ansehen müsse, die Untersuchung für schädlich hielte, er seine Gründe für seine Ansicht vortragen könne. Mehr als eine halbe Stunde dauerte diese von Mackenzie mit zitternder Stimme und leichenblassem Gesichte geführte Diskussion, ehe er mir zugab, daß er es künftig so halten wolle, wie ich vorgeschlagen, obgleich er darin eine Schmälerung seines Rechts sehe, aber, um nicht Streit zu haben, wolle er sich fügen. Wie lange er sich fügen wird? Ich weiß ja, daß ich, um es nicht zu Szenen kommen zu lassen, nachgeben muß, aber ich versuche wenigstens mein Möglichstes zu tun, um diesen entsetzlichen Kollegen in den Grenzen des ärztlichen Anstands zu halten, die er in wahrhaft zynischer Weise täglich in der Presse überschreitet.

Die Hoffnung, die ich anfangs hatte, daß nach der Tracheotomie eine relativ lange Periode der Besserung eintreten könne, schwindet mir von Tag zu Tage. Der Zustand des Zerfalls von Krebsmasse führt stets zu hektischen Prozessen.

19. Februar. Der Kronprinz schlief nicht besonders: alle halbe Stunde war er wach und warf viel braunes und himbeerfarbenes Zeug aus. Im übrigen wieder kein Fieber und mehr Appetit. Ich untersuche jetzt regelmäßig die Brust. Eine kleine Dämpfung ist unten rechts bestimmt nachzuweisen; Mackenzie, der das auch hörte, behauptete, die Leber stehe rechts drei Finger breit höher als links die untere Lungengrenze reiche. O heiliger Gerhardt, hilf! Ich bin nun entschlossen, morgen eine Konsultation vorzuschlagen und zwar direkt nach Verständigung mit den Ärzten der Frau Kronprinzessin. Bis jetzt habe ich gezögert, weil ich von einem hiesigen Arzte höre, Mackenzie hätte schon einen Kehlkopfspezialisten aus Brüssel kommen lassen und wolle den zur Konsultation vorschlagen. Ich telegraphierte also heute in aller Frühe unter Chiffre an Leuthold, Majestät möchte mich bevollmächtigen, daß, wenn eine Konsultation vorgeschlagen oder nötig würde, ich im Namen und auf Befehl Seiner Majestät verlangen dürfe, daß von den drei von mir vorgeschlagenen Ärzten, 1. Gerhardt, 2. Schrötter, 3. Kußmaul, einer genommen werden müsse. Vor einer halben Stunde traf von Majestät das Telegramm ein: „Handeln Sie bei Hinzuziehung von Ärzten, wie Sie vorgeschlagen haben. Im Namen beider Majestäten: Leuthold."

20. Februar. Gestern abend Konsultation. Es ging dem hohen Patienten nicht besser und nicht schlechter. Die Nachtwache hatte

Hovell. Es war die schlechteste Nacht, die der Kronprinz seit der Operation gehabt hat; alle halbe Stunde wurde er durch Hustenanfälle, die sehr quälend waren, geweckt, so daß der Schlaf ihn nicht erquickte. Nur von acht bis zehn morgens schlief er ziemlich ruhig. Die Konsultation konnte also erst um zehn stattfinden. Um zwölfeinhalb Uhr gemeinsame laryngoskopische Untersuchung. Obgleich Mackenzie behauptete, sie sei furchtbar schwer, fand ich sie leicht, denn gleich unter dem an seinen freien Rändern vollständig unveränderten Kehldeckel ist alles zugeschwollen. Die Schwellung sieht nicht besonders rot aus, ist aber starr, unbeweglich und endet zur Mitte mit gezackten, an einer Stelle links und an einer rechts geschwürig zerfallenen, gelb eingekerbten Rändern. Tiefer kann man nicht sehen. Es ist allerdings ein feiner schwarzer Spalt zwischen den beiderseitigen Anschwellungen, durch den die Luft streicht, wenn man die Kanüle zuhält, aber hinein in die Tiefe durch diesen — Spalt habe ich nicht sehen können, da eben seine Ränder sich nicht bewegen.

Nach der Untersuchung traten wir ins andre Zimmer. Ich fing an: „Meine Herren Kollegen, ich halte es für abgemacht, daß niemand von uns das Wort über die Diagnose der im Kehlkopf Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit von uns gesehenen krankhaften Störungen nimmt. Hierin besteht zwischen mir und meinem hochverehrten, berühmten Kollegen Sir Morell Mackenzie eine so große Meinungsverschiedenheit, daß nur dereinst das Messer des pathologischen Anatomen zwischen uns entscheiden wird. Allein ich wünschte, daß wir in bezug auf das, was jetzt zu tun ist, durchaus einheitlich handeln.“ Darauf nahm Morell Mackenzie das Wort: „Ich hoffe, daß die Investigation Herrn v. Bergmann überzeugt hat, daß kein Blut im Kehlkopf sitzt, und da, ich glaube, daß das Blut von der Kanüle kommt, muß ich Herrn v. Bergmann bitten, eine neue Kanüle einzuführen. Ich habe eine ganz neue, für diesen Fall besonders konstruierte in London machen lassen. Bei dieser Kanüle sind alle die Fehler weggelassen, die Herr v. Bergmann an meiner Kanüle gerügt hat. Ich bitte, nur probeweise auf wenige Stunden meine Kanüle einzuführen.“ Darauf hielt Krause eine lange Rede, in der er ungefähr sagte, daß er mehr Herrn v. Bergmann als Sir Morell in der Ursache der Blutbeimengung zu dem Auswurf beistimme, indessen dringend bitten müsse, die von Sir Morell Mackenzie empfohlene und außerordentlich zweckmäßig konstruierte Kanüle einzuführen. Ich antwortete also: „Bitte zeigen Sie mir Ihre neue Kanüle, die Ihrer Beschreibung nach ja meinen Wünschen entsprechen soll. Ist das der Fall, so finde ich keinen Anstand, Ihren Wunsch zu erfüllen.“ „Leider ist die Kanüle noch nicht da. Sie kann aber in jeder Stunde eintreffen.“ „Gut, dann wollen wir heute abend weiter zusehen.“ Damit war entschieden,

daß zunächst alles beim Alten blieb. Auch die Kronprinzessin kam mit der Bitte, doch die neue Kanüle, zu der sie das volle Vertrauen habe, zu versuchen.

Wenn ich irgend kann, werde ich mich nicht eigensinnig zeigen. Ist die neue Kanüle breit und groß genug, so will ich dem Kronprinzen die unnützen Schmerzen ihrer Einführung machen, zudem ihm nun auch gesagt ist, daß lediglich durch meine Kanüle der Husten bedingt sei. Damit ist denn auch meine weitere Aktion klar vorgezeichnet: Hilft, wie ich überzeugt bin, die neue Kanüle in vierundzwanzig Stunden nicht, oder stellt sich, was ich glaube, schon früher heraus, daß meiner Kanüle Form die zweckmäßigere ist, so schlage ich die neue Konsultation vor und setze sie auch durch, so daß auf jeden Fall innerhalb dieser Woche das entschieden ist, was nun weiter zu tun bleibt.

Ich will mit einer bestimmten Prognose nach Berlin zurückkommen, damit ich mich darüber aussprechen kann, wie lange noch das Leben des Mannes währen wird, der mit solcher Engelsgeduld und Selbstüberwindung leidet. Möchten doch alle Menschen, denen es schwer wird, mit ihren Leidenschaften und Schwächen fertig zu werden, an dieses Krankenbett treten können, um sich zu sagen: Lasset uns von dem Königssohne lernen, Schmerz und irdisch Hoffen zu überwinden und dabei von Herzensgüte und steter Freundlichkeit, von einer Seelenruhe, ja in gewissem Sinne trotz Schlaflosigkeit und qualvollem Husten von reiner, erquickender Heiterkeit zu bleiben.

22. Februar. Du mußt Dir ja nicht denken, daß hier ich weniger als in Berlin zu tun habe, wohl aber, daß mich bald eine Nacht- bald eine Tagwache trifft, und diese mich dann so mürbe, ich darf vielleicht sagen, geradezu krank machen und dadurch unfähiger, etwas zu tun, als in gesundem Zustande.

Laß Dich vor allen Dingen durch die Zeitungen nicht ärgern. Es ist ja alles nur mein Ruhm, den sie verkündigen. Ich stehe den Lügen der Presse und den absichtlichen scheußlichen Verleumdungen nicht so geduldig wie unser Heiland seinen Peinigern gegenüber, aber ich habe doch ganz das Gefühl des Pharisäers in der Bibel, ich sage: Herr, ich danke Dir, daß ich nicht so bin, wie dieser einer.

Seit gestern morgen liegt die Mackenziesche Kanüle, nachdem er eine neue hatte machen lassen, die fast genau so breit, lang und gekrümmt wie meine war. Hätte ich diese nicht angenommen, sondern zurückgewiesen, so würde man allen Husten usw. immer nur auf meine Kanüle bezogen haben. Nun können die, die sehen wollen, sich ja davon überzeugen, daß von der Kanüle nicht die so evidente übel riechende Krebsjauche stammt, die zur Kanüle hinausfließt. Ob man aber mit sehenden Augen sehen und mit hörenden Ohren hören will, bezweifelt schon der Evangelist! Jedenfalls ist, wie ich das voraussetzte,

denn sonst hätte ich sie nicht eingeführt, durch die Kanüle der Zustand nicht schlechter geworden. Vielleicht etwas mehr Blut im Sputum, doch das ist von dem geschwürigen Zerfall des Gewächses, nicht von der Kanüle abhängig und wird einen Tag geringer, den andern stärker sein. Das heutige Bulletin, das vierundzwanzig Stunden nach Einführung der neuen Kanüle abgefaßt worden ist, meldet ja unter Mackenzies Unterschrift, daß Husten und Auswurf sich gerade so wie gestern verhalten. Wir haben beschlossen, zunächst von allen Mitteln und Änderungen Abstand zu nehmen und so noch die nächsten zwei Tage zu warten. Da kein Fieber und ein leidlicher Appetit vorhanden, so sehe ich im Warten keine Gefahr. Der bessere Schlaf, den das Bulletin meldet, rührt von einer größern Portion Chloral mit Morphium her, die Mackenzie nach seiner Kanüle für notwendig hielt, und die ich gern nehmen ließ, da sie eben dem hohen Patienten, für den ich alles tun möchte, Erleichterung bringt.

So ist also die Diskussion der Frage, woher der bald rostbraune bald mehr himbeerfarbene Auswurf stammt, noch auf zweimal vierundzwanzig Stunden vertagt worden. So lange wird es also auch noch dauern, bis ich sehen kann, wohin die nächsten Absichten Mackenzies zielen.

Einen ganz reizenden Brief erhielt ich von der Prinzessin Wilhelm auch mitten in den gestrigen Trubel herein.

23. Februar. Heute morgen, da die Beschaffenheit des Auswurfs wieder eine recht schlechte war, konnte ich nicht länger zögern. Ich bat die Frau Kronprinzessin, mich allein zu sprechen. Sie ließ mich in den Garten rufen, und über eine Stunde dauerte unser Gespräch. Endlich fanden meine Worte Gehör. Gerhardt und Schrötter wurden abgelehnt, da nannte ich Kußmaul. Er wurde akzeptiert. Die Kronprinzessin trug mir auf, den Ärzten das Wort abzunehmen, mit keinem Reporter über diese Berufung zu sprechen, ehe Kußmaul da ist. Das habe ich getan — auch Mackenzie legte seine Rechte in die meinige.

Als ich zu Ende war und entlassen wurde, rief sie mich noch einmal: „Ich kann nicht dem zustimmen, was Sie gesagt haben; Sie hätten vieles nicht sagen sollen und dürfen, aber Sie meinen es ehrlich!" Und ich bekam ihre Hand zum Kusse.

24. Februar. Eine schwere Nachricht traf uns alle gestern in den Abendstunden: die Todesnachricht vom Prinzen Ludwig von Baden. Schon auf der Herreise hatten in Luzern der Großherzog und seine Gemahlin die Nachricht von der Erkrankung bekommen. Der Prinz war erst seit kurzem in Freiburg, um dort zu studieren. Professor Bäumler telegraphierte beruhigend. Es sei eine Lungenentzündung bloß einer Seite, von der er meine, daß sie bei der guten Konstitution des jungen Prinzen günstig verlaufen würde. Infolgedessen setzten

die Herrschaften ihre Reise fort, hielten sich hier nur während eines Tages auf und fuhren zum Erbgroßherzog nach Cannes. Auch dort blieben sie nur einen Tag und kehrten zurück, weil, wie die Großherzogin sagte, es ihnen keine Ruhe so weit vom kranken Sohne ließ. Ich habe dann noch Montag abend mit ihnen, während sie allein soupierten, zusammen gesessen bis nach elf Uhr. Sie waren so herzlich wie immer und so tief von des Kronprinzen Leiden erfüllt, daß die eigne Angst um das geliebte Kind zurücktrat. Während wir zusammen waren, traf noch ein Telegramm von Tenner (dem Leibarzt des Großherzogs) ein, in dem er meldete, daß das Fieber allerdings sehr hoch sei, 40,7, allein im untern zuerst ergriffenen Lungenlappen bereits die Lösung beginne, und die andre Seite gesund sei. Unter solchen Umständen pflegt es bei jungen Leuten in der Regel glücklich zu gehen. Ich konnte daher auch nur Trost und Mut den Herrschaften zusprechen. Wahrscheinlich hat plötzlich sich der Prozeß auch auf der andern Seite gezeigt, so daß gestern früh um sechs Uhr schon der Tod erfolgt ist, offenbar noch ehe die Eltern in Freiburg eingetroffen waren. Was ist das für ein schweres Schicksal, das unsre so warm liebende und treue Großherzogin trifft!

Noch am Abend ließ mich die Kronprinzessin hinüberrufen und bat mich, dem Kronprinzen die Nachricht beizubringen. Wir einigten uns aber dahin, daß sie zunächst sagen solle, da er sich immer nach den Telegrammen aus Freiburg erkundigt, daß es schlechter geworden sei, und erst heute morgen soll ich ihm die traurige Nachricht mitteilen. Er hat den jungen Prinzen, der des Prinzen Heinrich liebster Freund ist, sehr gern gehabt. Wahrhaftig, die Großherzogin hat ein schweres Schicksal, sie, die andern so unendlich viel Gutes getan hat! Wie hat sie wieder liebenswürdig Deiner gedacht und in ihren Erinnerungen die ganze Zeit vorüberziehen lassen, seit sie mich zuerst in Mannheim traf, bis zu dem Augenblicke am Krankenbette des einzigen und so teuern Bruders!

Jetzt ist es früh morgens. Der gestrige Tag war sonnig, aber immer noch Nordostwind. Abends ging ich ans Meer. Der Mond spiegelte sich in den langen Linien der Wellen und schien ihre Spitzen und Höhen zu versilbern. Dann aber zerteilte sich der Silberstreif in tausende von glitzernden Scheiben und Punkten, wie wenn ein Heer von Johanniswürmchen auf dem Meere tanzte, und verschwand endlich in der weiß aufschäumenden Brandung zu meinen Füßen. Dasselbe Bild die ganze weite Küste entlang in immerwährender Neugestaltung und Wiederholung: ein Schauspiel, das ich noch nie so schön gesehen hatte. So wurde es Mitternacht, bis ich ins Bett kam, und jetzt erwarte ich, daß aus ebendem Meer sich die Sonne hebt; ich brauche dazu nur aus meinem Fenster zu sehen, wo schon alles

hell und rot leuchtend geworden ist, ehe der erste Strahl über die rollenden und rauchenden Wogen dahinzuckt.

Doch ich kehre wieder zu meinem Kranken zurück, sind doch diese Briefe an Dich auch meine authentischen Aufzeichnungen, denn zu viel andern komme ich notorisch nicht; Du kannst das aus dem nachstehenden Verzeichnis meiner gestrigen Tageseinteilung entnehmen. Also von achteinhalb bis zehn Uhr morgens Unterredung mit der Frau Kronprinzessin im Garten der Villa Zirio unter den wundervollen Dattelpalmen desselben. Dadurch war sehr zu Mackenzies Leidwesen die Konsultation bis zehn Uhr verschoben worden; alle seine zehn Korrespondenten warteten wie ungeduldige, scharrende Pferde und wurden dadurch auffallend. Ich konnte nicht umhin, diese Schar der Frau Kronprinzessin zu zeigen. Sie meinte, das sei unvermeidlich; der große englische Arzt bediene sie sehr weise und vernünftig, aber sie müsse mir zugeben, daß es ihr mehr gefalle, wenn man „wie Sie und Gerhardt" nichts mit der Presse zu tun hat. Darauf die Konsultation von zehn bis elf Uhr mit Abfassung der Telegramme. Nun das Telegramm an Kußmaul. Von zwölf bis zwölfeinhalb Audienz bei dem Prinzen von Wales, dem ich etwas bange machen mußte, weil er die Kronprinzessin in deren rosiger Auffassung der Situation bestärkt. „Mein Schwager ist ja ganz munter, ich glaube, die Berliner sehen zu schwarz." Nur scheint zwischen den beiden Geschwistern von England ein großer Unterschied. Was unsre Kronprinzessin zu viel an Eigenwillen hat, hat ihr Bruder zu wenig. Er ließ sich von mir recht schnell umstimmen. Darauf ein langes chiffriertes Telegramm an Leuthold. Um ein Uhr Lunch. Um halbzwei Uhr wieder zur Kronprinzessin, die mich allerlei zu fragen hatte. Von zwei bis sieben Uhr Dienstwache im Krankenzimmer. Darauf in Hurtigkeit Briefe. Nun die Todesnachricht aus Baden und Audienzen bei der Erbprinzessin, der Kronprinzessin, bei Prinz Heinrich, endlich mit Radolinski lange Auseinandersetzung über eine Menge eingegangener Briefe: um zehn Uhr abends das Mittagsbrot, eine halbe Flasche Rotwein und der Gang in die Ruhe am Meer.

Jetzt ist die Sonne durch. Ich bade mich in ihren Strahlen und erhole mich wieder an der Ewigkeit des Meeres.

Um in der Krankengeschichte fortzufahren, so war gestern ein guter Tag. Der Kronprinz trat sogar auf den Balkon in vollem Anzuge. Da aber sofort die unten vorbeiziehende Chaussee sich mit Menschen füllte, kehrte er ins Zimmer zurück. Der Husten kam weniger anfallsreich als häufig. Aber immer hat das Ausgeworfene die Himbeerfarbe und die Beimengung fein zwischen den Luftblasen des Schleims sich verteilenden Bluts. Es war mehr sogar ausgeworfen worden, und blutiger der Auswurf gefärbt als in den frühern Tagen. Wir untersuchen

ihn fort und fort unter dem Mikroskope. Gestern war wieder eine Menge Krebskugeln drin und Zellen, die so dunkel pigmentiert waren, wie die während meiner Krankheit ausgeworfenen. Die stammen sicherlich aus der Lunge. Die dummen Menschen, die glauben können, ich würde nicht sofort den Auswurf untersuchen! Unglaublich ist es nur, daß Krause kein Mikroskop mit hat, und daß er bis heute, wo ich ihn auf die schwere Verantwortung aufmerksam machte, keinen Anlauf zu eigner Untersuchung gemacht hat.

24. Februar, sechs Uhr abends. Also heute morgen erlebte ich einen großen Triumph. In der Nacht war wieder sehr viel blutiger Schleim ausgeworfen worden. Hovell, der die Wache hatte, hatte gegen unsre Abmachung die kleine Mackenziesche Kanüle eingeführt, dann wieder herausgenommen und wieder eine neue eingeführt, bis der Kronprinz gebeten, ihn nicht weiter zu quälen. Da, heute, in der Visite trat Mackenzie auf mich zu mit folgenden Worten: „Ich habe mich überzeugt, daß Ihre Kanüle besser ist als meine, und bitte Sie, die Ihrige wieder einzuführen.“ Ich antwortete ganz freundlich: „Probieren geht über Studieren; ich werde Ihren Wunsch erfüllen.“ Er dankte mir für meine Liebenswürdigkeit und war dann Zeuge, wie nach Wechsel der Kanüle der Kronprinz aufschrieb: „Diese Kanüle ist viel besser, bitte lassen Sie das Wechseln und entscheiden Sie, daß ich diese behalte.“ Dabei reichte er mir die Hand. Ich habe meinen Triumph ohne einen schnöden Blick, als ob er ganz selbstverständlich wäre, wie er es ja auch ist, hingenommen. Dann beschlossen wir, Kußmauls Ankunft abzuwarten. Außerdem habe ich das seltene Glück gehabt, daß heute ein guter Tag gewesen ist, und faktisch nach Einführung meiner Kanüle viel weniger Husten und Blutfärbung des Auswurfs folgten. Beim Hinaustreten aus dem Hotel stand die Kronprinzessin vor mir und redete mich an: „Der Kronprinz schläft und hustet unter Ihrer Kanüle weniger als gestern.“ Dann ging sie weiter; ich sagte aber nichts als: „Das ist eine gute Nachricht.“

25. Februar. Von Kußmaul erhielt ich eben ein Telegramm, daß er um halbsieben hier eintrifft. Ich eile also zum Bahnhofe hinaus. Der Tag vergeht wie alle Tage: den Vormittag Dienst, d. h. Wache beim Kronprinzen bis zwei Uhr, dann Besuche bei der Gräfin Brühl und Empfang des Besuches vom Fürsten von Hohenzollern, Briefe an die Großherzoglichen (Badischen) Herrschaften.

Der Auswurf bei dem hohen Patienten bleibt derselbe. Doch ist ihm, wie er sagt, der Hals, seit er wieder meine Kanüle hat, viel freier und ungenierter. Auch hat er die letzte Nacht gut geschlafen. Nur die Eßlust ist mangelhaft, und die Mattigkeit sehr groß.

Die englische Flotte hat heute den ganzen Tag vor unsern Blicken manövriert. Die Kronprinzessin mit allen Gliedern der hohen Familie

war zu Bord auf dem Admiralitätsschiff, und ich mit dem Kronprinzen ganz allein. Leider hat die Todesnachricht vom Prinzen Ludwig ihn sehr betrübt gemacht, so daß er oft in Tränen ausbrach.

Alle Tage schreibt der hohe Kranke an seinem Tagebuch, das er unter sorgfältigem Verschlusse hält.

28. Februar. Die Lungen hielt Kußmaul noch für frei, erklärte aber der Frau Kronprinzessin, daß der allgemeine Zustand des Kronprinzen jetzt viel mehr Objekt einer ärztlichen Tätigkeit sein müsse als das hoffnungslose Kehlleiden. Letzteres habe sehr schwere Rückwirkungen auf den Gesamtorganismus gehabt, und diese zu bekämpfen resp. zu mildern sei die Aufgabe der ärztlichen Kunst. Das für mich wichtigste Resultat der Unterredung war, daß die Frau Kronprinzessin Sonntag uns beiden, Kußmaul und mir, erklärte: „Wenn Sie recht haben, und in vierzehn Tagen der Kronprinz sich nicht erholt hat, so will ich selbst darum bitten, nach Deutschland zurückkehren zu können.“ Darauf versprachen wir, in vierzehn Tagen wiederzukommen. Mir schien es, als ob Kußmauls ruhiges und doch so bestimmtes und dabei durch seine Erscheinung ehrwürdiges Benehmen Eindruck auf die Kronprinzessin machte. Am Abend darauf sagte sie aber zu einer vornehmen Dame: „Ich glaube an Professor Kußmauls Meinung gar nicht, es ist ein altersschwacher Mann aus einer ganz veralteten Schule.“

In dem ernsten Gespräch mit der hohen Frau am 23. hatte ich gesagt, daß ich nicht mehr als höchstens ein halbes Jahr Leben dem Kronprinzen geben könne, und daß ich deswegen die Beurteilung seines Gesamtleidens durch einen erfahrenen, allgemeine Krankheiten behandelnden Arzt, nicht durch Spezialisten wünsche, und weiter: Das Kehlkopfleiden ist einer weitern örtlichen Behandlung kaum mehr zugänglich, die Tracheotomiewunde ist geheilt, jetzt ist das Urteil des innern Klinikers maßgebend.

Am andern Tage, 24., läßt mich die Frau Kronprinzessin rufen und sagt: „Sie meinten gestern, die Wunde sei geheilt, ist also an ihr nichts zu machen.“ „Glücklich ist die Wunde so schnell vernarbt, sie bedarf in der Tat keiner weitern Nachhilfe.“ „Da das der Fall ist, so werden Sie wohl bald reisen und Bramann mitnehmen.“ Nun mußte ich ihr auseinandersetzen, daß leicht um die Kanüle herum sich Störungen, die chirurgische Hilfe brauchten, entwickeln könnten, und daß die beiden englischen Ärzte erklärt hätten, sie verstünden nur mit ihrer Kanüle umzugehen, nicht mit meiner. Ich müßte also durchaus bitten, daß Kaiserliche Hoheit Bramann zum Bleiben aufforderten. Nach langem Gespräche gab sie zu, diese Nötigung einzusehen.

Am 25. abends, nachdem ich gemeldet, daß Kußmaul eingetroffen, hieß es: Mackenzie wünsche, daß Kußmaul nur die Lungen untersuchte

und nicht den Kehlkopf; er wolle diesen Teil keinem anvertrauen usw. Lange Verhandlungen, bis Mackenzie nachgab, und Kußmaul untersuchte, um erstaunt zu fragen: „Kann man da noch zweifeln?"

Ein Teil dieser Verhandlungen ist schriftlich geführt worden. Ich bewahre den Brief der Kronprinzessin als ein wichtiges Aktenstück: „Die chirurgische Behandlung der Wunde ist längst beendigt; ich habe schon seit acht Tagen Mackenzie gebeten, seine Kehlkopfbehandlung streng durchzuführen, damit er Zeit hat, sich zu überzeugen, daß sie nichts hilft."

Montag früh (27. Februar) sagte mir die Kronprinzessin: „Mackenzie will mit seinen Mitteln gegen die Perichondritis nicht anfangen, solange Sie dabeistehen. Er nimmt es sehr übel, daß ein Arzt, den er für Kehlkopfkrankheiten als einen Spezialisten nicht anerkennt, dabei sein soll wie eine Art Kontrolleur. Er hat mir gesagt, daß, solange Sie da sind, er nicht gut beginnen könne." „Gut, Kaiserliche Hoheit, ich werde nicht dabei sein." „Ja, das genügt nicht, Sie haben ja alles erreicht, was Sie wollten: Kußmaul ist gekommen, nach vierzehn Tagen sollen Sie wiederkommen, jetzt nehmen Sie mir doch nicht durch Ihr Bleiben die Hoffnung, daß Mackenzie doch noch meinen Mann kuriert; ich fürchte, er geht fort oder kommt gar nicht zur Konsultation, wenn Sie bleiben." „Zu Befehl, ich werde in Berlin um meine Abberufung bitten."

Am Abend desselben Tages um zehn Uhr erhielt Bergmann aus Berlin die telegraphische Weisung, dem Prinzen Wilhelm, der sich zur Bestattung des Prinzen Ludwig nach Karlsruhe begeben hatte und von dort aus nach San Remo kommen wollte, bis Karlsruhe entgegenzufahren. Er ließ es der Kronprinzessin melden, die ihn zu acht Uhr zum Abschied bestellte. Um sieben empfing ihn der Kronprinz, der um diese Zeit eine Tasse Tee trank: er entließ ihn auf das Gnädigste und schenkte ihm seine in Richmond aufgenommene Photographie, die ihn im Lehnstuhl sitzend und schreibend darstellt; darunter schrieb er mit fester Hand: „Dem G. M. R. Professor von Bergmann in dankbarer Erinnerung Friedrich Wilhelm K. m. p. San Remo Febr. 1888." „Immer und immer", berichtet Bergmann, „gab er mir die Hand und sah mich so rührend wehmütig an: ein für mich ernster Abschied." Auch die Kronprinzessin empfing ihn huldvoll. „Kommen Sie in vierzehn Tagen wieder! Ist es in zwei, drei Wochen mit meinem Manne nicht besser, so werde ich selbst Sie bitten, uns nach Wiesbaden zu bringen."

Alles war zur Abfahrt gerüstet, und Bergmann im Begriff, sich ins Coupé zu schwingen, als ihm ein Telegramm übergeben wurde, worin ihm Leuthold den Befehl des Kaisers meldete: bis zur Ankunft

des Prinzen Wilhelm in San Remo zu bleiben. Also wieder zurück! Er war in eine peinliche Lage gebracht, und er empfand sie tief. Die Kronprinzessin ließ ihm durch Graf Seckendorff ihr Bedauern ausdrücken, daß er gegen seinen Willen zurückgehalten würde, und schrieb ihm noch einen liebenswürdigen Brief, worin sie ihn bat, aus Berlin einen zuverlässigen Krankenwärter zu schaffen, da sie einsehe, daß die Ärzte die Nachtwache nicht mehr ausschließlich übernehmen könnten.

So saß er denn inkognito in San Remo, müde und mürbe von den Aufregungen und Kämpfen, deren jeder Tag neue gebracht hatte und noch bringen sollte. Daß er nicht abgereist war, nahm man ihm freilich übel: selbst der Kronprinz äußerte, das Recht, sich von diesem oder jenem Arzt behandeln zu lassen, stünde jedem Offizier frei. Bergmann hielt sich aber nicht mehr für den behandelnden, sondern nur noch für den beobachtenden, in die Kehlkopftherapie durchaus nicht eingreifenden Arzt.

Inzwischen hatte Mackenzie, kaum daß sich Bergmann zurückgezogen, die Kanüle, von deren Güte er sich, wie es schien, überzeugt hatte, durch eine andre ersetzt, die eine so ungünstige Form aufwies, daß jeder Hustenstoß sie aus der Luftröhre schleudern und den plötzlichen Tod zur Folge haben konnte. Solange die Kanülenfrage nicht erledigt war, durfte, das war der Sinn des kaiserlichen Befehls, der Bergmann zum Bleiben zwang, auf die Gegenwart des Chirurgen nicht verzichtet werden. Der Kaiser, äußerte er zum Kronprinzen, hätte es so angesehen, als ob er seinen Posten verlassen, ehe der chirurgische Teil der Kur absolviert war. An die Kronprinzessin wandte er sich in einem langen Schreiben, worin er bedauerte, daß gegen seine Annahme doch noch keine Einigung über die Kanüle erzielt sei. Sollte Sir Morell auf die Abänderungen, die er Schrader angegeben habe, eingehen, so bäte er, in den ersten Stunden nach Einführung neben Sir Morell und Dr. Hovell auch noch Bramann am Krankenbette sitzen zu lassen, um die Katastrophe, die leicht eintreten könnte, zu verhindern. „Für die Operation trägt Bramann, und mit ihm ich die Verantwortung. Die Kanüle ist ein Teil der operativen Verrichtungen. Eine Änderung an derselben kann mithin bloß unter unsrer Zustimmung geschehen. Hätte Sir Morell sich zeitiger nach derselben umgesehen, so wäre Eurer Kaiserlichen Hoheit eine unnütze Beunruhigung erspart worden. In jedweder Kehlkopftherapie werde ich nach wie vor dafür sorgen, Sir Morell freie Hand zu lassen.“ Die Kronprinzessin dankte ihm in einem langen Schreiben, worin es heißt: „Sir Morell gibt ohne weiteres zu, daß an der neuen Kanüle gewisse Nachteile bestehen, meint aber, daß die immer fortdauernde, wenn auch nicht heftige Blutung eine so ernste Sache ist, daß man, um diese zum Aufhören zu bringen, lieber die Nachteile der Kanüle mit in den

Kauf nehmen sollte, wenn sie in dieser Beziehung (blutstillend) nach ein paar Tagen wirkt.“ An dem endlichen Erfolge zweifle er nicht.

So waren denn Bergmanns Bemühungen wiederum vergeblich gewesen. Der Kaiser hatte aber auch gewünscht, daß er ein bindendes Versprechen Mackenzies über die baldige Rückkehr des Kronprinzen nach Berlin durchzusetzen suche. Um diesen Wunsch zu erfüllen, sah Bergmann nur e i n Mittel: Mackenzie mußte von der Richtigkeit der Krebsdiagnose, die er noch immer heftig bestritt, überzeugt werden. Bergmann nahm an, daß er dann seinen Widerstand gegen die Heimreise, wenn auch nicht nach Berlin, so doch nach Baden-Baden oder Wiesbaden, aufgeben würde. Er bat daher um Absendung Waldeyers nach San Remo. Er hoffte und glaubte, daß die Bestätigung seiner Funde im Auswurf durch eine von Mackenzie selbst als Autorität bezeichnete Persönlichkeit endlich seinen Glauben erschüttern würde. Es trat aber das Gegenteil ein. „Waldeyer“, schreibt Bergmann am 5. März, „hat Mackenzie so deutlich als möglich, Deutsch sowohl wie Englisch, das er gut spricht, gesagt: ‚Es ist kein Zweifel möglich am Krebs, sicherere Beweise als die anatomischen gibt es nicht, und diese sind alle vorhanden‘. Mackenzie sagte: ‚Gut, ich sehe es ein, daß es sich um Krebs handelt‘. Sofort ist er zur Kronprinzessin aber gegangen und hat ihr gesagt, er glaube jetzt auch, daß es der Krebs sei, wie er ja immer gesagt habe, daß es der Krebs sein könne. Da es nun feststehe, daß es der Krebs sei, so wolle er mit aller Energie seine gegen diese Krankheit gebrauchten Mittel in Anwendung ziehen; dazu brauche er andre Kanülen; vor allen Dingen keine Störung durch Ärzte, die über die Behandlung des Krebses ganz andre und ungünstigere Ansichten als er hätten. Unter solchen Umständen erklärte ich Mackenzie, er möge tun, was er wolle: ich müsse jede Verantwortung für seine Handlungen ablehnen, würde mich vielmehr damit begnügen, stummer Zuschauer derselben zu bleiben. Dasselbe habe ich Leuthold und dem Grafen Stolberg in einem offiziell gehaltenen, von Bramann und mir unterzeichneten Schriftstück mitgeteilt. So bin ich denn, nachdem mein letzter Kanonenschuß, die Waldeyersche anatomische Diagnose, wirkungslos verhallt ist, so unnütz geworden, daß die Heimatsehnsucht kaum mehr zu bezwingen ist. Mit Prinz Wilhelm habe ich verabredet, noch einmal Mackenzie das Versprechen abzunehmen, bei eintretenden schweren Symptomen, z. B. Schlingbeschwerden, oder bei deutlicher werdendem Kräfteverfall den Kronprinzen nach Deutschland zu schicken. Das Versprechen wird er zweifellos geben, aber auch zweifellos nicht halten. Zweitens soll Bramann auf Befehl des Kaisers den Visiten und Untersuchungen anwohnen und täglich in Gemeinschaft mit Schrader an Leuthold eine chiffrierte Depesche schicken. Sowie in dieser etwas von Gefahr zu lesen ist, sollen Kußmaul und ich hierher

kommen und dem Kronprinzen sagen: Es ist Lebensgefahr da, wir bitten Kaiserliche Hoheit, ins Vaterland zurückzukehren. Mehr, glaube ich, läßt sich jetzt nicht tun. Man ist dem Kranken und seinen klar ausgesprochenen Wünschen die Rücksicht schuldig, ihn denjenigen Ärzten zu überlassen, denen er sich anvertrauen will. Äußerlich stehe ich nach wie vor mit der Kronprinzessin gut. Sie hat mich wieder zum Souper eingeladen. So oft ist kein andrer, selbst Mackenzie nicht, eingeladen worden. Ich werde ihr nach dem Diner wieder den Ernst der Situation vorhalten. Wollen sehen, ob ich noch einmal einige Augenblicke der Einwirkung erobere. Doch, ich muß mich rüsten — also in der Nacht weiter!"

Jene Annahme traf nicht zu: das Vertrauen hatte einzig und allein Mackenzie. Als sich aber Bergmann am Abend des 7. März vom Kronprinzen verabschiedete, entließ er ihn mit gewohnter Huld und überreichte ihm einen Zettel, worauf er geschrieben hatte: „Nochmals meinen herzlichen Dank, daß Sie herkamen und so getreulich aushielten. Ich bitte, mich meinen Eltern zu Füßen zu legen."

Als er am Morgen des 9. März in Berlin eintraf, wehten ihm Trauerfahnen entgegen. Das schon seit mehrern Tagen befürchtete Ereignis war eingetreten: Kaiser Wilhelm nach kurzer Krankheit verschieden.

Am 10. März trat Kaiser Friedrich die Fahrt nach Berlin an, der an Tragik die Geschichte keine andre an die Seite stellen kann. Am späten Abend des folgenden Tages traf er bei Frost und Schneegestöber in Charlottenburg ein. Tausende hatten sich eingefunden, ihn zu begrüßen, aber gesehen hat ihn in der Menge kaum einer: er saß zurückgelehnt in dem geschlossenen Wagen. Nur hin und wieder schien es, als wenn eine Hand sich zum Gruße hob.

An demselben Vormittage hatte Bergmann die erste denkwürdige Unterredung mit Bismarck, bevor er und die andern Mitglieder des Staatsministeriums dem Kaiser bis Leipzig entgegenfuhren. Der Minister v. Goßler begleitete ihn zum Fürsten, nahm aber an der Unterredung nicht teil. Bismarck fragte ihn, ob der Kaiser sprechen könne, was Bergmann verneinte. An seinen ausführlichen Bericht über die Krankheit des Kaisers knüpfte Bismarck die zweite Frage, wie lange der Kaiser zu leben hätte. Bergmann erwiderte, er würde den Sommer nicht überleben. Goßler warf ihm vor, daß er unvorsichtig gewesen sei, einen Termin nicht habe nennen dürfen: Bergmann konnte auf seine Erfahrung bauen. Ein gewisses Unbehagen befiel ihn aber doch, als er, am Abend über den Pariser Platz fahrend, Extrablätter ausrufen hörte: der Kaiser habe in Leipzig vernehmlich gesprochen. Der nächste Morgen brachte die Aufklärung: es war wieder einmal eine unwahre Nachricht gewesen.

Eine kaiserliche Verfügung übertrug Mackenzie die ausschließliche verantwortliche Leitung der Behandlung des Kaisers, die ja tatsächlich schon in seinen Händen lag, aber zur Untersuchung und Beteiligung an der Behandlung wurde Bergmann eingeladen:

Nun schon wieder
Den eratmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!
(Goethe, An Schwager Kronos.)

Am 18. und 25. März bemerkte er nur wenig Veränderungen, am 29. aber wurde ein nekrotisches Knorpelstück ausgehustet, was Mackenzie, wie Bergmann in seinen Aufzeichnungen berichtet, dem Kaiser als außerordentlich günstiges Symptom bezeichnete, daß nun die von ihm früher angenommene Krankheit (Perichondritis) vorliege. Ähnlich sprachen sich die von Mackenzie versorgten Blätter aus: die Grundkrankheit sei, wie das Ereignis vom 29. März beweise, nun doch heilbar. „Der Kaiser", fügt Bergmann hinzu, „schrieb auf einem Spaziergang mit dem General Winterfeldt diesem auf: ‚Seit Donnerstag ist eine Krisis eingetreten, die meine Ärzte wieder das Beste hoffen lassen'! Also noch einmal die Rückkehr zu der so oft ‚mit voller Überzeugung' aufgegebenen Diagnose!" Noch am 8. April bestritt Mackenzie, daß Krebs vorliege. Bergmanns Rat, eine andre und zwar eine gebogene Doppelkanüle zu verwenden, die tief in die Trachea reiche, lehnte er ab. Am 12. April um drei Uhr nachmittags überbrachte Bergmann ein Königlicher Depeschenreiter einen Brief Mackenzies, worin er mitteilte, daß es Schwierigkeiten mit der Kanüle gäbe, und er ihn bäte, so schnell als möglich zum Kaiser zu kommen. Er und Bramann fanden ihn im Ersticken. In wenigen Minuten aber war die Gefahr durch Einführung einer mitgebrachten Kanüle beseitigt, und der Kaiser vor dem Tode bewahrt. Als einige Berliner Blätter über die Vorgänge vom 12. April berichteten und das Verdienst, den Kaiser von der hochgradigen Atemnot befreit zu haben, Bergmann zuschoben, ließen Mackenzie und Hovell ihnen Erklärungen zugehen, die nicht nur in einem für Bergmann beleidigenden Tone gehalten waren, sondern seine Mitwirkung an der Behandlung des Kaisers überhaupt in der gehässigsten Weise darstellten. In demselben Sinne hatten sich einige englische Zeitschriften ausgesprochen, die ausdrücklich die beiden englischen Ärzte als ihre Quelle nannten. In diesen unerhörten Ausfällen Mackenzies auf ihn sah Bergmann eine unehrliche Handlung, die ihn veranlaßte, Mackenzie einen Brief zu übergeben, worin er ihm mitteilte, daß seine Erklärungen in den Zeitungen ihn die Forderung aussprechen ließen, nur so weit mit ihm zu reden und zu verkehren,

als es die ärztliche Behandlung verlange. Weil aber die Angriffe des Kollegen von dem Charlottenburger Schlosse, dem Vorzimmer des Kaisers ausgegangen waren, richtete Bergmann an die Kaiserin die Bitte, ihn aus der Zahl der regelmäßig am Krankenbette Seiner Majestät behandelnden Ärzte zu entlassen. Er habe bisher für ausgeschlossen gehalten, daß einer von denjenigen Ärzten, die der hohen Ehre teilhaftig geworden sind, den Gesundheitszustand Seiner Majestät zu überwachen, Vorkommnisse im Krankenzimmer mit seiner vollen Namensunterschrift der Öffentlichkeit übergibt und damit die unbegründetsten und widersinnigsten Angriffe gegen den mitbehandelnden Arzt verbindet, wie das jüngst durch Sir Morell geschehen ist. „Eure Majestät haben so oft in San Remo mir gegenüber die hohe Gnade gehabt, hervorzuheben, wie Hochdieselben mein Schweigen in der Presse billigten. Sowenig aus demselben ich seither herausgetreten bin, möchte ich es auch den letzten Behauptungen Sir Morells gegenüber tun, finde aber dazu kein andres Mittel, als Eurer Majestät anheimzustellen, ob nicht mein Fernbleiben von den Konsultationen diesen Zweck am besten fördern würde." Am 30. April trat Bardeleben an seine Stelle.

Gerade in jenen Apriltagen gingen die Wogen der Begeisterung der englischen Zeitungen für ihren Helden hoch. Als Mackenzie an Diners bei Helmholtz und Bamberger, die ihn aus Rücksicht auf die Kaiserin Friedrich eingeladen hatten, teilgenommen, galt dies den englischen Blättern als ein Beweis, daß die Stimmung in Deutschland zu seinen Gunsten umgeschlagen, und die ganze Opposition nur dem Neide, der Mißgunst und andern unlautern Eigenschaften entsprungen sei. Alle wirklichen oder vermeintlichen Gegner des Gefeierten aber wurden verketzert. „Wir leben in einer Zeit, wo von Recht und Gewissen nicht die Rede ist, sondern bloß von der Partei", schrieb Bergmann damals. „Für Parteizwecke gilt alles für erlaubt: Lüge, Verleumdung und Entstellung selbst der klarsten Tatsachen." Was ihn über den unsäglichen Schmutz, womit selbst deutsche Zeitungen ihn bewarfen, wo er doch nur standhaft und unbestechlich bei seiner ärztlichen Überzeugung verharrte, hinwegbrachte, war nicht nur sein gutes Gewissen: es waren unzählige oft rührend unbeholfene Kundgebungen der Sympathie, die ihm aus allen Volksschichten zugingen. Voll Dankes aber empfand er, daß der Kronprinz Wilhelm sich in dem festen Vertrauen zu ihm, das er ihm von Beginn an bewiesen hatte, nie auch nur einen Augenblick erschüttern ließ, und ebensowenig die andern nahen Angehörigen des kranken Kaisers, in erster Reihe das Erbprinzlich Meiningensche Paar, der Großherzog und die Großherzogin von Baden und der Großherzog von Sachsen. Die Großherzogin Luise äußerte nach einem uns vorliegenden Briefe zu ihrer Umgebung:

„Bergmann steht ganz fest in meiner Zuversicht — ich wollte, ein andrer hätte den Ausspruch (über die Natur des Leidens) getan, dann würde ich vielleicht noch hoffen können. Bergmann kenne ich, und er steht hoch erhaben über allen Zweifel."

Am 7. Juni vormittags hatte Bergmann wiederum eine Unterredung mit Bismarck, zu der ihn in dessen Auftrage Rottenburg beschieden hatte. Er berichtet darüber seiner Frau, die verreist war, folgendes: „Ich hatte ein einstündiges Gespräch mit diesem wunderbaren Manne. In demselben setzte er mir auseinander, wie viel er für Gewissens- und Überzeugungssache halte, seinem Kaiser nachzugeben, und wie viel er bei Betrachtung des schwer leidenden Mannes selbst mitfühle. Er habe nach beiden Richtungen sich feste Grenzen gezogen. Im Nachgeben wolle er bis an das Äußerste gehen, denn er sehe in dem Kaiser seinen von Gott ihm gegebenen Herrn, dessen Wünsche er, soweit sein Gewissen und seine deutsche Gesinnung ihm erlaubten, erfüllen wolle, andrerseits möchte er seine Kräfte nicht ganz erschöpfen, weil er glaube, daß sie dem Nachfolger nützlich sein könnten. Er fühle aber sich erschöpft in dem täglichen Ringen, den Kaiser zurückzuhalten. Folglich müsse er wissen, wie lange er das zu ertragen haben werde. Mackenzie hätte andern gegenüber — er spräche nicht mehr mit ihm — gesagt: noch ein Jahr. Das sei für ihn Grund, jetzt abzutreten, denn das übersteige die Kräfte seiner dreiundsiebzig Jahre. Ich blieb in meiner Antwort auf dem Termin, den ich am 11. März, also vor drei Monaten, ihm genannt. Ich hatte die Freude, daß er mir in großen Zügen ein Bild seiner Tätigkeit gab, seiner echt deutschen Überzeugung. Er war dazwischen tief bewegt, namentlich wenn er davon sprach, wie so gern er dem Kaiser ein langes Leben wünschen würde. Wenn die Wahlen unter dem jetzigen Regiment geschehen, so fürchte er sehr viel: der Krieg wäre dann noch das geringste. Du kannst Dir denken, wie mir zu Mute war, aber ich dachte: du mußt ihn erhalten, und du erhältst ihn, wenn du sagst: es dauert nicht länger, als du im März prophezeit. ‚Es ist bis jetzt alles so eingetroffen, wie Sie gesagt haben; ich glaube, daß Sie sich nicht irren'. Dann weiter: ‚Schweninger hat mir gesagt, ich solle mit Ihnen sprechen, Sie würden mich trösten, und ich sehe, daß er mir wieder gut geraten hat'."

Bald danach begann die Krisis, die zum Tode des Kaisers führte. Schon am 11. Juni abends hatte der Kronprinz Wilhelm durch Leuthold Bergmann die Weisung zugehen lassen, sich auf Ruf zur Fahrt nach Potsdam bereit zu halten, da er, falls eine ernste Wendung eintrete, sie beide in seiner Nähe zu haben wünsche. Bergmann war auch über den Verlauf des Leidens die ganze Zeit über unterrichtet geblieben. „Die Nacht von vorgestern auf gestern", schreibt er am 15. Juni fünf Uhr morgens seiner Frau, „ist furchtbar

gewesen. Schon die Szene mit dem Könige von Schweden wird ergreifend geschildert. Man wollte ihm schwedische Uniform anziehen, doch die Schwäche war so groß, daß er mehrmals zusammenbrach und ohnmächtig wurde. Es blieb nichts übrig, als den alten Interimsrock anzuziehen und auch von ihm nicht alle Knöpfe zu schließen. Der ganze Besuch dauerte kaum eine Minute. Darauf furchtbare Ermattung. Hinaustragen mit dem Bette auf die Veranda. Nach einer Stunde wieder Hereintragen. Offenbar Delirien. Greifen mit den Händen in die Luft, Aufrichten und starres Blicken hierhin und dorthin. Zurück ins Schlafzimmer, bald darauf Hinübertragen ins Schreibzimmer, wieder zurück und so fort, ohne Schlaf mit furchtbaren Hustenanfällen bis vier Uhr morgens. Dann etwas mehr Ruhe, aber hohe Temperatur. Von sieben bis zehn wieder dieselbe Unruhe. Dann ist das Bulletin mit dem Schwinden der Kräfte verfaßt worden."

Es war eine Zeit, in der man von einem Extrablatt zum andern lebte: so groß war die Spannung, und erst der Tod des Kaisers löste sie.

Die Sektion der Leiche sollte anfangs unterbleiben, aber, da sie das einzige Mittel war, der mißhandelten Wahrheit zum Siege zu verhelfen, wandte sich Bergmann durch Schweningers Vermittlung an Bismarck mit der Bitte, die Sektion zu veranlassen. Mitten in der Nacht wurde Bergmann in das Reichskanzlerpalais beschieden. Er traf den Kanzler und Schweninger jeden vor einer Maß Bier sitzen. Bismarck war anfangs nicht dazu zu bringen, hier einzugreifen: er habe schon genug Schwierigkeiten; da die Kaiserin Friedrich die Sektion nicht wünsche, so wolle er ihr darin nicht entgegenhandeln. Da warf Schweninger die Frage dazwischen: „Sind denn aber nicht alle Hohenzollern seziert worden?" „Herbert soll kommen!" befahl Bismarck. Er kam, und sehr schnell wurde festgestellt, daß nach den Bestimmungen des Königlichen Hausgesetzes die Todesursache des Monarchen unter allen Umständen authentisch festzustellen sei. Jetzt erst erklärte sich Bismarck bereit, namens des Staatsministeriums die Genehmigung des Kaisers zur Vornahme der Sektion zu erbitten. Nachdem Bergmann auch noch am Morgen des 16. Juni Gelegenheit gehabt hatte, dem Kaiser mündlich die Bitte zu wiederholen, willigte er ein, doch sollte sie sich nur auf diejenigen Teile beschränken, die zur Feststellung des Leidens, dem Kaiser Friedrich erlegen, unerläßlich waren.

Als das Ergebnis bekannt wurde, forderte die Ehre der deutschen Ärzte und der deutschen Wissenschaft, daß ihnen für die durch Jahr und Tag angetane Verunglimpfung Genugtuung zuteil würde, wie nur die Veröffentlichung eines amtlichen Berichts sie bewirken konnte. Ihn zu schreiben schien keiner so geeignet wie Bergmann, der im entscheidenden Augenblick stets leidenschaftslos und sachlich zu handeln pflegte. Ihm gab die anhaltende Arbeit am Schreibtisch, meist bis

an den dämmernden Morgen, die alte Ruhe wieder, und er blieb dessen eingedenk, daß das beste Rechtfertigungsmittel, das er besaß und aufbieten konnte, die möglichst schlichte Erzählung der Tatsachen war. „Was ist doch bei aller Sicherheit in seinem Wissen der Mensch für ein verzagtes Ding", heißt es in einem Briefe vom 22. Juni; „jedesmal wenn ich an die Krankheit des Kaisers dachte, schauderte mir. Ich fühle das jetzt erst, wo alles vorüber ist, und dadurch auch meine Stimmung eine so von Grund aus andre geworden ist." Konferenzen und Briefwechsel mit den mitbehandelnden Ärzten und dem Minister des Königlichen Hauses Grafen Stolberg, dem er Teile des Berichts vorlas, nahmen viel Zeit in Anspruch. Belebt aber hat die oft niederdrückende Arbeit der tiefe Eindruck, den die ersten Regierungsakte des Erben der Krone, die zur Reichstags- und Landtagseröffnung gehaltenen Thronreden, überall hervorriefen, auch Bergmann, der königstreu bis auf die Knochen war, mit Hoffnung erfüllten und ihn fest darauf bauen ließen, daß der Kaiser alles tun werde, das Recht und die Ehre der deutschen Ärzte zu wahren. „Es berührt wie ein erfrischender Regen nach der Zeit eines unheimlich heißen Brandes", schreibt er am 27. Juni.

Inzwischen hatte Mackenzie eine große Unvorsichtigkeit oder, wie Bergmann bemerkt, „die größte Dummheit seines Lebens" begangen. Auf der Rückreise von Potsdam nach London hatte er den Weg über Holland genommen und sich von einem Vertreter des Haager „Dagblad" ausfragen lassen, wobei er geäußert, er habe die Krebsdiagnose bloß deshalb verschwiegen, damit der arme Kaiser Friedrich nicht für regierungsunfähig erklärt würde! Einem Korrespondenten des „Sécolo" aber hatte er bemerkt, daß ohne Bergmanns Dazwischentreten in Charlottenburg der Kaiser sechs Monate länger hätte leben können. Er gestand also, kaum daß er die deutsche Grenze hinter sich hatte, unumwunden zu, daß er ein Jahr lang die hervorragendsten deutschen Ärzte verunglimpft habe! Eine große Zahl deutscher Zeitungen versetzte ihm damals kräftige Hiebe, unter andern die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in einem Artikel, den Bergmann auf Bismarck zurückführte.

Es muß hierbei hervorgehoben werden, daß in hoher Achtung stehende englische Ärzte schon früh Bergmann gegenüber ihren Unmut über das gewissenlose Treiben Mackenzies sehr offenen Ausdruck gegeben haben. Schon am 21. November 1887 schrieb ihm Henry T. Butlin: „Darf ich Ihnen die freundlichen Empfindungen zu erkennen geben, die mich und viele meiner Kollegen in diesem Lande Ihnen und denen gegenüber erfüllen, die in der Behandlung Ihres erlauchten Patienten im vorigen Frühjahr mit Ihnen verbunden waren, und zugleich den tiefen Kummer, der uns bewegt über die Behandlung,

die unser Landsmann durchgeführt hat? Ich kann Ihnen sagen, daß trotz seines großen Talents und seiner Geschicklichkeit er nie das Vertrauen unsrer Fachmänner genossen und nie eine ehrenvolle Stellung unter seinen Kollegen eingenommen hat. Er ist keineswegs ein Vertreter der britischen Chirurgie, wenn er auch zweifellos ein sehr geschickter Mann ist. Ich vertraue darauf, daß die Wahrheit mit der Zeit ans Licht kommt."

Noch war der Krankenbericht nicht ganz abgeschlossen, als Bergmann und Gerhardt zum Kaiser ins Marmorpalais beschieden wurden (29. Juni zehn Uhr vormittags). „Zuerst empfing uns", berichtet Bergmann seiner Frau, „im Garten in einer hübschen Laube die Kaiserin. Sie war reizend, fing von meinem letzten Besuche bei ihr an und sprach dann viel von den letzten Stunden des verstorbenen Kaisers. Der Kaiser, der währenddessen militärische Meldungen angenommen hatte, kam nun dazu. Die Kaiserin ging, und wir blieben bis elfeinhalb Uhr mit ihm zusammen, anderthalb Stunden. In dieser Zeit trugen wir ihm den Inhalt unsrer Arbeiten vor und lasen ihm einzelne Stücke aus den Berichten vor. Er war ganz wie früher herzlich gegen mich, reichte uns beim Kommen und Gehen die Hand und sagte mir noch, ihm stünde der Verstand still, wie man die aus Gerhardt und mir hervorleuchtende Sprache der Wahrheit nicht hätte verstehen können. Weiter sprach er viel von den letzten Gesprächen Mackenzies mit dem holländischen und italienischen Korrespondenten. Er war empört über diese Art, sich zu äußern, fürchtete aber, es würde noch dicker kommen. Nun befahl er den Druck des Buches, das den Titel erhält: ‚Die Krankheit Kaiser Friedrich des Dritten dargestellt nach amtlichen Quellen und den im Königlichen Hausministerium niedergelegten Berichten der Ärzte Bardeleben, v. Bergmann, Bramann, Gerhardt, Kußmaul, Landgraf, Moritz Schmidt, Schrötter, Tobold, Waldeyer. Kaiserl. Reichsdruckerei. Berlin 1888'. Damit ist der offizielle Titel gesichert. Der Druck begann sofort, da ich noch in voller Uniform in die Direktion der Reichsdruckerei fuhr. Gerhardt war von dem Kaiser entzückt; den ganzen Rückweg befand er sich in gehobener Stimmung. An der Korrektur will sich der Kaiser selbst beteiligen, so daß folgende sechs Herren von der Druckerei die Bogen, sowie einer fertig ist, geschickt bekommen: 1. Seine Majestät, 2. der Reichskanzler, 3. Graf Stolberg, 4. Exzellenz v. Goßler, 5. Professor Gerhardt, 6. Generalarzt v. Bergmann — hoffentlich geht so kein Druckfehler durch. Auch soll sofort durch ein hiesiges buchhändlerisches Kommissionsgeschäft die Übersetzung ins Französische und Englische besorgt werden. Die Übersendung an die Zeitungen übernimmt Herr v. Rottenburg. Heute oder morgen früh soll ich den ersten Druckbogen erhalten. Das ist das Resultat meiner Gänge und Mühen seit vorigem

Donnerstag." Freilich hat es auch noch in letzter Stunde nicht an Versuchen gefehlt, das Erscheinen des Berichts zu vereiteln: sie scheiterten aber an dem festen Willen des Kaisers.

Das erste Druckexemplar überbrachte dem Kaiser am 10. Juli Leuthold, der sich überhaupt, wie Bergmann nicht genug anerkennen konnte, stets und so auch während der Krankheit Kaiser Friedrichs als ganzen Mann gezeigt hat. Er las ihm daraus vor, und der Kaiser behielt es bei sich. Am nächsten Morgen befahl er dem Kurator der Reichsdruckerei Staatssekretär v. Stephan, die Schrift sofort auszugeben. Am 11. Juli war sie in aller Händen. Den tiefen, geradezu erschütternden Eindruck, den sie machte, gibt unter anderm ein die Wahrheit in den Kern treffender Artikel der damals von Friedrich Dernburg redigierten National-Zeitung wieder. „Soweit menschliches Ermessen in einer solchen Angelegenheit reicht", heißt es darin, kann das Urteil nur lauten: „Kaiser Friedrich wäre wahrscheinlich gerettet worden, wenn man den Rat der deutschen Ärzte im Frühjahr 1887 befolgt hätte; er ist durch die Mackenziesche Behandlung dem sichern Untergange geweiht worden."

Die klare, schlichte Wahrheit wirkte überzeugend. Selbst die angesehenen englischen Fachblätter und medizinischen Gesellschaften, auf deren Urteil es ankam, stellten sich auf die Seite der deutschen Ärzte, und so war es in der ganzen Welt. Die alten Gegner freilich, der Mackenziesche Anhang in England wie in Deutschland, schienen noch immer nicht ihr Unrecht, ihren Mangel an Sachlichkeit zu fühlen, aber die klugen unter ihnen schwiegen fortan. „Nun, ich muß es mir genügen lassen", schrieb Bergmann damals, „daß die, welche ich für die Besten meiner Zeit halte, auf meiner Seite stehen; um die andern will ich mich nicht kümmern."

Nach Erscheinen der Schrift erschien der Minister v. Goßler bei ihm, um ihm im Auftrage des Kaisers Kreuz und Stern der Komture des Königlichen Hausordens von Hohenzollern zu überreichen: „Dem seltnen Manne die seltne Auszeichnung", und am 4. Februar 1889 schrieb ihm der Kaiser als Antwort auf einen Geburtstagsglückwunsch: „Der aufopfernden Dienste, welche Sie Meinem Hause wie dem Vaterlande in schwerer Zeit geleistet haben, gedenke Ich voll aufrichtigen Dankes, und freut es Mich, wenn Ich dazu beitragen konnte, der Wahrheit die Ehre zu geben und die deutsche Wissenschaft zur wohlberechtigten Anerkennung zu bringen." Das Vertrauen, das in den bangen Tagen der Sorge um den Vater geschmiedet war, bewies er ihm bis ans Ende.

Unter den hunderten von Zuschriften, die Bergmann nach der befreienden Tat der Rechtfertigung namentlich aus ärztlichen Kreisen zugingen, haben ihm wenige so genug getan, wie die Richard

v. Volkmanns, der ihm am 15. Juli 1888 schrieb: „Herzlichen Glückwunsch! Daß ich an Ihrem Geschick mehr und andern Anteil nehme, als die Mehrzahl der Ihnen selbst nahe stehenden Kollegen, werden Sie begreiflich finden. Hätte ich doch, wenn mir das Geschick freundlicher gesinnt gewesen wäre, an Ihrer Stelle gestanden! Aber ich frage mich oft, ob ich trotz meiner leidenschaftlichen Verehrung für unser Herrscherhaus imstande gewesen wäre, so ruhig zu bleiben, wie Sie es zu meiner Bewunderung geblieben sind. Und so freue ich mich der Anerkennung, die Sie gefunden haben, halb so, als wenn sie mir zuteil geworden wäre. Das dürfen Sie ernsthaft nehmen: Sie werden mich für keinen der Jammermenschen halten, die Phrasen machen."

Aber selbst unter den gewaltigen Stößen und Schlägen der letzten Monate war Bergmanns Kraft nicht erlahmt, und nun brachte das zu Ende gehende Semester noch eine Fülle unaufschiebbarer Arbeit. „Ich habe nicht wie ein Pferd, sondern wie eine Lokomotive gearbeitet und meinen Schlaf auf vier Stunden reduziert", schreibt er am 27. Juli. „Nun, Gott sei Dank! was abgeschüttelt werden mußte, ist abgeschüttelt; zuletzt schon zur Abfahrt gerüstet, mußte ich noch ein Gebiß, das in der Speiseröhre stecken geblieben war, durch die Ösophagotomie herausholen. Endlich war die letzte Pflicht getan, der letzte Patient versorgt, und er eilte, wenige Tage vor Semesterschluß, zu Frau und Kindern nach Villars sur Ollon, um auf gemeinsamen Wanderungen durch die herrliche Landschaft und über die Berge der Französischen Schweiz nach all den Wirrnissen der nun hinter ihm liegenden Zeit Mut und Kräfte neu zu beleben.

Als dann im Oktober Mackenzies Schmähschrift „Friedrich der Edle und seine Ärzte" erschien, focht sie ihn und auch Gerhardt so wenig an, daß sie dem Staatsanwalt zu Duisburg, der gegen den Verleger eine Beleidigungsklage erheben wollte, erwiderten: Die Beleidigungen fielen auf den zurück, von dem sie ausgegangen wären; eine Entscheidung hierüber würde aber nur Äußerlichkeiten berühren. „Die wissenschaftliche Frage der Wahrheit jedoch und unsre Stellung zu Mackenzie kann ihre Lösung nur durch Männer der Wissenschaft in erster Reihe und weiter durch das gesamte gebildete Publikum finden." Um ein solches Urteil zu ermöglichen, schien es ihnen von ihrem Standpunkt erwünscht, daß die Mackenziesche Broschüre dieselbe Verbreitung fände, wie ihr eigner und der andern Kollegen Bericht.

Ein beredter Ausdruck der Volksstimmung — einer unter vielen — war die dem Rektor des beginnenden Studienjahrs Gerhardt und Bergmann am 2. November dargebrachte glänzende Huldigung der Berliner Studentenschaft, die sich darin eins wußte mit den Kommilitonen aller andern deutschen Universitäten. Sie bestand in einer wahrhaft feierlichen und glänzenden Auffahrt, an der gegen hundert

Wagen mit zweihundertfünfzig Chargierten teilnahmen. Der Zug setzte sich von der Siegesallee aus in Bewegung und ging zunächst in die Roonstraße zu Gerhardt, von da zu Bergmann. In seiner Wohnung hatte sich eine Korona bekannter Persönlichkeiten eingefunden: der Minister v. Boetticher, der Geheime Kabinettsrat v. Lucanus, Ernst v. Wildenbruch und Frau, der bayrische und der badische Gesandte Graf Lerchenfeld-Köfering und Freiherr Marschall v. Bieberstein, die Gräfin Schuwalow und viele andre. Auf die studentische Ansprache erwiderte Bergmann mit folgender zündenden Rede:

„Kommilitonen! Nicht anders weiß ich meinen Dank für den Hochsinn, der Sie heute zu meinem Freunde Gerhardt und zu mir geführt hat, auszusprechen, als dadurch, daß ich Sie zu einem dreifachen Hoch in schäumendem deutschem Weine einlade.

Mein erstes Hoch kann niemand anderm gelten, als unserm Kaiser. Manch edler Grund mag stolz Sie auf die Bannerfarben und all die andern Zeichen der deutschen Studentenschaft blicken lassen; einer aber überragt alle andern: daß mit dem vollen Herzen, mit der ernsten Pflicht und dem strengen Ehrgefühl des akademischen Bürgers einst in Ihren Reihen unser Herr und Kaiser gestanden hat.

Wer zurückdenkt an die traurige Zeit, — in wenigen Tagen wird es ein Jahr — als unser Volk die Hoffnung am Krankenbett seines heißgeliebten Kronprinzen fallen lassen mußte, nachdem ein unverantwortlich trügerisches Gaukelspiel so lange sie ihm vorgetäuscht hatte, — wer weiter in seinen Erinnerungen an die Bahre des Vaters unsres Vaterlandes, des siegreichen greisen Kaisers tritt, wer hat da in dieser Doppeltrauer nicht mit dem Sänger gefühlt:

Gott hat von seinem Volke
Das Angesicht gewandt,
Drum wollt' es Abend werden
Und Nacht im deutschen Land.

Und jetzt und heute — welch helles Licht nach dunklem Schatten! Von den Schären des Bottnischen Busens bis an die Felsenküste Capris, an der Newa wie an der Tiber, an der Donau und der Elbe — jauchzt und jubelt alles Volk dem starken Schutze unsres Rechts, dem besten Hort unsrer Freiheit, dem Manne zu, der, wo er spricht und wo er handelt, jeder Zoll ein König ist.

Auferstehung aller Herzen
Aus den Leiden, aus der Not,
Tiefer Trost nach tiefen Schmerzen,
Neues Leben nach dem Tod!

So frisch, so groß und herrlich lebe Kaiser Wilhelm hoch!

Mein zweites Hoch soll unsrer deutschen Wissenschaft gelten. Es ist zwar nur ein bescheidener Teil derselben, den ich mit meinen Schülern anbaue, aber auch dieser Zweig wird von dem Geiste bewegt, der das Ganze durchweht: allüberall dieselbe Methode, dieselbe Kritik, die Freude an dem Suchen nach Wahrheit und die gewissenhafte Selbstbeherrschung.

Fern sind wir davon, uns in unsern Leistungen überheben zu wollen. Wir werden nie vergessen, daß unsre deutsche Chirurgie auf dem Grunde sich erbaut hat, den die großen Chirurgen der französischen Akademie gelegt haben, und daß sie auf des Russen Nikolai Pirogow anatomische Arbeiten sich ebenso stützt wie auf des Engländers Joseph Lister antiseptisches Verfahren. Allein wir rühmen uns dessen, daß wir unsre Jugend festzumachen suchen in den Methoden der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, ehe wir sie an das Krankenbett und in den Operationssaal führen. Indem wir das, was wir unter dem Mikroskop und in dem physiologischen Experiment gelernt haben, für das Verfahren bei unsern Krankenuntersuchungen und unsern operativen Entschlüssen üben, gebrauchen und verwerten, gewinnen wir diejenige Sicherheit, die uns befähigt und berechtigt, dort schon den ernsten chirurgischen Eingriff zu planen und zu wagen, wo alles noch in voller Kraft und Gesundheit dazustehen scheint.

Man hat uns deutsche Träumer genannt, die hinter dem Mikroskop und in dem Brüten über entwicklungsgeschichtlichen Theorien ihre beste Kraft verzehren — aber gerade das, was unsre Pathologen und allen voran Virchow, das, was unsre Embryologen wie Waldeyer über die Natur des Krebses ermittelten, hat unsre moderne Chirurgie in den Stand gesetzt, diese furchtbare Krankheit schon in ihren ersten Anfängen zu erkennen, genau ebenso wie die pflanzenphysiologischen Studien eines Koch, indem sie die Erkenntnis von den Ursachen der Störungen des Wundverlaufs aufdeckten, uns Chirurgen die Macht gegeben haben, das Früherkannte gefahrlos zu beseitigen. Diese enge Verknüpfung der Theorie mit der Praxis ist die Devise unsrer täglichen klinischen Arbeit, ist es, was die Kunst am Krankenbett zur Wissenschaft erhoben hat.

Es ist kein Schwanken hin und her, wie man versucht hat den Unkundigen einzureden, kein blindes Tappen, kein wirres Gefüge sich widersprechender Meinungen, in welchem die Behauptung des einen ebensoviel Recht hätte wie die des andern — nein, ganz im Gegenteil, es ist eine Fülle methodisch und kritisch erworbener Kenntnisse, mit der heute unsre Chirurgie operiert, und an deren Hand sie von Stufe zu Stufe emporsteigt! Lassen Sie mich im Gefühl der Freude an diesem sichern Gange unsrer Wissenschaft Sie auffordern, die Gläser zu erheben und zu leeren der deutschen Chirurgie zur Ehre!

Mein drittes Hoch soll der Berliner Studentenschaft gelten. Sie haben mir gesagt, daß Sie die Ihren Lehrern widerfahrene Beleidigung als Ihnen selbst zugefügt betrachten. So eng miteinander verbunden fühlen sich die akademischen Lehrer und Schüler bloß in Deutschland. Unzweifelhaft ist es der Jugend bestes Recht, daß sie frei, schnell und kühn ihren Gefühlen folgen darf, weil sie in ihrem Herzen noch den Sinn für Recht und Wahrheit sich bewahrt hat — den festen Stern in starker Brust!

Wo Irrtum und wo Wahrheit, das entscheidet Ihr glänzender Aufzug nicht. Danach müssen Sie in ernster Arbeit forschen und fragen, in Fleiß und Mühe reifen und altern. Aber wo das Vertrauen ist und wo die Liebe, das hat vor aller Welt Ihr Kommen zu mir heute entschieden.

Und dieses Vertrauen gebe ich Ihnen wieder — darin komme ich Ihnen nach. Ich glaube an die Zukunft unsrer Wissenschaft und unsres Volks, weil ich an die Lauterkeit Ihrer Gesinnung glaube.

Halten Sie sich von der Parteien Gunst und Hader fern — folgen Sie in allem dem Herzog unsrer Herzen, unserm heißgeliebten jugendfrischen Kaiser, und geloben Sie sich ganz den Idealen, die aus dem ewig jungen Brunnen der Wissenschaft quellen und fließen.

Mit diesem Wunsche danke ich Ihnen und bitte den schönen um mich versammelten Kreis edler, in schwerer Zeit treu erprobter Freunde, mit mir zu rufen: Die Berliner Studentenschaft lebe hoch!"

4. Aus der Praxis.

Von Bergmann hatten unzählige, die ihn nicht kannten, denen sein Lebens- und Studiengang fremd geblieben war, die Vorstellung: Glück und Gunst hätten ihn emporgetragen, und die gebratenen Tauben wären ihm in den Mund geflogen. Die so dachten, wußten nicht, daß selten jemand so sehr seines Glückes Schmied gewesen ist wie er. Nach mehr als zwanzigjähriger zäher, unablässiger und darum auch erfolgreicher Arbeit war er in eine besonders exponierte Stellung gekommen, die vor ihm drei von der ganzen Welt anerkannte und bewunderte Meister ihrer Kunst mit Ruhm und Glanz behauptet hatten. „Tiefbewegten, aber auch tiefbeglückten Herzens" war er dem Berliner Rufe gefolgt, doch das wußte er: er hatte seine ganze Kraft dranzusetzen, den großen Kreis von Pflichten und Aufgaben, in den er trat, ebenbürtig auszufüllen, und so kam er, schonungslos gegen sich selbst, keine Mühe scheuend, die geschickte Hand stets zur Hilfe bereit und den Geist voller fördernder Gedanken und Entwürfe, immer weiter und höher. „Ich danke es Gott, daß meine Arbeitskraft jetzt größer ist als in meinem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre,

und daß ich gelernt habe, mit fünf Stunden Schlaf auszukommen", schrieb er seiner Schwester in seinen Berliner Anfängen. Seinen Kranken opferte er jede Bequemlichkeit, seine ganze Zeit von früh bis spät noch in seinem Alter. „Oft habe ich Tage mit ihm durchlebt", berichtet einer seiner letzten Assistenten Dr. Guleke, „an denen er frühmorgens sein Haus verließ, Klinik hielt, operierte, zuerst in der Königlichen, dann in der Privatklinik, nach einem flüchtigen Imbiß auf Privatpraxis fuhr, weiter operierte und verband, Sprechstunde hielt und nochmals Konsultationen erledigte, ehe er, ein siebzigjähriger Mann, am Abend um halbacht Uhr zum erstenmal zu einer ordentlichen Mahlzeit und einer kurzen Ruhe kam. Und, hatte ich mich tagsüber gewundert, mit welcher Tatkraft und Hingabe er seinem Berufe nachging, so staunte ich abends über die Frische und Lebhaftigkeit, mit der er an allen häuslichen Angelegenheiten teilnahm, und mit wieviel Ruhe, Geduld und Humor er über die kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens hinweggehen konnte. Auch wenn er zu noch so später Stunde aus der Familie oder von der Arbeit am Schreibtisch weggerufen wurde: niemals ein Wort der Verstimmung oder Ungeduld, nie, daß er Patienten abwies, er war vielmehr immer für sie zu leben bereit."

Von Beginn an war Bergmanns Privatpraxis sehr ausgebreitet. Die außerhalb der Universitätsklinik behandelten Patienten, die zu operieren waren, vertraute er der Klinik an, die sein Würzburger Gehilfe B a d e, den er mit nach Berlin genommen und in die Stelle eines Kustos des klinischen Instrumentariums gebracht, sogleich nach der Übersiedlung eröffnet hatte, Kessel-Straße 36. Bade war sein Erzug und ihm zu einer unentbehrlichen, zuverlässigen Stütze bei allen chirurgischen Eingriffen geworden, ein rühriger, geschickter Mann, der sich um das letzte und kleinste kümmerte, äußerlich barsch und oft auch grob selbst gegen die jüngern Assistenten, aber durch und durch anständig, fleißig und anhänglich, der Typus eines Faktotums. Auch seine Frau war eine geprüfte Krankenpflegerin, die aus dem Julius-Spital stammte. Sie hielt auf peinliche Ordnung und Sauberkeit, und ihre Küche war so vortrefflich, daß selbst sehr verwöhnte Angehörige vornehmer Patienten bei ihren Besuchen gern zum Essen blieben. Als der Bruder eines deutschen Standesherrn in der Klinik lag, kamen der alte Herzog und andre Verwandte wochenlang fast jeden Abend hin, und Bades mußten oft für zehn oder zwölf Personen eine Tafel herrichten, an der der Kranke im Rollstuhl teilnahm. Die Bedienung hatten Verwandte des Paars, Neffen und Nichten, die im Krankendienste tüchtig unterwiesen waren. Bade starb schon 1899. Er und seine freundliche Frau werden noch vielen Menschen in guter Erinnerung stehen.

In seiner ersten Berliner Zeit hat Bergmann auch noch die Privatklinik eines Fräuleins v. Hake in Anspruch genommen, aber ein langes

Einvernehmen war mit ihr nicht möglich: sie hatte sechzehn Jahre die Langenbeckschen Privatpatienten bei sich gehabt, war mit den Eigentümlichkeiten des alten Herrn verwachsen und darüber selbst alt und leidend geworden. Bergmann war daher, namentlich da die Privatpraxis sich immer weiter ausdehnte, erwünscht, daß sich eine unternehmende Dame fand, die willens war, die Hakische Klinik, Schiffbauerdamm 36, vom 1. Oktober 1884 ab fortzuführen: Fräulein Sophie Blohm. In ihrer letzten schweren Krankheit, der sie kürzlich erlegen ist, hat sie dem Verfasser mit dankbaren Empfindungen der Genugtuung über ihre langjährige Verbindung mit Bergmann, der sie einen beglückenden Beruf verdankte, berichtet.

Fräulein Blohm war zu Anfang der achtziger Jahre aus ihrer Vaterstadt Stade als Erzieherin nach Indien verschlagen worden. Hoch am Abhange des Himalaja las sie eines Tages in einer indischen Zeitung einen Berliner Brief, der von Bergmanns Berufung dorthin und seinem Leben viel Interessantes erzählte, so daß sie Liebe und Lust erfaßten, diesem hervorragenden Manne in seiner Tätigkeit zur Seite zu gehen und eine Klinik zu eröffnen. Nach Deutschland zurückgekehrt, suchte sie ihn auf, um ihm ihre Absichten mitzuteilen: er empfing sie sehr liebenswürdig, und, so fremd sie ihm auch war, faßte er doch Vertrauen zu der energisch und klar auf ihr Ziel lossteuernden jungen Dame und erklärte sich bereit, ihr Kranke zuzuschicken, mochte ihr aber keine weitergehenden Versprechungen machen. So mietete denn Fräulein Blohm auf ihr Risiko die Wohnung des Fräuleins v. Hake, und von da ab sind sie und ihre Schwester Auguste, mit der sie sich zusammentat, in ununterbrochenen und immer freundlichen Beziehungen zu Bergmann geblieben. Am 1. Oktober 1890 wurde die Klinik in die Schwartzkopff-Straße 9c und nach sieben weitern Jahren in die Johannisstraße 11, wo siebzehn Krankenzimmer zur Verfügung standen, verlegt. Am 1. Oktober 1905, nach einundzwanzigjährigem Bestehen, gaben sie sie auf und setzten sich zur Ruhe.

Zunächst wurde Bergmann ihr Lehrmeister. Er untersagte ihnen ausdrücklich, einen Krankenpflegekursus durchzumachen: er selbst zeigte ihnen an, mit den Instrumenten umzugehen, zu chloroformieren, Verbandstücke zu reichen, die Kranken zu pflegen und zu warten. „Er war der beste Lehrer", bekannten die Schwestern wie aus einem Munde, „und er unterwies und unterrichtete unaufhörlich. Was haben wir nicht alles von ihm gelernt! Und immer war er voller Rücksicht: nie, daß er eine Operation ansetzte, ohne uns zu fragen: ‚Ist Ihnen diese Stunde auch recht?'" In den langen Jahren hat es kaum jemals einen Konflikt zwischen ihnen gegeben: eine übrigens auch nur sehr selten auftretende Heftigkeit verflog immer schnell und hinterließ keine dauernde Verstimmung. Wer ihn auch nur etwas kannte, wußte, wie

tief in ihm Gutmütigkeit und Wohlwollen saßen. Selbst für die kleinen Sorgen der Schwestern hatte er Verständnis und, so beschäftigt er auch war, die Zeit, sie ihnen zu erleichtern. So fand er sie eines Tages nach Einführung der Miquelschen Steuergesetze über ihrer Steuererklärung sitzen, die ihnen viel Kopfschmerzen zu bereiten schien. „Lassen Sie das", bemerkte er kurz, „ich komme nächstens zu Ihnen und mache es Ihnen fertig", und richtig: eines Abends um elf scheuchte er den Portier aus dem Schlaf, ließ sich eine Lampe geben, stieg die Treppen hinauf und saß bei den Schwestern bis tief in die Nacht hinein, um ihnen die Steuererklärung nach allen Regeln der Kunst zu verfassen.

Mochte auch zutreffen, was die Schwestern Blohm zuweilen und immer unter Bedauern äußerten, daß Bergmann sich in seinen letzten Jahren zu viel Verschiedenartiges aufgebürdet hatte, um seinen Patienten das sein zu können, was er ihnen früher gewesen: es schien doch wunderbar, wie ihm gegeben war, durch sein bloßes Erscheinen im Krankenzimmer, seine freundliche Begrüßung, einige wenige, aber warme und tröstliche Worte, durch die auch den schwersten Situationen etwas Gutes abgewonnen wurde, die Kranken wiederaufzurichten und fröhlich und zuversichtlich zu machen, auch wenn er sich infolge seiner Überbürdung nur ein paar Augenblicke bei ihnen aufhalten konnte.

In den letzten Jahren operierte Bergmann in der Privatklinik eines frühern Schülers, des Dr. Ernst Unger, Derfflinger-Straße 21.

Bergmann hatte einen ungewöhnlichen Scharfblick für die Eigenart des einzelnen, und dank seiner Menschenkenntnis durchschaute er jeden beim ersten Zusammentreffen. „Oft hatte ich als Privatassistent Gelegenheit", berichtet Guleke, „mich darüber zu wundern, wie er Aussagen, Klagen, Beschwerden von Leuten, die er sonst nicht beachtet hatte, richtig bewertete, mochten sie sich auch noch so sehr Mühe geben, ihn in ihrem Sinne zu beeinflussen. Wohl konnte er gelegentlich allzu zudringliche Angehörige von Kranken wie etwa russische Juden sehr entschieden abweisen, und doch ist schließlich fast ein jeder erfüllt von seiner Persönlichkeit fortgegangen, wenn er ihn auch nur ein paar Minuten gesprochen hatte. Was für einen bestrickenden Zauber seine Erscheinung und sein ganzes Wesen immer wieder auf die Kranken ausübten, beweist am besten die Tatsache, daß unzählige, die ihn nur hatten konsultieren, die Operation aber einem andern Arzte überlassen wollen, ‚da er doch schon zu alt zum Operieren sei', sich sofort seiner Hand anvertrauten, sobald sie ihn nur gesehen und gesprochen hatten. Er verstand aber auch meisterhaft, jeden richtig zu nehmen und besonders auch Höhergestellten gegenüber seine Autorität zu wahren und sie zugleich durch Liebenswürdigkeit und Entgegenkommen zu gewinnen. Er verlangte auch vom Arzt, daß er in besonderm

Anlaß ein übriges tue. So spöttelte er über die Ungeschicktheit eines Landarztes, der den vor seinem Hause verunglückten Sohn eines einflußreichen Mannes seiner Gegend, statt ihm sein bestes Zimmer zu geben, in einer elenden Dachstube einquartiert hatte: ‚Und so einer will nun zu Praxis kommen'!"

Wenn ein Kranker litt, unbequem lag oder irgendwelche Wünsche hatte, mußte jeder sofort aufspringen, ob es ihn anging oder nicht. „Ich weiß", erzählt Guleke, „daß ein Assistent das Ende seiner Laufbahn auf den Umstand zurückführen muß, daß er, zu einem Ausgang angekleidet, am Portal der Klinik an einem gerade in dem Augenblick eingelieferten Kranken unbekümmert voüberging, statt seinen Transport in den Operationssaal sofort in die Hand zu nehmen. Bergmann sah das, und das Schicksal des Assistenten war besiegelt." Wer von seinen Mitarbeitern im Augenblick der Not und Gefahr nicht von sich aus zu Hilfe kam, sondern untätig dastand, der bekam, wer es auch sein mochte, vor versammeltem Auditorium eine Kritik zu hören, so scharf und prägnant, wie nur Bergmann sie geben konnte. „Nie habe ich ihn so außer sich gesehen", erzählt Guleke, „wie bei einem Vorgang, bei dem ein Wärter einen Kranken, den er über die Straße fahren sollte, aus Nachlässigkeit fallen ließ. Es fehlte nicht viel, daß er trotz seiner achtundsechzig Jahre den gewissenlosen Menschen auf offner Straße geprügelt hätte."

Immer war er gegen die Patienten voller Aufmerksamkeit und Rücksicht. Wenn jemand auf eine tiefeingreifende Operation, die Amputation eines Arms oder Beins, vorbereitet werden mußte, so überließ Bergmann das niemals seinen Assistenten: er selbst setzte sich zum Kranken und fand stets eine so überzeugende Sprache und so herzliche Töne des Mitgefühls, daß sich der Arme ihm ohne Widerspruch fügte. Eines Tages, erzählt Professor Borchardt, sollte einem Manne im blühendsten Alter wegen einer seit vielen Jahren nicht heilenden, schon von Volkmann behandelten komplizierten Fraktur das Bein abgenommen werden. Trotz dringenden Wunsches des Patienten und der Angehörigen konnte sich Bergmann zu diesem Eingriff nicht entschließen, da er ihm nicht genügend angezeigt erschien. Da trat in einer Nacht völlig unerwartet infolge eines Aneurysmas der Brand im andern, gesunden Bein auf: eine entsetzliche und erschütternde Lage! Bergmann mußte dem Unglücklichen eröffnen, daß er ihn jetzt amputieren, ihm aber nicht das kranke, sondern das bis dahin gesunde Bein abnehmen müsse! Er war dabei tief ergriffen. „Die Chirurgen, die mehr eines Kindes als eines Löwen Herz haben", äußerte er in einem Vortrage, „sind mir die liebern."

Borchardt berichtet uns noch von einem andern unter vielen Fällen, die Bergmanns tiefes menschliches Gefühl charakterisieren. In die

Klinik kam ein alter Mann mit dem Brand an einem Fuß. Schon waren geschäftige Hände dabei, ihn zur Amputation vorzubereiten, da wurde Bergmann gemeldet, daß der Kranke am folgenden Tage seine goldene Hochzeit feiern könne; sofort schob Bergmann die Operation auf, und statt den Tisch mit Instrumenten ließ er ihn mit Wein und Kuchen füllen: er selbst überreichte dem greisen Paar die Ehejubiläumsmedaille mit so tief zu Herzen gehenden Worten, daß alle, die ihn umstanden, zu Tränen gerührt waren.

Von seiner Uneigennützigkeit können viele Kranke ein Lied singen. Daß er von dem unbemittelten Patienten kein Honorar annahm, war etwas Alltägliches, und daß er ihn noch über die Klinik hinaus materiell unterstützte, nichts Seltenes. Von jenem Berliner Kliniker, der einem ihn nur wenige Minuten in Anspruch nehmenden Patienten das hingelegte Zwanzigmarkstück mit den Worten zurückschob „Ich bekomme dreißig", hatte er keinen Zug: er gab mit vollen Händen, sogar über sein Vermögen hinaus.

Welche Freude ihm bereitete, andre zu beglücken und ihnen über des Lebens Sorgen und Jammer hinwegzuhelfen, das bewies jede Weihnachtbescherung in der Kinderabteilung seiner Klinik. Die Ansprache an diesem Abend fiel einem Prediger zu, der zugleich in einem Gefängnis amtierte und mitunter die Schauplätze seiner Wirksamkeit zu verwechseln schien, begann er doch eine seiner Weihnachtreden mit den seltsamen Worten: „In diesem Hause, wo man das Mitleid nicht kennt!" Bergmann ärgerte sich darüber um der Kinder willen: er hätte ihm gern die lohnende Aufgabe, den Kindern den tiefen Sinn des schönsten Festes der Christenheit zu deuten, abgenommen, aber die Rücksicht auf das Amt des Mannes hielt ihn davon zurück. Nur einmal, als der Prediger am Erscheinen verhindert war, hat Bergmann die Ansprache gehalten und Kinder wie Erwachsene tief im Innersten bewegt. Wie strahlten auch die Augen der armen, gebrechlichen Kleinen, wenn er an jeden einzelnen herantrat, ihm ein Geschenk übergab und freundliche, tröstende Worte sprach!

Vielleicht lebt die Mutter noch, die über folgendes Erlebnis mit ihm berichten könnte. Sie war mit ihrem einzigen Kinde, einem elfjährigen Mädchen, das ein krankes Bein hatte, bei einem andern berühmten Chirurgen gewesen, der ihr in Gegenwart des Kindes kurz und brutal erklärt hatte: „Das Bein muß herunter!" Entsetzt floh sie von ihm zu Bergmann. Er untersuchte die Kleine, dann führte er sie hinaus zu seinen Kindern und sprach nun in der ihm eignen schonenden Weise mit der Mutter: noch ließe sich nichts Sicheres sagen, aber wenn, um das Leben zu erhalten, die Amputation unvermeidlich sein sollte, ob sie ihm dann nicht die Ermächtigung dazu geben wollte? Diese zarte, herzlich mitfühlende Art stimmte sie schnell um, und ohne Zögern

willigte sie ein. Zum Glück aber konnte die Amputation unterbleiben, und die Kleine behielt ihr Bein. Wie glücklich schied die Mutter von dem humanen Arzte!

Kam es aber vor, daß eine Operation mißlang, so litt Bergmann schwer darunter: immer wieder kehrte er zum Kranken zurück und überlegte, wie ihm zu helfen wäre, bis er einen Ausweg fand. „Nie hat er dabei, wie man das so leicht tut, die Schuld von sich auf andre abzuwälzen gesucht, sondern sie immer auf sich allein genommen, und ich habe ihn aufrichtig bewundert", schreibt Guleke, „wenn er ohne jeden äußern Anlaß am Tage nach dem mißglückten Eingriff den Fall nochmals vor seinen Zuhörern besprach und offen bekannte: ‚Ich habe den Fehler begangen, dies und jenes zu unterlassen', oder ‚Ich hätte es so und so machen müssen', oder ‚Ich habe das übersehen und hätte darauf achten müssen.'"

Das Wohl und Wehe seiner Kranken ging Bergmann so sehr zu Herzen, daß, wenn nach glücklich gelungener Operation irgendein niemals sicher vorauszusehendes Unglück zu einem schlimmen, unabwendbaren Ausgang führte, er tagelang tief verstimmt und geradezu verzweifelt war. So hatte er, um nur einen Fall herauszuheben, einen Grafen A. operiert und ihn am Leben zu erhalten gehofft, da versagte plötzlich das Herz, und das Ende war nicht aufzuhalten. Aus solcher Mißstimmung heraus ist folgender Zettel hingeworfen, den er seiner Frau schrieb, und der in den wenigen Worten seinen ganzen Jammer zu ergreifendem Ausdruck brachte: „Ich schreibe Dir von Bade aus, bei dem ich die halbe Nacht am Sterbebette des Grafen A. verbracht habe — es geht langsam zu Ende. Ich bin selbst mehr tot als lebendig: der Fall geht mir zu nahe. Er erhielt soeben die letzte Ölung und stirbt ruhig und gefaßt — aber wie ist mir zu Mute! Ich muß wenigstens Dein Mitleid haben, daher diese kurze Nachricht. Es kann höchstens noch zwei, drei Stunden dauern. Dein tiefgebeugter alter Mann."

Selbst auf seinem letzten Krankenlager, schon operiert, von Schmerzen gequält, mit dem Tode ringend, fragte er den aus Berlin kommenden Dr. Guleke mit der alten ungeminderten Teilnahme nach allen wichtigen klinischen Fällen und besonders nach einem jungen Mexikaner, der seit Wochen in der Privatklinik lag, und dabei konnte er selbst kaum noch ordentlich Luft holen!

Als Privatassistenten standen Bergmann nacheinander zur Seite: Bramann, Nasse, Schimmelbusch, Lexer, Borchardt, Richard Bier, Guleke, die drei letzten in den Tagen des Alterns, das sich zuerst um das Jahr 1900 in einem leisen Zittern der Hände und darin zeigte, daß er körperlich etwas schwerfälliger wurde und einzelne Operationen seinen Assistenten überließ. Bis in die letzten Zeiten hinein waren

seinen Mitarbeitern die schönsten Stunden die den Operationen unmittelbar folgenden, wenn der Chef über Erfahrungen aus seinem reichen Leben und über interessante Patienten berichtete, und von manchem unter ihnen läßt sich auch was erzählen.

Eine Zeitlang gab Spanien viel zu tun. Von seinen Ärzten aufgegeben, suchte der Führer der konservativen Partei in den Cortes und einstige Kolonialminister Romero y Robledo im Jahre 1893 Bergmanns Hilfe auf. Er litt an Gesichtskrebs, den seine spanischen Ratgeber wunderlich genug behandelt hatten. Noch lebhafter und beweglicher, als sonst die Kinder des Südens zu sein pflegen, schilderte er, von einem Dolmetscher begleitet, seine Leiden. Der Fall lag aber keineswegs verzweifelt, nur bedurfte es einer tief einschneidenden und das Gesicht verstümmelnden Operation: die beiden Nasenflügel, die Oberlippe und der größte Teil des Oberkiefers wurden samt der linken Speicheldrüse weggeschnitten, an der linken Seite alle Zähne entfernt, und das Fleisch der Wangen so weit gereckt, als es zur Neubildung der Nasenflügel und der Oberlippe dienen konnte; der zertrümmerte Kinnbacken wurde durch einen neuen künstlich hergestellten ersetzt, der durch Haken an die Reste befestigt wurde.

Romero Robledo, der mit dampfender Zigarette im Munde den Operationstisch bestieg, hat viele Wochen in der Blohmschen Klinik gelegen, und, als er glücklich zusammengeflickt war, riet ihm Bergmann, er möge sich auf der Rückreise einem Pariser Figaro anvertrauen, um durch dessen Künste noch zu verdecken, was die rhinoplastische Operation nicht hatte verhüllen können. Schon am Tage nach seiner Ankunft in Madrid eilte er in die Cortes: die Sitzung mußte auf eine Viertelstunde unterbrochen werden, da sich ihm die Hände seiner vielen Freunde entgegenstreckten, um ihn zu seiner Wiederherstellung zu beglückwünschen. „Man erwartete als Beleg für die Heilkunst Bergmanns“, hieß es in einer Madrider Korrespondenz des „Berliner Tageblatts“, „sofort eine wilde Rede gegen Romeros Amtsnachfolger Maura, der den erstern in dessen Abwesenheit scharf angegriffen und seine Verwaltungsordnung in den spanischen Kolonien durch eine neue ersetzt hat. Aber das neue Gesicht des alten Ministers, in dem, wie der ‚Liberal‘ behauptet, etwas wie eine Maske von holländischem Käse die andalusische Nervosität ersetzt hat, scheint für dergleichen Kundgebungen noch nicht elastisch genug zu sein; das Publikum auf den Tribünen, die Journalisten, die Deputierten zogen die vorgesteckten Köpfe wieder zurück und hofften auf einen kommenden Tag.“

Der Erfolg der Operation war von Dauer: Bergmann hat ihn auf zwei spanischen Reisen gesehen und ihn immer in bester Stimmung gefunden.

Die an ihm gelungene Operation hatte Bergmanns Namen über die ganze Iberische Halbinsel verbreitet. Da dauerte es nicht lange, und ein zweiter Spanier von Bedeutung, einer der höchsten Geistlichen des Landes, trat einen Pilgergang nach Berlin an, um Genesung von einem schweren Leiden zu suchen: der Erzbischof von Sevilla Kardinal Fray Ceferino Gonzalez vom Orden der Dominikaner. Er war einst Erzbischof von Toledo und Primas der Kirche Spaniens gewesen, aber aus dem zu vielen Repräsentationspflichten zwingenden Amte in der Nähe der geräuschvollen Hauptstadt in die Einsamkeit des andalusischen Bischofssitzes geflüchtet, um ungestört seinen philosophischen Studien leben zu können.

In den ersten Tagen des Januar 1894 traf der hohe geistliche Herr in Berlin ein, zu einer für Bergmann unerwünschten Zeit, da er im Begriff war, sich zu einer Konsultationsreise nach Warschau und Kiew zu begeben. Über seinen Empfang und die erste Begegnung mit ihm berichtet folgender unterwegs, in Brest-Litowsk, am 5. Januar an seine Frau gerichteter Brief: „Es bedürfte einer langen Schilderung, um Dir den Einzug dieses ‚Gesegneten des Herrn' in die Blohmschen Gelasse vor Augen zu führen. Empfangen wurde er von der ganzen spanischen Botschaft mit den Damen, Blumensträußen usf. Zwei Jesuiten, die nur Spanisch sprechen können, sind seine nächste Begleitung, außerdem der gegenwärtige Präsident der Ersten Kammer Exzellenz Pidal, ein eigner Arzt, der Französisch spricht, und ein Deutscher, sein Dolmetscher, derselbe, den Romero Robledo mitgenommen hatte, und der daher an unsre Art schon gewöhnt ist: mir sehr angenehm. Der Kardinal und ich versuchten uns Lateinisch zu unterhalten, allein mein Lateinisch klang ihm wie Deutsch und seins mir spanisch. Langsam ging es. Die Hauptsache ist, daß er heilbar ist: er hat eine noch kleine Geschwulst im linken Oberkiefer, die den Hauptgefühlsnerv des Gesichts (Trigeminus) drückt. Durch eine teilweise Resektion des Oberkiefers kann dieses alles beseitigt werden. Außerdem hat er ein Blasenleiden, das aber leicht ist und jedenfalls sehr gebessert werden kann. Er scheint Vertrauen zu mir zu gewinnen, gebärdete sich aber wie ein Unsinniger, als er hörte, ich würde auf acht Tage verreisen. Der Botschafter und Nasse sowie sein Kortege suchten ihn zu beruhigen, was gegen zehneinhalb Uhr abends zu gelingen schien. Nun bekam er eine Morphiumeinspritzung, und ich entfloh, denn um elf Uhr zweiundvierzig ging der Zug. Hoffentlich gelingt es Nasse, die Eminenz davon zu überzeugen, daß eine Vorkur von acht Tagen nötig ist, ehe die Operation ausgeführt wird. Ich gestehe, daß ich ihn gern operieren würde, da der Fall dankbar ist. So ist es aber immer in meinem Leben: eine Doppelaufgabe; unterzieht man sich einer, so entgeht einem die andre. Noch aber hoffe ich,

daß bei meiner Rückkehr ich an die Tür der Schwartzkopff-Straße 9c klopfen und wie einst Karl der Fünfte in St. Just rufen kann: ‚Hispanische Mönche, macht mir auf die Tür!‘“

Leider stellte sich bald nach Bergmanns Rückkehr heraus, daß dem alten sich ungeduldig und geradezu verzweifelt gebärdenden Manne nicht zu helfen war, denn er litt an einem schon stark vorgeschrittenen Krebs der Zungenwurzel und des Unterkiefers. Über die Vorgänge in der Klinik berichtete die Madrider Zeitung „Liberal“ nach den Mitteilungen eines der Begleiter des Kardinals, des Paters José, folgende Einzelheiten: „So ist denn Kardinal Ceferino Gonzalez wieder aus Berlin zurückgekehrt und hat mit dem bescheidenen Mönchskloster der Missionare in der Calla Pasion vorliebgenommen. Alle Welt nimmt regen Anteil an dem Schicksal des erlauchten Kardinals: an dem Klosterportal ziehen täglich Angehörige aller Gesellschaftsklassen vorüber, um sich nach dem Verlauf der schrecklichen Krankheit zu erkundigen, die den großen Philosophen niedergeworfen hat. Pater José gab uns auf unsre Fragen liebenswürdige Auskunft. ‚Ich habe Seine Eminenz nach Berlin begleitet‘, erzählte er, und kann Ihnen einiges über die Augenblicke höchster, furchtbarster Angst mitteilen, die wir dort ausgestanden haben. Niemals werde ich den Tag vergessen, an dem der berühmte Bergmann den Kardinal untersuchte. Man erlaubte uns nicht, das Operationszimmer zu betreten: einige in Berlin wohnende Freunde Seiner Eminenz und seine spanischen Begleiter mußten in einem benachbarten Zimmer das Ergebnis der Operation abwarten. Drüben Dr. Bergmann und einige andre Ärzte, ebenfalls namhafte Operateure, die die hohe Ehre genießen, bei Bergmanns Operationen zugegen sein zu dürfen; hüben einige Freunde und Diener des Patienten, die weiter nichts als ihre schmerzlichen Empfindungen bieten konnten. Endlich wurde die Tür wieder geöffnet: einer der Assistenzärzte, ein blonder, hochgewachsener Mann mit scharfem, klugem Blick (Nasse), sagte uns, daß die Operation glücklich vollzogen sei. Das geschickte Messer des berühmten Arztes hatte in wenigen Augenblicken das giftige Geschwür ausgegraben, das der Kardinal im Unterkiefer hatte. Das war leider nur etwas Unbedeutendes gewesen: ein Kinderspiel für den großen Bergmann. Als dieser das Operationszimmer verließ, verneigten wir uns so ehrerbietig vor ihm, als wollten wir den Boden mit der Stirn berühren. Ich bewegte meine Lippen und betete, um diesen Mann zu segnen. Die Entfernung des Geschwürs erleichterte die Leiden des Kardinals freilich nur wenige Tage; die Schmerzen kehrten bald mit doppelter Stärke wieder. Ein zweiter Eingriff wurde notwendig: darin stimmten Bergmann und seine Assistenten überein. Diese zweite Operation, die der Ursache der furchtbaren Schmerzen nachgehen sollte, an denen der Kardinal litt,

dauerte kaum eine halbe Stunde. Der große Arzt trennte und teilte die Gewebe mit seinem Messer, stieß auch wirklich auf die Wurzel der Krankheit, untersuchte sie schnell, wandte sich dann nach seinen Assistenten um und sagte kurz: zudecken!"

Bergmann eröffnete der Umgebung des Kranken, daß die Operation aussichtslos wäre. Da dieser über Reichtümer gebot, ordnete er an, man solle alles aufwenden, ihm den Tod so leicht als möglich zu machen.

Niemals leer wurde die Blohmsche Klinik von russischen und livländischen Patienten. So erschien eines Tages, vom Leibarzt Kaiser Alexanders des Dritten angekündigt und von einem Militärarzt begleitet, ein dem Monarchen besonders nahestehender Kammerdiener, ein Lette, zur Operation. Als er sich auf den Tisch streckte, sagte er in der Sprache seiner Heimat das Vaterunser her. Bergmann aber fiel Lettisch ein und betete mit ihm, worüber der Patient nicht wenig staunte: „Der große Mann kennt meine verachtete Sprache!"

Den Krankheiten gegenüber ist der Arzt häufig in enge Grenzen gebannt, und die größte Erfahrung und die beste Pflege stehen oft erschüttert vor dem geringen Ergebnis aller Opfer und Mühen. Diese Erfahrung mußte Bergmann wie jeder andre Arzt machen, aber konnte nicht gerade er mit Genugtuung auf unzählige dem Leben wiedergegebene Patienten blicken?

Ein Septembersonntag 1900 stellte ihn vor eine besonders folgenschwere Entscheidung: Sein Bruder Wilhelm, Landwirt in Livland, litt an Nierensteinen und war von einer, wie es schien, erfolgreichen Badekur aus Wildungen zurückgekehrt. Im Begriff, nach Hause zu reisen, erkrankte er in der Potsdamer Villa so heftig, daß sich Bergmann zu einem operativen Eingriff entschließen mußte, da zu fürchten war, daß der Patient den nächsten Schüttelfrost nicht überstehen würde. Aber der Entschluß wurde ihm besonders schwer, handelte es sich doch nicht nur um den Bruder, sondern auch noch um den Vater von zehn unversorgten Kindern. Doch, es mußte sein: ein Krankenwagen wurde geholt, und an der Seite des von körperlichen und seelischen Leiden gequälten Bruders ging es Schritt vor Schritt den weiten Weg bis zur Blohmschen Klinik. Gegen Mitternacht waren sie dort, die Vorbereitungen waren getroffen, die Assistenten zur Stelle. Um Bergmann über den schweren Entschluß hinwegzuhelfen, machte einer von ihnen hinter seinem Rücken den ersten Schnitt, worauf Bergmann weiter operierte. Viele Wochen stand es schlecht, und der Erfolg war ungewiß. Endlich trat nach einer langen Zeit der Sorgen und Aufregungen eine Wendung zum Bessern ein, und vor Jahresschluß begleitete er selbst, zu einer Konsultation nach Rußland berufen, den Bruder nach Hause, der noch heute in wiedergewonnener Rüstigkeit seinem Berufe nachgeht.

Einen breiten Raum nahmen in seinem Leben die unzähligen nahen und weiten Operations- und Konsultationsreisen ein. Soweit oft das Ziel auch lag: Eisenbahnfahrten brachten in das Gehetz der Tagesarbeit eine ihm immer erwünschte Abwechslung und zugleich auch Erholung. War eine Berufung angenommen, so wurde, das Glas vor die alterssichtigen Augen geklemmt, das Kursbuch studiert, die Züge wurden festgestellt, ein Platz im Schlafwagen belegt. Auf dem Bahnhof versorgte er sich mit Zeitungen und ein paar Romanen, die nicht vom besten Genre zu sein brauchten, und dann ging es in die Himmelsrichtung, die gerade vorgeschrieben war. Da er sich zeitlebens eines gesunden Schlafs und guten Appetits erfreute, so erreichte er den Patienten meist mit erfrischter Kraft.

Besonders oft ist er dank den vielen Beziehungen, die er zum Nachbar im Osten hatte, zu russischen Kranken gerufen worden. Unter ihnen war in den neunziger Jahren der reiche Kiewer Zuckersieder Tereschtschenko einer seiner treusten Verehrer. Wiederholt war Bergmann Gast in seinem mit Kunstschätzen reich beladenen Palast und konnte ihm in seinem ernsten Darmleiden Erleichterung bringen. Im Januar 1894 berief er ihn abermals zu sich. Unterwegs aber mußte er auf Graf Schuwalows Bitte in Warschau haltmachen, wo der Generalgouverneur Gurko, der Balkanheld, krank daniederlag. Von seinen Ärzten empfangen und an sein Bett geleitet, fand er den Zustand nicht so schlimm, wie er ihm geschildert worden war, stellte auch fest, daß es sich um keinen Schlaganfall, sondern einen Gichtanfall handle, und einigte sich mit den russischen und einem aus Paris herbeigerufenen Kollegen über die weitere Behandlung. In Kiew — er reiste mit Kocher aus Bern — fand er seinen alten Patienten im letzten Stadium des Darmkrebses. Eine Radikaloperation war ausgeschlossen: auch die gewöhnlichen Mittel, die die Qualen dieser entsetzlichen Krankheit sonst zu erleichtern pflegen, versagten die Wirkung, und tief verstimmt kehrte Bergmann nach Berlin zurück.

Kaum hatte er sich zu Ostern desselben Jahres ein paar Tage in Gries erholt, als er eine Berufung zu einem Patienten in Nikolajew annahm, dem zweiundachtzigjährigen Patriarchen der dortigen jüdischen Gemeinde, der an einem fortschreitenden Gangrän des rechten Fußes und, wie sich am Krankenbett erwies, noch dazu an hochgradiger Herzschwäche litt. „Leichte chirurgische Aufgaben", schrieb er seiner Frau, „werden mir im Leben nicht mehr gestellt, aber die schweren werden durch die äußere Umgebung noch besonders ins Schwere gesteigert. Der Alte hat mehr als vierzig Kinder, Enkel und Urenkel. Alle diese waren im Hause versammelt, während Hunderte im Hof und auf der Straße standen. Auch unter den Russen ist dieser Jude höchst angesehen. Der Gouverneur — Admiral und Kommandeur

der Flotte des Schwarzen Meers — und der Polizeimeister waren hier, um mir zu erklären, daß es im ganzen Bezirk des Gouverneurs keinen Mann gebe, der durch seine Wohltaten so beliebt sich gemacht, wie der alte Kuppermann. Und diesen sollte ich unter den denkbar ungünstigsten Umständen in einem Alter, wo ein geringer Blutverlust schon tötet, unters Messer nehmen. Ich überlegte mir, daß die Operation das einzige Mittel, ihn zu retten, und schlug sie vor. Nach einer Stunde Kampf ging er darauf ein, und da ich in dieser Stunde alles hatte vorbereiten lassen, operierte ich unter Assistenz von noch drei Ärzten und Bades bekannter, aber heute ganz ausgezeichneter Mitwirkung — glücklich. Die Schwäche nach der Operation war nicht groß, und eben nimmt Patient Bouillon und Ei ohne Übelkeit, während er dazwischen Milch trinkt. Während der Operation wurden zweihundert Rubel in Fünf- und Zehnkopekenstücken unter das rechtgläubige Volk, das sich unter den Fenstern des Operationssaals angesammelt hatte, verteilt.

Über Kiew ging es in vier Tagen und Nächten wieder nach Gries zurück.

In die alte Kapitale Kleinrußlands ist er auch in den spätern Jahren noch ein paarmal gekommen. So reiste er trotz arger Bronchitis im April 1898 zur silbernen Hochzeit seines Bruders Gustav hin, um ihm die Freude nicht zu verderben, hatte er doch seinen Besuch in bestimmte Aussicht gestellt. Matt und kurzatmig stieg er ins Coupé, erholte sich aber auf der Reise, und in Kiew operierte er und hielt er einen Vortrag. Im September 1902 war es ein besonders trauriger Anlaß, der ihn hinführte: sein Bruder war an Darmkrebs erkrankt und setzte viel Erwartungen in Ernsts Hilfe. Aber der Zustand war hoffnungslos, und sieben Monate später erlag er seinen Qualen. „Wie schnell ist eine Menschengeneration vorüber!“ schrieb er damals seiner Schwester, „und ob die folgende noch eine Spur von Verständnis für andre aus ihr als allenfalls die Eltern hat, ist bei dem Leben der Gegenwart fast fraglich. Die Einberufung der Kinder des alten Rujenschen Hauses hat begonnen — wer weiß, wie lange noch . . .?“

Von seinen russischen Patienten verdient noch der steinreiche Großindustrielle Kokorew, der sein Riesenvermögen in den Petroleumquellen Bakus angelegt hatte, Erwähnung. Sein zwanzigjähriges Nervenleiden, Neuralgie des Trigeminus, konnte nur durch eine Operation gehoben werden, was ihm schon russische, deutsche, französische und englische Ärzte erklärt hatten, und Bergmann und mit ihm Erb und Neißer bestätigten, als sie ihn in Nizza untersucht hatten. Wenn man aber unzählige Millionen Rubel sein eigen nennt, so entschließt man sich nicht so leicht zu einem immerhin ernsten Eingriff. Dafür hatte er zwei Patienten, die das gleiche Leiden hatten, zu Bergmann nach Berlin geschickt, um zu erfahren, ob die angeratene

Operation wirklich helfen könnte. Beide überstanden sie und blieben schmerzenfrei. Dann wurde ein Arzt aus Petersburg nach Berlin gesandt, um in Erfahrung zu bringen, wie es den von Bergmann operierten Berliner Kindern ginge. Auch diese Nachfrage ergab gute Resultate. Deswegen wurde er zu Kokorew nach Nizza gerufen. Nach der ersten Konsultation, an der noch zwei russische Ärzte und ein französischer teilnahmen, wurde einstimmig der Vorschlag zur Operation gemacht, und ein Protokoll darüber in drei Sprachen aufgenommen und unterschrieben. Darauf bat sich Patient zwei Tage Bedenkzeit aus, während deren seine ärztlichen Ratgeber auf seine Kosten lebten „wie die Freier der Penelope auf die des göttlichen Dulders." Am 15. März 1900 operierte ihn Bergmann und freute sich, seine Kunst vor den Franzosen glänzen zu lassen. Die Operation gelang vortrefflich, und im April des nächsten Jahres schnitt ihm Bergmann in Zarskoje Sselo denselben Nerv auf der rechten Gesichtshälfte aus.

Wenige Wochen vorher hatte ihn die russische Staatsregierung an das Lager des von Mörderhand getroffenen Ministers der Volksaufklärung Bogoljepow berufen: aber ihm war nicht mehr zu helfen, was Bergmann dem Finanzminister Witte, der ihn um sein Kommen gebeten, schon nach der ersten Untersuchung erklärt hatte.

Im April 1903 war er abermals in Rußland: in Kiew, Moskau, Tambow, diesmal in Begleitung seines Assistenten Bier. „Solange ich nun schon operiere", schrieb er damals seiner Frau aus Moskau, „die Erregung und die Frage: ‚wie wird es werden'? schnüren noch immer Hals und Brust zusammen. Immer werde ich an meine erste Konsultation von Dorpat heraus erinnert — damals nach Reval zu der Ovariotomie bei Frau v. S. Da konnte ich die Nacht vorher nicht schlafen. Ich verstand auch damals von der Operation nicht so viel, als ich jetzt von der in Tambow bevorstehenden verstehe, aber ich wünschte, ich hätte das Glück wie damals, als der gute Erfolg mir in Livland wenigstens den chirurgischen Ruf machte." Es handelte sich um ein hoch sitzendes und sehr großes Darmkarzinom. Der junge Chirurg, der sich kürzlich in der Stadt niedergelassen hatte, wollte seinen Ruf durch eine lebensgefährliche Operation nicht aufs Spiel setzen; daher wurde Bergmann berufen, und er war mit dem Ergebnis zufrieden.

Zum letzten Mal war er im Mai 1905 in Rußland: wiederum in Moskau. Herbst und Winter hatten ihm viel aufregende Arbeit gebracht, und die weite Reise strengte ihn mehr an als sonst, zumal ihn eine gründliche Erkältung plagte. Aber im allgemeinen lieferte ihm jeder Arbeitstag den Beweis, daß er noch genug leisten konnte und nicht viel Erholung und Kräftigung brauchte.

Es wäre ein vergebliches Bemühen, wollten wir Bergmann auf allen seinen weiten und nahen Reisen folgen, zu den Krankenbetten, denen er Hilfe brachte oder Enttäuschungen bereiten mußte. Im Grunde haben ihm die Enttäuschungen mehr zu denken gegeben, als gelungene Operationen und Kuren. Das Motto, das Goethe über den dritten Teil von „Dichtung und Wahrheit" gesetzt hat: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen", hat ihn oft an die engen Schranken seiner Kunst gemahnt. „Hier kann ich nicht helfen" — wie schwer ist ihm dies Bekenntnis geworden!

Eine besonders schmerzliche Erfahrung war ihm, daß er seinem ernst erkrankten Freunde v. Goßler, der seine Hilfe angerufen hatte, das gefährdete Leben nur fristen, aber nicht retten konnte. Wiederholte gründliche Untersuchungen ergaben, daß er an einer bösartigen Nierengeschwulst litt. Bergmann mußte zu einer Operation raten, deren Ausgang immer zweifelhaft ist. Goßler vertraute ihm völlig. „Ich empfinde ganz das Glück, von neuem einem Manne verpflichtet zu sein, welchen ich so aufrichtig hochhalte und in reifen Jahren zum Freunde fürs Leben gewonnen zu haben als ein ganz besondres Geschenk der Vorsehung betrachte", schrieb er Bergmann, nachdem er in dessen lange abwartender Behandlung gestanden hatte. Im Frühjahr 1900 befreite ihn Bergmann durch einen lebensgefährlichen Eingriff von dem Nierentumor. Der Entschluß hierzu war ihm besonders schwer geworden, aber Goßlers Tapferkeit half ihm seiner Bewegung Herr werden.

Er lag mehrere Wochen auf der Blohmschen Klinik, ein geduldiger, der Zukunft ohne Furcht und Zagen ins Auge blickender Patient, dabei sich des täglichen Verkehrs mit seinem Operateur und Freunde freuend. „Noch höher als der Arzt steht mir doch der Mensch Bergmann", hat er damals und später bekannt. Als er die Klinik verlassen hatte und nach Danzig zurückgekehrt war, schickte er Bergmann als Geschenk für seine Potsdamer Villa einen reich mit Intarsien verzierten Danziger Schrank zu, den er durch einen für beide treffliche Menschen charakteristischen Brief ankündigte, der als eine der schönsten unter den vielen Kundgebungen dankbarer Bergmannscher Patienten hier seinen Platz finden möge:

„Mein lieber, teurer Freund! Gott hat Sie durch geistige Gaben und durch Ihre Kunst so reich gesegnet, daß das Glück, in den Herzen ungezählter Menschen unauslöschlichen Dank erworben zu haben, nicht mehr zum vollen Bewußtsein kommen kann. Aber Sie wissen das: ich vermehre die Zahl der Dankbaren, und ich mit den Meinigen sah Ihr Herz und Ihre Hand, welche in den schwersten Stunden meines Lebens mich innerlich wie äußerlich gestützt hat. Ob ich Ihnen oder den Ihrigen jemals die mir erwiesene Wohltat vergelten kann, ich

weiß es nicht; ich wünsche es auch nicht, denn es müßte eine sehr schwere Prüfung sein, wie sie jetzt dank Ihrer Treue hinter mir liegt. Ihnen für dieses Leben Schuldner zu sein fällt mir auch nicht schwer, da unsre Wege seit lange gemeinsam gehen, jetzt zwanzig Jahre hindurch, und, so Gott will, sich auch niemals trennen werden. Ihre Freundschaft erworben zu haben und betätigt zu sehen ist mir ein kostbarer Gewinn, welchen ich als liebe Schuld empfinde.

Als ich in einsamen Nächten mit meinen Gedanken spazieren ging, kam mir immer wieder die Vorstellung, daß es für die Ihrigen doch eine schöne Erinnerung wäre, wenn die schriftlichen Dankesbezeigungen gesammelt würden, schon um den Glauben an die Menschheit wach zu erhalten. Diese Vorstellung verdichtete sich zu einem Danziger Schrank, für welchen nach Gustis Versicherung noch ein Plätzchen in Ihrem Arbeitszimmer sich finden lassen soll. Der Schrank ist nur die Frucht eines Gedankens, welcher aber immer wiederkehrte, und in langen durchwachten Stunden habe ich ihn mit Segenswünschen gefüllt. Unter diesem Gesichtspunkte bitte ich die kleine Gabe freundlich aufzunehmen."

Noch am Ende des Jahres stand es gut um Goßler. „Sie können meine Krankenakten bald reponieren", schrieb er Bergmann im Oktober, und ein paar Wochen später: „Sie können jetzt unter mein Bild schreiben: ‚Mit Gottes Hilfe durch mich gerettet und dem Leben wiedergegeben.'" Aber ein Jahr später stand es leider anders: die Kurve nach unten wurde immer steiler. Obwohl durch den Tod seiner geliebten Frau tief erschüttert, sah er mutig dem Kommenden entgegen. „Ich vertraue darauf", schrieb er Bergmann am 15. Dezember 1901, „daß ich bisher in den Stunden des Handelns noch nicht versagt habe, und ich hoffe zu Gott, daß er mir die nötige Kraft verleihen wird." Das Leiden kehrte wieder, und nach qualvollen Wochen und Monaten verschied er am 29. September 1902, bis zuletzt in rastloser hingebender Arbeit für die Provinz, deren Wohl ihm anvertraut war, und die seinen Tod noch heute nicht verwinden kann.

Oft wünschte Bergmann: Hätten doch alle diese Aufregungen ein Ende, und lebte ich doch meinen Bäumen und Blumen und meinem lieblichen Havelhause! Aber immer wieder sah er sich in das unaufhaltsame Gehetz des Tages getrieben, und er überwand es noch immer.

Viel bewundert als chirurgische Großtat des beinahe Siebzigjährigen wurde im Februar 1906 die Exstirpation einer Hirngeschwulst beim Gardedukorps Grafen X.

Bergmann, der immer nur an die verhängnisvollen Folgen dachte und den Patienten wie dessen Familie nicht darüber im Unklaren gelassen hatte, daß es auf Leben und Tod ging, hatte sich erst nach langen schweren Kämpfen zur Operation entschlossen, aber

Es wäre ein vergebliches Bemühen, wollten wir Bergmann auf allen seinen weiten und nahen Reisen folgen, zu den Krankenbetten, denen er Hilfe brachte oder Enttäuschungen bereiten mußte. Im Grunde haben ihm die Enttäuschungen mehr zu denken gegeben, als gelungene Operationen und Kuren. Das Motto, das Goethe über den dritten Teil von „Dichtung und Wahrheit" gesetzt hat: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen", hat ihn oft an die engen Schranken seiner Kunst gemahnt. „Hier kann ich nicht helfen" — wie schwer ist ihm dies Bekenntnis geworden!

Eine besonders schmerzliche Erfahrung war ihm, daß er seinem ernst erkrankten Freunde v. Goßler, der seine Hilfe angerufen hatte, das gefährdete Leben nur fristen, aber nicht retten konnte. Wiederholte gründliche Untersuchungen ergaben, daß er an einer bösartigen Nierengeschwulst litt. Bergmann mußte zu einer Operation raten, deren Ausgang immer zweifelhaft ist. Goßler vertraute ihm völlig. „Ich empfinde ganz das Glück, von neuem einem Manne verpflichtet zu sein, welchen ich so aufrichtig hochhalte und in reifen Jahren zum Freunde fürs Leben gewonnen zu haben als ein ganz besondres Geschenk der Vorsehung betrachte", schrieb er Bergmann, nachdem er in dessen lange abwartender Behandlung gestanden hatte. Im Frühjahr 1900 befreite ihn Bergmann durch einen lebensgefährlichen Eingriff von dem Nierentumor. Der Entschluß hierzu war ihm besonders schwer geworden, aber Goßlers Tapferkeit half ihm seiner Bewegung Herr werden.

Er lag mehrere Wochen auf der Blohmschen Klinik, ein geduldiger, der Zukunft ohne Furcht und Zagen ins Auge blickender Patient, dabei sich des täglichen Verkehrs mit seinem Operateur und Freunde freuend. „Noch höher als der Arzt steht mir doch der Mensch Bergmann", hat er damals und später bekannt. Als er die Klinik verlassen hatte und nach Danzig zurückgekehrt war, schickte er Bergmann als Geschenk für seine Potsdamer Villa einen reich mit Intarsien verzierten Danziger Schrank zu, den er durch einen für beide treffliche Menschen charakteristischen Brief ankündigte, der als eine der schönsten unter den vielen Kundgebungen dankbarer Bergmannscher Patienten hier seinen Platz finden möge:

„Mein lieber, teurer Freund! Gott hat Sie durch geistige Gaben und durch Ihre Kunst so reich gesegnet, daß das Glück, in den Herzen ungezählter Menschen unauslöschlichen Dank erworben zu haben, nicht mehr zum vollen Bewußtsein kommen kann. Aber Sie wissen das: ich vermehre die Zahl der Dankbaren, und ich mit den Meinigen sah Ihr Herz und Ihre Hand, welche in den schwersten Stunden meines Lebens mich innerlich wie äußerlich gestützt hat. Ob ich Ihnen oder den Ihrigen jemals die mir erwiesene Wohltat vergelten kann, ich

weiß es nicht; ich wünsche es auch nicht, denn es müßte eine sehr schwere Prüfung sein, wie sie jetzt dank Ihrer Treue hinter mir liegt. Ihnen für dieses Leben Schuldner zu sein fällt mir auch nicht schwer, da unsre Wege seit lange gemeinsam gehen, jetzt zwanzig Jahre hindurch, und, so Gott will, sich auch niemals trennen werden. Ihre Freundschaft erworben zu haben und betätigt zu sehen ist mir ein kostbarer Gewinn, welchen ich als liebe Schuld empfinde.

Als ich in einsamen Nächten mit meinen Gedanken spazieren ging, kam mir immer wieder die Vorstellung, daß es für die Ihrigen doch eine schöne Erinnerung wäre, wenn die schriftlichen Dankesbezeigungen gesammelt würden, schon um den Glauben an die Menschheit wach zu erhalten. Diese Vorstellung verdichtete sich zu einem Danziger Schrank, für welchen nach Gustis Versicherung noch ein Plätzchen in Ihrem Arbeitszimmer sich finden lassen soll. Der Schrank ist nur die Frucht eines Gedankens, welcher aber immer wiederkehrte, und in langen durchwachten Stunden habe ich ihn mit Segenswünschen gefüllt. Unter diesem Gesichtspunkte bitte ich die kleine Gabe freundlich aufzunehmen."

Noch am Ende des Jahres stand es gut um Goßler. „Sie können meine Krankenakten bald reponieren", schrieb er Bergmann im Oktober, und ein paar Wochen später: „Sie können jetzt unter mein Bild schreiben: ‚Mit Gottes Hilfe durch mich gerettet und dem Leben wiedergegeben.'" Aber ein Jahr später stand es leider anders: die Kurve nach unten wurde immer steiler. Obwohl durch den Tod seiner geliebten Frau tief erschüttert, sah er mutig dem Kommenden entgegen. „Ich vertraue darauf", schrieb er Bergmann am 15. Dezember 1901, „daß ich bisher in den Stunden des Handelns noch nicht versagt habe, und ich hoffe zu Gott, daß er mir die nötige Kraft verleihen wird." Das Leiden kehrte wieder, und nach qualvollen Wochen und Monaten verschied er am 29. September 1902, bis zuletzt in rastloser hingebender Arbeit für die Provinz, deren Wohl ihm anvertraut war, und die seinen Tod noch heute nicht verwinden kann.

Oft wünschte Bergmann: Hätten doch alle diese Aufregungen ein Ende, und lebte ich doch meinen Bäumen und Blumen und meinem lieblichen Havelhause! Aber immer wieder sah er sich in das unaufhaltsame Gehetz des Tages getrieben, und er überwand es noch immer.

Viel bewundert als chirurgische Großtat des beinahe Siebzigjährigen wurde im Februar 1906 die Exstirpation einer Hirngeschwulst beim Gardedukorps Grafen X.

Bergmann, der immer nur an die verhängnisvollen Folgen dachte und den Patienten wie dessen Familie nicht darüber im Unklaren gelassen hatte, daß es auf Leben und Tod ging, hatte sich erst nach langen schweren Kämpfen zur Operation entschlossen, aber

wie glücklich war er, als er dem jungen Offizier, dem einzigen Sohne seiner Eltern und Erben eines fürstlichen Besitzes, Leben und Gesundheit wiedergeben konnte! Der Bericht, den Bergmann seiner Frau über die Operation schickte, gibt noch alle seine Sorgen und Befürchtungen wieder und ist für ihn und sein Denken und Fühlen so charakteristisch, daß er hier folgen mag: „Ich hatte die Hoffnung, daß die Geschwulst, deren sarkomatöse Natur mir wahrscheinlich schien, eine kleine, wenn auch sehr schwer entfernbare wäre. Diese Hoffnung schien sich auch in der ersten Stunde der Operation zu erfüllen. Michel (der Ophthalmolog) hatte drei Jahre den Kranken beobachtet, ohne daß das Vorragen des Augapfels deutlich zugenommen hätte; erst seit dem November war die Zunahme unverkennbar. Die epileptischen Krämpfe (zwei Anfälle) bezogen wir auf eine Durchwachsung der obern knöchernen Wand der Augenhöhle und Hineinragen der Geschwulst in die Schädelhöhle. Dieser Annahme entsprachen mein Operationsplan und die Einübung an der Leiche. Der Plan hat sich auch bewährt, nur daß es bei jedem Meißelschlag auf den Knochen oft in Strömen blutete. Die erste Störung war die enorme Verdickung des Augenhöhlendaches, das sonst papierdünn zu sein pflegt. Ich mußte mit aller Kraft auf den Meißel hämmern, ja zuweilen mich von Bier ablösen lassen, bis endlich der Meißel bis in die Schädelhöhle gedrungen war. Ich erklärte mir diese recht große Schwierigkeit günstig, indem ich hoffte, daß die ganze Geschwulst aus festem, dichtem, elfenbeinhartem Gewebe bestehen würde, also kein Sarkom, sondern eine Knochengeschwulst, etwa Exostose sei. Nachdem ich dann mit vieler Mühe sie aus dem aufgeklappten Dach der Augenhöhle und eines Teils vom Stirnbein herausgelöst hatte, zeigte sich, daß vom untern Ende des harten Abschnitts der Geschwulst eine weiche, fleischähnliche Masse sich von der Innenfläche der äußern (Schläfen-)Wand der Augenhöhle unter die harte Hirnhaut hinzog, weit nach rückwärts in Gegenden, wo die großen Blutleiter und die wichtigsten Nerven liegen. Mit großer Geduld und immer neuer Bekämpfung schwerer Blutungen habe ich herauszuholen gesucht, was nur erreichbar war. Mehr als zweieinhalb Stunden hatte die Operation gedauert. Nun die Mitteilung an die Eltern, die Frau des Kranken usw., wohl zwanzig und mehr Menschen, die den Korridor füllten. Dann Telegramme an meine beiden höchsten Herrschaften, den Kaiser und Dich, usf. Ich kam wohl recht erschöpft zu Hause an, wo ich mich gleich nach dem Mittagsessen ordentlich ausschlief. Dann fuhr ich wieder in die Privatklinik. Es ging gut: 36,6 (wegen des Blutverlusts), Durst und selbst Hungergefühl, keine Schmerzen. Möchte wenigstens die Operation überstanden werden! Es ist die alte Erfahrung des Lebens: Mit tausend Hoffnungen tritt man an die Sache

und gibt sich schließlich mit dem allerbescheidensten Erfolge zufrieden. Also gebe Gott wenigstens Genesung von der Wunde."

Die Operation aber hatte vollen Erfolg, und Patient lebt heute noch in voller Kraft und Gesundheit.

An dieser Stelle dürfen wir wohl auch der Beziehungen erwähnen, die Bergmann als ärztlicher Ratgeber zu Kaiser Wilhelm dem Zweiten hatte. Im Mai 1894 nahm der Kaiser seine Hilfe in Anspruch, worüber Bergmann in einem Briefe an seine Frau vom 3. Juni 1894 berichtet:

„Sonntag, also gerade heute vor acht Tagen, als ich zur Segelfahrt des Kaisers eingeladen war, nahm mich Majestät beiseite und zeigte mir seine linke Wange, an der eine etwas weniger als wallnußgroße Geschwulst dicht über dem Unterkiefer saß. Sie war ganz beweglich und mit der Haut nicht verwachsen. Seit zwei Jahren wollte er sie bemerkt haben, in letzter Zeit sei sie aber größer geworden und langweile ihn, weil bei allen Berichten und Inspektionen die Leute ihm auf die dicke Wange schauten. Leuthold hätte gesagt, es sei eine Balggeschwulst, von einem Haarbalge ausgegangen, und sei leicht zu entfernen. Nun, eine einfache Balg- oder Grützgeschwulst war es nicht oder insofern nur eine Balggeschwulst, als sie gut eingekapselt lag. Es war das, was man eine Speichelzyste nennt, ein kleines abgeschnürtes Säckchen aus dem Gefüge der Ohrspeicheldrüse. Sie sind auch meist leicht zu operieren, allein der Bewegungsnerv des Gesichts, Fazialis geheißen, liegt mitunter in unangenehmer Nähe von diesen mit speichelähnlicher Flüssigkeit erfüllten Blasen, und seine Verletzung hat eine unreparable Lähmung, d. h. dauernden Schiefstand des Mundes zur Folge! Unter diesen Umständen kannst Du Dir denken, daß die ersten fünf Tage der Woche mir voll krauser Gedanken steckten. Nun kam die Fahrt am Montagabend nach Dresden, die Fakultätssitzung und die Fülle der klinischen Arbeit. Was ich diesen Zeiträubern absparen konnte, benutzte ich dazu, die örtliche Narkose mittels Äthererzerstäubung und Kokaineinspritzungen näher zu studieren. Montag und Donnerstag erschien Leuthold bei mir in der Klinik, um alles genauer zu besprechen. Er wollte zuerst nur mit mir allein operieren: ‚es sei ganz einfach'. Aber ich machte ihn doch durch die Erwähnung stutzig, daß die Geschwulst zwar eine Balggeschwulst, aber keine oberflächliche, und daß ihr der mimische Gesichtsnerv hart vorbeilaufe. Weiter setzte ich auseinander, daß ich schmerzlos operieren müsse, und keiner so gut die Kokaininjektionen zu handhaben verstünde als Schlange. So wurde auch von Majestät Schlange akzeptiert, allen strengstes

Stillschweigen anbefohlen, da nicht einmal die Kaiserin eher von der Sache erfahren sollte, als bis sie vorüber.

Freitag sieben Uhr fünf Minuten fuhren wir mit Leuthold hinaus, ausgerüstet mit durchaus neuen Instrumenten und frisch sterilisiertem Verbandmaterial. Der Kaiser schlief noch, als wir ankamen, war aber in wenig Minuten zur Stelle und wurde rasiert, desinfiziert und kokainisiert. Es ging alles ganz glatt und programmäßig. Die Kokainisierung gelang so schön, daß er, wie er selbst versichert, ‚keine Spur' von Schmerz empfunden hätte. Die Scherenschläge — ich präparierte zum Teil mit der Schere — hatte er gehört, aber gefühlt nichts. Der Balg war eine Speichelzyste. Naht und Verband wurden angelegt: die ganze Sache hatte kaum eine Viertelstunde gedauert. Nun galt es, Geduld zu raten und Ruhe durchzusetzen, was bei der überaus lebhaften Natur des Kaisers nicht leicht."

Nach der Operation begab er sich zur Kaiserin, die nicht wenig überrascht war; „ebenso waren es die Prinzen, nur der kleine Joachim hat geweint und seine Ärmchen um den Hals des Kaisers geschlungen mit den Worten: ‚Mein armer Papa, das hat wohl furchtbar weh getan'. Als der Kaiser das verneinte, schrie aber der ganze Prinzenchor: ‚Ja, Du bist so tapfer, deswegen sagst Du das nur so!'"

Schlange ergänzt diesen Bericht noch durch folgende Mitteilungen: Kaum wäre die Operation beendet gewesen, so hätte der Kaiser sich voll Interesses ihren Gang in allen Einzelheiten und auch die verwendeten Instrumente erklären lassen. „Er erwähnte dabei, daß er nicht ohne Teilnahme den Studentenflickereien nach den Mensuren in Bonn zugesehen habe. Dann sprang er plötzlich zu einem andern ärztlichen Thema mit neuen Fragen über, die gar nicht immer leicht zu beantworten waren. Als er gar fragte, was die Araber für die Chirurgie geleistet hätten, schwieg ich, obwohl die Frage wohl mehr an mich gerichtet war, gern zu Bergmanns Gunsten, der dann kühn einige Angaben machte, die mir damals durch ihre Sicherheit außerordentlich imponierten."

Als Zeichen seines Danks schickte der Kaiser seinem Operateur eine mit einer handschriftlichen Widmung versehene Kopie seines Bildnisses nach einem Lenbachschen Original in reichgeschnitztem Florentiner Rahmen für sein Havelhaus zu.

5. Weite Fahrten.

Spanien 1897, 1904, 1906.

Auf zwei Züge in Bergmanns Charakterbilde werden wir immer wieder zurückgeführt: den Schaffensdrang, der ruhelos nach Befriedigung suchte, und die Lebensfreude, der auch die ernsteste Lage nichts oder nur wenig anhaben konnte: sie hat sich nirgends so liebenswürdig und so ungetrübt gezeigt, wie in den vielen Briefen, die er auf seinen Reisen nach Hause geschrieben hat, und die von Eindrücken und Erlebnissen berichten, von Gedanken, die ihm durch den Kopf schossen, von träumerischen Landschaften, die ihm die schnelle Fahrt wie in einem Kaleidoskop zeigte, von seltsamen Bildern des Menschenloses, von dem Sinnenglück, das ihm Anmut und Schönheit in jeder Form bereiteten.

Oft hat er bedauert, daß sein Weg ihn nicht an den Arno und die Tiber geführt hatte: Florenz und Rom hat er nie gesehen, und der italienische Süden blieb ihm ein verschlossenes Paradies. Zu Vergnügungsreisen ließ der Beruf eben nur selten und dann auch immer nur wenig Zeit und Muße. Auch die Fahrt, die er Anfang Juli 1897 in das Vaterland des Don Quichotte und Gil Blas unternahm, galt der Ausübung einer ärztlichen Pflicht: er hatte in Berlin drei Monate vorher einem Knaben, dem Sohne des Marquis von T., die verkrümmten Füße gestreckt und einen Gipsverband angelegt, und nun war festzustellen, ob die Behandlung Erfolg gehabt hatte.

Eine Karte von Spanien wurde ausgebreitet, die Entfernungen berechnet, immer aber eilte die Phantasie voraus, ihn über Flüsse und Berge hinwegtragend. Die Tage, die dem Reiseantritt vorausgingen, verliefen meist ungemütlich: viel mußte aufgearbeitet, noch mehr angeordnet werden; als alles abgetan war, fiel er übermüdet in den Wagen, und nun konnte die Erholung beginnen.

In Straßburg hob er schleunig noch seinen erstgebornen Enkel Ernst v. Brand über die Taufe, und dann ging es durch Nacht und Nebel fort. In einem langen an seine Frau gerichteten Briefe schilderte er in vergnügter Stimmung die interessanten Erlebnisse der spanischen Tage:

„Hinter den Eisensäulen des Straßburger Bahnhofs sah ich noch einmal das Häuflein stehen, das mir alle Erdenliebe umfaßt, und dann war ich allein. Die Vogesen flogen mit ihren herrlichen Wäldern vorüber, wohl ein Dutzend Tunnel, dann die deutsche Festung Saarburg und endlich Avricourt und die französische Grenze. Auch hier war ich anfangs allein, sah das Sperrfort, dann die Schienen, die nach Raon l'Étappe führen: wieviel Erinnerungen durchfluteten mich, in

denen ich schwelgen durfte, da stieg in Lüneville eine Menge Volks ein, darunter ein junges Paar mit einem Baby, kaum älter, als der jüngste Ernst, und nun hafteten meine Gedanken wieder an den Straßburger Tagen: sie waren doch wunderschön und erhebend. Der Zug leerte und füllte sich, das Baby mit seinen Eltern stieg in Epernay aus, wo dieses Mal nicht wie in der Kriegszeit Kinder Champagnerflaschen in die Wagen reichten; allein, wie ich war, verzichtete ich auf den glasweisen Ausschank am Büfett und vertiefte mich in das Buch, das Du mir noch herausgegriffen. Nun folgte das schöne Marnetal: ich erkannte manche Stadt und manches Dorf, so lebhaft hatten sich mir damals die Bilder der Landschaft eingeprägt, auch die gesprengten Tunnel bestimmte ich richtig — Meaux, Lagny, Champigny —, ich sah erst jetzt, wie nahe ich von Paris 1870 gewesen war! Um sechs Uhr landete ich im Bahnhof Est: Blumenthal (der Arzt der spanischen Botschaft in Berlin) erwartete mich. Noch einmal wurden die Koffer revidiert, da Paris noch seinen eignen Oktroi hat. Als wir das Wichtigste abgemacht hatten, fuhren wir drei Stunden lang durch die unendliche Stadt hin und her. In einem Restaurant wurde rasch gegessen: nun noch das Magazin du Louvre besehen, Hôtel de Ville, Théâtre français. Ich glaube, daß man in drei Stunden nicht mehr leisten kann. Vor der Statue Straßburgs legten wir keine Trauerkränze nieder, ich aber rief: ‚Hurra! daß wir Dich haben und nimmer wiedergeben'! Der cocher sah mich erstaunt an, deutete mein Hutschwenken aber wohl falsch.

Um zehn Uhr zwanzig saßen wir in unserm Wagen, und zehn Minuten darauf ging es in die Nacht hinaus über Orleans bis zur Garonnebrücke vor Bordeaux, wo ich um sieben Uhr vierzig erst aufwachte. Die Gegend von Bordeaux bis Bayonne ist trostlos, etwa wie die häßlichste in Livland: verkrüppelte Tannen, Heidekraut, Moor usw. Aber in Bayonne, wo die Bahn hart am Kriegshafen vorüberzieht, wird es schön, ja entzückend schön. Arcachon bleibt zurseite in dem Heideland, das bekommt man nicht zu sehen. Aber Biarritz übersieht man, den Strand wie die Villen. Eine beneidenswerte Lage! Das Meer brandet gegen die einzelnen frei aus ihm emporragenden Klippen, dazwischen aber die schönsten Sanddünen. In Irun waren die spanische Grenze und die Madrider Zeit erreicht. Ein unnützer Zollaufenthalt von fünf Viertelstunden, dafür aber der Genuß, eine Fülle männlicher und weiblicher Basken zu sehen: ein schöner Menschenschlag! Eine halbe Stunde nach Abfahrt des Zuges ist San Sebastian erreicht, wo wir vom Marquis T., Conde de M. und dem deutschen Konsul empfangen wurden. Nach kurzer Begrüßung und Fragen hin und her wurden wir ins Hotel geleitet. Es ist einfach, aber seine Parterrefenster eröffnen die großartigste Aussicht. ‚Es rauscht das Meer

zu meinen Füßen', das ewige, unendliche — hier gerade ist der Badeplatz, in einer Bucht, die von einer Insel geschlossen wird, und hinter dem Hotel die Aussicht auf die Pyrenäen! —

Es sind kaum acht Stunden, daß ich zu schreiben aufhörte, und was für eine Fülle von Bildern ist an mir vorbeigezogen! Um ein Uhr kamen der Marquis und sein Bruder, der Graf. Wir fuhren in die Villa, die im italienischen Würfelstil gebaut ist, aber was für eine wunderschöne Aussicht bietet! Ich begreife nicht, daß die Engel im Himmel bleiben und nicht herabsteigen, sich das anzusehen.

Doch ich war auch im Anfang wie ein Engel oder ein Bote aus einer andern Welt, der nichts sieht und nichts will, als seinen Auftrag erfüllen: ich dachte und fühlte nur für die Füßchen meines kleinen Patienten. Es war nicht leicht, den dicken, schweren Verband abzunehmen, aber ich hatte meinen Lohn: die krummen Füße waren gerade! Ich rieb sie nun mit Öl und Spiritus ein und legte einen provisorischen Verband an, um morgen wieder den Gipsverband zu schmieden. Die Haut des Kleinen, die das dreimonatelange Liegen des Verbandes ertragen hat, muß sich doch etwas erholen. Das war um fünf Uhr, dann fuhren wir um sieben Uhr spazieren: die Villa liegt recht hoch, daher die wunderbare, großartige Übersicht. Es wurden mir alle schönen Plätze gezeigt, dann zurück zum Diner um halbneun Uhr. Um zehn wieder in die zwei schönen Equipagen des pferdezüchtenden Marquis und in das Rathaus, wo der Alkalde ein Fest zu Ehren eines eben anwesenden japanischen Prinzen gab, das auch die Königin durch ihre Anwesenheit verherrlichte. Es war sehr originell und gab in den Sälen und im großen Hof des Rathauses das bunteste, bewegteste Bild, alles in uralter Amtstracht à la Tizians venetianische Senatoren. Endlich um elfeinhalb nach Hause! Wer saß in meinem Zimmer? Romero Robledo, dem wirklich die Resektion beider Oberkiefer nicht anzusehen ist — vor vier Jahren! Stürmische Begrüßung: ‚Vous êtez mon dieu'! usw. Um zwölf Uhr erscheint der Herzog von Tetuan, Minister des Äußern, und bittet mich, Donnerstag zwölf Uhr die Königin zu besuchen. Wir rauchen und schwatzen — der Herzog spricht gut Deutsch —, es ward ein Uhr. Ich bin noch voller Erregung und werfe diese Zeilen zu Papier: sie sollen als Skelett für meine Erzählungen dienen."

Am Sonntage darauf, am 11. Juli, war er wieder zurück. Mit viel Freude und Genugtuung erzählte er von dem freundlichen und trotz spanischer Hofetikette völlig zwanglosen Empfang, den ihm die Königin-Regentin Marie Christine bereitet hatte. Nach einer Unterredung unter vier Augen, in der sie ihm ihre Sorgen um die Gesundheit ihres einzigen Sohnes, des damals elfjährigen Königs, anvertraut, hatte sie nach ihm gerufen. „Bubi, Bubi!" klang es durch die

Gemächer, und der König kam herangestürmt, umarmte seine Mutter, warf seine Kleider ab, und Bergmann untersuchte ihn und gab der mit zärtlichen Blicken an dem Sohne hängenden Königin beruhigende Aufklärungen. Des Königs Wunsch war, im Meer zu baden, und er zürnte seinen Leibärzten, weil sie es verboten. Bergmann aber hatte keinerlei Bedenken; Mutter und Sohn dankten ihm, und König Alfonso wies stolz auf seine Arme und streckte sie, als wenn er ein angehender Athlet wäre.

Es waren freundliche und anmutige Bilder, die er aus dem spanischen Königsschloß wie aus dem herrlichen Lande und von den liebenswürdigen, herzlichen Menschen mit nach Hause nahm: damals wie bei seinen spätern Besuchen.

Im März 1904 war Bergmann wiederum in Spanien: diesmal in Valladolid, wohin ihn auf den Rat ihres Arztes, eines Dr. Simonena, die Frau eines Großindustriellen, die an einem Krebsleiden erkrankt war, berufen hatte. Eine Operation erwies sich als möglich, wurde aber, da mit Lebensgefahr verbunden, abgelehnt. Er verlebte in der gastlichen Stadt interessanter geschichtlicher Vergangenheit, an der der Zahn der Zeit aber stark genagt hatte, der Vaterstadt Philipps des Zweiten, und in Dr. Simonenas Hause drei bunte Tage.

Valladolid ist Sitz einer schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gegründeten Universität. Daher ließ sich die medizinische Fakultät nicht nehmen, ihren berühmten deutschen Kollegen zu feiern. Schon bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Diner in der Wohnung seines Wirts, des Dr. Simonena, und seiner liebenswürdigen Gemahlin, fand er die ganze Fakultät versammelt, die ihn mit südländischer Lebhaftigkeit begrüßte.

„Alle Professoren, den Dekan, einen sehr kleinen, aber geradezu wunderbar lebhaften Anatomen eingeschlossen, speisten und tranken da", berichtete er am 7. März seiner Gattin. „Die Frau des Hauses zur rechten, den Dekan zur linken Hand. Es ging hoch her: etwa zwölf bis vierzehn Gänge Fleisch. Ich dachte, wie der selige Pyrrhus: noch solch ein genußreich besiegtes Diner, und es ist mit mir aus. Es ist bedauerlich, daß so gelehrte Männer wie die neun Ordinarii der Fakultät von Valladolid und einer von der Berliner nur in abgerissenen, im denkbar schlechtesten Französisch gesprochenen Worten sich unterhalten können, daher das ganze sehr lebhafte Gespräch nur an der Oberfläche bleibt. Bloß einmal wurde die Unterhaltung interessanter: als die Frage nach der Teilung der Professuren aufgeworfen wurde. Der Anatom und der Physiolog, die bis vor wenigen Jahren in einer Person vereinigt waren, waren nun geteilt und wünschten, daß das gleiche Schicksal jetzt dem Geburtshelfer und Gynäkologen bereitet werde. Ich sprach dagegen und erhielt dafür vom Kollegen

Morales, der beide Fächer in sich vereinigt, einen Kuß. Spät trennte man sich, entzückt darüber, daß man sich nicht verstanden hatte. Vor meinem Platz hatten sie das ins Spanische übersetzte Handbuch der Chirurgie, die Hirnkrankheiten und die Schußwunden des Knies aufgestapelt. Ich wurde mit Philipp dem Zweiten, mit Ambroise Paré und Vesal, vielleicht auch noch mit Torquemada verglichen. Und dennoch war das Diner eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem, das tags darauf kam.

Um zwölf Uhr sollte ich in das Fakultätsgebäude kommen. Dort empfing mich der Rektor, ein etwas Deutsch sprechender Jurist. Er erzählte mir aus der Geschichte des interessanten Gebäudes. Prachtvolle barocke Fassaden! Valladolid sei durch die Bedeutung seiner Lehrer Erbe vom nahe gelegenen, aber verfallenen Salamanka. Dann zeigte er die Gemälde der bedeutendsten Rektoren. Die Bibliothek und sehr schöne alte Manuskripte schlossen den Rundgang. Nun ging es in das Gebäude der Fakultät. Die medizinische Fakultät hat ein eignes großes Haus, in dem alle Institute vereinigt sind! Aber alles Miniaturausgaben. Das beste ist die Anatomie, in der etwa zwanzig Studenten eifrig an injizierten Leichen präparierten. An der Schwelle des Gebäudes empfing mich der Dekan mit der ganzen Fakultät, hinter ihr auf den Stufen der Freitreppe waren ein paar hundert Studenten aufgestellt, die mit einem dreifachen Hoch die Rede des Dekans begleiteten. Mir, der ich völlig überrascht war, blieb nichts andres übrig, als meine paar Brocken Latein zu sammeln und mit einem Vivat, crescat, floreat facultas medicorum Valladolidensium zu schließen. Ich glaube aber, daß ich auch Deutsch hätte reden können, verstanden wurde ich gewiß nicht, aber wenn die Worte vorkamen: unitas literarum, unitas scientiae, unitas laborum, wurde fürchterlich geklatscht und ein viva célebre Berchmanjo! geschrien. Nun folgte ein Rundgang durch alle Institute. Der Dekan, der mir ungefähr bis an den Proc. xiphoideus reicht, so klein ist er, aber von großartiger Beredsamkeit, führte mich zuerst in den anatomischen Hörsaal, wo vier ‚nach seiner Methode' injizierte Leichen lagen. Ich sprach meine Bewunderung aus: sie waren in der Tat ganz frisch, die Injektion aber mit Formalin war die von Kayserling in Berlin; das konnte ich nicht ganz unterdrücken, indem ich sehr bescheidentlich fragte, wodurch seine Methode sich von der Kayserlingschen unterschiede. Er hat zwei Gramm Karbolsäure mehr zugelegt, d. h. er nannte sein Rezept und ließ meine Frage ungehört. Es ist doch gut, daß dieselbe Entdeckung in jedem Lande gemacht wird; möchte sie nur immer zuerst in Berlin gemacht werden. Nun folgte die anatomische Sammlung. Ob ich schon je Moulagen gesehen hätte? Ein Valladolider Künstler mache sie. Ich bemerkte, daß ich eben

welche nach St. Louis geschickt hätte. Große Freude darüber, daß die Valladolider Idee schon in Berlin Wurzel gefaßt hatte.

Die Präparate der Studenten waren gut und sorgfältig hergestellt. Ich wurde gebeten, zu examinieren, und fragte nach den Arterien des Arms und Unterschenkels: schnelle und gute Antworten. Wieder nicht enden wollendes Händeklatschen. Nun zurück ins Auditorium. Da hatte ein Student seinen photographischen Apparat aufgestellt. Ich mußte in einen roten Lehnstuhl. Der Dekan zur Seite. Wir reichten uns die Hände. Hinter uns die ganze Fakultät im Halbkreise, zu meiner Linken der Chirurg. Weiter nach hinten noch hundert Studenten. Knips: wir waren verewigt. Jetzt durch alle Institute. Eine Frau mußte mir zu Ehren gebären: in wenigen Minuten war alles erledigt.

Das Gebäude ist in Radien gebaut. In jedem Radius eine Klinik von zwanzig Betten. In der chirurgischen Klinik ein großes Sarkom des Knies. Ich sollte amputieren. Eh bien! Rock abgeworfen und Hände gewaschen. ‚Inventeur de l'asepsie!' Minutenlanges Klatschen. Endlich war alles bereit: ziemlich wenig Asepsis, da Ströme von Sublimatlösung über die Wunde flossen. Aber das Bein war in zehn Sekunden abgeschnitten. Klatschen, viva usw. Dazwischen redete ich Lateinisch wie Julius Cäsar oder Lucullus, der Valladolid gegründet haben soll. Endlich Einführung in den Sitzungssaal der Fakultät. Sie nimmt Platz. Der Dekan redet Spanisch. Ich rede Deutsch. Ich muß versprechen, mein Bild zu schenken, und schreibe ins Fakultätsalbum — nun was? ‚Eritis sicut deus'... Ob sie den Spruch der alten Schlange kannten, weiß ich nicht, aber es folgte lebhaftes Händedrücken. Ich dankte noch einmal für alle amabilité und fraternité und konnte endlich nach Hause fahren. Wieder Diner in kleinem Kreise: Verwandte der Familie. Dann Besuche und dann Erwiderungen. Abends wieder ein Fest. Die Studenten brachten mir eine Serenade mit bunten Lampen und einem Orchester aus Violinen, Gitarren, Mandolinen, Tamburins: sie spielten wohl mehr als eine Stunde lang spanische Volkslieder und Tänze. Dann kam eine Deputation herauf, die von meiner Wirtin mit Wein und Kuchen traktiert wurde. Eine Reihe junger Damen kredenzte, ganz wie bei uns. Es waren meist Professorentöchter. Der Gynäkologe hat drei, eine schöner als die andre. Sehr freundliche, nette Momente! Endlich gegen ein Uhr sinkt der Gefeierte ins Bett, um am andern Morgen acht Uhr siebenundfünfzig nach Madrid zu eilen.

Buchstäblich habe ich von Madrid nur das gesehen, was ich aus den Fenstern des Coupés meines chirurgischen Kollegen San Martin sehen konnte. Er und Romeros Leibarzt Murillo, wahrscheinlich ein Nachkomme der ‚Heiligen Nacht', empfingen mich am Bahnhof —

daher schon heute abend eine Einladung. Wenn das mein Magen aushält, muß ich ihm ein Denkmal setzen.

Ich besuchte zuerst mit Dr. Murillo meinen Romero Robledo. Er ist kerngesund seit zwölf Jahren! So heilbar sind die Krebse! Dann noch schnell zur Marquise Martinez Campos. Eine genaue Untersuchung zeigte mir, daß kein Rezidiv vorhanden. Die Entstellung ist gering, so daß sie ihren Posten als Hofmeisterin der Königin wieder versieht. Sie hat der Königin versprechen müssen, daß ich mich morgen zehneinhalb Uhr im Palais melde. Kostüm: Rock mit getüpfelter Weste."

Der Aufenthalt in Madrid war diesmal nur von ganz kurzer Dauer: in Sturmeseile ging es nach Berlin zurück.

Im Januar 1906 war er, von Romero Robledo gemeinsam mit Kraus berufen, zum letzten Mal in Spanien. Er fand seinen alten Patienten von einer schweren Lungenaffektion befallen. Er öffnete ihm einen Abszeß, doch diesmal gelang es nur, sein Leben um wenige Monate zu verlängern: im Herbst erlag er seinem Leiden, einer der interessantesten und dankbarsten Patienten seines Berliner Arztes.

Das Jubiläum der Militär-Medizinischen Akademie in St. Petersburg 1898.

Einige Tage nach Weihnachten 1898 reiste Bergmann in Begleitung seiner Frau und seines Sohnes, der damals Bonner Student war, nach Petersburg, um als Vertreter der Berliner Universität an der hundertjährigen Jubelfeier der Kaiserlichen Militär-Medizinischen oder, wie man sie früher nannte, der Mediko-Chirurgischen Akademie teilzunehmen, die einst auch ihn für ihren Lehrkörper hatte gewinnen wollen. Noch vor wenigen Jahren, als er bereits in Berlin war (1886), hatte man das Vorurteil gegen den deutschen Namen und die deutsche Gesinnung Bergmanns überwunden und ihn zu berufen gewünscht, wobei, wie die russische Botschaft in Berlin ihn wissen ließ, das Geld nicht geschont werden sollte. Die Stellung, die man ihm anbot, war freilich glänzend. Die Petersburger Universität hat keine medizinische Fakultät. An ihrer Stelle unterhält das Kriegsministerium die Militär-Medizinische Akademie. Die Klinik, in der die angehenden und die zur Fortbildung dahin kommandierten aktiven Militärärzte Unterricht in der Chirurgie erhalten, hatte, seitdem Koslow seinen jungen Freund zum Professor an ihr hatte machen wollen, sich großartig entwickelt und war ein allen modernen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechendes Institut geworden. Die Mittel dazu entnahm sie einem Vermächtnis des einstigen Leibarztes Alexanders des Ersten Sir James Wylie, der einem Rufe des Kaisers aus Edinburg nach Petersburg gefolgt war, um das Sanitätswesen der russischen Armee zu organisieren. Der ebenso angesehene wie bedeutende Arzt vermachte der

akademischen Klinik sein großes Vermögen unter der Bedingung, daß es viele Jahre in der Reichsbank liegen und sich verzinsen, dann aber zum Bau eines Musterinstituts für klinische Chirurgie verwendet werden sollte. So entstand dann eine neue und luxuriös eingerichtete Anstalt, die Wyliesche Klinik, wie man sie nannte. Die Leitung hatte man Pirogow angeboten; als er sie ablehnte, wünschten Bergmann wohlgesinnte hochgestellte Persönlichkeiten wie der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, die Großfürstin Katharina und auch Pirogow ihn zum Direktor der Anstalt, doch wurde er damals, wie er meinte, zu seinem Glücke nicht berufen. Der Chirurg, der statt seiner ernannt wurde, war ein beliebter Arzt und ein braver, ehrlicher Mensch, aber er war seiner schwierigen Stellung nicht gewachsen: Kollegen und Schüler schenkten ihm kein Vertrauen, die Säle standen leer, Klagen und Rügen hörten nicht auf. Nach seinem freiwilligen Tode setzte der Kriegsminister Generaladjutant Wannowski alle Hebel in Bewegung, einen hervorragenden klinischen Lehrer zu gewinnen. Bergmanns russische Kriegsfahrt von 1877, seine in der ganzen Welt viel besprochene Tätigkeit auf den Verbandplätzen und in den Hospitälern Rumäniens hatten ihn in Erinnerung gebracht. Aber dem russischen Sirenengesange hielt er seine Ohren verschlossen. Hatte man überhaupt im Ernst geglaubt, er werde Berlin gegen Petersburg eintauschen wollen?

Diese Reminiszenzen und viele andre, die ihn mit manchem angesehenen Lehrer der jubilierenden Anstalt verbanden, schossen ihm durch den Kopf, als er der nordischen Residenz entgegenreiste.

Den Höhepunkt der viertägigen würdigen Feier bildete der Festakt im großen Saale der Adelsversammlung, und nach den deutschen und russischen Preßstimmen machten den größten Eindruck das Erscheinen und die Rede Bergmanns. Er trug den rotverbrämten schwarzen Professorentalar mit dem Großkordon des russischen Annenordens und hielt eine russische Ansprache, die an die vielfachen wechselseitigen Beziehungen zwischen der russischen und deutschen medizinischen Wissenschaft und an die hervorragenden russischen Gelehrten, in allererster Reihe Pirogow erinnerte, dem auch er viel zu danken habe. Wiederholt wurde die eindrucksvolle, bis in den letzten Winkel des Riesenraums verständliche Rede von lebhaftem Beifall unterbrochen, und ein Sturm der Begeisterung folgte ihr, als der Redner die Tribüne verlassen hatte. Kaiser Nikolaus der Zweite unterhielt sich mit ihm lange Zeit in deutscher Sprache.

Seine Anwesenheit in Petersburg gab einem Kreise deutscher Ärzte, die zum großen Teil seine Dorpater Schüler waren, den Anlaß, ihm zu Ehren ein Bankett zu veranstalten. Die dabei herrschende animierte Stimmung benutzte einer der Teilnehmer, ohne auch nur mit andern Rücksprache genommen und die Realisierbarkeit erwogen

zu haben, zu dem Vorschlage, auf den Namen Ernst v. Bergmanns ein Stipendium zu gründen, damit sein Name unter den deutschen Ärzten Rußlands in dauerndem Gedächtnis fortlebe. Diese Anregung kam völlig überraschend und schuf eine Stimmung der Verlegenheit, aus der aber sehr schnell Bergmann die Versammlung mit gewohnter Schlagfertigkeit herausriß: er erhob sich und erklärte, er selbst werde, solange er lebe, das Stipendium und zwar fünfhundert Mark jährlich aus seinen Mitteln unter folgenden Bedingungen zur Verfügung stellen: erstens sollte das Stipendium der Petersburger Militär-Medizinischen Akademie, deren Ehrenmitglied er soeben geworden war, zugute kommen; zweitens müsse der Stipendiat baltischer Herkunft sein, und drittens hätte es der Deutsche Verein St. Petersburger Ärzte, dessen Ehrenmitglied er ebenfalls sei, zu verteilen. Er übergab sofort seinen ersten Beitrag, den er dann Jahr für Jahr bis an seinen Tod erneuerte. Darüber hinaus dem Stipendium Dauer zu verleihen ist nicht möglich gewesen; das von den Petersburger deutschen Ärzten dazu gesammelte Kapital (zweitausendfünfhundert Rubel) wird dem Komitee, das die Errichtung eines Denkmals zu Ehren Bergmanns in Dorpat plant, übergeben werden.

London, Paris 1900.

Im Sommer 1900 schloß sich an das Ende des akademischen Halbjahrs eine Reise nach London und Paris, auf der Bergmann von seiner Frau, seiner ältern Tochter und ihrem Manne begleitet wurde. In London hatte er auch seinen Sohn zur Seite. Den Anlaß zur Reise gab das hundertjährige Jubiläum des berühmten Royal College of Surgeons of England, das neben vielen ausländischen Chirurgen Bergmann, König und Küster zu Ehrenmitgliedern ernannt hatte. Über die Feier berichtete er am 22. August seiner Schwester: „Nachdem ich meine Visiten gemacht, bei dem Vorstande der Society, dem Prinzen von Wales und andern, blieb mir allerdings wenig Zeit, mit den Meinigen noch London zu durchstreifen, aber es ging doch hier und da. Gleich am ersten Tage machten wir den hochkirchlichen Gottesdienst in St. Paul mit und ließen uns durch die am Sonntage stillen Straßen fahren. Schon am Montag waren wir zu meinem Kollegen Sir Felix Semon eingeladen, und am Mittwoch fand die Eröffnung der Zentenarfeier statt. Zunächst war eine Begrüßung im Hause der Sozietät auf Lincolns Inn Fields. Am Donnerstag war die feierliche Kreierung der Ehrenmitglieder in der Aula der Universität: aus jedem zivilisierten Lande der Welt zwei bis drei Ehrenmitglieder, alle in ihrer akademischen Tracht oder in Uniform. Ein bunter Zug, der sich in die Aula bewegte. Franz König und ich im Fakultätsornat, die

Spanier in gelben und violetten Kragen, wie einst die Großinquisitoren. Aus den großen Nationen: Amerika, Rußland, Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland sollte je einer in kurzer Rede antworten. Mir fiel die erste dieser Reden zu nach alphabetischer Ordnung (Amerika trat als United States auf). Schon als mein Name bei dem Aufruf der neuerwählten honorar fellows genannt wurde, ertönte ein nicht enden wollendes Beifallsklatschen. Ich mußte mich mehrmals verbeugen, ehe ich anfangen konnte. Die englische gelehrte Welt wollte mir eine Art Satisfaktion für die Angriffe geben, die man in der Mackenzie-Zeit gegen mich gerichtet hatte. Tags darauf, Freitag, großes Diner. Ich saß an der Ehrentafel zwischen Lord Rothschild und Lord Lister. Letzterer spricht glücklicherweise Deutsch. Rothschild machte zuerst, als wenn er nur Englisch spräche; als ich ihn aber fragte, wie alt er gewesen, als er Frankfurt verlassen, gestand er, daß seine Eltern ihn nach London gebracht, als er eben nach Tertia versetzt worden wäre; er möchte doch sehen, ob nicht etwas Deutsch noch in seiner Erinnerung geblieben. Dann habe ich mich ganz interessant mit ihm unterhalten. Alle Minister machten die Feier mit, auch der Prinz von Wales, der in einer langen und trefflich gesprochenen Rede den Toast auf die Königin erwiderte. Denke Dir nun noch die täglichen Mittags- und Abendeinladungen zu den Chirurgen, die alle in irdischem Überfluß leben, Mac Cormac, Lister, Harrison, so ist es ein Wunder, daß ich alles aushielt und endlich lebendig und guter Dinge nach Dover abdampfte."

Auf dem internationalen medizinischen Kongreß in Paris, der sich an die Londoner Festtage anschloß, hatte Bergmann auf Wunsch des Reichskanzlers die Führung der deutschen Vertreter zu übernehmen. Er stellte sie im Elysee dem Präsidenten der Republik vor, und in der Eröffnungssitzung hatte er als Erster nach dem Kriege von 1870 öffentlich Deutsch zu reden. Er sprach frei mit überall hörbarer Stimme über das gemeinsame Arbeiten französischer und deutscher Ärzte des verflossenen Jahrhunderts und wurde gefeiert, als wenn er ein alter Bekannter wäre.

Von den Verhandlungen des Kongresses fand das meiste Interesse die Frage der modernen Krebsbehandlung. Es wurde aber wieder nur festgestellt, daß wirkliche dauernde Heilungen durch Röntgenstrahlen, Radium, Finsensche Lichtbehandlung nur bei oberflächlichen, wenig ausgebreiteten Gesichtskrebsen vorkämen; in allen andern Fällen sei die Behandlung mit diesen Methoden zweifelhaft. Doyens Krebsserum stieß auch bei seinen französischen Kollegen auf lebhaften Widerspruch, und Bergmann hatte nicht nötig, sein einst in der Berliner Medizinischen Gesellschaft abgelegtes Bekenntnis zu wiederholen: daß es nur e i n Mittel gebe, den Krebs dauernd zu heilen, nämlich die frühzeitige Anwendung des Skalpells.

Zur Zeit des Kongresses hielt sich in Paris auch eine stattliche Zahl deutscher Studenten auf, denen man aber nachsagte, sie genössen ihre Burschenfreiheit so ergiebig, daß der alte gute Ruf des deutschen akademischen Bürgers gefährdet schien. Lassar stürzte zu Bergmann: nur er, hieß es allgemein in den Kreisen der besorgten alten Herren, könnte dagegen mit Erfolg einschreiten, und er ließ sich gern dazu bestimmen. Wer hätte auch dem Übermut der Jugend mehr Rechnung getragen, als der einstige flotte Dorpater Livone? Wer aber war tiefer davon durchdrungen als er, daß der deutsche Bursch zwar immer in einer deutschen Musenstadt gute Figur machen und Begeisterung auch für seine Ausschreitungen erwecken, daß indes zu ihm und seiner Eigenart sich eine fremde Stadt, noch dazu Paris, immer ohne jedes Verständnis verhalten werde? Er hielt ihnen also eine kleine Pauke, sprach über den Gegensatz zwischen einem französischen und deutschen Studenten, zwischen dem akademischen Leben hier und dort, sie sollten sich als Gäste auf französischer Erde betrachten und daran denken, was sie ihrem Heimatlande schuldig wären. Die Ermahnungen ersparten den Kommilitonen nichts, verletzten sie aber auch nicht.

Dem bunten Getriebe von London und Paris folgte ein stilleres Nachspiel in dem holländischen Seebade Zandvoort, das noch seinen verklärenden Schein auf den gewohnten Herbstaufenthalt in Potsdam warf.

Konstantinopel 1906.

In seinem liebenswürdigen Trinkspruch zu Bergmanns siebzigstem Geburtstage hat Otto Heubner ihn den chirurgischen Konsiliar von Europa genannt; sogar im weftöstlichen Diwan sei er heimisch geworden:

> Herr und Herrin sehn es gern,
> Daß sie beide mich gefunden.
> Und mir leuchtet Glück und Stern,
> Daß ich beide sie gefunden.

So singe Firdusi der Dichter.

Es war kurz vor Pfingsten 1906, als er zu der an Blinddarmentzündung erkrankten Lieblingstochter des Sultans Abdul Hamid, der sechzehnjährigen Prinzessin Refié, berufen wurde. In den Verhandlungen mit der türkischen Botschaft war betont worden, daß es sich um einen chirurgischen Eingriff handle, den Bergmann übernehmen solle. Am 17. Mai reiste er in Begleitung seines Privatassistenten Dr. Bier ab. Auf serbischem Boden wurde die Fahrt in sehr unliebsamer Weise unterbrochen. Ein Tunnel war eingestürzt, und die Reisenden waren zu einem einundeinhalbstündigen anstrengenden

Marsch bergauf und bergab bei senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen genötigt. „Beim Abstieg", schreibt Bergmann, „ging es längs einem steilen Abgrunde, so daß mir schwindelte, und ich Biers Unterstützung und festem Halten zu verdanken habe, daß ich nicht hundert Meter hinabstürzte. Endlich waren wir im zweiten Zuge. Ich warf mich der Länge nach auf den Sitz unsres Coupés und fühlte Herz und Füße ruhiger werden. Ich mußte mich total umkleiden, da selbst die Strümpfe naß wie ein gebrauchter Badeschwamm waren."

Am Abend des 20. trafen sie in Konstantinopel ein, vom Leibarzt des Sultans und dessen Assistenten empfangen und in das Hotel Pera Palace geleitet, wo sie fortan als Gäste des Padischah lebten. Bergmann war körperlich nicht ganz wohl: eine noch nicht völlig überwundene Bronchitis und leichte Darmstörungen hinderten ihn, des ihn wundersam genug anmutenden orientalischen Zaubers so froh zu werden, wie er gewünscht hatte. Weit mehr aber verdroß ihn die Ungewißheit, ob es zur Operation kommen werde oder nicht. Von einem Tage zum andern schob der Sultan unter dem Einfluß seiner Umgebung die Entscheidung hinaus. Auf Order folgte Gegenorder, und die Geduld hatte harte Proben zu bestehen. Da sich aber unter seiner Behandlung das Befinden der jugendlichen Patientin, deren erster Anblick ihn erschreckt hatte, — sie ruhte fahl wie eine Leiche, in dichte weiße Schleier gehüllt, auf ihrem Lager — besserte; und Bergmann auf der Operation nicht fest bestand, so fand er begreiflich, daß ein Vater, „auch ein majestätischer", sich schwer dazu entschloß, den Eingriff machen zu lassen, der in seinen Augen nur die Bedeutung hatte, das Wiederkommen der Krankheit zu vermeiden.

Was ihn über aufkeimende Verstimmungen hinweghob, war die Anmut, die der Sultan, der sonst so gefürchtete und gehaßte Autokrat, in die unzähligen Aufmerksamkeiten legte, mit denen er die Ärzte aus dem Abendlande überschüttete. Er selbst stellte das Programm ihrer Zerstreuungen und Besichtigungen fest, und den ganzen Tag über standen Adjutanten und Ärzte zu ihrer Verfügung. Kaum gab es eine Stunde, in der Bergmann allein sein konnte: öffnete er nur die Tür, so grüßte ihn das freundliche Gesicht seines diensttuenden türkischen Kollegen, des liebenswürdigen Nuri-Bei, eines im Institut Pasteur geschulten Bakteriologen, dessen Aufgabe war, die Einschleppung infektiöser Krankheiten in Konstantinopel zu verhindern. Bergmann kam sich wie in einem goldenen Käfig vor, und es fiel ihm schwer, nicht sein eigner Herr zu sein und diese unaufhörlichen Gastereien „bei gestörten Darmkanälen" überstehen zu müssen. „Daß meine Verdauungsorgane alle diese Schlangenfütterungen aushalten", heißt es in einem seiner Briefe, „ist mir unbegreiflich. Ein Glück ist es nur, daß die Türken nicht trinken." Aber sein unverwüstlicher Humor

siegte immer noch über gelegentliche üble Laune. Diese wundervolle, sonnenhelle Welt blendete und entzückte ihn, und die Märchen von Tausendeiner Nacht, die einst des Knaben glühende Phantasie geweckt hatten, wurden Wirklichkeit:

Gar viele Länder hab' ich bereist,
Gesehen Menge von Menschen allermeist,
Die Winkel sogar hab' ich wohl bedacht,
Ein jeder Halm hat mir Körner gebracht.
Gesegnete Stadt nie solche geschaut...

Über Eindrücke und Erlebnisse sollen folgende Auszüge aus Briefen, die er seiner Frau geschrieben hat, berichten:

„21. Mai. Wenn es einem so voll im Kopf und Herzen ist wie mir, und doch kaum eine halbe Stunde zum Stillsitzen zu erobern ist, so bricht man unter der übernommenen Last fast zusammen. Seit unsrer Ankunft geht es zu wie in einem Bienenstock. Heute um neun Uhr morgens kam ich endlich in den Jildis-Kiosk, und eben erst, fünf Uhr nachmittags, bin ich mit Bier zurückgekehrt. Keine westeuropäische, selbst mit russischen Fragen und Gegenfragen vertraute Seele kann sich eine Vorstellung von den Weitläufigkeiten machen, mit denen wir zu tun hatten. Dazu sieben türkische Ärzte mit Pascharang! Um ein Uhr glaubte ich, daß es zur Operation nicht kommen würde, bis plötzlich um dreieinhalb der Sultan befahl, daß morgen zehn Uhr operiert werden sollte, und alle diese schriftlichen und mündlichen Auseinandersetzungen bei dreißig Grad Hitze im Schatten, dabei ich immer in warmer Kleidung und schwarzem Rock! Der Sultan empfing mich nicht: es ging alles durch Mittelspersonen, einen Deutsch sprechenden Artilleriegeneral und zwei sehr gut Deutsch sprechende Ärzte, unter ihnen der Leibarzt Ibrahim Pascha und der Chef des Medizinalwesens Said Pascha. Ich kam halbtot nach Hause, streckte mich mit Kleidern aufs Bett und kam dann aus meiner furchtbar schlechten Stimmung allmählich wieder zu mir.

22. Mai. Obgleich der Sultan die Operation zu heute zehn Uhr befohlen hatte, kam bereits um sieben der Leibarzt wieder ins Hotel mit der Nachricht, daß der Sultan noch eine Konsultation wünsche: ich möchte wieder um neun Uhr im Palais sein und sowohl Dienstag als Mittwoch untersuchen, um Donnerstag den 24. zu operieren. Dienstag und Mittwoch seien Unglückstage in der Familie. Alle meine Vorstellungen verfingen nichts. Heute — es ist sechs Uhr morgens — geht also der gestrige Trödel wieder los.

Gestern begann alles mit einer Versammlung der Ärzte im Vorzimmer des Sultans. Die Krankengeschichte wurde ungefähr zehnmal verlesen und durchsprochen. Dann hieß es endlich (elf Uhr), daß wir

zur Prinzessin sollten. Nun ging es in den Harem. Vor seiner reich vergoldeten Pforte stehen zwei riesige Wächter, Albanesen, bis an die Zähne bewaffnet, um auf einen Wink des obersten Eunuchen, der eine sehr vornehme Rolle und Stellung hat, jeden zu erschießen, der ihm dazu passend erscheint. Das Tor schließt sich: wir gehen, drei türkische Ärzte, Bier und ich, hintereinander über eine lange an der Marmorwand des Schlosses dahinlaufende Galerie. An sie grenzt der Park, ausgezeichnet durch prachtvolle Douglastannen, Aurikarien, riesige Feigenbäume und schöne Blumenanlagen. Nicht weit ein kleiner klarer See, in dem die ungetreuen Frauen der Sultane ertränkt zu werden pflegen. Zur Seite eines jeden von uns geht ein Neger oder dunkler Araber, der, wenn es verlangt werden sollte, Sopran singen kann. Wieder öffnet sich durch die Hände zweier Schwarzer, die in üblicher Weise zu Haremswächtern hergestellt sind, ein Tor. Wir treten ins Innere des mit Teppichen schönster Art und prächtigen samtseidnen Vorhängen ausgestatteten Vorraums, in den eine Reihe von Mahagonitüren führt, vor jeder der betreffende dazu präparierte Neger. Die Schwarzen machen mit ihren männlichen Kindern ein eignes Geschäft, indem sie sie gleich nach der Geburt für ihren künftigen Beruf zustutzen und dann schon die Sechsjährigen für vierhundert Frank verkaufen. Von dann an geht es diesen Kindern ausgezeichnet: schöne Kleider, gutes Essen und Schulung zum Dienste bei den Prinzessinnen. Wir werden eine Treppe hinaufgeführt: eine Tür öffnete sich, und wir waren im Schlafzimmer der Prinzessin, die in einem schön bemalten Bette lag, in Schleier gehüllt wie eine Prinzessin oder Fee aus Tausendeiner Nacht. Ihr Leibsklave kniete neben dem Bette. Sie ist ein zartes, aber sehr schönes Mädchen von sechzehn Jahren mit alabasterweißem Teint und klaren, schwärmerischen Rehaugen. Die Schleier wurden entfernt, und die Untersuchung begann. Leider spricht sie nur Arabisch; es mußte also alles durch Ibrahim Pascha gedolmetscht werden. Der letzte, dritte Anfall hat vor sieben Wochen, als damals die Aufforderung an mich kam, gespielt. Seitdem liegt sie zu Bett und hat nur beim Aufstehen etwas Schmerz. Empfindlichkeit beim Druck ist vorhanden, aber keine Schwellung, dabei regelmäßiger Stuhlgang und Appetit. Kurz, die Chancen für eine Operation sind nicht ungünstig. Freilich muß man bei drei Anfällen und, da ein ziemlich beträchtliches Exsudat vorhanden gewesen sein soll, auf ausgedehnte Verwachsungen rechnen.

In derselben Folge, wie wir gekommen, ging es wieder hinaus, nur daß jetzt zwei Neger mich begleiteten: Eunuche rechts, Eunuche links, das Weltkind in der Mitte, würde Goethe sagen. Man begab sich in ein andres Gebäude: Wohnung der Hofbeamten, wo ich ersucht wurde, schriftlich meine Ansicht niederzulegen. Also Abfassen eines

langen Gutachtens, das ins Türkische übersetzt wurde. Ein türkischer Arzt war zwei Jahre in Berlin Besucher meiner Klinik gewesen und besorgte die Übersetzung. Allein es dauerte wieder recht lange, bis es fertig war, und der Sekretär des Sultans erschien — eine Art Lucanus —, um das Schriftstück aus meiner Hand zu empfangen. Darauf auf einem riesigen silbernen Servierbrett, das so groß wie ein Tisch war, in einem Nebenraum das Frühstück. Zehn Gänge ohne Ende, alles orientalisch. Fünf Herren und etwa zwanzig Diener. Die drei türkischen Hauptärzte Said Pascha, Ibrahim Pascha, Djemil Pascha — der Hauptchirurg, und wir zwei. Uns wurde Wein eingegossen, den Muselmännern bloß Wasser. Das beste waren besondre Artischocken und schließlich eine Fülle von Konfitüren. Hatte ich im eingestürzten Tunnel darüber gejammert, wie meine Beine den Marsch aushalten würden, so jammerte ich jetzt über die Darmkanäle. Doch, es ist bis jetzt alles gut gegangen.

Nach dem Riesenfrühstück wurde ich zu Prinz Achmed gebeten. Der ganze von einer hohen Mauer umgebene Jildis umfaßt zahlreiche kleinere und größere Schlösser. Ein leichtes Sommerhaus ist Prinz Achmeds Wohnung. Es ist das derselbe Prinz, zu dem ich nun vor einem Jahre und etwas länger schon kommen sollte, um eine Hernie zu operieren. Damals wurde in letzter Stunde abgesagt, und hieß es, daß der türkische Arzt die Operation machen würde. Er, Djemil Pascha, hat sie auch gemacht, nicht übel, aber es ist ein Rezidiv aufgetreten, und der Prinz behauptet, daß er jetzt mehr Schmerzen als vor der Operation hätte. Ich beredete ihn daher zu einer neuen Operation, aber er wünschte noch Bandagen zu probieren, und, wenn diese nichts helfen sollten, wolle er noch einmal ans Messer. Er ist ein leiblicher Bruder der Prinzessin Refié Sultane, meiner Patientin.

Vom Prinzen zurück in die Wohnung der Adjutanten des Sultans. Der Generaladjutant Selgi Pascha, Vorsteher der militärischen Erziehungsanstalten und der deutschen Sprache gut mächtig, empfing mich mit dem von mir verfaßten Gutachten in der Hand. Er scheint der Hauptgegner der Operation zu sein, denn er erzählte mir, daß er eine Tochter habe, die zweimal Anfälle gehabt hatte, jetzt aber vollständig gesund und glücklich verheiratet sei. Er lud mich zum Abend ein, damit ich mich von der Gesundheit dieser Tochter überzeuge. Eine schöne, schlanke Blondine, die Deutsch sprach: sie ist in Wien erzogen worden. Auch ihr Mann, ein Bild von Kraft und Schönheit, sprach Deutsch: er war drei Jahre in Kiel zum Seeoffizier ausgebildet worden. Endlich war der Abend erreicht. Dann schrieb ich noch etwas, bis mich die neuste Nachricht aus dem Palais traf und wütig machte: die, daß nun doch heute nicht operiert werden soll!

23. Mai. Diese Ungewißheit martert mich. In der Nacht träume ich schwer, tags ängstigen mich all die Gedanken an das, was ich versäume. Dabei fürchte ich, daß sowohl bei mir als bei Bier die alten Darmleiden erwachen, denn zum ‚Fressen‘ wird man genötigt, wie nie im Leben zuvor. Ein Dejeuner im Sultanspalais hat zehn, ein Diner wie gestern fünfzehn Gänge. Von jedem Gange versichert der Leibarzt, daß er auf besondern Wunsch des Sultans ins Menü gebracht sei, und fragt, ob er nicht wundervoll schmecke. ‚Friß, Vogel, oder stirb‘, meine ich dann. Ich nehme so wenig als möglich und davon lasse ich noch stehen. Eine Anzahl Gemüse — es müssen bei jeder Mahlzeit wenigstens vier verschiedene Gemüse sein — werden mit Unterbrechung durch Hammel und Huhn gereicht usw. Das ist aber nicht die einzige Auszeichnung, die ich erfahre. Die Zeit zu jedem Tage wird mir von einem der hundert Hofmarschälle eingeteilt. Also gestern, Dienstag: von neun bis eins im Jildis-Kiosk. Wohl hundert Fragen mußten nun beantwortet werden, obgleich nicht eine neu war. Dann Dejeuner. Darauf Fahrt in das alte Serai unter Führung eines Generaladjutanten. Durch Staub und Trümmer tritt man in den ersten großen Hof, der von einem Säulengang umgeben ist, aber jetzt als Weideplatz für Schafe und Truthühner benutzt wird. Das Interessante waren die Aussicht und die Schatzkammer. Dann in die Aga Sophia. Unter dem Eindruck der Ungewißheit habe ich alles nicht so genießen können, wie ich es zweifellos vor fünfzig oder vierzig Jahren genossen hätte.

Dann zurück ins Hamidije-Hospital, das eine eigne Schöpfung des Sultans ist. Er hat sich sogar für seinen Besuch dort ein von Gold, Samt und Seide strotzendes Zimmer einrichten lassen. Nach Besichtigung der Abteilungen sowie wirklich musterhaft eingerichteter Desinfektionsräume und Laboratorien, die alle von jungen in Deutschland ausgebildeten Ärzten geleitet werden, hatte der Sultan ein Diner hinüberschicken lassen, das im Speisezimmer der Ärzte bis nach elf Uhr serviert wurde: unendlich viel; statt zwanzig hätten sechzig daran satt werden können. Ein Lichtblick waren mir zwei sehr nette, fließend Deutsch sprechende Ärzte, von denen jeder zwei Jahre meine Klinik besucht hatte, und die ich sofort erkannte. Ich freute mich ihrer glücklichen Karriere. Beide sind Lehrer an der großen militärärztlichen Fortbildungsschule in Haidar Pascha auf der asiatischen Seite.

Todmüde zurückgekehrt, konnte ich nicht einschlafen, und, als ich einschlief, wachte ich von den falschen Schnitten auf, die ich am Leibe und den Därmen der Prinzessin anbrachte. Dabei die Hitze, so daß ich in Schweiß gebadet auffuhr und mich über ein paar Blitze und Donnerschläge freute, von denen ich, freilich ohne Erfolg, Kühlung erwartete. Seit sechs Uhr sitze ich hier, und um neun kommt wieder

die für uns bestimmte Equipage. Zwei Kinder sollen in Hamidije operiert werden. Ich operiere eine Appendizitis, Bier eine Hernie. Dann geht es ans Gestade des Bosporus, und wir fahren hinüber nach Haidar Pascha, wo ich im großen Hörsaal der Fortbildungsschule einen Vortrag halten soll, und danach wieder das Diner.

23. Mai. Mit dem Hin- und Herreden war es zwölf Uhr geworden, also die höchste Zeit, nach Asien aufzubrechen. Unten — das Hospital liegt sehr hoch — am Palaste Dolma-Baghtsche lag eine für uns bestimmte kaiserliche Jacht. Wir fuhren schräg über das Marmarameer nach Skutari und längs der Küste nach Haidar Pascha. Zu Wagen weiter in das großartige Institut für Bildung und Fortbildung der Militärärzte. Dort festlicher Empfang durch den Chef der militärischen Schulen. Feierlicher Umgang und Diner. Dieses Mal war es bei einem französischen Koch bestellt worden und fein europäisch. Nach den üblichen Tischreden auf Kaiser Wilhelm und den Sultan folgte die Rede auf mich, die der älteste der Professoren hielt. Antwort von mir, die einer meiner frühern Berliner Schüler ins Türkische übersetzte. Darauf der vom Sultan befohlene Vortrag über die Behandlung von Schußwunden vor etwa dreihundert Studenten und sämtlichen Professoren. Danach Besuch der chirurgischen Abteilung, des Operationssaals, dessen Einrichtung Lautenschläger nach Muster der Klinik Ziegelstraße 5 gemacht hatte. Als wir uns verabschiedet hatten, erschien ein Bote des Sultans, der uns sofort nach Jildis berief. Daher schnell zu Schiffe und hinauf ins Schloß. Dort haben wir bis zehn Uhr nur Fragen des Sultans schriftlich Deutsch und Türkisch beantwortet. Er kann sich zu einer Operation immer noch nicht entschließen. Ob es nicht besser sei, noch fünf Tage zu warten, da ihm schiene, daß seine Lieblingstochter sehr schwach sei, und in der Zeit die andre Diät, die ich verordnet, sie vielleicht kräftigen würde. Jedenfalls möchte ich am Tage darauf noch nicht operieren.

Während ich dieses schreibe, erschallen Hufschläge vor dem Tor: ein reitender Bote des Sultans ist da. Ich hatte nicht angegeben, von welcher Arznei, falls nicht operiert würde, ich am meisten erwartete. Also Antwort, zugleich die Order, heute wieder ins Palais zu kommen und noch einmal die Prinzessin zu untersuchen.

Wenn ich doch den Beherrscher der Gläubigen selbst sprechen oder wenigstens sehen könnte, dann würde gewiß diese Fülle von Verhandlungen sich kürzen. Allein das geschieht nicht. Zuerst verhandeln die Ärzte, dann gehen alle zum Ersten Sekretär des Sultans, darauf unendliches Warten, dann Wiederbestellung zu morgen.

24. Mai. Was wird nun heute werden? Nach der letzten Anfrage Seiner Majestät von gestern abend glaube ich nicht mehr an die

Operation. Ich glaube, daß die gestrige Patientin, die ich wegen Appendizitis operiert, die Probiermamsell ist. Man will abwarten, was aus ihr wird. Es ist möglich, daß, wenn ich die Operation für absolut notwendig von vornherein erklärt hätte und für so ungefährlich wie das Haarschneiden, ich schon operiert hätte oder nach dem Selamlik am Freitage operieren würde. Allein ich sagte nur, was ich erfahren und erprobt hätte: daß die Operation das beste Mittel sei, daß aber auch ohne Operation die Kranken gesund, d. h. von weitern Anfällen, die alle gefährlich seien, verschont bleiben könnten. Daß ich nicht schärfer drängte, hatte noch zwei Gründe. Einmal den allgemeinen, wonach ich niemals dränge, sondern sage, wie es steht, und nun erwarte, daß die Kranken oder ihre Angehörigen sich entschließen und damit einen Teil der Verantwortung übernehmen. Weiter aber noch steht fest, daß das Prinzeßchen ein außerordentlich zartes und blutarmes Geschöpf ist und dabei zwar reine Herztöne, aber stets einen Puls von über hundert hat. Da ist doch schon das Chloroformieren schwierig! Hoffentlich fällt nun heute die Entscheidung, wenn ich nach der Untersuchung, die auf zehn Uhr angesetzt ist, schriftlich mein Gutachten abgegeben haben werde, es übersetzt, dem Leibarzte, dann dem Sekretär und endlich dem Sultan übergeben ist. Ich meine, daß das bis drei — vier Uhr dauern werde. So lange kann ich die Figuren auf der seidnen Tapete und dem Teppich im Vorzimmer Seiner Majestät zählen, bis ich dazwischen auf dem goldnen Stuhle, auf dem ich warte, eingeschlafen bin, und der Fußtritt des Leibeunuchen meiner Prinzessin mich weckt. Aus dem Fenster sehe ich auf ein Minarett und freue mich immer, wenn der Muezzin erscheint, in die Hände klatscht und zum Gebete ruft, dann habe ich Ruhe, denn nun betet der Sultan eine halbe Stunde lang. Nach deren Verlaufe geht wieder meine Ungeduld los, und kommt der Neger und bietet Tabak und Kaffee an und begreift nicht, daß ich nichts nehme, da es doch das Beste ist, was es im Orient und Okzident gibt.

Zum Freitag dem 25. ließ der Sultan mich mit meinem Assistenten zum Selamlik einladen; nach der Rückkehr aus der Moschee wolle er mich in Audienz empfangen. Der Obereunuch brachte den Befehl zum Anzuge: Frack mit türkischen, *keinen* fremdländischen Orden und *keinem* Bande! Auch merkwürdig wie alles andre. Zum Zeichen seiner gnädigen Gesinnung gegen uns hatte Seine Majestät zwei Adjutanten kommandiert, die uns in zwei seiner schönsten Paläste bringen und auf einer Fahrt im Bosporus begleiten sollten. Zum erstenmal gab es einen Überblick über die ausgedehnte Stadt, und das Auge konnte sich an der wahrhaft großartigen, ich muß sagen märchenhaften Pracht der Paläste Dolma-Baghtsche und Bejlerbei mit wundervollem Garten erfreuen. Ich hätte es mit Dir anders genossen, als

mit dem bösen Ärger über diese mürb machenden Konferenzen, Berichte und unerschöpflichen Unbestimmtheiten im Herzen.

26. Mai. Gestern war ein ereignisreicher, wenn auch kein operativer Tag. Bekleidet mit Frack und türkischen Orden und alles bedeckt mit dem Paletot, da einige Regentropfen fielen, ehe wieder die Sonne durchbrach, erfolgte der Aufbruch nach Jildis-Palais. Die übliche Besprechung mit den Ärzten und dann Einnahme des Standpunkts für die Selamlikfeier. In der Tat großartiges militärisches Schauspiel, wunderbare Pferde usw. Darüber will ich erst erzählen, wenn wir uns wieder gefunden haben. Nach dem Selamlik hatte der französische Botschafter und frühere Minister Constans eine fast zweistündige Audienz beim Sultan. So lange mußten Bier und ich warten. Der deutsche Generalinstrukteur der türkischen Kriegsschule Kamphövener unterhielt sich recht lebhaft mit uns, und ich erfuhr viel Neues. Endlich kam Constans heraus und begrüßte mich sehr freundlich: er habe mich 1900 auf dem internationalen Ärztekongreß gesehen und sogleich erkannt. Nun wurden wir gerufen. Der Sultan, ein Mann von fünfundsechzig Jahren, reichte uns die Hand und lud zum Sitzen ein. Ein türkischer General machte den Dolmetscher und kam dabei gar nicht aus den Verbeugungen heraus. Ich werde das zu Hause vormachen. Ich drückte mich bei allen Fragen kurz und deutlich aus und glaube nun endlich verstanden zu sein. Sonnabend und Montag soll ich noch einmal untersuchen und dann wieder ihm persönlich berichten. Es kommt nun für meine Entscheidung alles darauf an, wie die Prinzessin die Fleischdiät, die ich verordnet habe, verträgt, und wie weiter sich der lokale Befund gestaltet. Muß ich operieren, so werde ich wohl noch längere Zeit hier bleiben; halte ich es aber für möglich, noch längere Zeit zu warten, eine passende diätetische Behandlung durchführen zu lassen, so wollen wir Dienstag über Wien nach Berlin.

Zum Schlusse winkte der Beherrscher der Gläubigen einem Diener, der ihm zwei Kästchen überreichte: das eine erhielt ich, das andre Bier. Mein neuer Orden (Osmanié erster Klasse) ist mit Diamanten gespickt, lauter Strahlen, ein Strahl besteht aus größern, einer aus kleinern Steinen, wie der Annenorden à jour gearbeitet. Auch Biers Orden ist erster Klasse: großes Band, Medschidije, aber ohne Diamanten."

Zu einer Operation kam es nicht: nach langem Zögern versagte der Sultan seine Zustimmung, hatte doch Bergmann selbst erklärt, sie ließe sich ohne wesentliche Gefahr für die Patientin hinausschieben. Er mußte aber versprechen, wiederzukommen, sobald der Eingriff unvermeidlich geworden wäre; inzwischen sollte Dr. Bier einige Wochen in Konstantinopel bleiben und an der Behandlung der Prinzessin teilnehmen.

Beim Abschiede erhielt Bergmann aus der Hand der Patientin mit einem dankbaren Blick aus jungen warmen Augen ein goldnes Zigarettenetui, auf das sie, wie sie ihm durch den Dolmetscher sagen ließ, ein deutsches Wort hätte setzen lassen. Dieses deutsche Wort hieß — Souvenir und war aus Diamanten zusammengesetzt.

Erst gegen Mitte Juni kehrte er nach Berlin zurück. In den folgenden Wochen lauteten die Nachrichten über den Zustand der der Operation glücklich entronnenen Sultanstochter immer günstiger, und fast schien es, als wenn keine Rückfälle mehr zu befürchten wären, da wurde Bergmann im September nochmals nach Konstantinopel berufen. Hierüber wie über seine Reise dahin berichtet das Bruchstück eines Tagebuches, das er unterwegs geführt hat, und das wir hier folgen lassen:

„Die Wahrheit des türkischen Sprichworts: ‚Tue nie morgen, was du übermorgen tun kannst' hatte ich vor kaum drei Monaten fast alltäglich erfahren, wenn ich zur kranken Prinzessin Refié Sultane bestellt wurde und mit schnellen Rossen von Pera nach Jildis hinauffuhr, um dort vier, auch acht Stunden zu warten, ehe ich die Frauengemächer betreten durfte, die der Oberste der Eunuchen — er hat beiläufig den Rang eines Generalleutnants — nur nach Einsicht in ein Irade des Sultans öffnete. Aber ich war von der genesenden Prinzessin geschieden, nachdem ich alle Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten und Zufälligkeiten erörtert hatte, die Leben und Gesundheit der Lieblingstochter des unbeschränktesten Souveräns dieser Welt bedrohen könnten. Unter ihnen kam auch ein neuer Anfall der Blinddarmentzündung vor und die Anweisung, wenn er plötzlich und unter schweren Krankheitserscheinungen einsetze, sofort zu operieren, wenn er aber von vornherein nur wenig quälend und fieberlos aufträte, zu warten, bis er und die Schmerzen, die er etwa gemacht, vorübergegangen seien, dann aber mit der Operation im sog. Intervall nicht zu zögern, sondern sie in der ruhigen, stillen Zeit der Krankheit vorzunehmen.

Seit vier Wochen war auch endlich mein sechs Wochen nach meiner Abreise noch in Konstantinopel zurückgehaltener Assistent Bier wieder heimgekehrt, und meine Privatklinik mit Patienten gefüllt, so daß regelmäßig Dienstags und Freitags flott operiert wurde. Am Tage vorher pflegte ich schon aus Potsdam zu den zweimal wöchentlich angesagten Sprechstunden aufzubrechen. So sollte es auch Donnerstag (6. September) geschehen, als ich mit den Meinigen und unserm interessanten Gaste Professor v. Kiever, dem bekannten Maler des russischen Waldes, der jetzt in unserm Garten bei Mondlicht den Blick auf den tiefen See und unser Haus malte, zu Tisch mich setzte. Die ersten Lobsprüche über die treffliche Kohlsuppe, die die Leistungen

jedes Petersburger Restaurants in diesem Nationalessen unsres östlichen Nachbars weit hinter sich ließe, waren eben verhallt, das Gespräch wendete sich den Fragen der Malkunst und speziell dem Untermalen eines modernen Gemäldes zu, als die schrillen Signale des Telephons alles unterbrachen, und der Diener meldete: ‚Exzellenz, die Köchin telephoniert aus Berlin, daß ein Telegramm in französischer Sprache aus Konstantinopel angekommen sei'. ‚Gleich aufmachen und vorlesen, soll zurücktelephoniert werden'! ‚Das ist leider unmöglich', wandte meine besonnene Hausfrau ein, ‚denn, so klug und hochgebildet auch unsre Köchinnen sind, Französisch sprechen sie noch nicht'. ‚Nun, dann muß eben einer der Nachbarn gebeten werden, den Dienst der Übermittlung jenes Telegramms an uns zu übernehmen'. Aber weder im Hause noch auf der Gasse fand sich ein kundiger Mann, dagegen wurde in Berlin ein zweites, nun deutsches Telegramm vom Chef der Telegraphenlinie Konstanza abgegeben, worin der hohe Beamte dringend bat, das eine halbe Stunde vorher empfangene französische Telegramm sofort zu beantworten. Das bedeutet Eile, also Lendenbraten und Rebhühner, lebt wohl! In vierundzwanzig Minuten muß ich am Potsdamer Bahnhof sein, das geht noch gerade. Fort, lebt alle wohl, mich ruft mein Kismet. Der Zug wurde erreicht, und um drei Uhr siebzehn war ich in Berlin, wo mich der Sekretär der türkischen Botschaft auf dem Perron empfing. Auch er hatte ein Telegramm mit der Order erhalten, mich zu veranlassen, schon mit dem nächsten Zuge gen Byzanz zu fliegen. Sofort war er in meiner Berliner Wohnung gewesen und, als er dort hörte, ich sei in Potsdam, auf schnellstem Auto dorthin aufgebrochen. Er kam dort an zehn Minuten vor Abgang des von mir erreichten Zuges nach Berlin, rief daher meiner Frau nur zu, daß es sich um einen neuen Krankheitsanfall bei Prinzessin Refié handle, um noch mit seinem Kraftwagen den Zug zu stellen, den ich erreicht hatte. Auch das gelang ihm, ohne freilich in mein Coupé zu dringen; erst auf dem Berliner Bahnhofe konnte er mir den Weg vertreten, die Hand reichen und mich beschwören, noch mit dem in drei Stunden abgehenden Wiener Schnellzuge die Reise anzutreten: es sei das dringend verlangt worden. So tief ich mich auch vor dem Verlangen des Beherrschers aller Gläubigen hätte beugen wollen: das war doch unmöglich. Ich wies auf meine Patienten, denen ich noch einen Stellvertreter schaffen müsse, auf die zur heutigen Sprechstunde Bestellten und endlich auf den Paß, den ich doch nach den bestehenden nationalen und internationalen Verträgen haben müsse, und auf die Visa der Konsuln. Das zog wenigstens so weit, als die Verhandlungen nun in einem ruhigern Tempo hinflossen.

Mit mir war in dem Telegramm, das vom Ersten Sekretär der Ottomanischen Majestät stammte, auch mein Privatassistent Bier, der

des Sultans volles Vertrauen und große Gnade besaß, verlangt worden. Bier aber war erst vor zwei Tagen zu seiner Frau nach Bad Kreuth gereist, um sie nach Berlin zurückzubringen. Er wollte mit ihr am gestrigen Tage vereint den Hochzeitstag feiern. Möglicherweise hatte sie diese Feier nach München geführt. Ich entwickelte, wie es unmöglich wäre, vor vierundzwanzig Stunden ihm die Reisefähigkeit, vor allen Dingen den unerläßlichen Paß zu verschaffen, ohne den Serbiens König und Bulgariens türkenfeindlicher Fürst ihn gewiß nicht ihre Länder durcheilen ließen. Wir einigten uns also auf Freitag sechs Uhr fünfundvierzig. Die Botschaft wollte sofort telegraphieren, ich sollte das gleiche tun.

Nun stürzte ich mich in das Gehetz! Sprechstunde voll besetzt, zwei Konsultationen, Abschiedsbesuche, Besorgen des Passes, Ordnen von literarischen Hastarbeiten, während meine aus Potsdam herübergekommene Tochter das mühsame, aber wohlzuüberlegende Geschäft des Packens übernahm. Nach etwas Schlaf ging es am andern Tage so weiter: noch zwei Operationen in der Privatklinik, Einstellen meines Assistenten Coenen als Stellvertreter. Früh am Morgen wurde Biers Schwiegervater (Hermann Frenkel) aufgesucht, der alles für seinen Schwiegersohn, was noch zu besorgen war, übernahm. Dann Fahrt nach Potsdam zur Verabschiedung von Frau und Großkindern und endlich in Begleitung aller Interessenten um sechs Uhr vier zur Bahn, von wo eine halbe Stunde später der Zug abbrauste.

Der sog. Konventionalzug in die Türkei geht täglich drei Uhr zwanzig nachmittags von Ofenpest ab. Man erreicht ihn von Berlin durch den von mir benutzten Schnellzug über Dresden. In Wien im Nordwestbahnhof ankommend angeblich um sieben Uhr fünfundzwanzig, muß man schnell in dreißig bis vierzig Minuten mit dem Fiaker zur Staatsbahn hinüber fahren, wo man direkte Billetts nach Konstantinopel sich nehmen und ebenso sein Gepäck direkt aufgeben kann. Da ich eine halbe Stunde Verspätung hatte, und in Wien noch eigne Oktroivisitation ist, kam ich kaum acht Minuten vor Abgang des Budapester Schnellzugs an. Aber ich konnte doch noch hineinspringen. In Budapest sind zwei Stunden Aufenthalt, und dann bleibt man in der Schlafzelle eines internationalen Wagens bis an das Marmarameer.

Der Konventionalzug ist der schlechteste, den man benutzen kann, aber er geht täglich, während der internationale Expreß- oder Luxuszug mich bis Sonntag hätte warten lassen. Wenn ich nun auch wußte, daß das Warten des Türken Lust ist, so waren doch die zwei dringlichen Telegramme aus Jildis und Stambul Zeugnis dafür, daß dieses Mal nicht gezögert werden sollte, also der früher abbrausende, aber langsamere und unbequemere Zug zu wählen sei. Hatte doch schon zu seiner Wahl kaum die Zeit gereicht.

Von all der Unruhe und dem Gehetz gab es erst im Schlafwagen Ruhe, so eng auch dessen Raum, und so schwül die Luft in ihm. Allerdings ging noch so viel durch den Kopf, daß Dresden und Schandau noch an ihrem Licht- und Lampenreichtum erkannt werden konnten, und zur Zollrevision in Teschen ich noch ganz munter war. Während der gewissenhafte österreichische Beamte sich alles aufschließen ließ, schlug der Kondukteur die Lagerstätte auf, und schlief ich allmählich ein, bis ich kurz vor Wien die mir bekannten Berge und die weite Donauniederung wiedererkannte und mein Reisekostüm anlegte.

Ich mußte eilen, um den nach Budapest abgehenden Schnellzug zu erreichen. Meine Koffer und Handgepäckstücke füllten den Einspänner, der mit Wiener Schnelligkeit mich zur Staatsbahn brachte. Auf der Freitreppe stand Bier. Das war eigentlich ein Wunder, denn mein am Donnerstag aufgegebenes Telegramm hatte ihn nicht erreicht. Der Berliner Telegraphenbeamte hatte die Worte ‚Bad Kreuth' nicht lesen können und meinen Diener ersucht, sie ihm deutlich nochmals aufzuschreiben, was er auch tat. Allein er hatte im Vorzimmer seines Herrn das Wort Kreuznach häufiger als Kreuth erlauscht, und so schrieb er denn: Kreuznach. Tags darauf kam das Telegramm als unbestellbar zurück, und nun war es meiner Tochter und Biers Schwiegervater noch möglich gewesen, durch dringende Telegramme den dringend Begehrten zu erreichen. Er war also mit den Billetts in der Hand zur Stelle, und zwei Minuten später saßen wir beide im Wagen, der rasselnd Wien verließ, um über Bruck nach Pest zu eilen. Die Fahrt tagsüber bietet außer dem Lichtpunkt der schönen Berglandschaft um Pest nichts Interessantes, denn hinter Pest beginnt schon bald die Pußta. Lust da haben nur die Pferde, die hier gezüchtet werden, d. h. wild in der Steppe aufwachsen, von den wollebekleideten Hütern hoch zu Roß an die Wasserstellen zusammengetrieben, und dann wieder auseinandergaloppieren. Wo es wieder schön wird, bei Annäherung an die serbische Grenze und das Donauufer, da gerade, wo Prinz Eugen einst die Brücke schlagen ließ, und sein Trompeter das schöne Lied blies, das wie Sturmgewitter an die Mauern Belgrads prallte, ließ die Dunkelheit den Vorhang fallen, und fast ganz Serbien entging unsern Blicken. Erst bei Tzarbrod war es hell im grellen Sonnenschein geworden. Nun löst eine schöne Gebirgsgegend die andre ab. Langsam stieg der bis auf den letzten Platz besetzte Zug die Wasserscheide hinauf und senkte sich dann nach Sofia, das schön daliegt und einen westeuropäischen Eindruck macht, soviel man wenigstens aus dem Coupéfenster wahrnehmen konnte. Noch in Philippopel war es hell, dann brach mit südlicher Plötzlichkeit die Nacht an. Der Mond schien wunderbar, ich dachte an den Havelsee vor unserm Garten und an die Meinigen, die eben den Maler zu seiner

Staffelei geleiteten, um das liebe fünfzehnjährige Haus so recht ins volle Mondlicht zu stellen. Wie gern wäre ich dabei gewesen, kann mir doch für dieses Fleckchen Haus und Garten ganz Skutari in Trümmer gehen!

Sosehr ich auch das schnelle Tempo der Eilzüge segne, so möchte man doch zuweilen ein Halt rufen, so z. B. in Sofia. Wie gern wäre ich auf den Platz gefahren, auf dem die Pyramide steht mit den Namen der 1877 gefallenen oder der bösen Ruhr und Malaria erlegenen russischen Ärzte, unter ihnen meine Assistenten Köhler, Sander, Jefrimow, alle drei so begabt als gewissenhaft. Erinnerungen von Sofia nach Orchanie und Plewna und Sistowa — würden sie mich zu wirklichen Fortschritten der Kultur führen? Gibt es jetzt diese Strecke lang eine Straße? Die Steine zur Chaussee lagen ja damals schon dort, aber Midhat Pascha, der hier bauen wollte, war in Ungnade gefallen. Nun zeigt der rote Strich auf der Karte, daß über die Orte all der Qualen und Mühen, der Schrecken und Schlachten die Bahn jetzt ihre Spuren geleitet hat. Wäre mir noch Zeit gelassen: ich könnte der Sehnsucht nicht widerstehen, bei Sofia abzusteigen und über den Orchaniepaß — jetzt soll er einen christlichen Namen angenommen haben und keinen sultanischen mehr führen — mit der Bahn nach Plewna zu fahren und dann mit dem Wagen weiter über Bogot und Bulgareni nach Sistowa! Es muß doch der Gegensatz zwischen damals, als jeder Schritt den Weg entlang eine Türkenkugel brachte, und jetzt, wo Sonntags festlich geschmückte Bulgarenmädchen im Tanze sich drehen, das Herz klopfen lassen. Ich möchte jenen Maulbeerbaum sehen, unter dem ich fiebernd lag und mein letztes Stündlein erwartete. Dein Rauschen hat mich noch nicht eingeschläfert, vielmehr weiß ich nicht, ob deine Zweige noch so grünen wie meine drei! Man kann an gewissen so oft in Not und Gefahr genannten Orten nicht vorbeifahren, ohne feierlich, ja festlich bewegt zu werden. Ich kann den Kleinen Balkan nicht sehen, ohne an Gurkos kühne Reiterstücke auf diesem schönen Erdstrich zu denken. Wohl ließ er sich als Befreier der Südslawen feiern, aber als die türkischen Artilleristen und Infanteristen ihn fortjagten, da rächten sich an den von ihm zum Aufstande gebrachten Bulgaren die türkischen Sieger furchtbar. Vor mir sehe ich in langen Wagenzügen mit blutenden Kindern und Weibern im Schoße die Flüchtlinge aus Kasanlyks Rosengärten über den Balkan sich nach Tirnowo und an die Donau retten. Das hatten Gurko und seine Schar getan.

Das rasch hereinbrechende Dunkel ließ mich noch weiter den Blick zurück richten, bis es wieder nahe vor Konstantinopel ihm gestattete, sich ans wellenförmige Steppenterrain zu heften, dessen Rasenteppich längst schon trocken und leer gebrannt war. Einst, zu der Kreuzfahrer

Zeiten, soll hier Wald gestanden haben; jetzt stehen nur dürftige Akazienbäume in den Sümpfen der Einschnitte. Wie schlecht die Männer Europas mit ihren oktroyierten europäischen Türken umgesprungen, zeigt schon der Train der Bahn, die sich in lauter durch die Bodenbeschaffenheit völlig unmotivierten Kurven, richtiger Schlingen, stundenlang fortbewegt; da ihr europäischer Erbauer für jedes Kilometer eine bestimmte hohe Summe erhielt, hier aber das Bauen im guten Terrain sehr billig war, baute er einige dreißig bis fünfzig Kilometer mehr zum Besten seiner Tasche. Ein schräg über die Niederung ziehender Erdrücken, der die Wasserscheide zwischen Marmara- und Schwarzem Meer bildet, trägt hier die Reste einer Riesenmauer mit breiten Bastionen, die in der Mitte des ersten Jahrtausends ein griechischer Kaiser zum Schutze gegen die räuberischen Bulgaren einst hatte ziehen lassen. Und noch nach fast tausendfünfhundert Jahren stehen sich Türken und Bulgaren gegenüber, gelüstet es doch den Bulgarenfürsten wieder nach einem Stückchen türkischer Erde. In Mustafa Pascha an der Grenze des Gebiets von Rumelien, das ihnen noch geblieben, sah man die Wachtfeuer der Türken und vor der Station ihre Kavallerieposten!"

Hier bricht das Tagebuch ab, und Briefe setzen es fort.

Montag den 10. September morgens trafen die Reisenden in Konstantinopel ein. Die Prinzessin fanden sie so wohl, daß von einer Operation nicht mehr die Rede sein konnte. Aber der Sultan selbst nahm, was unter vielen Heimlichkeiten geschah, Bergmanns Rat in Anspruch: er litt an den Folgen einer schweren Erkältung, an Blasenkatarrh und Nierensteinen und begab sich in seine Behandlung, ließ sich auch täglich untersuchen. Die angewendeten Mittel hatten einen so guten Erfolg, daß sich die gesunkenen Kräfte bald wieder hoben, und er völlig genas. Im Oktober berichtete Bier, der ganz in des Sultans Dienste trat, Bergmann, der hohe Herr wäre von solcher Frische und Elastizität, daß der deutsche Botschafter nach Berlin gemeldet haben sollte, er habe Seine Majestät seit Jahren nicht so wohl gesehen.

Wir lassen ein paar Briefe Bergmanns an seine Gattin und seine Tochter in Auszügen folgen:

„11. September. Der Adjutant und Nuri (P a s c h a jetzt) fuhren vor und meldeten: Seine Kaiserliche Majestät wären sehr glücklich darüber, daß wir gekommen, und ließen sich nach unserm Gesundheitszustand erkundigen; wir möchten uns nur erholen, abends würden wir weitere Nachricht erhalten. Wir dankten tief bewegt über diese Gnade und fragten nach dem Gesundheitszustand der Prinzessin. Von dem wußten die beiden gar nichts. ‚Reposez et attendez jusqu'au soir!' Es ist doch immer noch ein Stückchen von Tausendundeiner Nacht hier

hängen geblieben. Da wandert der alte Emir tagelang durch gelben Wüstensand, dann steigt vor ihm das Schloß der Fee im endlich erreichten Gebirge auf, ein weißer Arm und eine mit blitzenden Steinen besetzte Hand winken ihm hinauf, er erreicht die Höhe, die marmornen Stufen, und nun tritt ihm eine Schar von Dienern und Dienerinnen entgegen, sie waschen ihm die staubigen Füße, sie hüllen ihn in köstliche Gewänder und setzen ihn auf weiche, kostbare Teppiche. Dann verneigen sie sich tief und verlassen ihn mit dem Rufe: Ruhe hier aus, und er ruht, er ruht, sein Tatendrang weicht von ihm, er hat schließlich keinen andern Wunsch als Ruhe!

Doch, ich bin kein Emir, kein Wüstenpilger, ich komme aus goldnem Lande, dem schönsten Heim, ich will nur operieren, gleich, schnell, gut und gründlich und dann zurück im Fluge und Zuge der eilenden Eisenwagen.

Also, sie wußten nichts. Bier gab seiner Empörung bescheidenen Ausdruck: ‚Wann ist die Prinzessin denn wieder krank geworden'? ‚Wir wissen es nicht, es hieß, sie sei stets gesund gewesen'. ‚Wann d. h. um wieviel Uhr bekommen wir denn Nachricht'? ‚Wir wissen es nicht, vielleicht bald um drei Uhr, vielleicht erst um sieben'. Sagten es, verneigten sich und ließen uns allein. Kein Leibarzt kam, auch sonst niemand als ein Korrespondent der ‚Hamburger Nachrichten', dem ich versicherte, daß ich weder früher noch jetzt zum Sultan gerufen sei, sondern immer nur zu seiner geliebten Tochter Refié! Dann streckte ich mich auf mein gutes Lager und schlief ein, stand wieder auf und nahm die Bearbeitung der Geschwülste im Nasenrachenraum vor. Eigentlich war ich aber mehr in der Stimmung, einen Roman als ein Lehrbuch der Chirurgie zu schreiben. Doch im Leben leitet uns nur der kategorische Imperativ, wie er einst vom Sinai herunterdonnerte.

Es wurde fünf, es wurde sieben, dann kam der stolze Muselmann, dessen Karte hier beiliegt, und verkündete, daß Seine Majestät der Sultan es nicht für nötig halten, uns noch heute zu bemühen, wir würden morgen den 11. ins Palais befohlen und dort von der Prinzessin Refié weiteres erfahren.

Also das war die Eile! So lagen in Wirklichkeit die Sachen, als das Telegramm aus Konstantinopel und die ganze türkische Botschaft mich zwingen wollten, in drei Stunden durchaus, durchaus Berlin zu verlassen. Das Fluchen ist ein Laster, aber ein angenehmes. Das Fluchen nützt gar nichts, aber es gebiert den Galgenhumor. Deswegen erzählte ich so viel Kuriosa meinem guten Bier, daß auch er anfing, zu lachen.

Na, ich will ruhig werden, nicht schnöde und nicht ungeduldig. Was ich hier soll, zumal wenn die Prinzessin wirklich gesund ist, das weiß

nur der Sultan und Allah. Ihrer ist der Orient, seiner ist der Okzident. Nord- und südliches Gelände ruht im Frieden seiner Hände.

Doch, Dämmerung deckt noch nicht die Lande, also fort mit der Abendsternstimmung Eschenbachs! Ich flüchte mich in das dunkle Gebiet der Nasenrachentumoren: da wird's in meinem Kopf so helle, und die Schilderungen fließen nur so aufs Papier.

11. September. Heute um zwölf Uhr ist Klarheit in die Sache gekommen. Ob Du erraten kannst, wie? Ich sah Refié: sie war reizend türkisch gekleidet, ein riesiger Smaragd hielt ihren Schleier. Sie lächelte mich an, sprang auf das Sofa, streifte schnell die lilaseidnen Pantöffelchen ab und nahm nach der Sitte türkischer Frauen mit untergeschlagenen Beinen Platz. Dann unterhielt sie sich lächelnd mit uns und erklärte, seit sie strikt und streng unsre Verordnungen einhalte, gesund wie ein Delphin im Busen von Ispak zu sein. Auf Wunsch des Vaters mußte ich durch die leichten Gewänder etwas untersuchen: kein Schmerz, keine Auftreibung, aber Zunahme um zirka zwanzig Pfund.

In meinem Herzen bewegte ich nur einen Gedanken: möchte mir jede Kur in Konstantinopel so gut gelingen wie diese an der Prinzessin, dann hätte ich nichts dagegen, wenn man mich zweimal im Jahre hinüberriefe. Des Sultans Majestät war sehr gnädig gegen Bier und mich. Er schenkte jedem von uns eine sehr große, wirklich schöne Vase aus seiner Porzellanfabrik. Sie sollen in der Fabrik eingepackt und uns mitgegeben werden. Jede steht auf einem Tischchen türkischen Geschmacks mit eingelegter Arbeit von Perlmutter, Gold, Silber, Email — und schwarz wie Ebenholz. Zunächst ist der allerhöchste Herr so gnädig, Bier und mich noch morgen und übermorgen und dann zum Selamlik am Freitag zu empfangen.

Müde um fünf Uhr zurückgekehrt, legte ich mich etwas hin: im Palais war mir wieder ein lukullisches Mahl serviert worden, sogar mit Champagner. Ich schlief vortrefflich und träumte merkwürdigerweise von der Aufführung der ‚Mignon', die wir einst in Mailand gesehen haben. Sie sang zum Entzücken die Arie: ‚Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen, denn mein Geheimnis ist mir Pflicht.' Abends philosophierte ich mit Bier. Ach, nicht Entdeckungen und naturwissenschaftliche Funde machen den Arzt zum gesuchten und gefeierten Praktikus: eine gelungene Kur an einer einflußreichen Frau ist es, die das besorgt; es kann auch ein Mann sein.

13. September. Gestern haben wir wieder sechs Stunden im Palais gesessen. Allmählich habe ich den ganzen Harem gesehen und wurde sogar aufgefordert, dort ein Nachmittagsschläfchen zu machen. Aber ich widerstand der Versuchung und eilte ins Hotel. Dort saß ich gestern abend noch spät auf meinem Balkone und bemühte mich

die Schar der herrenlosen Hunde zu füttern, während meine Gedanken über den Balkan, die Karpathen und das Riesengebirge wanderten, um sich auf der Veranda im Havelhaus wehmütig niederzulassen. Ich könnte so gut alles, was ich hier noch zu tun habe, in ein paar Tagen bequem und zum Besten meines Patienten erledigen, aber — aber! Mache ich es schlecht, so würde man mich halten, bis ich es gut mache; mache ich es gleich gut, so hält man mich erst recht, damit auch das Gute festgehalten werde. Niemals kann der Mensch sich sein Schicksal bestellen — wohl kann er es sich schmieden, aber wie die Stücke zusammengesetzt werden, die er sich holt, das zu bestimmen ist ihm versagt.

13. September. Ich war gerade im Zuge, die Lebensgeschichte der Nasenrachenpolypen und die Leidensgeschichte ihrer Träger zu schreiben, als der jüngste Pascha — Freund Nuri — hereinstürzte und meldete, ich würde im Palais erwartet. Mit schnellen Pferden war ich bald zur Stelle. Zunächst sollten an einem Diätzettel, den ich tags vorher verfaßt hatte, einige Änderungen vorgenommen werden, da sie mit den Lebensgewohnheiten d. h. Schlaf- und Mahlzeiten des Patienten nicht genau stimmten. Dann handelte es sich um Harnuntersuchungen. Endlich ging eine Ambulanz los, wie ich sie noch nicht gehabt hatte. Zuerst die siebenundachtzigjährige Mutter Seiner Majestät, die — o Wunder! — noch vor drei Wochen eine Lungenentzündung durchgemacht hatte. Sie wurde auskultiert, was mir die völlige Herstellung der Lunge sicher machte. Dann die uxor des regierenden Herrn, dann drei Prinzen — so was ist mir in Berlin noch nicht vorgekommen. Mir graut, wenn ich denke, wie ich vornehm geworden bin! Es folgte die übliche Mahlzeit von zwölf Gängen, Kaffee und erst um fünf Uhr Heimfahrt.

Heute ende ich in früher Stunde und kehre dann wieder, bis die schwarzen Rosse des Sultans scharren, um mich nach Jildis zu führen, zu meinen Rachenkrankheiten zurück. Ich schlafe gut, wenn auch nicht viel, und fühle mich durchaus wohl. Ja, das Konstantinopolitaner Klima tut meinen Knien ausgezeichnet: ich springe in den Wagen und könnte mit der dell'Era wetteifern.

15. September (an seine Tochter Bertha). Meine liebe, süße Kefié! Mein Leben fließt hier einfach und recht gleichmäßig dahin. Am Morgen um sechs öffne ich die Balkontür und lasse Morgenluft, die noch nicht schwül und drückend ist, herein, setze mich an den Tisch und schreibe nun schon am zweiten Kapitel der Rachengeschwülste. Um halbneun erscheint aus dem Nebenzimmer Bier, dann gehen wir hinab zum Tee. Um neun oder halbzehn kommt Nuri und holt uns ab. Dann fahren wir um zehn alle drei ab; nach einer halben Stunde sind wir im Jildis. Die Ärzte kommen, und endlich so um zwölf empfängt

uns die Majestät. Dann im Palaste selbst, hart vor den Türen zu den Frauengemächern, ein sehr gründliches Frühstück. Nachher Empfang bei Refié, die — unglaublich, unglaublich — ihren Schleier ganz ablegte, weil es zu heiß sei, und uns ganz verschmitzt anlächelte. Dann zeigte sie, wieviel voller ihre Vorderarme geworden waren, und wurde nicht müde, immer wieder zu danken. Um drei Uhr nochmalige ärztliche Konsultation, und dann erschien ein Hofmarschall, gefolgt von Dienerschaft, und erklärte, Seine Majestät wären so glücklich über unsre Behandlung und so überaus gnädig gegen uns gesinnt, daß Hochdieselben uns neue Ordensdekorationen schickten. Die Türkei hat drei Orden: Medschidije, Osmanié und einen Prinzenorden. Nun ist der Medschidije ohne Brillanten zwar niedriger als der Osmanié, aber mit Brillanten ist er wieder höher, da seine Diamantverzierung ungleich kostbarer als die des Osmanié ist. Diesen Medschidije mit Brillanten ließ mir der Sultan überreichen, während Bier den Osmanié erster Klasse, aber ohne Brillanten, bekam. Einen so reichen Brillantschmuck wie diesen neuen Orden, also den dritten mit Brillanten, habe ich noch niemals gesehen: man ist geradezu geblendet von ihm."

Die orientalische Freigebigkeit zeigte sich auch in andern Geschenken, mit denen der Sultan Bergmann überhäufte. So ließ er in der Abschiedsaudienz einen kostbaren Tisch herbeibringen und bemerkte zu Bergmann: er habe gehört, daß er diesmal seine freie Zeit nicht den Museen und andern Sehenswürdigkeiten Konstantinopels gewidmet, sondern immer nur gearbeitet hätte. Einem Gelehrten wie ihm könne man daher kein passenderes Geschenk machen als einen Schreibtisch. Er selbst habe daran geschnitzt, darum hoffe er auf eine freundliche Aufnahme und Erinnerung. Auf des Sultans Befehl wurde der reich ornamentierte Tisch verpackt und nach Berlin geschickt.

Noch immer aber befolgte man die alte Politik, ihn an der Abreise zu hindern, obwohl eine merkliche Besserung im Befinden des Kranken eingetreten war: „Sie müssen abwarten, ob das so weiter geht, ob nicht doch wieder eine Verschlechterung eintritt", bekam er immer wieder zu hören. Im allgemeinen floß das Leben stiller hin als im Frühjahr. Endlich konnte er nach beinahe vierzehntägigem Aufenthalt zur Abfahrt rüsten, und dann lag auch das zweite morgenländische Abenteuer hinter ihm.

6. Professor an der Kaiser-Wilhelm-Akademie.

Am 16. November 1882 vollzog Kaiser Wilhelm der Erste unter Gegenzeichnung des Kriegsministers v. Kameke und des Kultusministers v. Goßler Bergmanns Bestallung als ordentlicher Professor der Chirurgie bei der Medizinisch-Chirurgischen Akademie für das Militär, der heutigen Kaiser-Wilhelm-Akademie. Auch in dieser Stellung wurde er, schon damals einer der bekanntesten Kriegschirurgen, der Nachfolger Langenbecks. Wie Esmarch und Langenbeck die Ersten waren, die für die erhaltende Behandlung der Frakturen der großen Gelenkkörper an Armen und Beinen, die bis dahin für tödlich galten, eingetreten waren, indem sie statt der Absetzung von Arm und Bein die Herausnahme der zertrümmerten Gelenke, die Resektion, empfahlen und mit viel Geschick und Glück durchführten, so knüpfte sich, wie bereits früher erwähnt, an Bergmanns Namen vom Russisch-Türkischen Kriege her das Verdienst der segensreichen Entdeckung, daß „das Heil der Schußwunden in der Aseptik liegt". Als auf dem Deutschen Chirurgenkongreß von 1902 Paul v. Bruns einen Vortrag über den ersten Verband auf dem Schlachtfelde hielt, stellte er Bergmanns Entdeckung der des großen französischen Chirurgen gleichwertig an die Seite: Ambroise Paré hatte als Erster den Satz aufgestellt, „daß die Schußwunden nicht verwundet sind und besser nicht ausgebrannt werden". Dadurch, daß Bergmann im Kriege von 1877 als Erster den antiseptischen Dauerverband einführte und dadurch glänzende, unerwartete und zuerst kaum geglaubte Erfolge in der Behandlung der Kniegelenkschüsse erzielte, war ein vollkommner Wandel in der Behandlung der Schußwunden geschafft: er ist seitdem und wohl für die ganze Zukunft zum reichen Segen geworden.

Was vor allem Bergmann in seiner Lehrtätigkeit an der Kaiser-Wilhelm-Akademie zugute kam — wir geben hier die uns freundlichst zur Verfügung gestellte Darstellung eines ehemaligen Bergmannschen Assistenten, des Herrn Oberstabsarztes Dr. F r a n z wieder —, war, daß er seine kriegschirurgischen Erfahrungen gleich Langenbeck, Esmarch, Volkmann, Billroth, Bruns und andern auf dem Schlachtfelde selbst gewonnen hatte, daß er seinen Vorlesungen durch eigne Erlebnisse Farbe gab. Denn durch seine Tätigkeit im Gefecht, auf den Hauptverbandplätzen und in den Feldlazaretten hatte er selbst erfahren, wie verschieden Theorie und Praxis sind, wieviel Hemmungen dem Arzt im Kriege die Arbeit erschweren, und wie daher Entschlußkraft und richtiges Handeln auf eindringlicher Schulung im Frieden und methodisch erworbenen sichern Kenntnissen beruhen.

Die Aufgabe, die ihm durch seine Ernennung zum Lehrer der Kaiser-Wilhelm-Akademie übertragen wurde, lag ihm besonders am Herzen. Seine hohe Auffassung von ihr kam oft zum Ausdruck. „Die Pflege des Kriegswesens und ebendeswegen die Verbindung der klinischen Chirurgie mit der Kriegsheilkunde ist eine durch seine Geschichte Preußen zuerst, nun aber dem gesamten Deutschland übertragene Pflicht", heißt es in seiner Gedächtnisrede auf Langenbeck. Von dieser Überzeugung durchdrungen, war Bergmann unausgesetzt bemüht, die Studierenden der Kaiser-Wilhelm-Akademie auf den Kriegsfall vorzubereiten. Unter anderm gab er den in der Poliklinik wie im Tagesdienst beschäftigten Assistenten immer wieder die Weisung, jeden Fall von Schußverletzung, wenn er auch noch so unbedeutend war, für den klinischen Unterricht aufzuheben. Er, der bei der beschränkten Bettenzahl der Klinik in der Aufnahme von Patienten außerordentlich wählerisch war, verfügte mitunter zu unserm Erstaunen bei solchen Verletzungen eine Aufnahme auf wenigstens einen bis zwei Tage, wenn nämlich zweifelhaft war, ob sich die Kranken am nächsten Tage auch wirklich vorstellen würden. Jede dieser Schußwunden war für ihn ein neuer Anlaß, die Grundsätze der Behandlung gerade dieser Verletzungen zu erörtern. Wie er einst im Kriege mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit die in alten Anschauungen befangenen Ärzte von falschen Maßnahmen abzuhalten gesucht hatte, so sprach er hier mit kräftigen, nicht mißzuverstehenden Worten sein Anathema über das Kugelsuchen mit Sonde und Fingern, über unzeitige Kugelextraktionen und das primäre Debridement der Knochenschüsse. Eingehend predigte er die Notwendigkeit der Schablone in dem anti- oder aseptischen Verbande und in der Fixation und betonte, daß als primäre Operationen nur die Blutstillung, die Amputationen, der Luft- und der Harnröhrenschnitt in Frage kämen.

Den Angehörigen der Kaiser-Wilhelm-Akademie wandte er seine besondre Aufmerksamkeit zu: in dem Auditorium der Universitätsklinik wies er ihnen bevorzugte Plätze an, damit sie dem Verlauf der Operationen aus nächster Nähe folgen konnten. Behielt er auch nicht immer ihre Namen, so war ihm doch dank einem vorzüglichen Physiognomiengedächtnis die Mehrzahl der Praktikanten bekannt. Einem jeden half er gern. Nur die Trägen und Interesselosen hatten unter seinem beißenden Witz und Hohn zu leiden, denn er verlangte von jedem Eifer und Pflichtgefühl. „Ohne Zucht gegen sich selbst, ohne pflichtmäßige Nötigung", heißt es in einer Rede, die er 1883 zur Stiftungsfeier der militärärztlichen Bildungsanstalten hielt, „gibt es keine nachhaltige Tatkraft und keine Freude im Berufe. Zu einer solchen soll gerade in diesen Bildungsanstalten der Sanitätsoffizier erzogen werden, damit ihm dereinst die Fülle der ärztlichen Arbeit

und die Pflicht des verantwortlichen Führers anvertraut werden können. Das ist der erhabene Wille unsers deutschen Kriegsherrn, den zu erfüllen in Gehorsam und Aufopferung auch wir uns zur besondern Standesehre rechnen."

Die Beziehungen zwischen der Universitätsklinik und der Kaiser-Wilhelm-Akademie wurden noch enger, als der Kultusminister, einem Antrage Bergmanns entsprechend, am 30. Juli 1891 genehmigte, daß ein Stabsarzt des Friedrich-Wilhelm-Instituts als Assistent in die Universitätsklinik eingereiht würde. Die Assistenten waren: von 1891 bis 1897 Dr. Geißler, von 1897 bis 1901 Dr. Coste, von 1901 bis 1904 Dr. Franz, von 1904 bis zu Bergmanns Tode Dr. Rumpel. Aber auch schon vor 1891 war mehrere Jahre hindurch Stabsarzt Dr. Rochs zur Assistenz bei den Übungen an der Leiche und den Fortbildungskursen kommandiert.

Gerade die Fortbildungskurse bildeten einen andern sehr wichtigen Teil von Bergmanns Lehramt an der Kaiser-Wilhelm-Akademie. Sie fanden gewöhnlich einmal im Jahr bald für Assistenz-, bald für Stabs-, bald für Oberstabsärzte statt. Bei den Vorbereitungen und während der Kurse fiel seinen militärischen Assistenten eine besondre Aufgabe zu. Einige Wochen vor Beginn des Kurses erging an das Berliner Polizeipräsidium die Bitte, der Klinik für die nächste Zeit möglichst alle Schuß- und andern frischen Verletzungen zu überweisen. Außerdem wurden geeignete Fälle regelrecht gesammelt, vor allem von Patienten, bei denen typische Amputationen und Resektionen in Frage kamen, denn Bergmann hielt an dem unabänderlichen Grundsatz fest, den Teilnehmern zunächst solche Operationen zu zeigen, die sie im Kriege würden ausführen müssen. Seine Lehrmethode war geradezu ideal. Operationen an der Leiche und am Lebenden gingen Hand in Hand. Sollte z. B. an einem Tage eine Amputation gemacht werden, so hatte der Militärarzt, dem sie zufiel, sie am Tage vorher mit denselben ebenfalls zum Kurse kommandierten Assistenten an der Leiche auszuführen. Bei der Operation am Lebenden half Bergmann in liebenswürdigster Weise, aber nur, wenn es nötig war, denn er hielt streng darauf, daß alles vom Beginn der Operation bis zur Lagerung im Bett von den Teilnehmern selbst ausgeführt werde. Ferner mußte in jeder Kursstunde mindestens ein immobilisierender Gipsverband gemacht werden. Das Allerneuste vom Neuen an Operationen zu bringen, darauf legte er vor diesem Forum keinen Wert; er demonstrierte solche Vorgänge, mit denen sich die Kriegschirurgie beschäftigen muß.

Bewies die Auswahl der Operationsfälle und der Übungen an der Leiche die Eigenart seiner Lehrmethode, so sprach die Art, wie er den Kurs abhielt, für das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das ihn mit

dem Sanitätskorps verband, und für seinen feinen Takt: Kritik und Tadel äußerte er nur im engsten Kameradenkreise. Er fühlte sich gleichsam als primus inter pares und war dessen sicher, daß auch ein scharfes Wort der Mißbilligung nicht mißdeutet werden würde. Er hielt immer auf praktische Hilfsbereitschaft, auf schnelles Handeln auch der gerade nicht beschäftigten zuschauenden Ärzte, wenn Not am Mann war. So rief er einst einem Assistenzarzt, der bei einer plötzlich eingetretenen Narkosenasphyxie dicht neben dem Narkotiseur, der sich mühte, den Kiefer vorzuschieben, untätig dastand, drastisch zu: „Greifen Sie doch zu, ziehen Sie dem Kranken die Zunge heraus; mit den Händen an der Hosennaht werden Sie noch erleben, daß der Patient stirbt!"

Er stellte an die kommandierten Kursteilnehmer große Anforderungen, erwartete aber auch viel von der regelmäßigen Fortbildung der Militärärzte, die sie vor ihren Zivilkollegen voraus hatten. So äußerte er in einer Rede, die er 1889 am Stiftungstage der Militärärztlichen Gesellschaft hielt: „Aus Ihren Reihen sind schon früher und gerade in letzter Zeit manche Lehrer für deutsche Hochschulen hervorgegangen. Auch das der Beendigung nahegeführte umfassende Werk des Sanitätsberichts 1870/71 zeigt die großen Leistungen der Militärärzte ... Möge es dahin kommen, daß die Militärärzte vermöge ihrer Fortbildung überall die ersten ihres Standes, die Sanitätsoffiziere stets auch die besten Ärzte seien."

Wer je einen solchen Operationskurs bei Bergmann mitgemacht hat, nahm das angenehme Gefühl mit sich nach Haus, daß er nunmehr die ärztliche Feuerprobe im nächsten Kriege sicherer bestehen würde. Für die jüngern unter uns hatte auch im Frieden ein solcher Operationskurs den Nutzen, daß sie zum obermilitärärztlichen Examen praktisch gut vorbereitet wurden, denn Bergmann, der von 1883 bis 1901, bis zum Aufhören der Prüfungen, „Examinator für die obermilitärärztliche Prüfung in der speziellen Kriegschirurgie und in Operationen" war, wurde mit Recht gefürchtet, weil er nicht nur viel positives Wissen, sondern vor allem auch praktisches Können verlangte. Nach Fortfall der Prüfungen traten an ihre Stelle Zensuren über die Leistungen im Operationskurs, die dem Kriegsministerium übersandt wurden. Er sprach über sie nie zu uns, wie er es auch vermied, irgendein abfälliges Urteil über die Kursteilnehmer zu äußern. Entsprechend der Verantwortung, die er durch die Beurteilung so vieler Sanitätsoffiziere der preußischen Heeresverwaltung gegenüber hatte, beobachtete er die strengste Diskretion. Weil er eine außerordentliche Vorliebe für die Kriegschirurgie hatte und auf die Fortbildung des Sanitätskorps für den Ernstfall das allergrößte Gewicht legte, hielt er die Operationskurse auch immer selbst ab und überließ sie keinem andern: er

konnte dank seinen Kriegserfahrungen und seiner hohen militärärztlichen Stellung auch den ältesten Oberstabsärzten gegenüber Führer und Schulmeister sein, während selbst der älteste Assistent mit Rücksicht auf das Alter und die Verdienste seiner Zuhörer nur immer sehr vorsichtig auftreten und belehren konnte.

Als Bergmann nach Einrichtung des Wissenschaftlichen Senats der Kaiser-Wilhelm-Akademie am 17. Mai 1901 zum etatsmäßigen Mitglied ernannt wurde, nahm er an den Sitzungen regen Anteil. In den Beratungen über die „Umgestaltung der für die erste Hilfleistung auf dem Schlachtfelde bestimmten Sanitätsformation der jetzigen Sanitätskompagnie" (Dezember 1904) betonte er auf Grund seiner Kriegserfahrungen die Notwendigkeit der einheitlichen Leitung der gesamten Tätigkeit auf dem Hauptverbandplatz durch einen Arzt.

Aber diese amtlichen Funktionen erschöpften seine Beziehungen zur Kaiser-Wilhelm-Akademie bei weitem nicht: sein freundschaftliches Verhältnis zu den Generalstabsärzten v. Coler, v. Leuthold und v. Schjerning brachte mit sich, daß er sich auch am wissenschaftlichen Leben der Akademie hervorragend beteiligte und dieses Interesse auch auf die mit der Akademie in enger Fühlung stehende Berliner Militärärztliche Gesellschaft ausdehnte. In ihr hat er 1883 seinen berühmten Vortrag über „Die Schicksale der Transfusion im letzten Dezennium" gehalten, worin er an der Hand klinischer Erfahrungen und neuer physiologischer Experimente das Todesurteil über diese Methode fällte, die „eine blutspendende Ära in der Medizin" einzuleiten versprochen hatte. Nach Empfang des Vortrags schrieb ihm Volkmann: „Heute erst habe ich Ihre wundervolle Rede über die Transfusion gelesen und mit der allergrößten und ungeteiltesten Bewunderung! Eine Musterrede, das Material absolut beherrschend, im großen Stile — ich gratuliere von Herzen." In der Akademie war es auch, wo er am 4. Dezember 1890 vor einer ehrwürdigen Versammlung, in der sich der alte Moltke, der Kriegsminister und viele Generale befanden, damals noch voller Begeisterung für das Kochsche Tuberkulin, die ersten anscheinend von chirurgischer Tuberkulose geheilten Patienten vorstellte.

Von den Vorträgen, die er in der Militärärztlichen Gesellschaft gehalten hat, seien folgende genannt: 1882 „Über Schußverletzungen des Schädels", 1883 über „Einheilung von Kugeln im Gehirn", 1884 „Zur Illustration des Steinschnitts" und über „Behandlung der Schußwunden", 1887 „Die operative Behandlung der traumatischen Epilepsie". Außerdem stellte er oft Patienten mit Schußverletzungen oder kriegschirurgisch wichtigen Erkrankungen vor. Wenn er in spätern Jahren nur selten an den Sitzungen teilnahm, so lag das nicht an einer Abnahme seines Interesses, sondern an der sich von Jahr zu Jahr vergrößernden Klientel und der Überhäufung mit andern

Geschäften. Seine Zusammengehörigkeit mit der Akademie hat er bis zuletzt bekundet und sie unter anderm durch seine Teilnahme an ihren festlichen Veranstaltungen bewiesen, deren Mittelpunkt seine markante Persönlichkeit in der ordensübersäten Generalsuniform bildete, die er bei diesen Gelegenheiten immer trug. Gern nahm er dann das Wort, und das Feuer seiner Beredsamkeit zündete hier noch mehr als in seinen wissenschaftlichen Vorträgen. Erinnert sei an die glänzende Rede bei dem Festmahl des Sanitätsoffizierkorps zum siebzigsten Geburtstage v. Colers.

Wir Militärärzte sahen in Bergmann den Kriegschirurgen κατ' ἐξοχήν unsrer Zeitepoche; und die von ihm aufgestellten Grundsätze galten als unantastbare Dogmen für die Behandlung derjenigen Schußverletzungen, die sich im Frieden als Unglücksfälle ereigneten. Aber ein Teil von uns hat auch im Kriege die Probe aufs Exempel gemacht. Als Liebe zu ihrer Heimat und ihrem von den Vätern überkommenen Boden fast sämtliche eingeborene Stämme des südwestafrikanischen Schutzgebiets gegen die Deutschen aufsässig machte, nahmen an dem drei Jahre dauernden Feldzuge über zweihundert Militärärzte teil, die nur mit wenigen Ausnahmen dem aktiven Sanitätskorps angehörten. Natürlich sind bei der Behandlung der Schußwunden auch hie und da Fehler gemacht worden, und gewiß hätte auch Bergmann, den außergewöhnlichen Verhältnissen, dem Hunger und Durst, der Schlaflosigkeit, den körperlichen Anstrengungen und seelischen Aufregungen, Rechnung tragend, ein Wort der Nachsicht gefunden, aber als rühmendes Ergebnis seiner Erziehung muß hervorgehoben werden, daß nachweislich, von einem Fall abgesehen, bei weit über tausend Verwundungen keine einzige frische Schußverletzung sondiert worden ist. „Wie gern", bemerkt Dr. Franz, „hätte ich ihm diese Tatsache persönlich mitgeteilt und ihm die Freude darüber von seinen Zügen abgelesen! Aber als ich nach dem Ende des Krieges im Mai 1907 in die Heimat zurückkehrte, lag er schon unter dem Rasen." Bergmann war es auch gewesen, der, als die Medizinalabteilung des Kriegsministeriums Dr. Franz im März 1904 die Leitung eines Feldlazaretts in Südwestafrika angeboten, ihm zugeredet hatte, obwohl er kurz vor der Habilitierung als Privatdozent stand: 1870 wäre er selbst in ähnlicher Lage gewesen. Mitten aus dringlichen und, wie ihm schien, unaufschieblichen wissenschaftlichen Arbeiten hätte er sich losgerissen, um in den Krieg zu ziehen, und es nie bereut, denn „für die Kriegschirurgie könne man wohl in einzelnen klinischen Fällen aus Büchern sich Lehren holen, aber nur wer einen Krieg mitgemacht, hätte die Kriegschirurgie erlebt, der wisse ganz, was sie bedeute!"

„Die Fortschritte in der Kriegsheilkunde, das größere Wissen und Können der Feldärzte, die einfache Technik des Verbandes, die

Verbannung der Sonde und die Einheit der Verbände wie der Verbandweise, an deren Herstellung die Sanitätsoffiziere aller Armeen wetteifernd arbeiten, lassen den Zukunftskriegen die bessere Prognose stellen", schrieb Bergmann Ende Dezember 1904 in einem Aufsatz für die „Woche" über „Schußwunden aus dem modernen Infanteriegewehr." Daher war er auf die Ergebnisse des Russisch-Japanischen Krieges besonders gespannt, in dem auf beiden Seiten sehr tüchtige Kriegschirurgen tätig waren, und die Schußwunden aus Gewehren mit dem kleinsten bis dahin verwandten Kaliber stammten. Wie groß war seine Freude, als die Erfahrungen dieses und des Südwestafrikanischen Krieges wie schon früher die des Burenkrieges seine Lehren von 1877 vollauf bestätigten! Aber es war auch wieder Bergmann, der, als einer seiner Assistenten, der den Russisch-Japanischen Krieg mitgemacht, ihn und die Richtschnur, die er gegeben hatte, überschwänglich pries, ihm zu verstehen gab, daß er nichts so sehr wünsche, als daß seine Lehren möglichst schnell durch weit bessere ersetzt würden.

Als Bergmann seinen siebzigsten Geburtstag feierte, übernahm zu seiner Freude Exzellenz v. Schjerning die Leitung der festlichen Veranstaltungen, und nicht minder freute ihn die wissenschaftliche Festgabe des Sanitätskorps (Band 35 der Veröffentlichungen aus dem Gebiet des Militärsanitätswesens).

Das letzte Mal, daß er im Kreise des Sanitätskorps erschien, war zum Stiftungsfest der Militärärztlichen Gesellschaft am 20. Februar 1907, wenige Wochen vor seinem Tode. Obwohl ihm schweres körperliches Unwohlsein hart zusetzte, und er das Fest wider seine Gewohnheit frühzeitig verlassen mußte, ergriff er doch das Wort und ließ noch einmal das Feuer seiner Beredsamkeit wirken. Es klang wie ein Vermächtnis, berichtet Stabsarzt Dr. Rumpel, als er auf die wissenschaftliche Grundlage des militärärztlichen Berufs hinwies, ihn als den Sammelpunkt der in der heutigen Zeit so weit verzweigten Gebiete des medizinischen Wissens hinstellte und die Hoffnung aussprach, daß die membra disjecta unsrer Disziplin stets in bewährten militärärztlichen Händen ihre Vereinigung finden möchten.

Mit Bergmann, so schließt Dr. Franz seine Erinnerungen an ihn, ging einer der markantesten und genialsten Lehrer der Kaiser-Wilhelm-Akademie dahin. Bis zum letzten Atemzug hat er gehalten, was er einst, zum preußischen Generalarzt mit dem Rang eines Generalmajors ernannt, dem damaligen Generalstabsarzt v. Coler versichert hatte: er würde sichs zur höchsten Ehre anrechnen, in die Arbeit für das Wohl der kranken und verwundeten Krieger einzutreten, und er gelobe, sich mit allen seinen Kräften der großen Aufgabe des Sanitätsdiensts zu widmen. Den Militärärzten, die ihn zum Lehrer gehabt haben, wird er immer unvergeßlich bleiben, den kommenden Geschlechtern

aber, denen, die ihm nicht mehr ins Angesicht geschaut haben, werden, wenn das Vaterland zu ernster Kriegsarbeit ruft, und deutsche Soldaten chirurgischer Hilfe bedürfen, seine Ideen die Richtschnur sein für ihr Handeln. „Die chirurgische Wissenschaft", hat Bergmann gesagt, „steht nicht still, sie ist nicht bloß in stetem, sondern stürmischem Fortschreiten begriffen, bis wie dem Podaleirios vor Troja auch uns alle Genauigkeit in die Seele gelegt ist, Unsichtbares zu kennen und Unheilbares zu arzten."

7. Deutsche Gesellschaft für Chirurgie, Naturforscherversammlung und Berliner Medizinische Gesellschaft.

Unter den wissenschaftlichen Vereinigungen, denen Bergmann angehört hat, ist keine, die ihm mehr verdankt, als die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie. Unmittelbar nachdem in dem denkwürdigen Jahre 1871 Simon, Langenbeck und Volkmann den Aufruf zur Gründung einer die chirurgischen Arbeitskräfte einigenden Körperschaft in Verbindung mit einem jährlich wiederkehrenden Kongreß erlassen hatten, trat er ihr bei, und er besuchte schon von Dorpat aus ihre Versammlungen. Seitdem er den Berliner Lehrstuhl einnahm, hatte er eine führende Stellung in ihr, nicht nur in den Jahren, da die Wertschätzung der deutschen Chirurgen ihn zum Präsidenten wählte. Das erste Mal hatte er 1888, als er Langenbeck die Gedächtnisrede hielt, den Vorsitz, dann 1889 und 1890. Ein Ehrentag für ihn war der erste Sitzungstag 1892, der Tag der Einweihung des von ihm geschaffenen Langenbeck-Hauses, da der damalige Präsident Bardeleben ihm in allgemein mitempfundener dankbarer Gesinnung das Wort zurief: „Te saxa loquuntur" Doch darüber in einem andern Abschnitt mehr.

Wahrhaft glänzend verlief die Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Gesellschaft im Mai 1896. Bergmann war wiederum Vorsitzender und hielt die festliche Ansprache an die deutschen und die aus der Ferne herbeigeeilten Kollegen. Nach langen schwierigen Korrespondenzen war seinen Bemühungen gelungen, auch französische Chirurgen zur Teilnahme zu veranlassen: der Präsident der französischen Gesellschaft für Chirurgie Felix Guyon und ihr Generalsekretär Picqué waren erschienen, und mit ihnen Leopold Ollier, der im Bergmannschen Hause wohnte und trotz hohen Jahren bis tief in die Nacht an den geselligen Veranstaltungen teilnahm. Ebenso waren England, Italien, Rußland durch Chirurgen klangvollen Namens vertreten.

Bergmann war glücklich, das Präsidium so großartig abgeschlossen zu haben: tatsächlich hatte er allein alles vorbereitet und angeordnet,

hatte ebenso für gute Vorträge gesorgt wie das Programm des glanzvollen Fests entworfen, das in den Krollschen Sälen stattfand. Es begann mit lebenden Bildern, die die Marksteine in der Geschichte der vaterländischen Chirurgie darstellten, von ihren mythischen Anfängen an bis zu einem Verbandplatz im Kriege von 1870/71, wo unter der Fahne des Roten Kreuzes, des Symbols echter Humanität, Franzosen und Deutsche die gleiche Hilfe und Sorgfalt erfuhren. Das letzte Bild war eine Huldigung vor der Büste der Kaiserin Augusta, an deren Sockel ein Modell des Langenbeck-Hauses stand: Kinder als Typen aus allen deutschen Gauen legten Kränze davor nieder. Zu den Bildern aber, die Bergmann selbst ausgewählt und ausführlich erläutert hatte, sprach seine Tochter Frau v. Barnekow anmutige Verse des hierfür von Bergmann gewonnenen gefeierten Dichters Julius Wolff schlicht und schön.

Weit tiefer als diese flüchtigen Augenblicke festlicher Freude haftet in den Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie die Erinnerung an die Vorträge und kritischen Bemerkungen, mit denen Bergmann die Verhandlungen zu beleben und ihnen Inhalt zu geben verstand. Ein kurzer Satz traf oft den Kern der Sache, und einer großen Idee bereitete er eine große Stunde.

Viel lag ihm daran, Billroth, der den Kongreßverhandlungen lange Zeit seine Gegenwart versagt hatte, wieder für die Teilnahme zu gewinnen. Im Herbst 1887 korrespondierten sie darüber. Damals antwortete Billroth in einem bisher ungedruckten Briefe vom 23. Oktober ablehnend. Er schrieb:

„Warum ich dem Kongreß so lange fernblieb? Ja! das hatte vielerlei Gründe. Ich bin in den letzten Jahren von einer grenzenlosen Müdigkeit und Schlaffheit befangen. Ich fühle schon lange, daß ich am Ende meines Schaffens bin. Die paar neuen Operationen, die ich im Laufe der letzten Jahre ersann, scheinen mir trotz allem Gerede, das man davon machte, so unbedeutend, daß ich die Veröffentlichung gern meinen Schülern überließ. Sie haben mit Ihrem feinen Verständnis für die eigentlichen Tiefquellen unserer Wissenschaft wohl verstanden, daß mein Denken und Trachten in dieser Richtung zu Ende war. Meine Operationen haben für mich nur eine sehr nebensächliche, ich möchte sagen persönlich virtuose Bedeutung von geringem ernstem Wert. Mit leeren Händen wollte ich nicht kommen und hatte doch nichts wissenschaftlich Neues zu bringen. Es wäre mir recht bequem gewesen, mich kürzlich auf eine anständige Weise zu empfehlen (er war an einer schweren Lungenentzündung erkrankt), nachdem ich meine Visitenkarte bei unserer Wissenschaft abgegeben hatte. Das Schicksal hat es anders gewollt. Ich bin als redivivus erstanden... Daß Sie und viele meiner Freunde meiner freundlich gedachten, daran

habe ich nie gezweifelt. Sie haben mich in bessern, jüngern Zeiten gekannt. Für die jetzige Zeit bin ich bereits eine historische Person; und mit Geschichte befaßt sich die jüngere Generation nicht eben sehr. Sie dürfen daraus nicht schließen, daß ich über einen Mangel an Anerkennung seufze, im Gegenteil! man überschätzt mich nur zu sehr! Es ist eben der natürliche Lauf der Dinge! Wenigen ist es so gut geworden wie mir, und ich bin im Herzen dafür unendlich dankbar, besonders dankbar für die viele persönliche Freundschaft und Liebe, die man mir gerade in jüngster Zeit in wärmster Weise entgegengebracht hat. — Meine Trägheit war es auch, die mich nach dem langen Wintersemester bestimmte, lieber im dolce far niente in Italien zuzubringen, als in der Atmosphäre großer Versammlungen. Wenn Sie älter werden, verstehen Sie das gewiß auch besser ..."

Aber es gab auch noch einen andern Hinderungsgrund, und der gab den Ausschlag. Die beiden Freunde Billroth und Volkmann, die einander so nahe gestanden hatten wie selten zwei Menschen, waren über der Listerschen Wundbehandlung zu Gegnern geworden. Billroth hatte nach seinem eignen Geständnis Volkmann gereizt, klagte aber auch darüber, daß Volkmann ihn schwer gekränkt, sich „mit seiner lebhaften Phantasie eine Festungsmauer aufgebaut" habe, die er nicht zu durchbrechen vermöchte. Er wünschte, Volkmann könnte endlich vergessen, was vorgefallen sei. „Daß ich es nicht über mich bringen konnte, ihm in alter Freundschaft die Hand zu drücken, während ich vorher wußte, daß er diese Hand zurückstoßen würde, werden Sie mir nachempfinden können ..."

Ein Brief Volkmanns an Bergmann enthält Anklagen gegen Billroth, die beweisen, wie schwer von ihm verletzt er sich fühlte, und wie tief in ihm die Abneigung gegen den einst so geliebten Freund saß. Sein mächtiges, impulsives Temperament zeigte sich auch darin in seiner vollen Wucht, und die Versöhnungsversuche, die Bergmann anbahnen wollte, lehnte er ebenso ab, wie vorher die von Langenbeck mit demselben Ziel unternommenen Schritte.

Bergmann ist mit beiden durch langjährige gute, niemals getrübte Beziehungen verbunden gewesen. Als er 1892 den Lesern der „Gartenlaube" auf Bitten der Redaktion das Leben und die Bedeutung Billroths geschildert hatte, erhielt er von ihm folgenden freundlichen, aber von wehmütigen Gedanken erfüllten Brief: „Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen von ganzem Herzen dafür zu danken, nicht nur, daß Sie sich überhaupt die Zeit genommen haben, selbst über mich zu schreiben, sondern besonders auch für das warme Wohlwollen, welches Ihre Feder leitete. Nochmals herzlichen Dank und die Bitte, mir Ihre gütige Freundschaft zu bewahren! Myokardische Prozesse und etwas Emphysem stören mir oft die Lebensfreude; wie schwere Wolken

senken sie sich immer tiefer auf meine Stimmung. Das Alter würde mich nicht drücken, doch wenn ich bedenke, welche Bergtouren ich noch im vorigen Jahre machen, wie ich stundenlang rudern und in meinem Garten graben konnte und nun wegen Atemnot dies alles unterlassen muß, so ist es wohl begreiflich, daß ich oft von Mißmut befallen werde. Mit den klinischen Vorträgen und dem Operieren geht es mir wie einem alten Droschkengaul; es läuft, scheint mir, bereits subkortikal ab, und, wenn ich ruhig sitze, könnte ich mich für einen gesunden Mann halten. Doch jede raschere Bewegung und gar etwas Steigen sei es Treppen oder Hügel macht mich atemlos. Allmählich finde ich mich in diese Beschränkungen meines früher allzu übermütigen Daseins. Aber ich gestehe, es wird mir schwer."

Schon fünfzehn Jahre früher hatte er, einer ihn anfliegenden trüben Stimmung nachgebend, in einem aus Petersburg, wohin er zu einer Operation berufen worden war, nach Dorpat gerichteten Briefe (24./12. Dezember 1877) Bergmann gegenüber geklagt: „Meine Arbeitskraft hat leider nachgelassen; ich vertrage längeres Mikroskopieren und nächtliches Arbeiten nicht mehr und muß mehr meiner Gesundheit leben, um mein Nervensystem nicht zu ruinieren. Denken Sie auch bei Zeiten daran, es kommt einem sonst zu plötzlich über den Hals ... Ich bin nicht gerade faul geworden, doch oft gedankenmüde und schreibenssatt. Daß ich stets mit Begeisterung noch alle schönen Fortschritte erfasse, brauche ich Sie wohl nicht zu versichern, doch komme ich jährlich weniger zum Lesen, und das ist ja immer der Anfang vom Ende!"

Bergmann hatte ihn damals zu einem Besuche Dorpats aufgefordert, doch kam es dazu nicht: er mußte nach Wien zurückeilen. „Ich darf nicht länger bleiben; man darf doch den Bogen der Geduld andrer nicht zu scharf spannen, und ich darf es am wenigsten, der ich meine Kollegen nicht gerade immer geschont habe, wo die Vernachlässigung des Unterrichts wegen Privatzwecken zu arg wurde. So muß ich mir leider die große Freude versagen, Sie in Ihrem Familienkreise und in Ihrer wissenschaftlichen Wirksamkeit zu sehen. Mit Freuden vernehme ich von den vielen schönen Arbeiten, die fortdauernd in Dorpat gemacht werden. Auch der Chirurgenkongreß, den ich leider mehrere Jahre nicht besuchen konnte, in diesem Jahr bot ein herrliches Bild deutscher Arbeitskraft. Wir ernten jetzt die praktischen Erfolge unsrer frühern mehr theoretischen Arbeiten, welche uns eine weit solidere Basis gegeben haben, als sie die Franzosen und Engländer haben."

Seit der Würzburger Zeit und vollends als sie Kollegen an zwei benachbarten Universitäten geworden waren, knüpften sich die Beziehungen Bergmanns zum hallischen Kollegen besonders eng und fest. Sie sahen sich oft, hielt doch Volkmann auch noch in den

achtziger Jahren regelmäßig Sprechstunden in Berlin ab, und luden einander ein. „Ich habe Sie seit Jahren", schrieb ihm Volkmann am 8. April 1887, „kaum anders gesehen als beim Geschäft, bei der Arbeit, im eiligen Treiben des Tages oder bei einem jener offiziellen Diners, die für einen Provinzialen eine so schwere Leistung sind, daß er sie schweigend bewältigen muß. Etwas Besondres kann ich Ihnen freilich im ‚Kaiserhof' nicht bieten, — die kulinarische Seite ist zweifelsohne seine schwächste — aber es wäre doch gar zu gemütlich, einmal ein paar Stunden miteinander zuzubringen. Unsre Lebenslinien haben sich so oft gekreuzt, daß sie sich schon einmal im Kaiserhof bei einem einfachen Mittagsessen kreuzen könnten."

In der Zeit der Krankheit Kaiser Friedrichs hat Bergmann mehr als einen Beweis der Zustimmung Volkmanns, dessen Autorität in ganz Deutschland unbestritten war, erhalten, u. a. bald nach den Tagen nachdem er die Behandlung des Kaisers niedergelegt hatte. „Seit Sie mir geschrieben", heißt es in dem Brief vom 12. Mai 1888, „daß für Sie die große und schwere Wendung eingetreten, die Sie in Ihrem Briefe schon dunkel angedeutet, ohne daß ich selbstverständlicherweise es verstehen konnte — Sie haben sich von der direkten Behandlung unsers armen Kaisers zurückziehen müssen! Ich weiß ja absolut nichts von den nähern Umständen; aber daß wir alle Ihre Ruhe und Ihren Takt bewundert haben gegenüber diesem englischen ‚Spezialisten', dessen Publikationen in den öffentlichen Blättern mehr und mehr den Eindruck eines Arztes machen, der weder sozial noch wissenschaftlich zur guten Gesellschaft gehört und einfach in Reklame macht — des können Sie versichert sein."

Volkmann betonte gern, daß er und Bergmann in allen die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie betreffenden Kardinalfragen immer dieselben Ansichten gehabt und fest zusammengehalten hätten. „Ich hoffe", schrieb er ihm im Mai 1888, „daß dies allezeit in gleicher Weise der Fall sein wird. Es ist viel zu tun, um die große Stellung, die wir uns in den achtzehn Jahren des Bestehens unsrer Gesellschaft erobert, zu erhalten, um die Streber und Macher unten zu halten und zu verhindern, daß nicht die Masse der Unbedeutenden, Unbegabten und Wenigleistenden die bessern Elemente der Gesellschaft überwuchre. Ich rede hier nur vom Nachwuchs, unter dem ich bis jetzt noch keinen einzigen aus eigner Wurzelkraft energisch aufschießenden Stamm gefunden habe, sowenig ich vielen der Jüngern meine Anerkennung versage."

Die feierlich-ernste Stunde, in der Bergmann in der ersten Sitzung des Chirurgenkongresses von 1890 dem Freunde den eindrucksvollen Nachruf hielt, dem großen Meister der Chirurgie, dem Menschen, dem Dichter gerecht wurde, wird vielen noch in Erinnerung sein und bleiben. Er rühmte als sein unanfechtbares Verdienst, daß er mit der ihm

eignen Begeisterung und Energie die antiseptische Wundbehandlung ergriffen und zum Gemeingut der deutschen Chirurgen gemacht, wie er als Mitglied und Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie mit Geist und Leben und packenden Worten in die Diskussion eingegriffen habe, aber „in seinen wunderbaren Anlagen lag auch die Quelle seiner Irrungen und Fehler. Der nie rastende Eifer, das Feuer, das ihm im Herzen brannte, nährte den Zauber seiner Persönlichkeit und machte ihn zum begeisternden Lehrer der Jugend, aber es entzündete und wärmte nicht immer, es zehrte an ihm selbst und verletzte die ihm Liebsten..."

Vier Jahre später sprach er in der Sitzung der Freien Vereinigung der Chirurgen Berlins Billroth Worte der Erinnerung, die nicht minder warm empfunden waren. Er wandte auf Billroth dessen eignes Wort an: „Die großen Naturforscher und Ärzte haben immer etwas Schwärmerisches, Phantastisches, zum Universellen Hindrängendes gehabt, meist auch einen Hang zum Künstlerischen; oft waren sie zugleich Dichter, Maler, Musiker und hatten daher in ihrer ganzen Erscheinung, so verschieden sie auch sein mochte, für die Jugend etwas unüberwindlich Anziehendes, Priesterliches, Dämonisches!"

Als Kußmaul seine vielgelesenen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes" schrieb, geschah es in dem Gefühl des Glücks, als ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts durch das Leben gegangen zu sein, denn „keins ist ihm vergleichbar an Mut und Geschick, in die tiefsten Geheimnisse der Natur einzudringen; keins hat mit gleich erfinderischem Geiste und gleichen Erfolgen die allgemeine Wohlfahrt gefördert und das Leben verschönert und veredelt; keins endlich entschlossener und siegreicher in allen Weltteilen die Ketten der Sklaverei gesprengt". Wenn Bergmann beschieden gewesen wäre, die Erinnerungen seines Lebens aufzuzeichnen, er hätte gleich seinem Straßburger Kollegen mit einem Loblied auf das naturwissenschaftliche Zeitalter begonnen, aus dem auch er hervorgegangen ist, schrieb er doch unter sein Bild das Bekenntnis: „Wer im Jahre 1860 seine chirurgischen Studien begonnen hat, durchlebte die Zeit, in welcher das blinde Glück in der Chirurgie aufhörte, und an seine Stelle die besonnene Berechnung trat. Er sah bei seinem ersten Operieren — in naturphilosophischer Weise — das Erkranken seiner Patienten als eine unausbleibliche Antwort des Organismus auf die ihm widerfahrenen Beleidigungen und denkt jetzt wie ein Physiker und Chemiker, daß das Mißlingen seiner Operationen immer nur ein Fehler ist, den er selbst verschuldet hat. An solchen Errungenschaften teilgenommen und mitgearbeitet zu haben, darin gipfelt ein glückliches Leben." Auch die wahrhaft schönen Worte der Erinnerung, die er in der Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte, deren Vorsitzender er war, in

Nürnberg 1893 den großen Toten August Wilhelm v. Hofmann und Werner v. Siemens widmete, sind der Ausdruck des Geistes, der ihn selbst beseelte. „Die rein empirische Technik mußte erst von dem Geiste der Naturwissenschaften durchdrungen werden, um sich zur Höhe der naturwissenschaftlichen Technik zu erheben", dieses Wort, das Bergmann auf Siemens anwandte, gelte auch, heißt es in dem Nachruf, den Naunyn in der Dresdner Naturforscherversammlung von 1907 Bergmann widmete, für dessen eignes Fach, die Chirurgie, und für ihn, den Chirurgen. Es wäre Bergmanns Größe und Stärke, daß er auch als praktischer Chirurg überall bewußt den wissenschaftlichen Sinn wahrte und hochhielt. „Er war mehr als ein berühmter Chirurg: er war ein bedeutender Mensch; auch in unsern Versammlungen haben wir die Wucht seiner Persönlichkeit erfahren."

Endlich haben wir auch noch der Beziehungen Bergmanns zur Berliner Medizinischen Gesellschaft zu gedenken. Er hat ihr fast ein Vierteljahrhundert angehört, seit 1885 als stellvertretender, seit Virchows Tode als ihr Erster Vorsitzender. An seinem siebzigsten Geburtstage machte sie ihn zu ihrem Ehrenpräsidenten. Seine Kunst, den wissenschaftlichen Eifer anzuspornen, zu gegenseitiger Förderung im mündlichen Austausch des Erlebten und Erfahrenen anzuregen, den guten, kollegialen Ton zu erhalten, vollends seine Meisterschaft in der Leitung der oft schwierigen Verhandlungen hat er auch dort bewiesen. Freilich waren er und Virchow in der Art, wie sie den Vorsitz führten, sehr verschieden voneinander: zu dem bedächtig und langsam seine Worte wägenden Vorgänger, unter dem sich die Debatte in den letzten Jahren oft nur mühsam hinschleppte, bildete der Nachfolger mit seiner schnell auf das Ziel lossteuernden, aufrüttelnden, das Wesentliche immer kurz zusammenfassenden Leitung und dem festen Willen, die Diskussion nicht nur in Fluß zu bringen, sondern auch möglichst ergiebig zu gestalten, endlosen Erörterungen aber einen Riegel vorzuschieben, einen immer empfundenen Gegensatz.

Ein großer Tag war für ihn, als er den neuen Sitzungssaal der Gesellschaft im Langenbeck-Hause einweihte, wobei er in seiner Ansprache betonte, daß die korporative Gestaltung des Vereinslebens dasjenige Mittel sei, das den Ärzten den ihnen gebührenden Einfluß im öffentlichen Leben gewinne. Das eigne Heim, die eigne Arbeitsstätte sei der erste Schritt, aus der Abhängigkeit, aus der wenn auch vortrefflichen so doch ausschließlichen Fürsorge von Staat und Gemeinde für alles, was den ärztlichen Interessen gilt und dient, herauszutreten. „Hier haben wir die eigne Stätte zum eignen Schaffen, wo wir in freier Selbstbestimmung arbeiten und sammeln, lernen, lehren und forschen können."

So manche große Debatte von weittragender Bedeutung hat Bergmann geleitet, um nur einiger zu erwähnen: die über den Krebs, die Impftuberkulose, die Appendizitis, die Schaudinnschen Spirochäten, und wer hätte nicht gern anerkannt, wie sachlich und schlagfertig er eingegriffen, und wie er immer verstanden hat, die Verhandlungen der Gesellschaft auf glänzender Höhe zu halten?

8. Das Langenbeck-Haus.

In der Entwicklung des ärztlichen Standes in Deutschland und seiner korporativen Bedeutung ist die Einweihung des Berliner Langenbeck-Hauses am 8. Juni 1892 ein Markstein, ein großer und wichtiger Schritt vorwärts auf der von den deutschen medizinischen Gesellschaften eingeschlagenen Bahn zu immer größerer Bedeutung und immer schönern Erfolgen.

Für eine weitere segensreiche Zukunft der von ihm mitbegründeten Deutschen Gesellschaft für Chirurgie hatte Langenbeck nichts so wichtig gehalten als die Erwerbung eines eignen Hauses, das allein das Beständige und Dauerhafte verbürge, ihr die Freudigkeit des Schaffens zu immer weiterer Ausdehnung ihrer Aufgaben verleihe. Als Bergmann ihm am Abend seines Lebens mitteilen konnte, daß er in dem vereinigten Streben der Berliner Medizinischen Gesellschaft und der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie ein Mittel sehe, dem von ihm ersehnten Ziele näher zu kommen, war seine Freude groß. Allerdings waren Bergmanns Pläne für eine sehr weite Zukunft berechnet und anders gedacht, als sie nach Langenbecks Tode (28. September 1887) zur Ausführung kamen.

Die erste Anregung zur Stiftung des ersten deutschen ärztlichen Vereinshauses ging von der Kaiserin Augusta aus. Von dem Tage an, da Goethe der Enkelin Karl Augusts das Wohlergehen wünschte „in dem ungeheuer weiten und bewegten Elemente“, bis zu den letzten Augenblicken ihres langen Lebens, da die Sterbende noch fragte: „Werde ich morgen wieder arbeiten können?“ hatte sie einen großen Teil ihrer Arbeit der Not und dem Elend der Kranken gewidmet. Sie hat in Kriegszeit keinen Tag der Ruhe gekannt, am Bahnhof Züge mit den Verwundeten empfangen, in den Lazaretten selbst Hand angelegt, die vaterländischen Frauenvereine ins Leben gerufen und geleitet. Ihr Ratgeber in den Dingen der Krankenpflege war Langenbeck. „In ihm“, berichtet ihr Kabinettsrat von dem Knesebeck, „vereinigte sich für sie das Beste, was Wissen, Können, Denken und Fühlen in seinem Fache hervorgebracht.“ Alljährlich mußte er ihr, wenn der Chirurgenkongreß versammelt war, die hervorragendsten Mitglieder vorstellen: an jedes richtete sie Worte, die von ihrem warmen Interesse

an den Arbeiten der Gesellschaft Zeugnis gaben. Dieser Gewohnheit blieb sie treu, auch als Langenbeck vom Vorsitz zurückgetreten, und Volkmann, später Bergmann seine Nachfolger geworden waren. Bergmann mußte ihr über die auf dem Kongreß verhandelten Zeit- und Streitfragen eingehend berichten und staunte, wie fest sie sich alles ins Gedächtnis prägte. Von ihr ging auch die Anregung zum Zusammentritt einer Konferenz von Generalärzten und kriegserfahrenen Professoren aus, die 1884 unter Langenbecks Vorsitz und Bergmanns Teilnahme tagte und die Einführung des antiseptischen Verbands in die Armee beriet, feststellte und möglich machte.

Bei ihrer letzten Unterredung mit Langenbeck zu Ostern 1885 faßte sie den Entschluß, das, was ihr der scheidende treue Freund und Arzt über die Zukunft der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie an Gedanken und Wünschen äußerte, mit der ihr eignen Tatkraft zu fördern.

Als nach Langenbecks Tode die Berliner Medizinische Gesellschaft, deren Vorsitzender er zwölf Jahre gewesen war, den Beschluß faßte, eine Sammlung für die Errichtung eines Denkmals ihm zu Ehren zu veranstalten, warf die Kaiserin in einem Schreiben an den Minister v. Goßler die Frage auf, ob nicht das Andenken des verdienten Mannes durch eine Stiftung von praktischer Bedeutung für die Entwicklung der Chirurgie weit besser und mehr im Sinne des Verstorbenen geehrt werden könnte. Sie erinnerte daran, daß Langenbeck ein Vereinshaus der Gesellschaft für Chirurgie erstrebt hätte. Vielleicht wäre jetzt möglich, den Plan zu fördern und etwa nach dem Vorbilde des Londoner College of Surgeons die Errichtung einer mit Langenbecks Namen zu verbindenden Anstalt ins Auge zu fassen, die, ohne ein Staatsinstitut für Prüfungen wie in England zu sein, einen Versammlungssaal, eine Bibliothek mit Lesezimmern, Raum für Präparatensammlungen enthalten und in Zukunft Vermächtnisse an Büchern, Präparaten und Kapitalien für chirurgische Zwecke in sich aufnehmen könnte.

Der Erste, der sich in den Dienst dieses schönen Gedankens, an dem er selbst nicht unbeteiligt war, stellte, war Bergmann: er war die treibende Kraft, die nicht eher ruhte, als bis das Haus unter Dach war. Die erste Gelegenheit, hierfür einzutreten, bot die am 3. April 1888 von der Berliner Medizinischen Gesellschaft und der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie veranstaltete gemeinsame Totenfeier für Langenbeck. Die Gedächtnisrede war anfangs Billroth, dem berühmtesten Schüler des toten Meisters, zugedacht, aber er zweifelte, ob er noch imstande wäre, dieses Werk der Pietät würdig zu bewältigen. „Bergmann", schrieb er dem Freunde Gurlt, „könnte die Aufgabe gewiß objektiver lösen." Und wie gerecht er ihr wurde, darüber herrschte nur eine Stimme. „Was Alexander der Große einst am Grabe des Achill mit Beziehung auf Homer sagte", schrieb ihm nach Empfang

der Rede der spätere Kultusminister Bosse, „das gilt mit leiser Veränderung auch hier: O fortunate senex, qui talem inveneris praeconem virtutis tuae!"

Von den ersten Sammlungen bis zur Vollendung des Baus war freilich ein weiter Weg. Aber Bergmann war unermüdlich, in Leuten, die es hatten, die Gebelaune zu wecken. Keine Kunst zählt ja auch so viele und so dankbare Gönner wie die des Arztes. In kurzer Zeit flossen große Summen ein. Die reichsten Gaben kamen aus Berlin. Als Kaiser Wilhelm der Zweite ein Geschenk von hunderttausend Mark bewilligte, nahm man den Bau des Hauses in Angriff. Der Fürsorge des Ministers v. Goßler verdankte die Gesellschaft für Chirurgie, daß sie einen Teil des für den Neubau des Ambulatoriums der Königlichen Chirurgischen Klinik in Aussicht genommenen, an der Spree gelegenen Grundstücks Ziegelstraße 10/11 über Erwarten billig erwerben konnte.

Es waren freilich noch Hindernisse und Verlegenheiten genug zu bewältigen, bis das Haus dastand, aber wenn niemand aus und ein wußte: Bergmann, als Bevollmächtigter der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie der eigentliche Bauherr des Hauses, fand immer noch einen Ausweg. So ist denn das Langenbeck-Haus in gewissem Sinne sein Werk. „Ohne seine Energie und ohne seine Kraft", bemerkt Angerer in seinem Nachrufe an Bergmann, „hätten wir Chirurgen wahrscheinlich noch heute kein gemeinsames Heim."

Endlich war das stattliche Haus nach Anspannung aller Kräfte vollendet und seiner Eigentümerin, der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, übergeben. Sie hatte nun das, worauf Langenbeck hingezielt hatte: wie Bergmann sich ausdrückte, die erste Dotation, die dem Sein und Werden einer sich selbständig fühlenden und geltend machenden wissenschaftlichen Gesellschaft von Ärzten zugefallen ist. An dem Besitze nimmt aber auch die Medizinische Gesellschaft teil, die ihm große Opfer gebracht hatte und Mieterin des Hauses auf fünfundzwanzig Jahre wurde.

Nach Vollendung des Hauses war Bergmann unablässig bemüht, ihm eine schöne innere Einrichtung zu schaffen: seinem pietätvollen Sinn lag besonders viel daran, das große Auditorium mit den Bildern und Büsten verdienter Chirurgen zu schmücken. Er selbst hatte mit vielen Mühen und Kosten eine Sammlung von Bildnissen niederländischer Chirurgen, Photographien nach Originalen holländischer Museen, angelegt und schenkte sie der Gesellschaft. Jedes kostbare Geschenk, das dem Langenbeck-Hause zufiel, begrüßte Bergmann mit Freuden. Langenbecks Erben brachten seine Bibliothek dar, und auch Bergmanns wertvolle Büchersammlung ist nach seinem Tode auf Grund letztwilliger Verfügung der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie übergeben worden.

9. Ärztliche Standesinteressen. Ärztliche Fortbildung. Gerichtliche Gutachten.

Obwohl das Leben Bergmann weit über das dem Arzte gewöhnlich erreichbare Niveau erhoben hatte, bewahrte er sich treuer als andre das ärztliche Standesbewußtsein. Während so mancher dem Professorenkollegium einer Universität angehörende Mediziner beflissen ist, den Zusammenhang mit dem ärztlichen Stande zu lockern oder gar zu lösen, zählte sich Bergmann, was ihm die Ärzte hoch anrechneten, immer zu ihnen. Den ihm 1899 angetragenen Sitz in der Ärztekammer für die Provinz Brandenburg und den Stadtkreis Berlin hat er gern angenommen: selten versäumte er eine Sitzung, und oft beteiligte er sich unter Zustimmung der Versammlung an der Debatte. In der strittigen Frage der Zugehörigkeit der Dozierenden zum Ärztestande, somit zur Ärztekammer, äußerte er, daß ihm persönlich am liebsten wäre, wenn zwischen den zur Praxis berechtigten und den die Praxis ausübenden Ärzten kein Unterschied gemacht würde, vielmehr eine lebhafte Wechselwirkung zwischen den Vertretern der theoretischen und der praktischen Medizin stattfinde, und daß sie auch in dem gemeinsamen Tragen der doch zum allergrößten Teil zu Wohltätigkeitszwecken dienenden Steuerlasten Ausdruck finde: ein Antrag, der einstimmig angenommen wurde, wie überhaupt ihm und seinen Anregungen und Anschauungen die Mitglieder immer gern gefolgt sind, unter anderm als er sich dahin aussprach, daß als Vorbereitung für das medizinische Studium die Vorbildung auf einem humanistischen Gymnasium wünschenswert sei, und daß die Zulassung der Realabiturienten, wenn sie einmal beliebt werde, sich nicht auf die medizinische Fakultät beschränken dürfe. „Gleichmäßigkeit der Universitätsbildung", erklärte er in einer Kammersitzung, „ist im Augenblick eine Forderung, von der wir nicht absehen können, und es ist richtig, es ist eine Degradation des ärztlichen Standes und der medizinischen Fakultät, wenn man für sie andre Forderungen stellt als für die andern, und das wird sich dann auch bald im Leben zeigen und rächen."

Sehr energisch trat er in der Kammer gegen das Treiben der Kurpfuscher auf, und einstimmig nahm sie seinen Antrag an, wonach das Zusammenwirken von Ärzten mit nicht approbierten Personen als die Würde und das Ansehen des ärztlichen Standes im höchsten Grade schädigend anzusehen sei, und die Staatsregierung ersucht werden sollte, derartige zur Ausübung des ärztlichen Berufs nicht berechtigte Männer und Frauen zu offiziellen Stellungen, auch bei Berufsgenossenschaften und Krankenkassen, nicht zuzulassen.

Seitdem Virchow tot war, gab es keinen populärern Arzt in Berlin als Bergmann, und diese Stellung im Ansehen der großen Stadt verdankte er nicht etwa seiner wissenschaftlichen Bedeutung, seiner akademischen Lehrtätigkeit, seinen unzähligen erfolgreichen Operationen, sondern einzig seiner an Geist und Charakter kraftvollen Persönlichkeit, seinem aufrechten Sinn, seiner Standhaftigkeit in allem, was er anfaßte und unternahm, seinem Mute, mit entschlossener Faust auch in Wespennester hineinzugreifen — für Leute, deren „Talent sich nur in Bücklingen auflöst", hatte er nur ein mitleidiges Lächeln — und endlich den vielen Gelegenheiten, da

um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt.

Die Macht der Stimme, die Herder „der Seele Gewalt" zu nennen pflegte, seine sich in allen Dingen äußernde Sachlichkeit und die Autorität, die er allenthalben, auch an den entscheidenden Stellen, hatte, machten ihn zum Führer der Ärzteschaft auch in der Organisation des ärztlichen Fortbildungswesens. Viel Großes, was hierin erzielt worden ist, verdankt man seiner Anregung, weit mehr noch seiner Förderung.

Bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war in Deutschland alles, was sich medizinische Wissenschaft nennen durfte, von den Universitäten ausgegangen, war „Professorenwerk und Professorenweisheit". Das wurde — wir berichten nach Bergmanns „Betrachtungen über die Kölner medizinische Akademie" — nach den Entdeckungen des Arztes in Wollstein anders: das Rätsel der Wund- und Infektionskrankheiten war gelöst, und der Weg gewiesen, die schlimmste Geißel der Menschheit, die Tuberkulose, zu bekämpfen. Vorzugsweise praktische Ärzte waren es, die die moderne Psychiatrie schufen und schnell zu ungewöhnlicher Höhe brachten, noch ehe der Staat an seinen Universitäten Kliniken für Geisteskrankheiten stiftete. Immer bedeutendere und reichere wissenschaftliche Leistungen gingen von praktischen Ärzten aus: die Serumtherapie Behrings, Edingers Untersuchungen zur vergleichenden Anatomie des Nervensystems, Kehrs Entwicklung der Chirurgie der Gallenwege, Merkels Gewerbekrankheiten, Moritz Schmidts Darstellung der Kehlkopfkrankheiten, die trefflichen Bearbeitungen zahlreicher Abschnitte in den besten Lehrbüchern für innere und äußere Medizin. Hiermit haben die praktischen Ärzte sich nicht bloß in den Dienst der medizinischen Wissenschaft, sondern auch des medizinischen Unterrichts gestellt.

Unter solchen Umständen stieß Bergmann, nachdem die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie fast ein Menschenalter lang den Vorsitz

ausschließlich Universitätsklinikern anvertraut hatte, auf keine Widerstände, als er den verdienten Direktor des Krankenhauses am Friedrichshain Eugen Hahn zum Präsidenten vorschlug. „Das Mandarinat von bloß an den Universitäten residierenden Chirurgen", schrieb er 1905, „hat aufgehört, und die Dezentralisation der chirurgischen Arbeit ist ein Merkmal unsrer Zeit geworden." Vor dem Kriege von 1870/71 gab es nur wenige medizinische und chirurgische Kliniken, die den hygienischen Forderungen ihrer Zeit einigermaßen entsprachen. Nach dem Kriege war es zunächst Volkmanns unablässigem Mühen und seinem Drängen zu danken, daß in Halle ein Komplex moderner klinischer Gebäude entstand. Seitdem hat die Sorge des preußischen Ministeriums allen Universitäten neue klinische Institute gebaut, und in edlem Wetteifer bemühten sich unsre großen Städte, ihre Krankenhäuser vollkommener und anspruchsvoller zu gestalten. Die deutschen Ärzte, sprach Bergmann aus, müssen stolz darauf sein, daß die Stätten ihrer hospitalen Arbeit dem Palast der Wissenschaft gleichen, von dem Voltaire in seinem Eldorado träumte: dazu kamen die städtischen Laboratorien und Institute für chemische und bakteriologische Untersuchungen, wahre Musteranstalten.

Aber, fragte Bergmann, sollten diese nicht auch gewürdigt werden, dem Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaft zu dienen? Konnten diese bestehenden klinischen Anstalten nicht erweitert werden, so daß sie nicht nur der studierenden Jugend, sondern über deren Kreis hinaus auch der ärztlichen Fortbildung dienen? Bergmann selbst war einst warm für ein derartiges großes chirurgisches Institut an der Berliner Universität eingetreten, das die Zentralstelle für alles sein sollte, was zur Chirurgie gehört, und die einheitliche Leitung der vom Spezialistentum losgerissenen Glieder wieder übernehmen sollte. Er war überzeugt, daß in dieser Weise, also durch Mehrung des klinischen Materials und Schaffung eines Stabes lehrender Gehilfen in einem großen einheitlich geleiteten medizinischen und chirurgischen Universitätsinstitut, viel, vielleicht alles von dem für die Fortbildung der Ärzte Gewünschten und Erstrebten erreicht werden könnte. „Aber meinem Goldlande mangelt das Gold, das zu seiner Entdeckung oder vielmehr seinem Entstehen notwendig wäre." Solange der Staat für die Erhaltung der Universitäten und ihrer Institute ausschließlich sorgt, kommt er bald an die Grenzen seiner materiellen oder finanziellen Kraft. Er muß sich damit begnügen, dem angehenden Arzte die Methode seiner Wissenschaft zu geben. Universitäten, äußerte Bergmann in seinem Aufsatz „Die Wahrheit über das ärztliche Fortbildungswesen in Preußen", können der Natur der Sache nach nur Stätten der Bildung, nicht der Ausbildung und Fortbildung sein. Seitdem es eine medizinische Wissenschaft gibt, hat es an Gelegenheit zur

Weiterbildung nicht gefehlt, auch bei uns nicht. Aber es fehlte an einem Mittelpunkt der ärztlichen Fortbildung. Gern wies Bergmann darauf hin, daß es die Kaiserin Friedrich war, die mit weitsichtigem Blicke die Zweckmäßigkeit von Fortbildungseinrichtungen in großen Städten, die nicht Universitätsstädte sind, erkannte: Wissen und Können der Ärzte sollten auf eine höhere Stufe gehoben werden. Wie auf der Universität dem Arzte die Gelegenheit zum Erwerben, so sollte ihm im spätern Leben und in seiner spätern Tätigkeit die Gelegenheit zum Mehren seiner Kenntnisse und Fertigkeiten regelmäßig und regelrecht geboten werden. Diese Gedanken und Anregungen haben Kaiser Wilhelm der Zweite und seine Gemahlin verwirklichen helfen, und mit Eifer ging das Medizinalministerium daran, dem Willen des Kaiserpaars durch Einrichtung von Kursen in verschiedenen Provinzialstädten Folge zu leisten. In Berlin traten mehrere Kollegen aus eigner Initiative zu einer „Vereinigung zur Abhaltung von Fortbildungskursen für praktische Ärzte" zusammen, aus der sich auf Vorschlag des um das Fortbildungswesen hochverdienten Ministerialdirektors Althoff im Jahre 1901 das „Zentralkomitee für das ärztliche Fortbildungswesen in Preußen" entwickelte, dem Bergmann als eins der tätigsten Mitglieder angehörte. Immer wieder betonte er aber, ein wie offenes Ohr für die Klagen der Ärzte Althoff hätte: er schuf eine neue Examenordnung, die für die Praxis zugeschnitten war; er führte das der Erteilung der Venia practicandi vorausgehende praktische Jahr ein; er zeigte die Wege, auf denen der Bildung des Mediziners auch die Mittel, deren sie bedarf, zufließen können. Ohne daß der Staat auch nur einen Heller dazu gegeben hatte, entstanden in Köln und Düsseldorf medizinische Akademien, die so reich und vollständig nach den neusten Forderungen der Wissenschaft und Kunst ausgestattet wurden wie nur irgendeine englische oder amerikanische medizinische Fachschule.

In allen auf die ärztliche Fortbildung gerichteten Bestrebungen ist Althoff stets Hand in Hand mit Bergmann gegangen: darin gab es keine Gegensätze zwischen ihnen, vielmehr war Bergmanns Rat oft von Einfluß auf Althoffs Entscheidungen. Als ein Teil der Ärzteschaft gegenüber dem Zentralkomitee und der Gründung der Akademien eine ablehnende und gegnerische Haltung einnahm, als wenn die Ärzte in Abhängigkeit von der Regierung gerieten, hat Bergmann ganz in Althoffs Sinne durch eine streng sachliche Darstellung im „Ärztlichen Vereinsblatt für Deutschland", den bereits erwähnten Aufsatz „Die Wahrheit über das ärztliche Fortbildungswesen in Preußen", die mancherlei Bedenken zu zerstreuen gesucht, freilich nicht mit vollem Erfolge, da es noch heute eine starke Gegnerschaft gegen die staatliche Organisation des Fortbildungswesens gibt.

Wie lebhaft Bergmann die Sache der Kölner Akademie für praktische Medizin vertrat, beweist seine Ansprache bei ihrer Eröffnung. Allerdings bekannte er, daß die Akademie, was sie geworden, ohne ihn geworden sei. Aber die Akademie selbst dachte anders: als sie ihn zu seinem siebzigsten Geburtstage zum Ehrenmitglied ernannte, geschah es gerade in Anerkennung der Verdienste, die er sich um sie durch seine warme Vertretung ihrer Aufgaben erworben hatte.

Auch in der Gründung des Kaiserin-Friedrich-Hauses für das ärztliche Fortbildungswesen fanden sich Bergmann und Althoff zusammen.

Es schien ein Bedürfnis geworden, die sich fast überstürzenden technischen Fortschritte, Errungenschaften, Funde und Methoden in der medizinischen Wissenschaft an einer Stelle zu sammeln und zugänglich zu machen. Diese Stätte wurde das Kaiserin-Friedrich-Haus. In kurzer Zeit waren die hierzu erforderlichen bedeutenden Mittel dank der werbenden Kraft jener beiden Männer zusammengebracht. „Aus den Kreisen unsrer Industriellen und Kapitalisten", berichtete Bergmann, „erstanden die großherzigen Männer und Frauen, die, soviel sie auch schon dem Allgemeinen gegeben hatten, doch im Geben nicht müde geworden waren, vielmehr tatkräftig eingriffen und die Mittel zum Bau, zur Errichtung und Erhaltung dieser Zentralstelle aufbrachten."

Im Sommer 1904 wurde der Bau begonnen, und schon am 1. März 1906 erhielt das stattliche Haus, dessen Organisation zum großen Teil Bergmanns Werk war, seine Weihe. In Gegenwart des Kaiserpaars hielt er zur Eröffnung die Festrede. Es war das zweite den Ärzten gewidmete Haus, das er mit angeregt und von der Grundsteinlegung bis zur Vollendung durch seine unermüdliche Arbeit gefördert hatte.

Als Beweis seiner dankbar anerkennenden Gesinnung schickte ihm der Kaiser am frühen Morgen des Eröffnungstages des Kaiserin-Friedrich-Hauses seine Bronzebüste zu.

Wo heikle Aufgaben zu lösen, Hindernisse, an die sich andre nur zögernd und ungern wagten, zu nehmen waren, wies man mit den Fingern auf Bergmann hin: der kann es, weil er keine Furcht kennt, nie um die Folgen ängstlich besorgt ist, der den Augenblick ergreift und im festen Glauben an die gute Sache, die er vertritt, entschlossen handelt. Wer denkt nicht daran, wie warmherzig er die Ehre eines verstorbenen Kollegen, der ihm nicht einmal persönlich nahegestanden hatte, gegenüber ehrenrührigen Beschuldigungen und Verunglimpfungen verfocht, wie wenn es sich um seine eigne Ehre gehandelt hätte?

In Braunschweig war am 8. November 1895 der Chefarzt der chirurgischen Abteilung des Herzoglichen Krankenhauses Professor

Dr. Hermann Seidel freiwillig aus dem Leben geschieden. Er erfreute sich als Chirurg eines weiten Rufs, galt aber diesem und jenem Kollegen für einen Eindringling. Unter den ihm feindlichen Strömungen litt er schwer und wurde immer reizbarer, so daß er im Konflikt mit einem Kollegen die Selbstbeherrschung verlor. Aber in seinem Krankenhause fühlte er sich glücklich und geborgen, und gerade dort traf ihn der vernichtende Schlag. Hinter seinem Rücken hatten seine Assistenten gegen ihn Beschuldigungen erhoben, die dazu führten, daß er vom Amte suspendiert, und die Sache der Staatsanwaltschaft übergeben wurde. Wie vernichtet brach er zusammen und vermochte die Schmach nicht zu überleben. Er starb im Bewußtsein seiner Unschuld als Opfer einer Denunziation. Seiner Frau und seinen Brüdern legte er ans Herz, seine Ehre in der Öffentlichkeit wiederherzustellen. Alle schwerwiegenden Anklagen erwiesen sich denn auch als haltlos. Da aber Gerüchte ehrenrührige, strafbare Handlungen, die er begangen haben sollte, als Grund des Selbstmords bezeichneten, so richtete sein Bruder Dr. Paul Seidel, Direktor des Hohenzollernmuseums in Berlin, an den Regenten und das Herzogliche Staatsministerium das Gesuch um Mitteilung der Anschuldigungen. Als sie ihm verweigert wurde, legte er das Material, das er sich selbst verschafft hatte, Bergmann als Vorsitzendem der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie vor und bat um sein Urteil. Sofort entsprach Bergmann dem Wunsche, zuerst mündlich und dann in dem folgenden Briefe vom 3. Dezember 1895:

„Die Aufzeichnungen, welche Sie mir freundlichst überließen, haben mich mit Schrecken und Trauer über das Unrecht erfüllt, welches man Ihrem verstorbenen Herrn Bruder, einem geachteten und beliebten Mitgliede der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, zugefügt hat. Unerhört in den Annalen deutscher Hospitäler ist es, daß Assistenten so gegen ihren Chef aufgetreten sind wie die vier Denunzianten Ihres unglücklichen Bruders. Unerhört ist es auch, daß unter vier gebildeten und zum Dienst der Unglücklichen und Kranken erzogenen Medizinern nicht einer sich gefunden hat, der rechtzeitig den andern zurief: ‚Laßt uns keine Unanständigkeit begehen'! Wenn wirklich, wie der Herr Minister Ihres Bruders Freunden mitgeteilt hat, von den einundzwanzig Klagepunkten der Assistenten bloß die zwei von demselben angeführten Berücksichtigung gefunden haben, so bedarf Ihr verstorbener Herr Bruder keiner Rechtfertigung, denn daß man nichts andres als die beiden bezeichneten Dinge gegen ihn sich ersinnen konnte, zeigt, daß seine Feinde nichts getan haben, was ihn wirklich zu treffen vermochte... Es ist ein häßliches Blatt in der Geschichte ärztlicher Beziehungen, das durch das traurige Ende Ihres Herrn Bruders aufgedeckt worden ist, aber der Schuldige ist der Verstorbene nicht, denn, was ihm vorgeworfen wird, ist nach

wissenschaftlichem Standpunkte kein Vorwurf, geschweige denn ein Vergehen."

Dr. Paul Seidel und sein älterer Bruder, der Dichter Heinrich Seidel, veröffentlichten nunmehr in den Braunschweigischen Blättern ausführliche Erklärungen und auch das Bergmannsche Schreiben, was dazu führte, daß gegen sie drei die Klage wegen Beleidigung und Preßvergehen erhoben wurde. Die Klage gegen Bergmann wurde alsbald eingestellt, ganz gegen seinen Willen, denn er wollte angeklagt sein. Die Klage gegen die Brüder Seidel aber nahm ihren Fortgang. Mehr als zwei Jahre hatte Paul Seidel in Verbindung mit seinem Rechtsbeistand Dr. Huch daran gewandt, die gegen seinen Bruder erhobenen Beschuldigungen zu entkräften und das aufgesammelte Material der Öffentlichkeit vorzulegen. Von Bedeutung waren namentlich die Gutachten chirurgischer Autoritäten, die alle darin übereinstimmten, daß die Anklage nicht den Verstorbenen, sondern seine Assistenten träfe.

Vom 20. bis zum 26. April 1898 fand in Braunschweig die Gerichtsverhandlung gegen die Brüder Seidel statt. Den Angeklagten wie deren Verteidigern kam besonders viel darauf an, die Zulassung Bergmanns als Sachverständigen durchzusetzen, hatte er sich doch von Beginn an für den Fall interessiert, so daß kein andrer in dem Maße wie er imstande gewesen wäre, den Angeklagten als medizinischer Rechtsbeistand zu nützen. Aber der Staatsanwalt und der Vertreter der Nebenkläger bekämpften den Antrag: Verteidiger und Sachverständige, deren Gutachten zur Beurteilung der Sache ausreichen würden, wären ja genügend vorhanden, und der Gerichtshof schloß sich ihnen an. Hierauf beantragte der Rechtsanwalt der Brüder Seidel Dr. Huch, Bergmann als Zeugen zu laden, und setzte seinen Willen auch durch, doch erhoben der Rechtsanwalt der Gegenpartei und der Staatsanwalt Einspruch gegen seine Vereidigung, wäre er doch als Mitschuldiger verdächtig, und wiederum trat der Gerichtshof ihnen bei.

Bergmann litt damals an einer schweren Bronchitis und war bettlägerig, aber hier stand die Ehre eines in den Tod gehetzten Kollegen auf dem Spiel, daher schlug er Leben und Gesundheit in die Schanze und fuhr, so krank und schlecht er sich auch fühlte, nach Braunschweig, noch bevor das Gericht über seine Vernehmung beschlossen hatte. Nach einer schlaflos verbrachten Nacht war er zur Stelle. Mit Spannung sah man seinem Erscheinen entgegen, empfand doch ein jeder, daß nun die Verhandlung auf ihren Höhepunkt kam. Die „Braunschweigischen Neuesten Nachrichten" gaben folgendes lebendige Bild des erregten Vorgangs, dem man weit über die Stadt hinaus in ganz Deutschland mit tiefem Anteil folgte:

„‚Rufen Sie jetzt den Geheimrat v. Bergmann herein'", befiehlt der Präsident dem Gerichtsdiener. Die Spannung des Publikums wird mit jedem Moment größer. Die Gruppen der Rechtsanwälte, Referendare, Journalisten, die sich links und rechts am Richtertisch gebildet haben, werden stärker und stärker. Alles drängt nach vorn; Lorgnette, Kneifer und Monokel kommen in Gebrauch, jedes Auge hängt mit der Erwartung an der Tür, durch die der Zeuge eintreten muß. Eine kleine Pause entsteht, in der nur das Umblättern, das die Verteidiger in den Akten vornehmen, hörbar wird, sonst regt sich nichts in dem überfüllten Saal, wird kein Flüsterton hörbar bei dem im Zuschauerraum dicht zusammengepferchten Publikum. Eine, zwei, drei Sekunden vergehen, da tritt durch die Tür eine robuste, mittelgroße Gestalt mit stattlichem Embonpoint. Der schwarze Tuchrock ist vollständig aufgeknöpft, die rechte Hand trägt ein kleines Päckchen Papiere, zwei Finger der Linken spielen mit dem an seidener Schnur hängenden goldenen Kneifer. Das dichte ergraute Haar ist ohne Scheitel nach hinten gekämmt, es läßt die Stirn vollständig frei; ein mittelgroßer hell schimmernder Bart umrahmt Backen und Kinn; der leichte, fast dünne Schnurrbart verrät, daß er eine Schnurrbartbinde nie gekannt hat — das ist der Geheimrat Professor v. Bergmann. Langsam schreitet der Fürst der Operateure dem Richtertisch zu; scharf mustert er das Richterkollegium, seine Kollegen, die Sachverständigen, die Angeklagten; da erhebt sich der Rechtsanwalt Jürgens und protestiert gegen die eidliche Vernehmung dieses Zeugen, da er der Mitschuld dringend verdächtig sei. Wie wenig läßt sich doch eine trockene juristische Formel auf diesen Gelehrten von Weltruf anwenden!

Die Sprechweise des Herrn Zeugen ist eine Wohltat für die Journalisten, für das Publikum. Er redet langsam und fest mit dunkel gefärbter Baritonstimme, die eine Erkältung deutlich verrät. Wort reiht sich an Wort, ohne Pause, ohne Stockung; streng stilistisch, ohne sich zu versprechen, kommen die von innerster Überzeugung getragenen Worte von seinen Lippen. Er soll nur Zeugenaussagen machen, aber die Materie ist so eng ineinander verknüpft, daß es kaum möglich scheint, den Zeugen von den medizinischen Gutachtern zu trennen. Der Verhandlungsraum wird für einen Moment zum Hörsaal, in dem alles, alles angestrengt lauscht. Als Professor v. Bergmann mit erhobener Stimme erklärt, weshalb er eine scharfe Tonart gegen die Assistenten gewählt, daß er es für seine Pflicht gehalten, für einen Mann einzutreten, von dessen Ehrenhaftigkeit er überzeugt war, dessen Name die Brüder Seidel, die heute auf der Anklagebank sitzen, wieder zu Ehren bringen werden, da erscholl ein vielhundertstimmiges Bravorufen in dem Saal, so spontan, wie ich es in einem Gerichtssaal nie gehört, und es ist wohl, vielleicht mit Ausnahme der Herren

Nebenkläger, niemand da gewesen, der in diesem Augenblick dem großen Gelehrten nicht gern die Hand gedrückt hätte."

Der Vorsitzende des Gerichtshofs hatte gerade kein leichtes Spiel mit diesem Zeugen, und es kam mehr als einmal zu einem Zusammenprall. Kaum daß Bergmann eine Äußerung tat, so hieß es, das wäre keine Zeugenaussage, sondern ein Gutachten, und er sei als Sachverständiger nicht zugelassen. Aber trotz aller Vorhaltungen und Reprimanden gelang Bergmann doch alles zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. Unter allgemeiner Bewegung schloß er seine Zeugnisabgabe mit den Worten: er halte auch heute noch aufrecht, was er den Brüdern Seidel am 3. Dezember 1895 geschrieben, daß nämlich die Anklageschrift geradezu vernichtend für die Assistenten sei.

Das Schwurgericht sprach die Angeklagten nicht nur frei, sondern legte der Staatskasse noch die Gerichtskosten und die Gebühren der von den Angeklagten geladenen Zeugen und Sachverständigen auf. Dem verstorbenen Professor Seidel war die Ehrenrettung zuteil geworden. In welcher Weise Bergmann dazu durch sein klares, entschlossenes Handeln verholfen hat, erwarb ihm wieder einmal allgemeine Sympathien weit über den Kreis der deutschen Ärzte hinaus.

Den sonst wortkargen und sich still zurückhaltenden Heinrich Seidel hatte schon Bergmanns erstes strammes Auftreten im Dezember 1895 so mächtig gefaßt, daß er, als Bergmann wenige Monate später seine silberne Hochzeit beging, aus der Tiefe seiner Empfindung folgendes Gedicht an ihn richtete:

Wie oft sahst Du den Tod zu Füßen stehn —
Du regtest Deine Hand, da mußt' er gehn.

Dir, Mann der Tat, ward auch des Wortes Macht,
Des sei von uns mit tiefem Dank gedacht.

Nun Dir das Leben beut den Silberkranz,
O, lebe glücklich, bis mit goldnem Glanz

Sich seines Lorbeers edle Blätter färben,
Und siege weiter über Tod und Sterben!

In einem zweiten in Berlin einst viel besprochenen Fall hat Bergmann einzig durch sein entschlossenes Handeln einen Unschuldigen vor langer entehrender Strafe bewahrt.

Es war zu Ende des Jahres 1888, daß seine jüngere, vierzehnjährige Tochter noch ganz unter dem Eindruck des soeben Gehörten folgendes am Mittagstisch erzählte: eine Schulfreundin hätte ihr heute ihr Herz ausgeschüttet und unter vielen Tränen berichtet, ihr Vater, ein reicher Torfgrubenbesitzer, säße schon sieben Monate im Gefängnis unter der Anklage, seine Schwester lebensgefährlich verletzt zu haben;

das sei aber nicht wahr, was man ihm vorwerfe; er sei ganz und gar unschuldig. „Papa, kannst Du nicht helfen?“

Bergmann, der aufmerksam zugehört hatte, stellte durch Erkundigungen fest, der Angeklagte würde beschuldigt, seine Schwester die Treppe seiner Villa so heftig hinabgestoßen zu haben, daß sie eine schwere Gehirnerschütterung und Verletzung des Halswirbels davongetragen und lange Zeit in einem jämmerlichen Zustande in einer Anstalt habe zubringen müssen. Da sich unter den Sachverständigen allzugroße Meinungsverschiedenheiten ergeben hätten, wäre der erste Termin vertagt worden. Bergmann stellte sich nunmehr der Verteidigung zur Verfügung und veranlaßte, daß auch noch ein bekannter Spezialist für Verletzungen der Halswirbelsäule, Dr. Wagner in Königshütte, als Sachverständiger geladen würde.

Kurz vor Weihnachten 1888 fand die zweite Gerichtsverhandlung statt. Der Angeklagte bestritt jede Schuld und wiederholte seine frühern Aussagen: Seine Schwester wäre am 11. Februar zu ihm gekommen, um von ihm die Auszahlung einer Erbschaft zu verlangen. Die Auseinandersetzung wäre erregt gewesen, und er hätte seiner Schwester erklärt, sie möge sich mit ihren Ansprüchen an den Justizrat H. wenden; sie sei aber so ausfallend gegen ihn geworden, daß er ihr den fernern Aufenthalt in seinem Hause habe untersagen müssen. Plötzlich hätte sie um Hilfe geschrien. Da habe er sie am Arm genommen und die Treppe hinuntergeführt. Weil sie aber nicht zu bändigen war, habe er sie etwas gewaltsam auf der Marmortreppe niederdrücken und nach seinem Sohne rufen müssen, den er beauftragen wollte, einen Schutzmann zu holen. Inzwischen habe die Schwester versprochen, allein gehen zu wollen. Als er sie aber losgelassen, habe sie sich nochmals umgedreht, mit einem Regenschirm mehrere Scheiben zerschlagen und sich dann schleunigst zur Tür hinaus entfernt. Er bestreite entschieden, die Frau gewürgt und die Treppe hinuntergestoßen zu haben. Sie sei ruhig nach Hause und noch an demselben Abend mit ihrem Manne in Gesellschaft gegangen.

Ein tags darauf zu ihr gerufener Arzt hatte den Eindruck einer Schwerverletzten gewonnen, aber nichts von Strangulationsmarken oder blutunterlaufenen Stellen gesehen. Im Gegensatz hierzu betonten die Gutachten der Sachverständigen: es lägen eine Verrenkung der Halswirbelsäule, eine Fraktur des Halswirbelbogens und eine Rückenmarkserschütterung vor, veranlaßt durch den Sturz von der Treppe.

Am zweiten Verhandlungstage kam Bergmann zum Wort. Er erklärte, er habe beim Studium der sich außerordentlich widersprechenden Gutachten sofort die Überzeugung gewonnen, daß hier überhaupt keine Verletzung der Wirbelsäule und keine Kompression des Rückenmarks vorgelegen habe. Schon ein altes Sprichwort sage: „Wer den

Hals sich bricht, stirbt". Er habe noch in keinem Falle eine wie hier von den Ärzten beschriebene Verschiebung der Wirbelsäule wahrgenommen, die nicht innerhalb acht Tagen den Tod zur Folge gehabt hätte. Die Verletzungen der Halswirbelsäule ließen auch bei den besten Ärzten Raum zu Irrtümern. In den vorliegenden Gutachten käme eine Reihe von Dingen vor, die allen Erfahrungen auf diesem Gebiete widersprächen. Radikal unmöglich sei, daß jemand mit einem Halswirbelbruch, wie hier geschehen sein solle, noch einem andern um den Hals falle usw. Was die angebliche traumatische Neurose betreffe, so könne auch eine furchtbare Gemütserschütterung einen schweren Fall von Neurose hervorrufen. Nach seiner Überzeugung läge hier eine schwere Form der Hysterie vor und zwar im Anschluß an eine starke psychische Erregung. Damit stünden auch andre Erscheinungen bei der Frau im Einklang. Unter solchen Umständen sei nicht geboten, an dem Vorliegen einer Mißhandlung festzuhalten. Man müsse seiner Ansicht nach zu einem non liquet kommen, denn zu den hier vorhandenen Störungen sei das Einwirken einer äußern Gewalt nicht nötig.

Diesem Gutachten schloß sich auf Grund seiner reichen Erfahrungen Dr. Wagner an. Der Gerichtshof beschloß, die Verhandlung zu vertagen und den Angeklagten gegen eine Kaution von dreißigtausend Mark auf freien Fuß zu setzen. Bei einem dritten Termin wurde er freigesprochen.

Wie die griechischen Tragiker ihren Trilogien, „um das Gemüt zu befreien", noch ein Satyrspiel folgen ließen, so soll auch dieses ernste Kapitel in ein solches ausklingen.

Vor dem Potsdamer Schöffengericht wurde im April 1899 gegen eine Ordensschwester und einen Ordensbruder vom katholischen St. Josephs-Waisenhause in folgendem Anlaß verhandelt: Ein zehnjähriger Waisenhauszögling war von der Berliner Waisenverwaltung einer Frau in Berlin in Pflege gegeben worden. Dort hatte er es gut; da er aber katholisch war, ließ ihn die Geistlichkeit in das Josephs-Waisenhaus in Potsdam bringen. Von hier entfloh er zweimal zu seiner Pflegemutter, wurde aber nach Potsdam zurückgebracht. Wie eine Ordensschwester bekundete, sollte er die andern Zöglinge aufgestachelt haben, mit ihm zu entfliehen. Deshalb wurde beschlossen, ihn in Gegenwart der andern Knaben exemplarisch zu züchtigen. Einer der Ordensbrüder band ihn an eine Bank und hieb nun auf den Rücken, das Gesäß und die Schultern ein. Als er etwa zwanzig Schläge ausgeteilt hatte, hörte er auf, die Schwester aber rief: „Nur weiter, er hat noch nicht genug!" So sollen denn noch mehr Hiebe gefallen sein. Der Knabe klagte, was ja nur natürlich war, über Schmerzen und blutunterlaufene Stellen. Als er nach Berlin fahren durfte, lief er zu seiner Pflegemutter, die nunmehr die Hilfe der

Polizei in Anspruch nahm. Ein Arzt stellte ein Zeugnis aus, auf Grund dessen der Vormund des Knaben Strafantrag stellte. Der Gerichtshof kam zu dem Ergebnis, daß die Angeklagten das ihnen zustehende Züchtigungsrecht nicht überschritten hätten, und sprach sie frei. Die Verhandlung gewann dadurch ein erhöhtes Interesse, daß als Sachverständiger Bergmann geladen war. Ihn verdroß sichtlich, daß man ihn wegen einer Lappalie in Anspruch nahm: der Junge hätte nun einmal Prügel verdient und dauernde Nachteile nicht davon gehabt.

Die Gerichtsszene setzte sich aber noch in einer Sitzung der Berliner Stadtverordneten fort, wobei der Führer der sozialdemokratischen Fraktion Singer Bergmann persönlich in sehr plumper Weise angriff, indem er ein bekanntes französisches Wort auf ihn anwandte und gegen eine von ihm mißverstandene an Lombroso anknüpfende Bemerkung Bergmanns polemisierte. Die Erregung in der Stadtverordnetenversammlung machte übrigens, als der Vorgang aufgeklärt worden war, und die Straftat weit weniger schlimm erschien, als sie anfangs geschildert worden war, einer sehr viel ruhigern Beurteilung Platz. Gegen Singer aber wandte sich Bergmann in einer von Witz, Satire, Ironie sprühenden Abwehr, die die Lacher auf seine Seite brachte:

„In der letzten Stadtverordnetenversammlung", so schrieb er, „hat Herr Reichstagsabgeordneter Singer sich in einer Weise mit meiner Person beschäftigt, die der Zurechtstellung bedarf. Zunächst findet Herr Singer eine unverkennbare Ähnlichkeit meiner Gesichtszüge mit den Abbildungen einiger Verbrechertypen in Lombrosos Werken. Es wäre nicht in meinem Interesse, dem zu widersprechen, denn die Wahrheit von Singers Beobachtungen würde ohne weiteres beweisen, wie richtig meine Stellung in dem Prozesse der Schwester K. gewesen ist. Ich bin nämlich, obgleich schon längst erwachsen, nicht zum Verbrecher geworden. Die vortreffliche Erziehung, deren ich mich zu erfreuen hatte, mag das verhütet haben. Demnach bekannte ich auch vor dem Schöffengericht, ‚daß ich nicht so weit wie Lombroso gehe', vielmehr eine Anlage und selbst eine so große wie beim Knaben St. für reparabel halte. Das ist ein notwendiges Ergebnis der Erfahrungen, die Herr Singer an meiner Person gewonnen hat. Aber deswegen durfte ich auch das Rohrstöckchen, mit dem die korrigierenden zwanzig Schläge — nur so viele sind erwiesen — appliziert worden, für nicht zu schwer und die blauen Flecken und Hautabschürfungen — nichts andres ist bescheinigt — für nicht zu schlimm erklären. Das Zeugnis des Lehrers aus der Schule schloß jede unmittelbare, das der beiden sachverständigen Ärzte jede spätere Schädigung des Knaben aus. Man gibt die Rute nicht, um Empfindungen des Wohlbehagens, sondern um Schmerzen hervorzurufen. Wo diese aber nach Schlägen

sich einstellen, erscheinen auch die Blutunterlaufungen, Striemen in der Haut, die ungefähr zwei bis drei Wochen bestehen, ehe sie vergehen, wie die Geschichte des ‚blauen Auges' jedermann belehren kann.

Das war mein Gutachten, das Herrn Singer so barbarisch klingt, daß er zu seiner Erklärung auf meinen russischen Ursprung weist, indem er ein bekanntes geflügeltes Wort falsch zitiert. Mag sein, daß Herr Singer sich zu Untersuchungen über die Reinheit germanischen Bluts besonders qualifiziert fühlt: ich bin doch urkundlich Deutscher. Der Mann, auf den ich mein Geschlecht zurückführe, stand im Dienste des Kurfürsten Georg Wilhelm, und seit mehr als hundert Jahren sind meine Vorfahren in die deutsche Adelsliste eingetragen. Wäre ich Russe, ich würde mich der Verwandtschaft eines Turgenjew und eines Pirogow nicht schämen. Mehr Grund hätte Herr Singer gehabt, mich zu einem Juden zu stempeln, denn tatsächlich bekenne ich mit einem der größten Moralisten dieses Volks: ‚Wer sein Kind lieb hat, der hält es stets unter der Rute, daß er hernach Freude an ihm erlebe. Wenn einer sein Kind ziehet, das verdrießt seinen Feind. Wer aber seinem Kinde zu weich ist, der klagt über seine Striemen. Bläue ihm den Rücken, weil es noch klein ist, auf daß es nicht halsstarrig und dir ungehorsam werde'.

Ich glaube nicht, daß Jesus Ben Sirach seine Ansicht über den Wert der Rute und der Striemen im Anblicke des Gesindels, das zweitausend Jahre später die Vorhöfe des Kriminalgerichts im Prozesse Guthmann füllt, Singer zuliebe geändert hätte.

Es ist nicht angenehm, wenn der See tobt und will sein Opfer haben, dem Geifer seiner schmutzigen Wellen standzuhalten, aber es ist Pflicht. Gedrängt habe ich mich zum Sachverständigen vor den Potsdamer Schöffen nicht; da ich aber einmal zur Stelle war, gab ich meinem Wissen und Gewissen auch den unzweideutigen Ausdruck, unbekümmert, ob Herr Singer ‚Kreuzige ihn'! oder ‚Hosianna'! schreien würde.

Ich habe nicht geglaubt, daß in der Stadt Virchows eine Berufung auf die Lehre von der Ererbung und den körperlichen und geistigen Anlagen einen Entrüstungssturm entfesseln könnte, und daß dort, wo Lessing vor anderthalb Jahrhunderten gewohnt hat, sich noch so viele zur Rolle des Patriarchen im ‚Nathan' melden würden. Wenn aber nun das Kind im Elend umgekommen wäre: Tut nichts, die Schwester wird verbrannt. Und wenn nicht mehr geschehen, als der Vernunft genügt: Tut nichts, die Schwester wird verbrannt."

10. Die Berliner Rettungsgesellschaft.

Bergmanns oft betätigte Kunst, für eine große Idee zu werben, sie in die Tat umzusetzen, in ihren Meinungen und Bestrebungen auseinander gehende Elemente zu gemeinsamer Arbeit in gesammelter Kraft zu vereinen, zeigt sich mit besonders glücklichem und durchschlagendem Erfolge in der von ihm geschaffenen Berliner Rettungsgesellschaft. Ihre Geschichte ist schon geschrieben, daher gehen wir hier nur kurz darauf ein.

Die ersten Anfänge des Berliner Rettungswesens liegen in den Sanitätswachen, die 1872 entstanden. Sie brachten nur nachts Hilfe und waren in ihrer Mehrzahl wenigstens zuallererst einfache Nachweisstellen von Ärzten. Aber sie entsprachen einem Bedürfnis und sind viel in Anspruch genommen worden. Doch nicht in der Nacht, sondern am arbeitsamen Tage geschehen die meisten Unfälle. Die Sanitätswachen selbst wünschten ihre Tätigkeit zu erweitern, und verschiedene ärztliche Vereine unternahmen Versuche, das Rettungswesen in Berlin auszugestalten, wobei scharf betont wurde, daß die Hauptstätten für die Behandlung von Unglücksfällen in die Kliniken und Krankenhäuser zu verlegen, und die Kosten der Rettungseinrichtungen von der Stadt zu tragen seien.

Da aber gaben die soziale Gesetzgebung und besonders die Novelle des Krankenversicherungsgesetzes vom 10. April 1892 die Veranlassung zu einer ganz neuen Auffassung der öffentlichen Sorge für Hilfe in Lebensgefahr und Notständen. „Zu dem rein humanen Gedanken, dem Verunglückten schnelle Hilfe und Heilung zu bringen", schreibt Bergmann in seiner kleinen Schrift über das Berliner Rettungswesen 1899, „kam mit der Unfallversicherung das Streben, in der Unfallrente zu sparen. Je vollkommener die Erwerbsfähigkeit des Verletzten nach seiner Genesung wurde, desto mehr auch sparte die berufsgenossenschaftliche Kasse ... Diejenige Körperschaft, welche die Invaliditätsrente zu zahlen hatte, verlangte energisch auch von Anfang an, die Sorge um die Wunde in ihre Hände zu bekommen." Das Interesse des Rentensparens, äußerte sich Bergmann, war als ein neuer Faktor in die Bestrebungen, den Verunglückten Hilfe zu bringen, getreten, und damit das Prinzip, das die Wiener Rettungsgesellschaft obenan gestellt hatte, einzig und allein aus Interesse an den zu Unfall Gekommenen das Rettungswerk zu üben, aufgegeben. „Gewiß", heißt es in der Bergmannschen Darstellung, „kann man der Humanität dienen, auch wenn man eigne und materielle Interessen zu fördern sucht." Allein es bestände doch ein fundamentaler Unterschied zwischen

den Rettungsgesellschaften, die nur um der Rettung der Verunglückten willen sich zusammentun, und denen, die neben diesem rein humanen Teil ihrer Aufgabe einen selbstsüchtigen Zweck verfolgten.

Es kam noch etwas andres hinzu. Die Berufsgenossenschaften gründeten Unfallstationen nicht nur für ihre Versicherten, sondern machten sie der ganzen Einwohnerschaft zugänglich: sie nahmen also das Rettungswesen der Stadt allein in ihre Hand. Als das geschah, und sich über ganz Berlin ein Netz von Unfallstationen verbreitete, kam es zu scharfen Konflikten, einmal mit den großen Krankenhäusern und dann mit den praktischen Ärzten, die mit Recht die Vermehrung der ohnehin allzu reichlich vorhandenen Polikliniken bekämpften, waren doch „die Unfallstationen der Berufsgenossenschaften durch die Abmachungen mit den sie leitenden Ärzten nichts andres als Privatambulanzen, in denen sich der Arzt mühen mußte, auf seine Kosten zu kommen."

Bergmann hatte lange dazu geschwiegen. Als aber eines Morgens an den Litfaßsäulen in der Nähe der Königlichen Klinik Anschläge klebten, die das Publikum auf die Unfallstation wiesen, obwohl sie eine Viertelstunde weiter lag als die Klinik, und er davon hörte, daß gegenüber dem Eingange zum Krankenhause Bethanien ebenfalls eine dieser Stationen eingerichtet worden wäre, war ihm klar, daß nunmehr systematisch versucht werden sollte, das Krankenmaterial der großen Kliniken zu schädigen, und er wandte sich an das Kultusministerium und das Kuratorium der Unfallstationen. Schon damals, am 10. März 1895, erklärte er, er gehöre zu denjenigen Ärzten, die eine Umgestaltung des Berliner Rettungswesens für dringend notwendig hielten, und zwar in dem Sinne, daß die Sanitätswachen Rettungs- und Krankentransportstationen, nicht aber Eingangsstationen mit ihnen verbundener Krankenhäuser sein sollten. „Meiner Ansicht nach", schrieb er dem Vorsitzenden des Kuratoriums der Unfallstationen, „reicht der Dienst in den staatlichen, städtischen und den großen privaten Krankenhäusern vollständig aus, die ihnen von den Rettungsstationen möglichst bald zugeführten Verunglückten ausreichend und mit voller Garantie einer kunstgemäßen Behandlung zu versorgen. Weil also ich die Verbindung der Sanitätswachen mit privaten Krankenhäusern für ungünstig sowohl dem Publikum als dem ärztlichen Stande gegenüber halte, bin ich ein Gegner derselben. Sie bieten mir nicht für das Wohl der Kranken die zu fordernden Garantien, und doch haben sie sich vom ersten Beginn ihrer Entstehung in Konkurrenz mit den bewährten Anstalten des Staats und der Stadt gestellt. Ich bitte Eure Hochwohlgeboren nur die Artikel zu lesen, in denen behauptet wird, daß erst durch Gründung der Unfallstationen in Berlin für die Rettung und die erste Hilfe der Kranken und Verwundeten gesorgt ist. Was soll der darüber denken,

welcher die Geschichte der Königlichen Chirurgischen Klinik und ihre Jahresberichte seit 1810 gelesen hat!..."

Bergmann hielt daran fest, daß bei der Eröffnung der Unfallstationen nicht das humanitäre Interesse, sondern das des Unternehmers entscheide, und daß es sich um einen selbstsüchtigen Wettbewerb handle. Er wies auf einzelne Beispiele und auf in den Unfallstationen geschehene Fehlgriffe hin.

Wie aber war dem Bestreben der Berufsgenossenschaften Halt zu gebieten? Alles, was die Allgemeinheit in bezug auf das Rettungswesen verlangen kann, davon ging Bergmann aus, können auch die geborenen Sanitätsbeamten der Stadt, die praktischen Ärzte, leisten. Darum taten sich die Ärzte und die Vertreter einer großen Zahl von Krankenkassen zusammen, um eine bessere Organisation zu schaffen, „und da beide Gruppen, Ärzte und Krankenkassen, zu aktivem Vorgehen zu schwach waren, wandten sie sich", heißt es in S. Alexanders Geschichte der Berliner Rettungsgesellschaft, „an den dritten, von den Unfallstationen ignorierten Faktor, an die Krankenhäuser, und als deren Vertreter an den Leiter des größten chirurgischen Universitätsklinikums — Ernst v. Bergmann. Einzig und allein der Tatkraft dieses einflußreichen Mannes war es zu danken, daß die Hospitäler, Ärzte, Krankenkassen und eine Reihe finanzkräftiger, hochstehender und hochgeachteter Männer sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenschlossen und ungesäumt die Bildung einer neuen Gesellschaft in die Hand nahmen. Am 15. Oktober 1897 ist die Berliner Rettungsgesellschaft gegründet worden." Trotz der in der Berliner Ärzteschaft bestehenden Spaltung war der von Bergmann erlassene Aufruf zur Teilnahme an dem Wachdienst mit Enthusiasmus aufgenommen worden. Vierzehn Tage nach Veröffentlichung des Aufrufs hatten sich schon tausend Ärzte zum Eintritt in den wenige Wochen später gegründeten Ärzteverein der Berliner Rettungsgesellschaft bereit erklärt, und am 15. Dezember 1897 wurde die erste Rettungswache eröffnet. Ihr folgten bald viele andre, folgte die von Bergmann geschaffene vorbildliche Zentrale der Rettungsgesellschaft, die Auskunftstelle für freie Betten in den Krankenhäusern, die sich als ein unentbehrliches Hilfsmittel der Krankenversorgung erwies. Weit über Berlin hinaus erstreckten sich die Wirkungen der Rettungsgesellschaft: unter reger Beteiligung der Medizinalabteilung des Kultusministeriums wurde das Zentralkomitee für das Rettungswesen in Preußen geschaffen, und auch hier übernahm Bergmann den Vorsitz, der überall „die Gleichgültigen aufrüttelte, die Widerstrebenden zu überzeugen suchte, die Gleichgesinnten zu frischer Arbeit anspornte." Besonders in den schwierigen Organisationen zeigte er seine glückliche Hand und nicht minder in den unerquicklichen Verhandlungen mit dem Kuratorium

der Unfallstationen. Aber auch mit ihm kam es allmählich zu einem erträglichen Verhältnis, gelang doch, die Sanitätswachen, die Unfallstationen und die Rettungsgesellschaft in dem Verbande für erste Hilfe unter einen Hut zu bringen, zu gemeinsamer Tätigkeit zu vereinigen. Unter Bergmanns Leitung ist der Verband zu einem eigenartigen und großartigen Krankentransportunternehmen und einer Nachweisstelle für Unglücksfälle geworden, wie sie sonst nirgends bestehen.

Dem Gründer der Rettungsgesellschaft schwebte immer vor, daß die Stadt Berlin ihre Einrichtungen übernehmen und das große Werk fortsetzen sollte. Schon bei seinen Lebzeiten fanden darüber Verhandlungen statt; sie sind erst nach seinem Tode zum Abschluß gekommen, vielleicht nicht ganz so, wie er ihn sich gedacht hat, immerhin ist die Gewähr da, daß, was mit unendlichen Mühen in langer planvoller Arbeit geschaffen ist, Dauer behält.

11. Die Hoffbauer-Stiftung in Hermannswerder bei Potsdam.

Das Bergmann eigne hohe Maß von Menschenfreundlichkeit und Mitleid mit den von des Lebens Härte und Not Getroffenen kam zu besonders schönem und edlem Ausdruck in seinem Verhältnis zur Hoffbauer-Stiftung in Hermannswerder bei Potsdam.

Als ärztlicher Beistand des Geheimen Kommerzienrats Hermann Hoffbauer, seines ersten Berliner Patienten, der ihn vor besonders schwierige Aufgaben stellte, wurde er auch dessen Berater, als er und seine Frau Klara geborene Becker, die kinderlos waren, die Absicht hatten, ihr sehr bedeutendes Vermögen zu einer Stiftung mit großen Aufgaben zu verwenden. Unter Bergmanns Zuziehung wurden die Grundzüge des Testaments entworfen, demzufolge nach dem Tode des Stifters eine Erziehungsanstalt für verwaiste evangelische Mädchen gebildeter Stände, besonders aus dem Kreise der Fabrikanten, Kaufleute und Ärzte, ferner ein Krankenhaus und drittens ein Diakonissenmutterhaus ins Leben gerufen werden sollten.

Nachdem Hoffbauer, von Bergmanns Hand wiederholt operiert, im Jahre 1884 mitten in der Kraft seines Wirkens und Schaffens seinem bösartigen Leiden erlegen war, ist es in erster Reihe Bergmanns tatkräftiger Beistand gewesen, der Frau Hoffbauer ermutigte, die Stiftung schon zu ihren Lebzeiten ihren segensreichen Zwecken zu übergeben. So trat sie denn am 15. Oktober 1901 ins Leben, auf einem schönen Fleck Erde, in unmittelbarer Nähe Potsdams, auf der Halbinsel Tornow, die hier durch mächtige Arme der Havel gebildet wird. Der Blick reicht südwärts über den See bis zu den weißen Häusern des Schifferdorfs Kaputh, den waldumkränzten Höhen hinter

ihm und dem Aussichtsturm bei Geltow; westlich zieht sich der Wildpark hin, östlich der Potsdamer Forst, aus dem die Kriegsschule und die Türme des Astrophysikalischen und des Meteorologisch-Magnetischen Observatoriums sowie des Geodätischen Instituts hervorragen, während im Norden die Kuppel der Nikolaikirche die Häuser Potsdams überragt. Ringsum die von Segel- und Dampfbooten belebte Havel zwischen den Tiefen im Schwielow!

Hatten schon die Beratung der Baupläne und der innern Organisation und die endliche Eröffnung der Anstalt einen großen Aufwand von Zeit und Mühe gefordert, so brachten die folgenden Jahre Bergmann viele Kämpfe und unerwartete Schwierigkeiten beim Ausbau der Stiftung. Frau Hoffbauer — wir folgen den freundlichen Mitteilungen des dirigierenden Arztes des Krankenhauses Hermannswerder Professors Dr. Heinrich Wolff — war eine sehr kluge, emsige und tüchtige Frau, die nach dem Tode ihres Mannes ihre Lebensaufgabe in der gewissenhaftesten Durchführung des mit ihm gemeinsam beschlossenen Testaments fand. Sie war ungewöhnlich tatkräftig, und ihre Zähigkeit grenzte zuweilen an Starrsinn: das einmal als richtig Erkannte mußte mit allen Kräften und Mitteln durchgeführt werden. Als Besitzerin eines Millionenvermögens oft getäuscht und betrogen, hatte sie sich nur einen kärglichen Rest von Glauben an die Uneigennützigkeit der Menschen gerettet, und nur wenigen schenkte sie volles Vertrauen: zu ihnen zählte Bergmann. Aber der starre, unbeugsame Charakter der alten Frau ließ es auch ihm nicht leicht werden, das gute, vertrauliche Verhältnis stets zu wahren.

So brachte besonders die Entscheidung über Personenfragen, die bei der rasch fortschreitenden Entwicklung der Anstalten oft zu treffen war, manchen Anlaß zu Dissonanzen. Die leitenden Stellen der Stiftung sollten besetzt werden, aber die von der Diakonissenanstalt Kaiserswerth gestellte Oberin fand vor Frau Hoffbauers Augen keine Gnade, und sehr bald nach Übernahme des Amts mußte sie um ihren Abschied einkommen. Legte Bergmann dieser unerquicklichen Angelegenheit auch nicht viel Wichtigkeit bei, so lag ihm begreiflicherweise um so mehr daran, bei der Besetzung der Stelle eines ärztlichen Leiters des Krankenhauses seine Wünsche berücksichtigt zu sehen. Aber was kostete das für Opfer an Zeit und Geduld! Die Stifterin konnte sich das Amt des Chefarztes von Hermannswerder, dem weit umfassendere Vollmachten gegeben sein sollten, als in ähnlichen Anstalten üblich war, nur in den Händen ihres seit zwanzig Jahren vertrauten Potsdamer Hausarztes denken: eine andre Lösung schien ihr unmöglich. Bergmann wollte es anders. Ihm schien das junge Krankenhaus, das sich Namen und Ruf erst zu schaffen hatte, besser aufgehoben in der Hand eines jüngern, tatkräftigen Arztes, der, wie nahe lag, aus der

Zahl seiner Schüler, seiner Assistenten, hervorgegangen sein sollte. Der kaum Dreißigjährige wurde der alten Dame präsentiert. Mit dem ganzen Selbstbewußtsein des Bergmannschen Assistenten, das aus der stolzen Gewißheit entspringt, das volle Vertrauen des geliebten Lehrers und Meisters zu besitzen, betritt er an dessen Seite das Hoffbauersche Haus in Potsdam. „Die Alte", wie Bergmann sie Vertrauten gegenüber gern nannte, kommt dem verehrten Hausfreunde mit gewohnter Herzlichkeit, dem jungen Prätendenten des ärztlichen Throns aber mit gezwungener Freundlichkeit entgegen, hinter der sich ihre ablehnende eisige Kälte nur schlecht verbirgt. Alles andre, nur nicht die erhoffte unumschränkte Zustimmung Frau Hoffbauers, ist das Ergebnis der Unterredung. Tief empört über das erste große Fiasko seines Lebens, verläßt der junge Arzt an der Seite seines Chefs das Haus und kann nicht umhin, seinen Gefühlen über die schnöde Zurückhaltung der alten Dame offenen Ausdruck zu geben. In seiner väterlich gütigen Weise spendet Bergmann den Trost, daß auch er von ihr oft nicht besser behandelt würde, und rät, es sei das beste, der „schrulligen Alten" nichts übelzunehmen: sie würde schon andern Sinnes werden. Und wirklich stimmte sie, wenn auch unter Murren und Zweifeln, schließlich der Wahl zu, und nun gelang es, Schritt für Schritt ihr Mißtrauen zu besiegen. Bergmann hatte die Genugtuung, daß sie ihm später für seinen Kandidaten dankte: er war in den Kreis ihrer Vertrauten aufgenommen.

Mehr und mehr konnte nun Bergmann reine Freude an dem Werke ernten, das eine der Lieblingsaufgaben seiner letzten Lebensdekade wurde. Mitten aus dem großen Berliner Pflichtenkreise heraus opferte er stets gern Zeit und Mühe, die die Fahrten nach Hermannswerder und Potsdam und die oft lang dauernden Sitzungen und Besprechungen von ihm verlangten. Nicht selten waren es Anstaltsfeste, an denen er mit seiner Familie an Frau Hoffbauers Seite teilnahm, und denen er durch seine Gegenwart besondern Glanz verlieh. Die gütigen Augen des Menschen- und Kinderfreundes leuchteten besonders froh, wenn er inmitten der jungen ausgelassenen Mädchenschar selbst wieder jung wurde und seine den kindlichen Gemütern meisterhaft angepaßten und zu den Kinderherzen warm und unmittelbar dringenden Worte sprach. Unvergeßlich wird den Teilnehmern eine solche Ansprache gelegentlich eines Sommerfestes sein, als er nach Gesang und Reigen der Kinder ihnen in tief bewegender Weise dankte, indem er sie mit den fröhlich bunten Blumen, den jubilierenden Vögeln und den schönheittrunkenen Schmetterlingen verglich und diesen Gedankengang hinüber zum Alter leitete, um ihn in eine Huldigung für die greise Stifterin ausklingen zu lassen. Bei solchen Gelegenheiten begeisterte er durch die schöne und edle Poesie seiner Sprache.

Charakteristisch für sein rücksichtsvolles, liebenswürdiges Wesen war seine Stellung zum Krankenhaus der Anstalt. Stets hilfsbereit, wenn man seinen Rat anrief, ließ er dem ärztlichen Leiter, dem auch die Verwaltung unterstand, völlig freie Hand. Wurden ihm besonders seltene Fälle vorgetragen, so erbot er sich, zur Operation zu kommen, und leistete dann dem Operateur Assistenz. An dem Aufblühen des Krankenhauses hatte er stille innere Freude.

Wie sehr sein Herz an der schönen seiner Leitung übergebenen Stiftung hing, das zeigte sich in dem in den letzten Jahren oft mit besonderm Behagen von ihm besprochenen Plan, bald nach Vollendung seines siebzigsten Lebensjahrs dauernd nach Potsdam überzusiedeln, wo er dann so recht dem Amte des Ersten Kurators von Hermannswerder, wozu ihn der Kaiser auf Lebenszeit ernannt hatte, werde leben können. Scherzend versprach er, als Chirurg keine Konkurrenz mehr zu machen; das „Schneiden" werde er zwar auch dann nicht lassen, er werde es aber auf das unblutige, ohne Unterbindungspinzetten auszuführende „Okulieren seiner Rosen" beschränken.

Es ist anders gekommen: in ihrem Ersten Kurator, der das schöne Lessingsche Wort „Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmut der aufgelegteste", so anmutig in sich verkörperte, verlor die Hoffbauer-Stiftung ihren besten, treuesten Freund, dessen sie dankbar gedenken wird.

12. Bergmann als literarische Persönlichkeit.

Dem langjährigen Assistenten Bergmanns Herrn Professor Dr. Philipp Bockenheimer verdanken wir folgende Charakteristik seiner literarischen Bedeutung:

Der Mediziner, der die literarischen Werke Ernst v. Bergmanns einmal gelesen hat, wird sie immer wieder zur Hand nehmen, weil sie ihm, welches Gebiet seiner Fachwissenschaft er auch vertreten mag, einen unerschöpflichen Reichtum von Gedanken und Kenntnissen bieten und zu den stärksten Anregungsquellen unsrer modernen medizinischen Literatur zählen. Das, was allen seinen Schriften von dem kleinsten feuilletonistischen Aufsatz bis zu seinem weltbekannten Werke über die chirurgische Behandlung der Hirnkrankheiten ein besondres Gepräge verleiht, ist die außerordentliche Sprachgewalt, die Kraft und zugleich die Grazie des Ausdrucks, womit er uns in jeder Abhandlung, in jedem Vortrage von der ersten bis zur letzten Zeile fesselt.

Trotz dem streng wissenschaftlichen Inhalt sind alle seine Werke leicht faßlich geschrieben, überaus klar und präzise in der Diktion und halten sich fern von jeder Weitschweifigkeit. Von Anfang an geht er

auf das Ziel, das er seiner Arbeit gesteckt hat, los, um es nicht mehr aus den Augen zu lassen. Daher ist die Lektüre seiner Werke nicht nur ein Augenblicksgenuß, sondern haftet dem Gedächtnis und ist dem Leser ein dauernder Gewinn. Aber nicht nur die Vielgewandtheit des Ausdrucks, die logische Geschlossenheit, der glänzende Stil sind es, die uns imponieren, fast mehr noch ist es seine ungewöhnlich universelle Bildung, seine Kenntnis der Geschichte und Literatur, sein Gedächtnis, das alles Erlernte, Erforschte, Erfahrene sicher festgehalten hat, und die Gabe geschickter Kombination, die immer wieder neuen Reiz geben. Wir stoßen in seinen wissenschaftlichen Werken auf keine Behauptungen, die er nicht durch eigne Forschung bewiesen hätte. Er ist lieber kurz und wahr als Freund vieler Worte und der Spekulation. Alles Gesuchte und Forcierte haßte er. Gewissenhaft arbeitete er sein Manuskript bis auf das kleinste Satzgefüge durch: die Feile war immer in Arbeit. Daher sind seine Werke wie aus einem Guß und von einer Vollendung, die ihresgleichen sucht. So temperamentvoll und so rhetorisch er oft ist: unter der glänzenden Decke ist dies und jenes von zwingender logischer Schärfe und Präzision. Wie meisterhaft verstand er z. B., seine Lehren in Wort und Schrift den Jüngern wie den Ältern einzuprägen, indem er geschichtliche Daten oder Bibelstellen, deren er, der Pastorssohn, unzählige bereit hatte, einflocht, Fälle aus seiner reichen praktischen Erfahrung heranzog, dadurch den Geist seiner Hörer und Leser zeitweilig ablenkte, um ihnen dann um so sicherer seine Gedanken einzuprägen!

Großes hat Bergmann in zusammenfassenden Arbeiten geleistet, wobei er trotz seiner Vielseitigkeit und seines ausgedehnten Wissens fast ängstlich besorgt ab ovo alle Fäden in der Hand behielt und alle Erfahrungen gut geordnet und klar resümiert vor Augen führte, und hierin war er nicht nur selbst tätig, sondern er bemühte sich, die strenge Zucht der Gedankenbildung, den tiefen Sinn für Abrundung und Vervollkommnung literarischer Arbeiten auch auf die zahlreichen Mitarbeiter der Werke, deren Herausgeber er war, zu übertragen. So hat er z. B. im „Handbuch der praktischen Chirurgie" insofern ein vorbildliches Werk geschaffen, als er nicht nur Eignes von Bedeutung dazu lieferte, sondern dank seinem ausgeprägten Pflichtgefühl dem Ganzen seine Dispositionen gab und den Autoren den Weg wies, den sie zu gehen hatten. Daher wurde es ein von Anfang bis zu Ende von seinem Geist beseeltes, einzig dastehendes medizinisches Sammelwerk.

Von unzähligen Arbeiten nicht nur seiner Assistenten und Schüler, sondern auch Fernerstehender ist er der geistige Urheber gewesen, wie er überhaupt keinem sich literarisch betätigenden und seine Hilfe anrufenden Kollegen seine fördernde Unterstützung versagte. Von seinen Schülern verlangte er nur wenige literarische Arbeiten, aber sie

mußten Hand und Fuß haben und gründlich durchdacht und auch in der Form ansprechend sein. So kam es, daß ich mich zur Ablieferung meiner ersten Abhandlung erst nach vielen reiflichen Korrekturen entschließen konnte, damit sie vor den Augen des Meisters bestände, und wie mir mag es vielen andern ergangen sein.

Bergmanns hohe literarische Begabung und sein rastloser Fleiß banden sich aber in ihrer literarischen Betätigung nicht an die Grenzen der Chirurgie und der Medizin: er ist oft durch populäre Schriften für soziale und humane Zwecke wirksam eingetreten. Viele seiner Reden, die er auf Kongressen und in Sitzungen wissenschaftlicher Gesellschaften, bei Festlichkeiten im Kreise seiner Familie und seiner Schüler gehalten hat, seine Nachrufe an verstorbene Kollegen sind als Meisterwerke literarischer Kunst unvergessen.

Ernst v. Bergmann wurde von allen verstanden, und ein jeder war durch seine Schriften und sein Wort begeistert. In populären Schriften und Reden fand er dabei einen Ton, als wenn er sich auf dem gerade in Betracht kommenden Gebiete zeitlebens betätigt hätte. Zu voller Geltung kamen in seiner literarischen Wirksamkeit seine ganze, eigenartige Persönlichkeit, seine vielseitige geistige Begabung, sein scharfer Verstand, der weite Blick, die allzeit geschäftige Phantasie, die vortreffliche Bildung, die Elternhaus und Schule ihm geboten hatten, sein reiches Innere, der aristokratische Charakter, die hohe Auffassung des Berufs.

Es würde zu weit führen, die große Menge seiner Arbeiten hier einzeln aufzuführen, nur ein kurzer Überblick soll uns mit einer Auslese bekannt machen.

Bergmanns physiologisch-chemische Arbeiten seiner Dorpater Zeit und seine kriegschirurgischen Schriften sind bereits erwähnt worden, ebenso daß er in zahlreichen Schriften die Wundbehandlung erörtert hat und, unterstützt von seiner Schule, der Begründer der modernen Asepsis geworden ist.

Eine lange Reihe von Arbeiten berichtet über von ihm erdachte oder bisher wenig ausgeführte und von ihm verbesserte Operationsmethoden (Ovariotomien, Entfernung von Niere, Kehlkopf und Oberkiefer, Knochennaht bei Kniescheibenbrüchen). Bedeutungsvolle Monographien behandeln die Echinokokken der langen Röhrenknochen, den Ösophagusdivertikel und seine Behandlung u. a. m.

Das Gebiet der Knochen- und Gelenkerkrankungen hat Bergmann überhaupt in Diagnose und Therapie durch zahlreiche Arbeiten geklärt; seine Erfahrungen hat er in dem gemeinsam mit Rochs verfaßten mustergültigen Werke „Operationskursus an der Leiche“, das in vielen Auflagen erschienen ist, niedergelegt. Noch heute haben wir kein andres Buch, worin so klar, genau und pünktlich die Vorschriften für das

chirurgische Verfahren bei den wichtigsten Operationen, besonders bei den auch für den praktischen Arzt unter Umständen notwendig werdenden Eingriffen an den Extremitäten wie Unterbindungen, Amputationen, Resektionen usw., gegeben sind, wie hier, und nicht nur die didaktische Begabung bewundern wir, sondern auch die lückenlose Kenntnis der Anatomie.

Die Neigung zu pathologisch-anatomischen Studien führte ihn zu Arbeiten auf dem unerforschten und daher für ihn reizvollen Gebiete der Geschwülste. Besonders haben ihn die Krebsgeschwülste dauernd zu Arbeiten angeregt. Sein Vortrag „Über Krankheiten, die dem Krebs vorangehen" (1905) entsprang einer überdachten vieljährigen praktischen Erfahrung und wies zu einer Zeit, in der die Krebsforschung in verfehlte Bahnen zu geraten schien, klar und deutlich die Wege, in denen sie sich zu bewegen hat.

Seinen spätern groß angelegten Werken ließ Bergmann zahlreiche Vorstudien vorausgehen, fand er doch dank seiner Vielseitigkeit immer wieder Gelegenheit, auf einige spezielle, von ihm besonders gern betretene Gebiete der Chirurgie in seinen Arbeiten zurückzukommen. Das zeigt sich so recht in den folgenden Werken, die seine bedeutendsten sind.

Als Objekt dauernder literarischer Betätigung suchte er sich das allerschwierigste aus: die Chirurgie des Kopfes.

Sein klassisches Werk „Die Lehre von den Kopfverletzungen" gilt allgemein als eins der besten der deutschen chirurgischen Literatur. Richter schreibt darüber im „Zentralblatt für Chirurgie" 1880: „Die neuen in der Literatur niedergelegten Forschungen über die Anatomie und Physiologie des Gehirns und seiner Gefäße, die Experimente über die Zirkulation in denselben, über die Spannungsverhältnisse der Cerebro-Spinalflüssigkeit unter normalen und pathologischen Zuständen, die interessante Lehre vom Hirndruck, eine Domäne Bergmanns, die experimentellen Untersuchungen über das Wesen der Hirnerschütterungen, die Erfahrungen über die Kallusbildungen der Schädelknochen, die Versuche über die Wirkung schnell fliegender Geschosse auf geschlossene mit Weichteilen gefüllte Knochenkapseln: sie alle finden ebenso sehr ihre Verwertung wie die Studien, welche Bergmann in den verschiedensten Museen unternommen, und namentlich die reichen Erfahrungen, welche er selbst in Krieg und Frieden gesammelt hat".

1888 folgte das Werk, das ihm mit einem Schlage einen Weltruf erwarb und ihn zum anerkannten Führer auf diesem Gebiete machte: „Die chirurgische Behandlung der Hirnkrankheiten" (zuerst in Langenbecks Archiv Band 36, 1889 in zweiter, 1899 in dritter auf das Gewissenhafteste umgearbeiteter Auflage).

Das schwierige, in Dunkel gehüllte Gebiet deckte er durch geistvolle Experimente mit Hilfe seiner reichen Erfahrungen in einer Weise auf, daß hierin noch heute kein Chirurg tätig sein kann, ohne in seinen Bahnen zu wandeln. Aber ein so geschickter und glänzender Operateur er auch war, er hielt es für seine Pflicht, das Gebiet der Hirnchirurgie eher einzuschränken als zu erweitern. „Es entspricht meiner Individualität, meiner Überzeugung", schreibt er, „die Grenzen der Chirurgie enger zu ziehen, als weiter zu strecken". Er wollte keinen nutzlosen Eingriffen das Wort reden, die doch nur für eine kurze Spanne Zeit Nutzen haben konnten: es lag ihm vielmehr daran, die Grundzüge einer erfolgreichen Hirnchirurgie dauernd festzulegen. „Nur die relative Sicherheit der Diagnose", sagte er, „gibt uns das Recht zu einem gefährlichen Eingriff". Er zeigte sich darin nicht nur als ehrlicher Forscher, sondern verriet auch sein Mitempfinden mit der leidenden Menschheit. Nur wenn wirkliche Aussichten auf Erfolg durch die Operation gegeben waren, wollte er den Eingriff wagen. Zum chirurgischen Experimentieren waren ihm seine Mitmenschen zu schade.

Auch der Polypragmasie auf dem Gebiete der Ohreneiterungen trat er mit scharfem Tadel entgegen, wodurch er auch in der Otochirurgie bahnbrechend wirkte. Das, was er einst in seinem Werke „über Diagnose und Operation der Hirnabszesse, der Epilepsie und der Hirngeschwülste" schrieb, ist noch heute für die Chirurgie maßgebend.

Und hat nicht heute, da die Chirurgie so gewaltige Vorstöße wie überall so auch in der Hirnchirurgie gemacht hat, da kühne Operateure im Vertrauen auf den modernen Ausbau der Diagnostik und die Vervollkommnung der chirurgischen Operationstechnik der maßvollen Einschränkungen Bergmanns nicht achten zu müssen glaubten, e r recht behalten? Sie alle mußten in die Schranken zurücktreten, die Bergmann ihnen schon lange vorher vorgezeichnet hatte. Er ist in diesem Werke der nur langsam fortschreitenden Erfahrung vorausgeeilt und noch heute der Führer geblieben.

Von den großen Sammelwerken, in denen er als Herausgeber und Mitarbeiter wirkte, haben wir des dem Chirurgen unentbehrlichen Nachschlagewerks, des „Handbuchs der praktischen Chirurgie", bereits erwähnt. Seine Arbeitskraft stellte er aber auch noch dem „Archiv für klinische Chirurgie", dem „Zentralblatt für Chirurgie", der „Sammlung klinischer Vorträge der deutschen Chirurgie", der „Zeitschrift für ärztliche Fortbildung", den „Arbeiten aus der chirurgischen Klinik der Königlichen Universität Berlin" u. a. zur Verfügung.

Gern nahm Bergmann zu Tagesfragen das Wort und verschmähte nicht, selbst zu den breitesten Schichten des Volkes zu reden, um Verständnis für die Chirurgie zu wecken und zu finden. Die „Gartenlaube",

die „Woche“ haben ihn zu ihren Mitarbeitern gezählt. Das klassische Beispiel einer populären Darstellung nach Inhalt und Form ist ein im Verein junger Kaufleute in Berlin im Winter 1901 gehaltener Vortrag, „Die geschickte Hand des Chirurgen“, der in der „Deutschen Revue“ im Druck erschien, und von dem der Herausgeber urteilte, es sei ihm in der langen Zeit seiner redaktionellen Tätigkeit kaum je ein so schön geschriebener Artikel vor die Augen gekommen. „Es zeigt diese Arbeit nicht allein die Meisterhand des Gelehrten, sondern auch die des Stilisten.“ Nur ein kleines Stück daraus setzen wir dem Leser als eine Probe hier vor:

... „Jedermann kennt heute das Skelett der Hand, grüßt es uns doch aus dem Schaufenster des Photographen wie des Elektrotechnikers in wohlgelungenem, von Röntgenstrahlen gezeichnetem Bilde. Aus siebenundzwanzig sehr verschiedenen, kurzen, breiten, eckigen und langen Knochen baut es sich in fünf vielgliedrigen Säulen auf einem kurzen, doppelt gewölbten Fundamente, der Handwurzel, auf. Die Säulen stehen nicht wie Palisaden neben-, sondern weichen fächerförmig voneinander, wodurch sie an die Strahlen einer Fischflosse erinnern. In der Tat hat man in den Mißbildungen, in denen die Fünffingerzahl überschritten ist, und zehn, ja selbst mehr Finger sich finden, an Rückschläge, Wiederholungen von uns vorangegangenen Lebewesen im Wasser und ihre die Hand ersetzende Flosse gedacht.

Die voll und richtig ausgebildete Hand ist durch ihren anatomischen Bau zu den mannigfachsten Verrichtungen voraus bestimmt und befähigt. Sie greift, fängt, faßt, hält und hebt, flink und fest. Sie tastet, streichelt und schmiegt sich als reizende Gefährtin süßer Schmeicheleien sanft, zart und leise dem Freunde an, während zur Faust geballt sie dem Feinde das Gesicht mit berechneter Sicherheit zerschmettert. Im gestreckten Zustande bildet sie eine Art Schaufel, die sich der Gestalt und Form des zu ergreifenden Gegenstandes genau anzupassen vermag. Ein Muskelzug höhlt sie und macht sie zum Schöpfen bereit. Dann nennen die Anatomen sie Poculum Diogenis, weil der Zyniker den hölzernen Becher in seinem Gürtel wegwarf, als die eigne Hand ihn gelehrt hatte, daß dieser zu den überflüssigen Dingen, deren sich ein Philosoph zu entledigen habe, gehöre.

Kurz, Form und Bau der Hand machen sie dem Geiste gefügig, der durch sie die Macht der Ausführung seiner Gedanken erhält. Mit ihr formt und bildet, gibt, reicht, nimmt und herrscht er. Allzeit ist sie fertig und bereit, ihm zu dienen und seinen Willen zu vollstrecken. Wie innig Geist und Hand verbunden sind, zeigt unser Sprachgebrauch, dem das Verstehen ein Begreifen ist.

Kaum gehen vom Haupte und Antlitze so viele symbolische Handlungen aus wie von der Hand. Mit den Händen klatschen wir Beifall,

und durch eine Bewegung seines Daumens entschied der römische Imperator über Tod und Leben des besiegten Gladiators. Pilatus wusch seine Hände rein vom Blute des unschuldig Verurteilten. Wir winken und drohen, wir bitten und befehlen mit der Hand. Wir kehren sie der Brust zu, dem Sitze des Gewissens, wenn wir geloben und versprechen, und übertragen mit ihr die Weihe des Segens auf ein teures Haupt. Erlösend legt die Mutter Gottes ihre Hand ganz leise auf das gebrochene Herz des Wallfahrers von Kevlaar. Wir bieten offene, volle oder leere, stets aber treue Hände, wenn wir um die Hand des geliebten Mädchens werben, und geben Geltung und Siegel mit unserm Handschlage dem Entschlusse. Wir schwören mit der Hand und erheben betend sie zum Vater im Himmel. ‚Ost- und westliches Gelände ruht im Frieden deiner Hände.' Die Hand gibt ein gebräuchlich Maß. Eine Handvoll Erde werfen wir auf den Sarg unsrer Geliebten, und eine kurze Spanne Zeit bloß haben wir zu leben!..."

13. Bergmann im Bilde.

> Die Gestalt des Menschen ist der beste Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt.
>
> Goethe, Stella.

Aus Bergmanns Kindheit ist kein Bild von ihm vorhanden: keine Zeichnung, keine Silhouette, auch keine Briefzeile, die sein Äußeres beschriebe; die in einem frühern Abschnitt erwähnte Bemerkung der Großmutter Bergmann stellt nur fest, daß der Sechs- oder Siebenjährige seiner Mutter unähnlich sah.

Seine ersten photographischen Aufnahmen gehören der Dorpater Studentenzeit an. Das aus dem April 1859 stammende Livonenbild, das ihn in einer zweireihigen Gruppe der besten Freunde zeigt — neben ihm sitzt der lange, blonde Emanuel Moritz, und hinter ihm steht der kleine, schwarze Julius Eckardt — weist manchen charakteristischen Zug auf: ein schmales Gesicht mit schöner Stirn, der Kopf, auf dem, etwas nach hinten geschoben, der Farbendeckel sitzt, ist in den Nacken geworfen, der rechte Arm gegen die Hüfte gestemmt; aus den fröhlichen Augen blickt die Erwartung, daß diesem Jüngling die Zukunft viel bringen, sein Schifflein auf des Lebens Wogen gute Fahrt haben werde. In einem andern Bilde sehen wir ihn am Kneiptisch mit dem Freunde Albanus und dem Vetter Ferdinand Müller, der sich später als Sibirienreisender betätigt und ein Buch über seine Erlebnisse unter Tungusen und Jakuten geschrieben hat: die Haltung ist höchst ungezwungen, der Rücken an die Wand gelehnt, der Kopf auf den rechten Arm gestützt, die linke Hand hält ein leeres Glas.

Gerade in diesem Bildnis tritt mehr als in andern in den Augen, in Mund und Kinn mancher Zug des Vaters hervor, ist er doch überhaupt in seiner äußern Erscheinung nicht minder als in Geist und Charakter ein Erbe seiner Bergmannschen Vorfahren.

Es gibt neben einem von F. H. Barisien prächtig in Öl gemalten Jugendbild des Urgroßvaters Liborius v. Bergmann noch eins, das sein Freund Budberg im Jahre 1779 fein in Aquarellfarben ausgeführt und mit Versen so ganz im Stil der Zeit begleitet hat:

> Gott gab ihm Stimme, Mut und Geist,
> Um uns die Tugend zu empfehlen,
> Und seine Bildung schon beweist
> Die Würde seiner Seelen.

In manchem Zuge sehen sich der junge Urahn und der junge Urenkel ähnlich, und mit dem Alter wird die Ähnlichkeit immer größer: die Stirn, die Nase, die Form des Kopfes und Gesichts, wie sie uns das schöne Pastellbild Seeligers von Liborius überliefert hat, sind genau die des alternden Ernst v. Bergmann.

Die aus den Jahren bis zum Ausbruch des Russisch-Türkischen Krieges vorliegenden Bilder bestätigen die alte Erfahrung von der Wandelbarkeit der Gestalt und des Gesichts des Menschen. Zeigen die Studentenbilder nur den flotten Bursch, so gibt der ausdrucksvolle Kopf auf einer Photographie des jungen Dozenten eine Vorstellung von seiner geistigen Bedeutung. Die Augen blicken sehr ernst, nachdenklich, als wenn ihn ein Problem beschäftigt. Das straffe Haupthaar ist nach hinten gekämmt, wie er es bis zuletzt gewohnt war. Mit dem Barthaar experimentierte er: einige Jahre trug er einen Schnurrbart, dann wurden die Lippen und das Kinn rasiert, und ein Backenbart nach englischem Vorbild getragen, freilich nur kurze Zeit, denn in den Krieg von 1870 ist er mit einem Vollbart gezogen. Das Bild, das wir ins Kriegskapitel eingefügt haben, ist in Mannheim im Herbst 1870 aufgenommen, in der Heroenzeit seines Lebens: in dieser Mannesschönheit, das Auge erfüllt von den ernsten Bildern des Lazaretts, in diesem ruhigen, leidenschaftslosen Äußern wird er noch Vielen wie in „milder Sonnenhelle“ in Erinnerung stehen.

Bei jedem bedeutenden Menschen ist die Auffassung und Festhaltung seiner äußern Erscheinung durch den Künstler wichtig. Das erste Mal, daß Bergmann zu einem Ölbilde saß, war, als der Ausbruch des Russisch-Türkischen Krieges drohte. Seine Schwiegermutter hatte ihm durch ein von der liebenswürdigen, in den Ostseeprovinzen geschätzten Malerin Julie Hagen-Schwarz geschaffenes Bild seiner Frau eine freudige Überraschung bereitet. Ein Jahr später entschloß er sich, sich von derselben Künstlerin malen zu lassen, „damit, während er im

Felde war, statt seiner sein Bild zu seiner Frau spräche". Während es entstand, saß sie auf Wunsch der Malerin beratend daneben, und so wurde es ein sehr ähnliches Bild, das, wie es damals in schwerer Zeit Trost und Zuversicht verlieh, heute liebe vergangene Zeit treu festhält. In einer Beziehung stellt es fast urkundlich einen Wandel fest: aus der schlanken, geschmeidigen Gestalt war ein starker, zur Fülle neigender Körper geworden.

Ein andres, sehr liebenswürdiges Bild aus dem Feldzuge selbst ist in Bukarest aufgenommen: Bergmann mit seinen Assistenten Miram, Heydenreich und Benewolenski. „Wie ein Gott so schön!" urteilte darüber einer von ihnen. So ungewohnt die militärische Uniform ihm auch war, sie stand ihm ganz vortrefflich, und wie fast von allen seinen Bildnissen gewinnt man auch von diesem den Eindruck, daß „Leben sich des Lebens freut."

Aus den vielen photographischen Aufnahmen des folgenden Jahrzehnts verdient eine hervorgehoben zu werden, des Orts wegen, aus dem sie stammt — San Remo 1888 — und der Personen wegen, die die Gruppe bilden: in der Mitte sitzt Bergmann, so gut wie selten getroffen, und um ihn stehen von links nach rechts: Dr. Bramann, Major v. Kessel, Major Freiherr v. Lyncker, Gräfin Brühl und Graf Radolinski.

Die freundschaftlichen Beziehungen Bergmanns zu dem von ihm als Künstler und Mensch hochgeschätzten Orientmaler Wilhelm Gentz, von dem er eins seiner schönsten Gemälde besaß, führten dazu, daß dessen Sohn Ismael Gentz im Dezember 1888 eine Bleistiftzeichnung von Bergmann entwarf, die in Photogravüre und andern Vervielfältigungen Verbreitung fand und Bergmanns Kopf in sehr markanter Weise zum Ausdruck brachte.

Zum sechzigsten Geburtstage, 16. Dezember 1896, beschlossen seine Assistenten ihn von Lenbach malen zu lassen. Zu diesem Zweck fuhr er Ende August nach München. „Zum Empfange meines Gesichts", berichtete er frohgelaunt seiner Frau, „war alles vorbereitet. Auf den ersten Blick weiß man, daß man es mit einem Meister wie einst Rubens und Rembrandt zu tun hat. Ich sehe voraus, daß mein Urgroßsohn das Bild irgendeinmal an das Britische Museum für zehntausend Pfund verkaufen wird! Willst Du glauben, daß in weniger als fünf Minuten mein Gesicht fertig und in größter Ähnlichkeit dastand? Der Maler beginnt sofort ohne Kohlenzeichnung mit dem Pinsel. Man hört ein gewaltiges Stricheln und Kratzen, und auf einmal ist man in allen Farben auf die Leinwand geworfen. Nun, nachdem er sich über mein Staunen gefreut und mir viel Interessantes namentlich über die Art, wie Rubens gemalt hat, erzählt hatte, ging es mit der Arbeit weiter. Ungefähr eine Stunde, dann konnte ich

schon wahrnehmen, daß ich in Dreiviertelprofil stolz und mit Selbstbewußtsein in die Welt d. h. auf den Marmorkopf einer schönen Dame sehe. Nun folgen erst die Photographien: ich wurde ungefähr zwanzigmal photographiert, in verschiedenen Stellungen."

Am Geburtstage wurde das Bild mit einer Ansprache von Nasse überreicht. Es stand auf einer Staffelei in schwarzem Rahmen, von roten Blüten umzogen, und wurde viel bewundert. Aus dunkelm Hintergrunde tritt der in Dreiviertelprofil nach links gewandte Kopf plastisch hervor. Auf ihn ist das Licht konzentriert. Wie es bei Lenbach immer die Hauptsache war, das geistige Moment zu erfassen und zu ergründen, so hat er seine ganze Kunst dem einen Auge zugewandt. Aus ihm blickt viel, aber auch ernst und sorgenvoll nachsinnender Geist, als wenn er über einen schweren klinischen Fall, der noch kein abschließendes Urteil zuläßt, bekümmert grübelt oder sich resigniert fügt: „wir Ärzte sind auch nur Menschen". Aus dieser mit Feinheit und Schärfe bemalten Fläche von eines Auges Größe läßt sich viel herauslesen.

Das dritte Ölbild hat Anfang 1902 Friedrich Moritz, ein Sohn des Freundes Emanuel Moritz, auf Wunsch seines Vaters gemalt. Er kam aus Rußland als Gast in das Bergmannsche Haus und schuf dort das Bild. Wie es im Werden alle interessierte und beschäftigte, so wurde es nach seiner Vollendung jedem in der Familie besonders lieb und wert, und worin könnte sich die Zustimmung zu dem Werke besser und wärmer äußern, als darin, daß die dem Objekt Nächststehenden es den andern Bildnissen vorziehen? Läßt das Lenbachsche Bild auf das Alter des Dargestellten kaum einen sichern Schluß zu, so ist es hier der Sechziger in vollem grauem Haar und Bart, der, die Arme auf dem Rücken, uns sein volles ernstes und nachdenkliches Gesicht zuwendet. Ein zweites Bild von Bergmann hat Moritz, der seinen Wohnsitz nun schon lange unter uns aufgeschlagen, in Frau v. Bergmanns Auftrage für das Langenbeck-Haus gemalt.

Im Sommer und Herbst 1906 entstand Skarbinas Gemälde, das Bergmann mitten in seiner klinischen Arbeit darstellt. Umgeben von Assistenten und Wärterinnen, steht er im weißen Rock des Operateurs da. Die Operation ist im Gange. Die rechte Hand ruht auf dem in Narkose liegenden Kranken, die linke ist erhoben und gibt den Worten, die die Operation begleiten, Nachdruck. Im Hintergrunde steigen die gelbbraunen Sitzreihen mit den Zuhörern auf. Das viele Weiß der Kleidungen gibt dem sich in voller Tagesbeleuchtung abspielenden malerischen Vorgang eine überaus malerische Note. Es ist ein interessantes und meisterhaftes Werk des Künstlers, aber ein tragisches Verhängnis liegt darüber: der Meister, dem es zur Vollendung seiner fünfundzwanzigjährigen klinischen Tätigkeit in Berlin als Geschenk

zugedacht war, starb, ehe der Tag gekommen war, und der Meister, der es geschaffen hat, ist ihm nicht viel später in den Tod gefolgt.

Der verstorbene Max Koner hat mir gegenüber geäußert, Bergmann habe kein Gesicht, das den Künstler fesle, und doch, fügte er wie sich widersprechend hinzu, würde er ihn gern malen, um nur herauszuholen, was dem Künstler erreichbar wäre. Dazu ist es nicht gekommen, aber die Werke der andern, die ihn im Bilde verewigt, bestätigen sein Urteil nicht. In der vielbewunderten Bronzebüste, die unser größter Meister der Plastik Adolf Hildebrand im Auftrage der Bergmannschen Assistenten zum siebzigsten Geburtstage schuf, kommt namentlich der liebenswürdige Zug, der ihm die Herzen erschloß, zu beredtem Ausdruck. Es ist Bergmann mit seinen Künstlern besser ergangen, als Goethe mit den seinigen.

Für den Präsidialtisch der Medizinischen Gesellschaft schuf ein Verehrer Bergmanns seine in Bronze gebildete rechte Hand.

Unzählig sind die photographischen Bilder aus der Berliner Zeit, in den verschiedensten Gewandungen und Orten aufgenommen: im Hauskleide, im weißen Gartenanzug, im eleganten Gehrock, im ordenbesäten Frack und in der Paradeuniform des Generals mit funkelnden Brillantsternen und dem großen blauen Bande des Kronenordens; Bilder aus der Klinik, dem Hause, von den Ufern der Havel, von der spanischen Reise — mitten unter den Kollegen und Kommilitonen von Valladolid —, im bunten seidnen Talar des Edinburger Ehrendoktors, das kleidsame Barett auf dem Kopf, und vollends ein Reichtum von Photographien aus Konstantinopel in den verschiedensten Situationen: bei einer Operation, an festlicher Tafel, am Bord eines über das Marmarameer hingleitenden Schiffes und am besten, wie wenn er vor uns stünde und zu uns spräche, während eines Vortrags vor einem stattlichen Auditorium türkischer Militärärzte, die Hände auf den Tisch gestützt.

Ein besonders anziehendes Bild für die, die die nahen Beziehungen des Vaters zu seiner ältern Tochter kannten, stammt aus dem letzten Jahre: in Bergmanns Arbeitszimmer am Schreibtisch des Sultans steht seine Tochter Bertha und legt die rechte Hand auf die Schulter des Vaters, der im Lehnstuhl sitzt und im Gespräch zu ihr aufblickt. An der Wand daneben stehen die Büsten Dieffenbachs und Langenbecks, darunter die Photographien der unvergessenen Assistenten Nasse und Schimmelbusch, und aus der Ecke grüßt Pirogows Jugendbildnis herüber.

In den letzten Jahren, namentlich seit der Darmkrankheit von 1905, trat in Gesicht und Gestalt eine sichtbare Veränderung ein: das Haar wurde weiß, an den Schläfen zeigten sich Furchen und auf den Wangen der abdominale Zug; die kühn geschwungene Adlernase, das Erbteil

des Urahns Balthasar, und wohl auch die Asymmetrie des Gesichts, traten immer schärfer hervor, die bis zuletzt aufrechte und imponierende Gestalt wurde wieder schlanker.

Das schönste bei Gelegenheit des siebzigsten Geburtstages aufgenommene Bild ist das im Atelier Viktoria hergestellte Titelbild unsres Buches mit dem tief ergreifenden, in die Ferne gerichteten Blick des hellen Auges. Es wirkt wie ein Abschiedsbild, das zu uns spricht:

Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt? . . .
Die hehre Welt wie schwindet sie den Sinnen!

Denn „tückisch harrt das Lebewohl zuletzt“. Das letzte Bild stellt ihn in der Erhabenheit des Todes dar.

14. Von Freunden und vom Hause.

Über jedem Tagwerk Bergmanns stand ein unsichtbares, aber denen, die ihm in der Arbeit zur Seite schritten, fühlbar werdendes Motto: Ich muß und ich werde. Mit dem Schritt über die Schwelle des Studierzimmers war die Arbeit da und lief ab wie ein Uhrwerk, nur daß der Gang der Räder Herz und Hirn in empfindlicher Weise traf. „Die Kette des Galeerensklaven rasselt, und der Arbeiter bleibt an seinem Ruder sitzen“, schreibt er einmal resigniert seiner Frau, und ein andres Mal: „Mir fallen die Flügel ab wie Ikarus, der zu hoch geflogen; ich wollte, ich säße im Böhmerwalde und baute mit Dir mein Gärtchen, statt so rastlos gehetzt zu werden; kaum ist eine Oase in Aussicht, wird auf sie von andern Anspruch erhoben, und der erschöpfte Wanderer muß wieder in den alten Kampf mit Sturm und Staub.“ Bergmanns Leben war aber doch so sehr auf Tätigkeit gestellt, daß, wenn das Skalpell auch nur kurze Zeit ruhte, er sich unnütz oder entbehrlich vorkam: Kraft, Befriedigung und Genuß fand er nur in dem Kampf und der Ausbeute des Tages. Daher bis ins Alter der Trieb, sich immer wieder in den unruhigen Wirbel neuer weitzielender Pläne und Unternehmungen hineinzuwagen, als gäbe der Tageslauf nicht genug harte Bissen zu kauen. Wie anders und wieviel glücklicher war er darin als sein Kollege Billroth, der schon als angehender Fünfziger klagte: „Meine Arbeitskraft geht zu Ende . . .“ „Ich mag nicht mehr schaffen, ich bin des Kampfes müde, denn Schaffen ist fortdauernder Kampf. Ich fühle mich am Ziel des von mir Erreichbaren. Meine Wissenschaft, mein Beruf sind mir zuwider, weil ich Schüler gezeugt habe, die es mir nicht nur gleich tun, sondern vieles schon besser machen als ich, und weil ich mich auf diesem Gebiet überflüssig fühle.“

Unter der Last der Arbeit, dem Gehetz, das selbst unter dem Weihnachtsbaum nicht aufhörte, den unvermeidlichen Aufregungen büßte die gleichmäßig heitere Stimmung nichts ein. „Mir geht es gut", heißt es in einem Briefe, „ich bin dick, träge, hungrig und durstig: das sind ja alles sichere Zeichen der vortrefflichsten Gesundheit."

„Genießen muß ich das Leben aus vollen Zügen, sonst arbeite ich auch nichts Rechtes", lesen wir in einem Billrothschen Briefe. Auch Bergmann hatte viel von einem Lebenskünstler und genoß „der Erde Glück mit allen seinen Blüten". Freilich war er mit den einfachsten Neigungen geboren, und noch im Alter waren die Gewohnheiten schlicht und anspruchslos. Ein Feinschmecker und ein Weinkenner ist er nie gewesen, und, war das läppische Gerücht auch weit verbreitet, er könne nicht eher operieren, als bis er eine Flasche Champagner getrunken hätte, so ist das ebenso ins Reich der Legenden zu verweisen, wie die schlimmere Verdächtigung, er wäre Morphinist gewesen. Wahr ist, daß er nach stundenlangem Operieren zum Frühstück ein oder zwei Glas Portwein trank. Zu Mittag stand eine Flasche Bier vor ihm, die er auch nicht mal ganz leerte. Verwöhnt war er durch guten Tee, den er aus Rußland bezog. Er aß oft nur einmal am Tage, dann aber stark, und selbst das plumpe Geschäft des Essens besorgte er mit Anmut.

Seine Lebenskraft und Lebenslust zeigten sich, wenn er Gäste an seiner Tafel hatte oder wenn er einen angereisten Freund zu Hiller oder Borchardt brachte: dann ließ er vom Besten auffahren, und so mancher Flasche schäumenden Weins ward der Hals gebrochen. Aber auch die längste Sitzung und der schwerste Wein konnten ihm nichts anhaben. Im Keller seines Hauses am Alexanderufer hatte er sich ein Trinkstübchen eingerichtet, das manch guten Tropfen enthielt, aber wie selten, in Jahren einmal, kam er da hinunter!

In ungebundnern Tagen war er noch zuweilen ins Theater gegangen, und wie dankbar empfänglich war er für jede Aufführung! Das erste ihn mächtig packende Drama, das er als Berliner in Berlin sah, waren Wildenbruchs „Karolinger". Noch nach vielen Jahren gedachte er in einem Briefe an den Dichter der „gewaltigen Worte, an denen man die Schönheit unsrer Sprache sich jedesmal neu erschließen sieht", und der „Fülle der Gedanken, die sich mühelos in diese Worte kleiden". Tief ergriff ihn das Spiel der Meininger. Auch die Kunst Barnays und Marie Seebachs, denen er als Arzt nahestand, stellte er hoch. Aber auch der harmloseste Scherz und der älteste Witz konnten ihn lachen machen, daß ihm die Tränen über die Backen liefen. Eine Herzensfreude war ihm, seine heranreifenden Kinder in Goethes und Schillers Dramen zu führen, um zu beobachten, ob sie auch auf die jüngere Generation noch so stark wirkten, wie auf ihn einst in seinen

jungen Tagen. In den Jahren der Überbürdung kam er fast nur noch an Kaisers Geburtstag ins Theater, doch hatte er von musikalischen Aufführungen, die abseits von Mozart und Weber lagen, nur sehr wenig. Gern aber nahm er an Hoffesten teil: sie zerstreuten ihn angenehm, er traf da gute Bekannte, und in abwechslungsreichen Bildern zogen die Stunden schnell hin. Selbst den Tänzen sah er gern zu, vollends als seine Töchter daran beteiligt waren.

Bis in sein Alter freute er sich der guten Gaben, die ihm die Natur in die Wiege gelegt hatte, vor allem eines widerstandsfähigen und doch durch Leibesübungen niemals gestählten Körpers, der ernste Krankheiten immer noch fast bis auf die letzte Spur überwand, wie die schwere Lungenentzündung im Dezember 1889, die ihn bis an den Rand des Grabes brachte. Wie wohltuend äußerte sich damals die Teilnahme an ihm in der ganzen Stadt und weit darüber hinaus: Gerhardt, der ihn behandelte, mußte täglich dem Minister v. Goßler, und dieser dem Kaiser ausführlich berichten!

Oft zu leiden hatte er unter lästigen Bronchitiden. Weniger bedenklich als unbequem, weil er dadurch längere Zeit an der operativen Tätigkeit behindert wurde, war eine Infektion, die zu einer chronischen Nagelentzündung am Zeigefinger der rechten Hand führte. Schlange befreite ihn schließlich davon durch eine Operation, die er unter Narkose vollzog, und Bergmann vertrug das Chloroform sehr gut.

Bis zuletzt blieben ihm die frische Unmittelbarkeit des Geistes, die Schärfe des Gedächtnisses, das ihn kaum jemals trog, die Gabe, sich jede Episode seines Lebens wie eine bunte Szenerie mit allen, selbst den unbedeutendsten, Vorgängen und Einzelheiten vor das geistige Auge zu zaubern, und es blieb ihm die ihn von Kindheit auf begleitende rege Teilnahme an alter und neuer Dichtung. Aus unzähligen Schubladen einer dichtgefüllten Erinnerungskammer flossen ihm Zitate und halbe Akte Shakespearischer oder Goethischer Dramen zu. Für seine häusliche Umgebung waren es immer glückliche Stunden, wenn er an Sonn- und Feiertagen zu einem Buche griff und daraus vorlas: etwas aus den geliebten „Studien“ Adalbert Stifters oder eine Novelle von Heyse und Wildenbruch oder eine Dichtung Konrad Ferdinand Meyers, den er unter den Poeten der Gegenwart mit am höchsten stellte. Besonders lieb waren ihm „Huttens letzte Tage“, und wie schön und ergreifend las er sie, und wie tief bewegte ihn alles von der Landung und der ersten Nacht Huttens auf der Ufenau bis zum letzten Ausklang:

Leb' wohl! Gib frei! Leb' wohl! Ich spring' ins Boot...
Fährmann, ich grüße Dich! Du bist — der Tod!

Man hat Bergmann hie und da für eine religiöse Natur ausgegeben, aber nur, weil man aus gelegentlichen Äußerungen falsche Schlüsse

zog. Wenn er mitunter in Potsdamer Sommern an Gottesdiensten der Friedenskirche teilnahm, oft wie ein Pastor predigen konnte, und seine Ansprachen die des berufenen Predigers an Wirkung weit hinter sich ließen; wenn er gern sah, daß seine Kinder fromm erzogen wurden, in seinem Hause das Tischgebet nicht vergessen werden durfte, und er in seinem letzten Lebensjahr, sooft das Gespräch auf die parlamentarischen Verhandlungen über das Volksschulunterhaltungsgesetz kam, gegen die Beschränkung des Religionsunterrichts in den Schulen eiferte, da wir das Beste, was wir hätten, der Religion verdankten, die uns in der Jugend geboten worden, so beweist das wohl, daß die im frommen Vaterhause empfangenen Eindrücke bis in sein Alter fortwirkten, aber berechtigt nicht zu der Annahme, daß sein Leben von religiösen Ideen beherrscht worden wäre. Ebenso falsch ist, daß er in seiner Sterbestunde, wie verbreitet worden ist, „sich in Demut betend an seinen Gott gewandt" habe.

Noch weniger haben ihn politische Probleme beschäftigt. Im Kern war er konservativ, war aber auf kein Parteiprogramm eingeschworen, konnte vielmehr recht ketzerische Ansichten entwickeln. Er hat sich politisch auch niemals betätigt, obwohl ihm gegeben war, durch seine Rednergabe, die alle Register virtuos beherrschte, auf die Massen zu wirken; aber an der Wahlurne fehlte er nie und sah auch darauf, daß, was zu seinem Hause gehörte, seiner staatsbürgerlichen Pflicht nachkam.

An deutschnationaler Gesinnung konnte ihn niemand übertreffen. Aus einem Lande kommend, wo man das Deutschtum kaum mehr duldete, pries er sein Geschick, das ihn an den Segnungen des auf die Höhe der Macht und der Bildung emporgebrachten deutschen Vaterlands teilnehmen ließ und ihm die Möglichkeit gab, seine Kräfte voll zu entwickeln und einer der Allgemeinheit dienenden großen Tätigkeit sich bewußt zu werden, denn nur in fortwährender Teilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten, hat ein deutscher Geschichtschreiber gesagt, kann der Mann reifen, der eine Stelle in dem Andenken der Nachwelt verdient.

Bergmann war aber auch gut hohenzollerisch gesinnt, noch lange bevor er dem alten Kaiser Wilhelm in die hellen Augen geblickt und sein Vertrauen gewonnen hatte. Kein nationaler Festtag, an dem er nicht das Glas erhoben und das Wohl seines kaiserlichen Herrn ausgebracht hätte, des Großvaters wie nach ihm des Enkels. Das war ihm Herzenssache, nicht nur ein Werk der Zunge, denn er hatte den Stolz und die Sicherheit des freien Mannes jedermann gegenüber, keinen ausgenommen.

Tief durchdrungen war er von dem Glauben an die Größe, fast könnte man sagen, die unfehlbare Autorität **Bismarcks**: darin ließ er sich nie beirren. Er duldete auch nicht, daß man an ihm mäkelte, ihn

kleinlich herabsetzte, denn er empfand im Grunde seiner Seele so tief dankbar, daß er nicht begriff, wie man auch nur einen Augenblick vergessen konnte, was er für Deutschland getan. Er hatte überhaupt einen aufrichtigen Respekt vor allen großen Menschennaturen in Vergangenheit und Gegenwart, in denen Wille, Kraft, Verstand ungewöhnliche Dimensionen annahmen. Mochte er auch in den Tagen, die dem März 1890 folgten, in ihm nahestehenden Kreisen hie und da mit seinem feinen Gehör ein mitunter nur halb ausgesprochenes Wort auffangen, das wie ein Aufatmen klang, als wenn Deutschland die drückendste Last genommen wäre, in einem Hause hörte er so was nie: in der russischen Botschaft beim Grafen Paul Schuwalow. Dieser russische Staatsmann konnte in aufgeschlossenen Stunden bei schäumenden Pokalen seinem Freunde Bergmann derart für den deutschen Kanzler vorschwärmen, als wenn der große Märker ein russischer Volksheros wäre. Bergmann und er hatten einander im Russisch-Türkischen Feldzuge kennen gelernt. Als Schuwalow 1885 Botschafter in Berlin wurde, gewann er in Bergmann nicht nur den ärztlichen Ratgeber, der ihm, seiner jungen, schönen Frau und seinen Kindern treu beistand, sondern einen aufrichtig ergebenen Freund. Zwischen ihnen war ein lebhafter und zwangloser Verkehr, Bergmann im Botschaftspalais Unter den Linden ein stets herzlich willkommner Gast. Aber wer in Kraft und Gesundheit alt geworden ist, trägt schwer an einer traurigen Wendung: Schuwalow wurde als Generalgouverneur von Polen vom Schlage gerührt und war seitdem ein leidender und verdrossener Mann. Oft ist Bergmann an sein Krankenlager geeilt, als er einen Sommer in der Villa Ingenheim in Potsdam verlebte, fast täglich, denn er dachte hoch vom diesem wahrhaft vornehmen und gescheiten Manne und Deutschenfreunde.

Wie gern hob Bergmann hervor, daß niemand ihm so sehr erleichtert hat, sich in den neuen Berliner Pflichtenkreis und das ungewohnte Leben der Großstadt hineinzufinden, wie der Kultusminister v. Goßler. In Bergmanns Berliner Anfängen stand er mitten in der schwierigen Aufgabe, die Härten der Kulturkampfgesetzgebung zu beseitigen. Bismarck zog die große Linie, bis zu der die Zugeständnisse der katholischen Kirche gegenüber gehen durften, Goßler aber hatte bei seinem Werk die staatliche Hoheit und die staatlichen Rechte zu wahren. Daß man in diesen kirchenpolitischen Verhandlungen noch zu einem für beide Teile erträglichen Ende kam, ist sein Verdienst, ist seiner Geschicklichkeit, Besonnenheit und Würde zu danken. Er war niemals anders als sachlich, klar, seine Phantasie machte keine kühnen Sprünge; äußerlich schien er immer so kaltblütig, daß ihn nicht einmal die herausfordernden Angriffe seines unversöhnlichsten Gegners Windthorst und die Brandreden polnischer Agitatoren

zu ungerechten Worten und Handlungen hinreißen oder verbittern konnten.

Aus den Unerquicklichkeiten der kirchenpolitischen Aufgaben seiner ministeriellen Tätigkeit flüchtete er gern in eine Welt, die über Haß und Liebe erhaben ist: in diesem Manne, der jedem nüchtern und unbeseelt von idealem Schwunge wie das Urbild des altpreußischen Beamten erschien, loderte ein Feuer der Begeisterung für Wissenschaft und Kunst, wie wir es nur noch an einem seiner Vorgänger im Amt kennen, an Wilhelm v. Humboldt. Daher auch das Große und Gute, das Universitäten, Kunstsammlungen und Bibliotheken unter seiner Verwaltung erfahren haben.

Vertraut mit den Methoden und Ergebnissen vieler Wissenschaften, hatte er das unablässige Bedürfnis nach einem steten geistigen Austausch mit ihren Vertretern, um für die ihm unterstellten Hochschulen zu vorteilen. Dieser Aufgabe trug er die volle Hingabe seiner edlen und lautern Persönlichkeit entgegen. Von den deutschen Professoren hat ihm keiner so nahe gestanden wie Bergmann. So verschieden sie auch in Temperament und Naturanlage waren: sie haben sich immer gut verstanden. Manche Anregung, die Bergmann gab, fiel auf fruchtbaren Boden; mancher gute Rat wurde befolgt; bei Besetzung medizinischer Lehrstühle gab sein Urteil mitunter den Ausschlag, doch darf man nicht behaupten, daß Goßler die an ihn herantretenden Gedanken und Ideen aufgenommen hätte, ohne sie kritisch zu durchdringen: er hat immer nur mit seinen eignen Augen gesehen. Sein Interesse für die Chirurgie kam nicht nur der Berliner Klinik zugute.

Wie die Männer so wurden die Frauen und die Kinder miteinander befreundet, und der Verkehr von Haus zu Haus ließ sich herzlicher kaum denken. Goßlers Rücktritt vom Ministeramt (1891) bedeutete für Bergmann eine Einbuße an Einfluß an der für ihn und seine Lehrtätigkeit wichtigsten Stelle. Aber die Beziehungen zu dem nach kurzer Ruhepause als Oberpräsident nach Danzig berufenen Freunde bestanden fort. Als Bergmann 1899 die dritte, neu bearbeitete Auflage seiner „Chirurgischen Behandlung von Hirnkrankheiten“ erscheinen ließ, widmete er sie ihm „zur Erinnerung an eine gesegnete Wirksamkeit in ernster Zeit und in nie endender Dankbarkeit“ und erfreute ihn dadurch. „Die wenigen Zeilen der Widmung“, antwortete ihm Goßler, „sagen viel mehr, als die Menschen, deren Blicke auf sie fallen, ahnen. Was uns als Männer und Freunde zusammengeführt, umschließt das schwere Jahr vom Mai 1887 bis zum Juni 1888, und wenn ich Ihre Worte lese, so höre ich das Rauschen des Mittelländischen Meers. Wollen Sie unserm Freundschaftsbunde diese Widmung weihen, so werde ich es Ihnen danken und es als eine Ehre achten, daß bei Ihrem größten Werke Ihrem Namen der meinige sich anschließt.“

Goßler machte Bergmann schon in dessen ersten Berliner Tagen mit dem Staatssekretär des Reichsamts des Innern Heinrich v. Boetticher und dessen nächstem Mitarbeiter und Universitätsfreunde Robert Bosse bekannt. Boetticher, damals und noch manches Jahr später der Bismarck unentbehrlichste Mitarbeiter in der innern Politik und gerade in Bergmanns Berliner Anfängen mit der parlamentarischen Vertretung der ersten großen sozialpolitischen Gesetzentwürfe betraut, wurde von Bergmann durch einen schnellen operativen Eingriff aus drohender Gefahr befreit: er blieb allzeit einer der dankbarsten Patienten seines Arztes. Keine Familienfeier im Bergmannschen Hause fand statt, an der nicht er und seine schöne, elegante und liebenswürdige Gemahlin teilnahmen: der vielbeschäftigte Mann immer der fröhlichste von allen, zu Witzen und Scherzen aufgelegt, ein Tischredner, dessen harmlos ausgelassene Laune die Teilnehmer ansteckte. Auch noch zu Bergmanns siebzigstem Geburtstage erschien er, um ihm einen frischen Kranz dankbarer Gesinnung zu flechten. Als er im März 1907 in seiner Naumburger Zufluchtstätte auf seinem letzten Krankenbette lag, wünschte er sich sehnlich Bergmann herbei: „Wenn er doch hier wäre, er würde mir helfen!“ Wie gern hätte er geholfen, wenn sein eigner Zustand nicht schon damals bedrohlich gewesen wäre.

Die Beziehungen zu Bosse waren, solange er im Nebenamt Verwaltungsdirektor der Universitätsklinik war, sehr lebhaft: Bergmann schätzte die Arbeitskraft, die Geschäftstüchtigkeit des Mannes. Seine Ernennung zum Kultusminister nahm er mit vielen Erwartungen auf, aber, verwöhnt durch das Goßlersche Maß, den weiten Blick, die umfassende Bildung, den auf hohe Ziele hinarbeitenden Geist seines Gönners und Freundes, erlebte er an dem neuen Herrn des Kultusministeriums Enttäuschungen, die ihn oft tief verstimmten. Zwischen Bosses Nachfolger Konrad v. Studt und Bergmann bestand ein Verhältnis ungetrübten gegenseitigen Vertrauens: Bergmann waren die vornehme Gesinnung, die Ruhe und Sachlichkeit, mit der er an jede Aufgabe herantrat, besonders sympathisch, und Studt legte auf die Unterhaltung persönlicher, über die amtlichen hinausgehender Beziehungen Gewicht.

Bis zuletzt schlug sein warmes Herz für seine livländische Heimat. Wer von daher kam, Verwandte, alte Freunde und deren Söhne und Töchter: alle fanden sie in seinem Hause grenzenlose, beglückende Gastfreundschaft. Eines jeden nahm er sich an, für jeden war er bereit Gänge zu machen, Empfehlungen anzubringen und manches weit größere Opfer auf sich zu nehmen. Immer strahlte eine wohltuende fühlbare Wärme von ihm aus, wenn er dem Ankömmling mit schneller Bewegung beide Hände entgegenstreckte und zu Herzen

gehende Worte fand. In solchen Augenblicken erschien er denen, die eine Erinnerung an das alte Rujensche Pastorat bewahrten, ganz als der Sohn seiner Mutter, deren Liebe und Güte immer voll Leben war. „Kennst Du die Stelle aus Schopenhauer", schrieb ihm sein alter Freund Julius Eckardt zum Geburtstage 1903, „in der er sagt, zur wahren Güte des Herzens verhielten sich Reichtum an Geist und Talent doch nur wie Fackelschein zum Sonnenlicht? Deine hervorragenden Eigenschaften hatte ich bereits zu einer Zeit erkannt, zu der andre sie falsch abschätzten; hinter den guten, vollen und echten Menschen in Dir bin ich aber erst in spätern Jahren gelangt. Das wollte ich Dir aus vollem Herzen sagen und hinzufügen, daß Du mir nie teurer gewesen bist, als jetzt in unsern alten Tagen, wo Du immer neuen Anspruch auf meine Dankbarkeit gewinnst, und wo ich erfahren habe, daß bei Dir ‚der Mensch höher steht, als die Summe aller seiner Leistungen'. Für einen Livländer alten Schlages ist die Treue doch die schönste aller menschlichen Eigenschaften, und diese hast Du Deinen alten Freunden in wahrhaft unvergleichlicher Weise bewiesen."

Seine Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden erklärt denn auch, daß er schwer litt, als die barbarischen Horden lettischer und estnischer Revolutionäre die alte deutsche Kultur und ehrwürdigen deutschen Besitz zerstampften. Die schmerzlichen Bilder aus Livland beherrschten alle seine Gedanken. Wachend und träumend sah er die brennenden, in Trümmer sinkenden Schlösser, an denen eigne und seiner Väter Erinnerungen hafteten. Als sich in Deutschland viele Hände regten, den bedrängten, um Hab und Gut gebrachten Deutschen in den Ostseeprovinzen und im weiten Russischen Reich zu helfen, wollte man ihn an die Spitze der in Berlin tagenden großen Agitationsversammlung stellen, und sein Wort hätte wie immer gezündet und die Herzen fortgerissen, aber er lag schwerkrank danieder, und andre traten für ihn ein. „Weißt Du, wo Deine Heimat ist?" Diese Goethische Frage ist ihm damals oft durch den Kopf geschossen, und, kaum genesen, war er unermüdlich tätig, den aus der alten Heimat kommenden Flüchtlingen die helfende Hand zu bieten.

Auf livländische Gewohnheit und Sitte geht wohl auch der Sinn für Feierlichkeit zurück. Alle Familienfeste und besonders die Geburtstage der Eltern, der Großmutter und der Kinder wurden im Hause mit besonderm Glanze gefeiert, und Bergmann ließ keine Gelegenheit vorüber, die Festesfreude durch eine beziehungsreiche Ansprache zu erhöhen. Noch manchem wird die Taufe eines seiner Enkel, des jüngern Sohnes seiner Tochter Alice, in Erinnerung sein. Sie fand in der Potsdamer Villa statt. An reichbesetzter Tafel, die einen großen Kreis von Verwandten und

Freunden vereinigte, brachte er einen Trinkspruch aus, ließ sich dann den Täufling in den Arm legen und träufelte ihm einen Teelöffel Champagner auf die Zunge, die gierig den schönen, ungewohnten Trank sog. Den darob entsetzten Müttern rief er beruhigend zu: „Das hab' ich bei jedem meiner Kinder getan, und es hat keinem was geschadet."

„Kein bloßer Stubengelehrter, hast Du viel mit offenem Sinn und offenem Herzen erlebt; nichts Menschliches blieb Dir fremd", rief ihm Kraus am Sarge nach. Seiner Schlacken war sich Bergmann wohlbewußt, machte auch kein Hehl aus ihnen und suchte sie nicht zu beschönigen, aber ein Biograph hat nicht nötig, in alle Winkel und Fältchen des Charakters, die für die Lebensbedeutung seines Objekts ohne Belang sind, hineinzuleuchten, ist uns doch auch gleichgültig, wer sein Schuster und Schneider gewesen. Eins aber sei hervorgehoben: Verurteilungen menschlicher Schwächen an andern lagen ihm ganz fern, er konnte sogar sehr nachsichtig darin sein, nicht erst in den Tagen des Alters, da man vom Leben leichter lernt als in der Jugend, sondern schon in seiner Frühzeit, und er hatte die Lessingsche Gabe, auch an etwas Schlechtem etwas Gutes zu entdecken.

Als Bergmann nach Berlin kam, brachte er nur geringe Ersparnisse mit, die die neue Einrichtung schnell verschlang. „Was hilft es, wenn die Praxis hier das Vierfache der Würzburger abwirft", schreibt er Angerer im Dezember 1882, „wenn die Ausgaben um das Sechsfache größer sind?" In Berlin aber kam er bald zu Wohlstand, obwohl ihm der rechte Erwerbssinn fehlte: Liquidationen für seine ärztliche Tätigkeit hat er grundsätzlich nicht ausstellen wollen, vielmehr dem einzelnen überlassen, die Höhe des Honorars festzusetzen, „und diese Methode führt nicht zu den hohen finanziellen Ergebnissen, deren sich so manche ärztliche Industrieritter in den Jahren ihrer Kurshöhe rühmen dürfen." Auch flog ihm das Geld immer leicht aus dem Beutel. „Mein Geld ist in die Winde gegangen nach allen Richtungen", heißt es in einem seiner Briefe, und ein andres Mal: „Wenn es mir zufließt, können ja die Wasserfälle hinausstürzen." Er gab, was Verwandtschaft und Freunde oft erfahren haben, mit vollen Händen fort, und der große Hausstand, Wagen und Pferde, die er sich viele Jahre hielt, der Erwerb des Potsdamer Grundstücks, der Bau und die Einrichtung der Villa, zu der im Juli 1890 der Grundstein gelegt wurde, und die Anlage und Unterhaltung des Gartens, der Haushalt seiner verheirateten Kinder: das alles erforderte enormen Aufwand, und doch hatte er die Genugtuung, daß er dank der heißen Arbeit eines langen Lebens auch über den Tod hinaus für die Seinen gut gesorgt

hatte, denn in seinem Alter hatte er für sich keine Zukunftsgedanken, sie galten vielmehr alle seinen Kindern und Enkeln.

In seinem Vaterhause hatte Bergmann das Vorbild eines glücklichen Familienlebens vor Augen gehabt, und die Geschichte seiner Vorfahren kannte nur Eheglück und Elternfreude. Ihm aber war der erste Bund mit der Jugendgeliebten jäh zerstört worden, und doch bedurfte gerade er einer Frau, die mit ihm fühlte und ihn würdigte, seine wissenschaftlichen Sorgen und Freuden nachzuempfinden verstand. Und er fand sie. Es würde Frau v. Bergmanns Sinn wenig entsprechen, wollten wir sie hier rühmen und lang und breit von den vielerlei Wechselbeziehungen zwischen Mann und Frau reden. Als aufopfernde, ihrer selbst nicht schonende Gattin, die ihrem Manne das Leben gerettet hatte, kennt sie der Leser schon, und wieviel hingebende Liebe und Sorgfalt sie aus dem Reichtum eines guten Herzens ihren Kindern geschenkt hat und noch immer über sie und deren Kinder ausschüttet: braucht das noch erwähnt zu werden?

Alle ihre Gaben kamen erst auf dem glatten und glänzenden Parkett des Berliner Lebens zu voller Entfaltung. Die immer größeres Ansehen gewinnende Stellung ihres Mannes erforderte, daß sie auch in seinem Hause hervortrete, und mit dem angeborenen Talent würdiger Repräsentation, das in keiner, auch nicht der schwierigsten, Lage versagte, mit Verstand und Weltklugheit, mit der Freude an Schönheit und Behaglichkeit hat Frau v. Bergmann ihrem Manne ein Haus geschaffen gerade so, wie er es sich wünschte, und wie es in der dankbaren Erinnerung der Unzähligen fortlebt, die in ihm beglückende Aufnahme gefunden haben.

Mit seiner Frau teilte Bergmann alle seine chirurgischen Sorgen, und, war sie fern von ihm, er oder sie auf Reisen, so fiel ihm schwer, bei seinen Operationen ihre teilnehmenden Fragen zu missen. Niemand hat tiefere Blicke in seinen Charakter und seine Gedanken getan als seine Frau, und niemand wußte auch besser als sie, wie wenig groß er von sich dachte, wie bescheiden er eigentlich im Innersten war, wie gern er für das, was er war und leistete, andern Dank wußte. „Wir werden geführt", schrieb er ihr einmal, „und wir selbst irren, könnte ich von mir sagen. Als ich mit Dir zum Altar ging, hätte ich jeden für wahnsinnig erklärt, der mir gesagt, ich würde einst nach Berlin kommen; ich glaubte ein sehr kleiner Chirurg zu sein, und Gott hat mir dann Aufgaben gestellt, in die ich mich mühsam, mit vielen Fehlern, langsam hineinarbeiten mußte. Du hast mich stets aufgerichtet, wenn ich verzagte, und getrieben, wenn ich stranden wollte, wieder mein Schiff weiter segeln zu lassen. So ist es gekommen, daß ich jetzt glaube, zwar auch nichts Großes zu sein, aber, wie einmal die deutschen Chirurgen der Gegenwart sind, doch zu meinem Platze eine Berechtigung zu haben."

Welch ein guter Vater Bergmann war, wissen wir aus der leidensvollen Lebensgeschichte seiner kleinen Edith. Wie glücklich aber war er über die an Körper, Geist und Seele gesunden und fröhlichen Kinder, die ihm seine zweite Frau schenkte! Wie stolz machte ihn auch, seine beiden Töchter noch seinen Eltern bringen und sich ihrer Teilnahme freuen zu können! Die Erziehung und der erste Unterricht der Kinder lagen in den Händen seiner Frau und der wenige Monate nach des Sohnes Geburt in das Haus getretenen französischen Schweizerin Fräulein Molles. Sie wurde ihre Lehrerin, Führerin und beste Freundin, leitete ihre häuslichen Arbeiten und ihre Spiele, war ausgelassen fröhlich mit ihnen, lenkte aber auch ihren Sinn auf ernste Ziele und gewann auf ihre geistige und vollends ihre religiöse Entwicklung einen maßgebenden Einfluß. Mit der Überzeugungskraft einer strenggläubigen Kalvinistin impfte sie ihnen einen frommen und kirchlichen Sinn ein, ging mit ihnen in die Gottesdienste und las ihnen aus andächtigen Büchern vor. Wehe dem Mitschüler des kleinen Gusti, der darüber gespöttelt hätte: er wäre ihm unfehlbar an die Gurgel gesprungen!

Als sein Sohn ins Gymnasium trat, setzte sich der Vater mitunter an seinen Schreibtisch, um seinen Arbeiten zu folgen, und als Gustav soweit war, den Kampf mit den griechischen unregelmäßigen Verben aufnehmen zu müssen, hat er ihm darin tapfer zur Seite gestanden, und immer gern hat er mit ihm die Dispositionen der deutschen Aufsätze durchgenommen,

Von früh bis spät beschäftigt, sah er seine Kinder meist nur um die Essensstunden und in den knappen Ruhezeiten der Sonn- und Feiertage. Dann aber nahm er sich gern ihrer an: an Sommersonntagen wurde stets schon frühmorgens ein Ausflug in die Umgebung Berlins mit den Kindern unternommen, und ein Teil der Wintersonntage war regelmäßig der gemeinsamen Lektüre gewidmet; auch dabei suchte er durch klare und anschauliche Belehrung erzieherisch auf sie zu wirken. Hatte er aber zu mahnen und zurechtzuweisen, so geschah es nie anders, als in liebevoller, gütiger, wahrhaft väterlicher Weise. Nie, daß ein Stachel in der aufgerissenen Wunde zurückblieb.

Wenn die Kinder auf Reisen waren, konnte sie nichts so sehr beglücken, wie ein Brief des Vaters. Selbst in den sorgenvollen Tagen von San Remo fand er die Zeit, ihnen zu schreiben, und wie hübsch verstand er, den rechten, dem Kindesalter angepaßten Ton zu finden. Kein Brief auch, der nicht gute Lehren für sie enthielt. Wie er dankbar gegen jeden war, der sich seiner Kinder annahm, so prägte er auch ihnen ein: „Vergeßt nicht, Euch dankbar für das Gute und Schöne zu zeigen, das man Euch bereitet." „Besonders Du als Älteste", schreibt er seiner Bertha, „zeige Dich als Vorbild Deinen Geschwistern,

so daß man die Freude, die Dein Herz fühlt, auch Dir ansieht, und keine schlechte Laune zum Ausbruch und Ausdruck kommt."

Des Vaters schönste Freude war, daß sein Sohn Mediziner wurde, und daß er ihn ruhig und sicher seine Bahn gehen sah. „Auf seinen Eifer kann ich mich verlassen", heißt es in einem Briefe, „er hängt mit Liebe am erwählten Studium, wie ich selbst in meiner Klinik gesehen habe." Was in seiner Kraft stand, tat er, die Neigung seines Sohnes zur selbsterwählten Wissenschaft zu fördern. So hielt er nur mit ihm und ein paar Freunden einen Operationskursus an der Leiche ab, der so voller Anregungen war, daß er zu den schönsten Erinnerungen der Teilnehmer gehört. Glücklich machte den Vater auch, daß sein Sohn die Sorgen um das tägliche Brot nicht kennen lernte, die er einst hatte durchkämpfen müssen; er witzelte aber über die Solidität seines Gustav in den ersten Semestern, berichtete doch sein Tutor Angerer: er hebe ja vom Semestergeld gar nicht ab, was ihm zukomme. Freudig bewegte ihn alles, was der Sohn ihm über seine Studien schrieb. Als er einst eine Reise nach Berlin aufgab, um eine begonnene experimentelle Arbeit zu Ende zu führen, schrieb ihm der Vater: „Also ein Fund steht in Aussicht? Da mußt Du es machen, wie einst der große Physiologe Ludwig meinem Freunde Alexander Schmidt riet, als dieser durch Trennung der roten und weißen Blutkörperchen dem Problem der Gerinnung nahe gekommen war: ‚Lassen Sie alles, alles stehen und bleiben Sie nur hierbei'! Von ganzem Herzen können da ebenso Deine Eltern zurufen: ‚Gib die Reise hierher auf, auch wenn Du sie machen könntest und bleibe bei der Entwicklungsgeschichte des acidum uricum sitzen". Als er über einer andern Arbeit saß, suchte er ihn über Einwände und Angriffe hinwegzuheben: „Auf einen Sprung dringt man in keine Festung, aber unentwegt weiter seine Laufgräben ziehen führt zuletzt zum Ziele. Diesem bleibe treu! Das Glück im Winkel ist gewiß ein Glück, aber seinem Leben in einer Arbeit auf des Lebens Höhen den Wert und Inhalt zu verschaffen, gehört zu einem reinen Glück auch am häuslichen Herde. Du bist jetzt noch in der Periode des Lernens, und da ist die wenn auch im Augenblick kränkende Erfahrung, die Du gemacht hast, nur von Nutzen. Nach dem Lernen fängt das Ringen an: das darf keinen mutlosen Mann treffen. Kopf hoch, Augen klar, Hände ruhig und Gedanken sammeln, wie die Biene den Honig, selbst unter einem verwundenden Stachel." Wenn er an die Zukunft seines Sohnes dachte, äußerte er wohl, am liebsten wäre ihm, es ginge ihm wie einem seiner Vorgänger auf dem Katheder, dem alten Chirurgen Graefe, dessen Sohn den Vater weit überflügelte, indem er die moderne Augenheilkunde schuf.

Bergmann hat alle seine Kinder noch ihren Herd bauen und Enkel lebensfroh um sich aufwachsen und gedeihen sehen. Bertha heiratete

1892 den Hauptmann im Franz-Regiment, spätern Major Axel Freiherrn von Barnekow, Alice 1896 den Hauptmann, jetzigen Generalmajor z. D. Wilhelm Freiherrn von Brand, Gustav 1904 Fräulein Auguste Berver. Schwer lastete über dem Glücke seiner ältesten Tochter die hoffnungslose Krankheit ihres Mannes, aber Bergmann suchte ihr darüber hinwegzuhelfen, indem er ihr an der Universitäts- und an seiner Privatklinik eine Tätigkeit eröffnete: ihm war eine Freude, sich von ihr helfen zu lassen, und sie selbst fand Befriedigung in diesem selbstlosen Dienste. Bergmann hat leider nicht mehr erlebt, daß ihr in ihrer zweiten Ehe mit einem Sohne seines Freundes Alexander Schmidt, dem Professor der Mathematik in Zürich, dann in Erlangen, jetzt in Breslau Dr. Erhard Schmidt, junges Glück und Mutterpflichten erblühten.

Im Mai 1897 wurde Bergmann das erste Enkelkind geboren: seine Tochter Alice v. Brand hatte einen kräftigen Jungen zur Welt gebracht. „Wie schnell ist die Zeit vergangen", schrieb nach der Geburt des Enkels der Großvater seiner Frau, „da unsre Alice die Rolle ihres jetzigen Söhnchens bei uns spielte! Ich sehe Dich am Bette sitzen und nach dem Atem der Kleinen horchen; ich sehe die Alice in der Wiege und auf meiner entblößten Schulter mit ihrem bösen Bronchialkatarrh. Wie kurz erscheint die Zeit, in der ich Dich einmal neckte, als Du das Berthelchen auf dem Schoße hattest, und ich von ihrer Zukunft und ihren Kindern sprach. Du hattest damals Tränen in den Augen bei dem Gedanken, das kleine Wesen könnte all das Schwere durchmachen, was soeben erst hinter Dir lag! Und nun: die andre Tochter hat es hinter sich! Denkst Du daran, wie ich Berthelchen in Rujen wog, mit einem Besmer (einer Art Wage, wie sie in Livland in Gebrauch ist), wie ich sie in ein Tuch einschlug, die Zipfel knüpfte und diese dann an den Haken des Wiegeapparats steckte? Meine Mutter und Du, Ihr wart recht ungehalten darüber. Jetzt bist Du an meiner Mutter Stelle — könnte ich Dir doch heute die Hand dafür küssen!"

Vierzehn Tage später war er in Straßburg, um Tochter und Enkel zu begrüßen. „Was gibt es Köstlicheres für die Jahre des Alters", schrieb er seiner Frau nach der Rückkehr, „als wenn ein Kind uns bekennt: ‚Ich bin namenlos glücklich. Der Mann und das Kind machen mich so glücklich?'"

Als seinem Sohne im April 1905 das erste Kind, ein Knabe, geboren wurde, meldete er es beglückt seiner alten Schwester: „Unser Herz war voll Dank und Jubel. Wenn ich diesen meinen Enkel auf den Arm nehme, sehe ich der fünften Generation von Bergmanns ins Auge. Mehr kann man eigentlich nicht vom Leben verlangen. Obgleich ich immer behauptet hatte, daß ein Mädelchen mir ebenso lieb

wäre, kann ich doch nicht leugnen, daß auch in mir etwas von dem alten Abraham steckt, der um die Ausbreitung seiner Nachkommenschaft so besorgt war. Wozu schreibt man auch eine Familienchronik, wenn man nicht auf die Fortsetzung in direkter Linie hofft? Wie unser Großvater und Vater älteste Söhne waren, so auch ich. Gustav wich etwas ab, indem er sich hinter seine Schwestern stellte; nun hat er es wieder gut gemacht."

Ein Menschenalter lang hat dem Hausstande Bergmanns Schwiegermutter Frau Luise v. Porbeck angehört. Sie war ihrer Tochter auf allen ihren Lebensstationen gefolgt. In Berlin erlag sie im Januar 1901 kurzer Krankheit, bis zuletzt im Besitze ihres starken, gesunden Geistes und eines untrüglichen Gedächtnisses. Wie blitzten ihre Augen voll Spottlust, wenn sie, skurriler Begebnisse der Badischen Revolution, die im übrigen ihr treues Patriotenherz hart traf, gedenkend, alle Strophen des Hecker-Liedes, ohne auch nur anzustoßen, rezitierte:

Seht, da steht der große Hecker,
Eine Feder auf dem Hut,
Seht, da steht der Volkserwecker,
Lechzend nach Tyrannenblut . . .

In der Liebe zu ihrem Schwiegersohn hat sie niemand übertroffen. Wenn sie im Sommer in Potsdam hauste, und ihr zeitweilig das Regiment im Hause übertragen war, konnte sie in ihren Bemühungen, den Gemüsegarten zu einer Musteranlage zu erheben, für die glücklichste in der Familie gelten.

Von erwärmender Herzlichkeit waren die Beziehungen Bergmanns zu seinen Geschwistern. Das letzte Mal, daß sie alle und mit ihnen die jüngste Generation vollzählig beisammen waren, war im Sommer 1885 auf der alten Heimatscholle, in Rujen, wo sie und das ganze Kirchspiel das Säkularfest der Familie begingen: es waren hundert Jahre geworden, daß der Urgroßvater Gustav dahin als Prediger berufen worden war, und seine Nachkommen in gerader Linie derselben Gemeinde als Pastoren dienten. Wenige Jahre später mußte Ernst v. Bergmanns jüngster Bruder Eduard, der seinem Vater auf der Kanzel gefolgt war, nicht ohne eigne Schuld das Amt aufgeben und die Heimat verlassen. Er war ein begabter Mensch mit vielen geistigen Interessen, neigte aber seinen Anlagen nach weit weniger zum Predigt- als zum Lehramt, und für die Erziehung der Bauernjugend und die Hebung der Volksschule in Rujen hat er viel getan, was ihm die Sympathien seiner Gemeinde erwarb. Was ihm fehlte, war die Kraft, sich und sein aufwallendes Temperament in Zucht zu halten. Darum war das letzte Jahrzehnt seines Lebens eine schwere Schule für ihn. Er zog in den Kaukasus, wurde Kaufmann, dann Lehrer und Erzieher

in Baku, wo man ihn wegen seiner Selbstlosigkeit, seiner ritterlichen Art, seiner Hingebung an die Schule hochschätzte und liebgewann. Als Vertreter des Deutschen Hilfsbundes für Armenien lebte er zwei Jahre in Persien und predigte und lehrte unter den aus der Türkei geflohenen armen, hilflosen Armeniern und Syrern, entbehrend und darbend, im Kampfe mit einem unwirtlichen Klima. Es war ein wahres Martyrium, das er ausstand, und dennoch hatte er den Mut, sich noch größere Aufgaben aufzubürden. Zu Anfang des Jahres 1900 begab er sich über Berlin nach Kleinasien, um dort als Beauftragter des Berliner Komitees sein barmherziges Werk unter den Armeniern fortzusetzen. Keine Warnung war imstande, ihn von seinen Plänen abzubringen. Mutig hat er auf seinem schweren Posten ausgeharrt, bis er im September 1900 in Diarbekir dem Typhus erlag, ein zu Tode getroffener müder Fechter.

Wie nahe sein Hingang seinem ältesten Bruder ging, beweist folgender Brief von ihm, den er seiner Schwester schrieb: „Schwer haben die letzten Tage uns alle heimgesucht! Der Tod hat angefangen unter den Kindern des Rujenschen Pfarrhauses seine Opfer zu fordern, und der Jüngste mußte der erste in der Totenreihe sein. Der Tod ruft eine Menge von Erinnerungen wach, von der ersten Kindheit an, wie ich zu Ostern 1853 von Birkenruh nach Hause kam, und unsre Mutter mir strahlend ihr Jüngstes wies, bis zu dem Augenblick, wo Eduard im Januar dieses Jahres in mein Haus trat, und wir unter Tränen uns umarmten! Fern von jeder Mutterpflege, einsam auf schlechtem Lager hat er seine Seele aushauchen müssen. Eduard hat Gustav in Kiew gesagt, er freue sich, den Winter unter den Palmen am Tigris zubringen zu können; jetzt können sie nur über seinem Grabe noch rauschen."

Die Ehren des Alters häuften sich auf Bergmanns Scheitel. Für äußere Zeichen der Anerkennung, mit denen ihn sein Landesherr und andre Staatshäupter, gelehrte Körperschaften und Vereine überschütteten, war er nicht unempfänglich: sie waren durch ein der ganzen Menschheit dienendes Leben erarbeitet, und wenn er sich gern mit ihnen schmückte, zu festlichen Gelegenheiten sich in Generalsuniform kleidete, Sterne und Großkordon trug, — und wie schön stand ihm das! — sich noch dazu Wirklichen Geheimen Rat und Exzellenz nennen durfte, so zeigte sich darin nicht nur Wohlgefallen an den seiner Person zuteil werdenden Huldigungen: er freute sich, weil dadurch der ganze ärztliche Stand gehoben wurde. Am meisten erwünscht kam ihm die Ernennung zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses, die der Kaiser an seinem Geburtstage 1906 vollzog. Da wollte er zuallererst „Verschworene" werben und mit deren Hilfe ein Gesetz über die

Rettungsgesellschaften durchbringen. Aber auch noch andre Pläne hatte er, die der Tod nicht reifen ließ. Das Wort genommen hat er im Herrenhause nur einmal, am 27. März 1906, als Petitionen gegen die Vivisektion und für deren Einschränkung eingegangen waren. Er betonte die Notwendigkeit der Tierexperimente für die Erforschung der Wirkung von Krankheitsursachen und wies nach, was alles der Staat und die Menschheit der Vivisektion verdankten. Unter anderm hätte die medizinisch-naturwissenschaftliche Forschung den Kampf gegen die drei furchtbarsten Geißeln der Menschheit, die Tuberkulose, die Syphilis, den Krebs, nicht mit Erfolg ohne Tierexperimente aufnehmen können. Daher deren Unentbehrlichkeit, und auch nicht an Einschränkung dürfe man denken: „ja nicht einschränken!" Seinen Ausführungen folgte wiederholtes lebhaftes Bravo.

Zu den höchsten einem Gelehrten erreichbaren wissenschaftlichen Ehren zählt die Ernennung zum Ehrendoktor einer der alten englischen oder schottischen Universitäten. Zu Anfang 1906 wurde Bergmann eröffnet, daß die Universität Edinburg ihm den Grad eines Doctor of civil law honoris causa verleihen wolle. Wem dieses Glück blüht, der muß selbst an die Stätte der Ehren, um in der Aula feierlichst promoviert zu werden. Am 8. April setzte sich Bergmann mit seiner Frau und seiner ältern Tochter auf die Bahn und fuhr nach Vlissingen an das Meer. Die sechsstündige Überfahrt war recht bewegt. In London hielten sie sich nicht auf, sondern fuhren sogleich weiter nach Edinburg.

Am 12. April fand in der Macewen Hall, einem für Universitätsfestlichkeiten bestimmten Saalbau, der Festakt statt, zu dem die Promovenden in der alten historischen Tracht, der scharlachroten Robe mit blauseidner Einfassung, zu erscheinen hatten. „Die Universität verleiht nur zwei Doktoren", schrieb Bergmann seiner Schwester, „den der Theologie und den der Jurisprudenz. Sechs angesehene Theologen, unter ihnen zwei der freien presbyterianischen Kirche angehörende, und eine Anzahl andrer Gelehrten wurden, die ersten zu Doktoren der Theologie, die letzten zu Doktoren der Rechte ernannt. In der Aula leitete ein wunderbares Orgelkonzert die Feier ein, es folgten Gesang und wieder Orgelspiel, und dann öffneten sich die Mitteltüren: voran Zepter tragende Pedelle, dann der Vizekanzler (Rektor) Sir William Turner, zu seinen Seiten der Senior der Professoren, der vierundachtzigjährige Emeritus Fraser und der Dekan der theologischen Fakultät, und paarweise die Ehrenpromovenden, die Professoren, Dozenten usw. Die Professoren nahmen auf einer Tribüne, zu der zehn Stufen hinaufführten, Platz, dann eröffnete ein Gebet des theologischen Dekans die Promotionshandlung. Der Rektor sprach, und nun rief der betreffende Dekan die Promovenden auf, zuerst die Theologen und dann uns Juristen. Den Anfang machte

der Herzog von Bedford, der nicht bloß wegen seines kriegerischen in Afrika erworbenen Ruhmes gefeiert wurde, sondern wegen Gründung und Unterhaltung eines zoologischen Gartens und wegen zoologischer Arbeiten. Von jedem wurden ein kurzer Lebenslauf und eine Würdigung seiner wissenschaftlichen Arbeiten verlesen, während er entblößten Hauptes vor dem Rektor und dem mehr als zweitausendköpfigen Publikum stand. Es folgte Graham Bell aus Washington, Erfinder des Telephons, dann ich, von dem hauptsächlich als Verdienst die Reform in der Behandlung der Schußwunden hervorgehoben wurde, dann Thane, der berühmte Anatom Londons usw. Von der Aula ging es in feierlicher Prozession durch die vom Volk gefüllten Straßen in die alte St. Giles-Kirche: schöne Kirchenmusik, Predigt usw. Dann sofort zu den Diners, Soupers usf. Es waren schöne Tage, die wir unsern Erinnerungen einfügen konnten."

Was Bergmann dabei genierte, war seine Unkenntnis des Englischen, aber man setzte ihn immer so, daß er eine gut Deutsch sprechende Dame zur Seite hatte, und bei dem offiziellen Herrendiner, das der Rektor gab, war der Professor des Sanskrits Eggeling, ein Deutscher, sein Nachbar. Dazu bemühten sich Frau und Tochter, ihm getreue Dolmetscher zu sein. Sir William Turner führte sie in seinem Wagen zu den geschichtlich und landschaftlich schönsten Punkten der Stadt: zum Schloß Maria Stuarts, zur Universität und ihrer alten Bibliothek und in die Kliniken, wo Simpson zum erstenmal das Chloroform und Lister die Antisepsis angewandt hatten.

Von Edinburg ging es über London und Paris nach Nizza, das den Reisenden und glücklich Genießenden wie ein Stück Paradies erschien: die Rosen blühten, und das Meer mit seinem Glanz übte den alten wunderbaren Zauber aus. Bergmann freute sich noch besonders des Zusammenseins mit dem Jugendfreunde Julius Eckardt, dem das Auswärtige Amt die Vertretung des dortigen Konsuls übertragen hatte: eine freundliche Rücksicht auf den immer qualvoller unter asthmatischen Beschwerden leidenden, körperlich zusammengefallenen Mann. „Schwimm, braver Schwimmer! Ich liege hier!" Diese Worte des verwundeten Hanns von Selbitz an den sich ins Kampfgetümmel stürzenden Götz von Berlichingen hatte er schon vor Jahren dem vom Glücke begünstigtern Freunde aus der afrikanischen Wüste zugerufen, in die er verschlagen war, abgeschnitten von jedem Verkehr mit denkenden Menschen. Jetzt aber saßen sie wieder wie in verklungenen Birkenruher und Dorpater Tagen beieinander, und wieder stand im Mittelpunkte ihrer Gespräche das Schicksal der gemarterten livländischen Heimat, wo die lettische und estnische Revolution das Ende des Deutschtums besiegeln wollte.

Als wenige Monate später Eckardt in Berlin seinen siebzigsten Geburtstag beging, versammelte Bergmann bei Hiller einen kleinen Kreis mitfeiernder Landsleute um ihn. Reden wurden nicht gehalten, aber zwischen Fisch und Braten sagten, einander ergänzend, die beiden alten Kameraden, die an jenem Abend sich zum letzten Mal in ihrem Leben ins Auge blicken sollten, die Strophen eines unvergeßlichen Dorpater Liedes her, das ihnen den unverblichenen Glanz Dorpater Burschenherrlichkeit aus der Tiefe der Erinnerung herauf beschwor. Es klingt in das Bekenntnis aus:

Ruft der Tod sein donnernd halt!
Mag er mit uns schalten;
Waren wir doch niemals alt,
Blieben stets — die Alten!

15. Der siebzigste Geburtstag.

... Schwer war Dein Tagwerk. Dich hat das Leben
Rastlos gebunden an die roll'nde Stunde.
Was andre schaudern, zittern macht und beben,
Anblick der Qual, das Blutgesicht der Wunde,

Du sahst es täglich. Deine treuen Hände,
Sie durften niemals in den Schoß sich legen.
Heut an des siebenten Jahrzehntes Wende
Aus schwerem Leben quillt Dir süßer Segen.

Die starke Hand, die Schwanken niemals kannte,
Sie ward geführt von sanfter Herzensgüte.
Der Blick, der stählern auf das Ziel sich bannte,
Sah alles Schöne, das auf Erden blühte.

Den harten Stoff, den Schicksal Dir beschieden,
Dein ernstes Erdendasein zu gestalten,
Du schufst ihn zum Gefäße für den Frieden,
Für alle helfend-heilenden Gewalten.

Zum Meister kommen heute seine Kranken
Und Jünger, heut zum Vater all' die Seinen.
Auch Deinen Freunden schließe nicht die Schranken!
Mit all' den andern lass' sie jubeln, danken,
Und unter ihnen lass' auch mich erscheinen.

Mit diesem schönen dichterischen Gruße hat Ernst v. Wildenbruch das Herz des Freundes Bergmann an seinem siebzigsten Geburtstage, dem 16. Dezember 1906, tief und froh bewegt. „Sie haben mir im Herzen gelesen", antwortete er ihm dankend, „wenn Sie schreiben, daß ich das Schöne auf Erden so gern gesehen und von ihm nicht

gelassen hätte, wenn nicht am schweren Stoff der Erde die nicht rastenden Hände sich hätten mühen müssen. Zu denen aber, die mir geholfen, doch noch einen Blick in die zarten, duftenden und süßen Blumen der Dichtkunst zu tun, haben Sie mehr als irgendein andrer gehört."

Bergmann war dem Tage, an dem er die Schwelle zum achten Jahrzehnt überschreiten sollte, nicht wie andre in gleicher Lage mit Angst und Bangen entgegengegangen, hieß es doch noch nicht sogleich Abschied nehmen von Beruf und Arbeit und die Hände müßig ruhen lassen, und wem von den Vielen, die ihn glückwünschend umdrängten, wäre auch nur der Gedanke gekommen, daß er einen Greis mit erschöpfter Kraft und erloschenem Feuer vor sich gehabt hätte? Aus seinen Augen sprühte noch die alte Glut, und seine Worte zündeten wie nur je in den Tagen der Höhe! Ohne die Wehleidigkeit des kleinen Menschen, der die Hinfälligkeit des alternden Lebens beklagt, vielmehr sie verspottend und immer nur mit den Empfindungen tiefer Dankbarkeit für so viel Großes und Schönes, was ihm zu erleben und selbst zu schaffen beschieden gewesen, ließ er alle die denkwürdigen Stationen seines Lebens an sich vorüberziehen.

„Der heutige Tag, an dem ich in rastlosem Lebenslaufe einen Augenblick anhalten darf, um eine tiefe Marke in den Baum meines Lebens zu schneiden", so begann er seine Ansprache auf dem solennen Kommers, den ihm und dem gleichaltrigen Waldeyer zu Ehren die akademische Welt von Berlin am 13. Dezember in den Räumen der Philharmonie veranstaltete, „der heutige Tag macht mich zum Janus mit einem nach vorwärts und dem andern nach rückwärts gerichteten Gesichte. Vorwärts liegt nur eine kurze Spanne Tage, rückwärts welch lange Bahn! Vorwärts welch trübe Aussicht, rückwärts welch herrlicher, herzerhebender Blick! Vor mir liegen die Kapitel von der Seneszenz aufgeschlagen: die faltige Haut, die längst schon ihre Elastizität verloren hat, und die Knochen werden immer dürrer, dünner und spröder, das Auge ist vom Gerontoxon eingefaßt und ein Nest für den Altersstar, ob grau oder schwarz; ein wahrer Wettlauf der Gelenke um den Preis in der Entwicklung der Arthritis deformans, bis endlich die Hüfte ihn im malum coxae senile davonträgt; die unverkennbare Rindenatrophie im Hirn, der Senkrücken des Greises, der das Haupt hoch zu tragen verweigert, und die Muskeln, wo sind sie hin? Kaum tragen sie noch, bis endlich ein zitternd Haupt an dem Rande zusammenbricht, der ein unbekanntes Land begrenzt. Gestatten Sie mir alle, in Jugendkraft prangende Kommilitonen, daß ich dieses Janusantlitz zurückschlage und heute allein mich des nach rückwärts gewandten bediene. Das schweift über blühende Landschaften und reiche Städtebilder: es sieht mich daherziehen den weiten Weg vom Düna- und Embachufer an den Main und die Spree; es ist geblendet vom Sonnenschein, in dem ich

wandelte, und wehmütig lächelt es zu, wenn es der Nebel und Stürme auf meinen Lust- und Irrwegen gedenkt.

Wenn ich diesen Christbaum meiner Erinnerungen in dieser Weihnachtszeit anzünden soll, würde heute ein Licht in ihm auch ohne mein Zutun aufflammen: das, welches Sie, verehrte Kommilitonen, mir vor das Auge führen. Sie entrollen das ganze Bild der alten Burschenherrlichkeit, die Jahre, das Leben, dem einst Hauff im Bremer Ratskeller das fünfte Glas des edelsten Apostelweins widmete: das hohe, rohe, barbarische und doch so edle und mild erquickende Leben der Burschenjahre. Mit ihm geht es mir noch heute wie dem Dichter: ich kann es nicht beschreiben, ich kann die Musik nicht hören lassen, die jedem nüchternen Ohre leer und bedeutungslos erscheint. Und doch spielt sie dem Alten wie dem Jungen die gleiche unvergeßliche Weise, die dem Geiste den Schwung gibt, so wie sonst noch heute. Und doch ist ein Motiv in all den mannigfachen Noten: die Begeisterung für die Welt der Ideale. An ihnen ist die Jugend so reich; sie findet sie, wo sie nur anklopft: im Patriotismus, im Volke, in der Ausbildung des Charakters und der Gesinnung, in Lust und Liebe. Und weil die Jugendzeit immer den Idealen gewidmet ist, muß sie unvergeßlich bleiben ..."

„Ich bekenne aufrichtig, daß ich so viel Anerkennung und wirklich liebevolle Gesinnung nicht erwartet hatte", sprach Bergmann wiederholt im dankbaren Rückblick auf die verklungenen Festtage aus.

Am Vorabend des Geburtstages führten seine Kinder, andre Verwandte und seine Assistenten ein Festspiel auf, worin noch einmal sein bewegtes Leben in bunten Bildern, zu denen seine Tochter Bertha die Verse gedichtet hatte, an ihm vorüberzog.

Am frühen Morgen des Festes begrüßten ihn Glückwünsche des Kaisers, der Kaiserin und der Großherzogin von Baden. Viele Stunden folgten einander glückwünschende Deputationen und einzelne durch mancherlei Fäden mit dem Jubilar verbundene Personen. In der stattlichen Zahl von zweiundfünfzig stellten sich frühere Assistenten aus Würzburg und Berlin ein, die mit einer Festschrift die von Adolf Hildebrand geschaffene Bronzebüste ihres Lehrers und Führers überbrachten, und viele andre Ehren häuften sich auf ihn.

Jeder Abordnung antwortete er, und jede Antwort griff eine Episode aus seinem Leben auf, um sie oft nur in wenigen, aber den Kern treffenden Worten auf Augenblicke in den Vordergrund zu rücken: die Vaterstadt Riga und die Universität Dorpat, die drei Feldzüge, Würzburg und vollends Berlin mit dem reichen und bunten Kranze unzähliger Erinnerungen und Beziehungen fanden in Ansprache und Erwiderung ihren gebührenden Platz. Abends aber versammelte sich ein weiter Kreis von Freunden, Kollegen, Verehrern,

Patienten und namentlich von Berliner und aus nah und fern herbeigeeilten Ärzten um den Siebzigjährigen zu einem Festbankett im Mozartsaal des Neuen Schauspielhauses am Nollendorfplatz. Als Vertreter derjenigen Körperschaft, der er am längsten und vertrautesten angehört, der medizinischen Fakultät von Berlin, brachte der Dekan Heubner einen von Geist und Humor durchzogenen Trinkspruch aus, auf den Bergmann mit einem Bekenntnis erwiderte, das noch einmal — und wer konnte wissen, daß es zum letzten Mal war? — sein reiches Leben in großen Zügen zusammenfaßte. Es darf an dieser Stelle nicht fehlen:

„Der siebzigste Geburtstag ist ein Dankfest und ein Gedenkfest. Wer auf die lange nun durchlaufene Bahn mit so reichen, mächtigen, großen und glücklichen Erinnerungen zurückblicken kann, wie ich heute, dem ist der Dank das lebhafteste, alles beherrschende und köstlichste Gefühl des Tages — er macht, je tiefer und inniger die Seele ihn empfindet, sie wahr und wirklich jubeln. Daß ich ihn heute aussprechen darf, das ist mir ein Herzensbedürfnis und wird mir zum Jubelklang.

In erster Stelle und allem voran bringe ich mein Dankopfer dem Kaiser. Es sterben die aus, welche die Wunder in der Entstehung des neuen Deutschen Reichs laut schlagenden Herzens Tag für Tag verfolgen durften — die wie ich von den Höhen bei Chlum auf das Schlachtfeld von Königgrätz geschaut haben, durch die Bresche am Steintor das wiedergewonnene Straßburg betraten und vom eben erstürmten Mont Avron aus zum erstenmale Notre Dame und den Arc de Triomphe erblickten. Die aber heute noch leben, erwärmen sich täglich neu und mit freudiger Bewunderung an der glühenden Vaterlandsliebe des dritten deutschen Kaisers, an seinem liebevollen Sorgen und seinem unerschütterlichen Vertrauen zu deutscher Eigenart auf jedem ernsten Arbeitsgebiete. Ich habe diese innige Teilnahme an meiner chirurgischen Arbeit von der Zeit, da er noch Kronprinz war, bis auf den heutigen Tag reichlich gespürt und erfahren: in dem Handschreiben, das wenige Monate nach seiner Thronbesteigung der Kaiser an mich richtete, und in dem er bekennt, sich glücklich zu schätzen über die Wahrheit deutscher chirurgischer Urteile, bei der Überreichung der Marmorbüste der Kaiserin Augusta, als ich ihm die Vollendung des Langenbeck-Hauses der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie melden durfte, in dem huldvollen Geschenk seines erzenen Brustbildes für mich bei der Einweihung des Kaiserin-Friedrich-Hauses für das ärztliche Fortbildungswesen — ja noch heute morgen in seinem so herzlichen und schönen Telegramme.

Wohl mir, daß ich bekennen darf: die deutsche Chirurgie hat den Glauben und das Vertrauen des Kaisers zu ihr gerechtfertigt und erhalten.

Das ist allerdings nicht mein Verdienst, wie man den heute an mich gerichteten Reden vielleicht entnehmen könnte. Ich bin kein himmelstürmender Pfadfinder, kein unerschöpflicher Erfinder gewesen — in die Reihe eines Lister und Billroth habe ich mich nicht gestellt. Wenn ich etwas geleistet habe, so lag es in der kritischen Reproduktion und in der Liebe zu meiner Kunst, der eines Chirurgen und Arztes. Diese Kunst habe ich geliebt und verehrt, mit jedem Jahrzehnt meines Lebens mehr. Ich liebe sie desto aufrichtiger und inniger, je weniger ich meine eigne Arbeit und Leistung anschlage. Wenn es wahr ist, daß der Glaube an sich selbst die treibende Kraft ist, die alles Große und Gute schafft, so hätte ich nichts schaffen können, denn mir ist vor dieser Gottähnlichkeit stets bange gewesen. Ich gehörte nicht zu denen, die schieben, wohl aber habe ich gern und dankbaren Herzens mich schieben lassen. So war es schon bei der Wahl meines Studiums ... Und als ich der physiologischen Chemie in diesem Studium besondre Lust und vielleicht auch Erfolge abgewonnen hatte, rief mich aus Amsterdam, wo ich in dem Laboratorium Kühnes arbeitete, der Krieg zu den Chirurgen. Das geschah doch auch unabhängig von mir. Ich wurde der Chirurgie zugeschoben und habe das nie bereut; denn von da an hat mich die große Zeit der Chirurgie, die größte Zeit ihrer Geschichte, getragen und gehoben. Sie hat geradezu einen Hagel reifer, herrlicher Früchte mir in den Schoß geworfen. Es war ein immer neues, fröhliches, frisches Blütentreiben am Baume der chirurgischen Erkenntnis.

Kaum vermag sich heute einer von Ihnen, verehrte Festgenossen, in die chirurgischen Auffassungen und Anschauungen zu versetzen, die die maßgebenden in meinem Immatrikulationsjahre 1854 waren. In diesem Jahre schrieb Pirogow, der unvergeßliche große Chirurg, seine noch heute lesenswerte Abhandlung über das Glück in der Chirurgie. Das russische Ministerium hatte vom Examen für den Grad eines Doktors der Chirurgie drei vom Kandidaten glücklich vollführte Operationen verlangt. Pirogow widersprach und zeigte, daß die Technik beim Operieren die vorzüglichste sein kann, aber vom Chirurgen vollständig unabhängige Störungen im Wundverlauf auch die besten Ausführungen und ein tadelloses Operieren unglücklich enden ließen. Es war der dreihundertjährige Spruch von Ambroise Paré: L'opération est faite — Dieu vous guérisse, den Pirogow paraphrasierte. Solange weder die Ursache des Auftretens der fünf Geißeln des Chirurgen noch die Mittel, sie zu verhüten oder zu bekämpfen, bekannt oder auch nur geahnt seien, gleiche der gewandteste und auf das beste geschulte Chirurg doch nur dem Spieler, der bald gute bald schlechte Karten in die Hand bekommt.

Das war das Bekenntnis des bedeutendsten Chirurgen zu der Zeit, da ich zu lernen begann. Aber Jahr für Jahr folgten Schlag auf

Schlag die wunderbaren Entdeckungen eines Lister, eines Koch, die das Alte stürzen und ein reiches Leben aus seinen Ruinen sich entwickeln ließen. Die Heilung der Wunde war eine Notwendigkeit und vollzog sich wie ein Naturgesetz immer und vollkommen, wenn sie nicht durch Dinge, die unabhängig vom Wundprozeß von außen in die Wunde gerieten, gestört wurde. Für die fünf Geißeln, die Pirogow so fürchtete, weil er ihnen machtlos gegenüberstand — für den Rotlauf, die fortschreitende Phlegmone, den Hospitalbrand, den Wundstarrkrampf und die Pyämie oder Eitervergiftung — sind jetzt die Ursachen in ganz bestimmten, jeder dieser Furien eignen giftigen Mikroorganismen gefunden worden — es gilt, sie nicht an die Wunde zu lassen, dann heilt jede Wunde ohne weiteres. Aber auch wie sie von der Wunde fernzuhalten, und wie der Chirurg seinen Operierten vor ihnen zu schützen hätte, wurde fest- und sichergestellt. Nicht mehr ein glücklicher oder unglücklicher Spieler, ein für den Wundverlauf verantwortlicher Künstler ist der Chirurg, der mit seiner Hand und seinem Können den Erfolg bestimmt und das Schicksal der Verwundeten regiert. Sind das nicht gewaltige, fast märchenhafte Umwälzungen und Fortschritte?

Nur ein Beispiel. Als ich mich zu meiner ersten Vorlesung über Frakturen und Luxationen vorbereitete, war ich überzeugt, daß die Ausdehnung und Größe der Splitterung an der Bruchstelle des Knochens die Ursache des schwerern oder leichtern Ablaufs der Verletzung seien, und als ich die neuen Lehren mir zu eigen gemacht hatte, kümmerte ich mich um die Größe der Zersplitterung oder Zertrümmerung, die z. B. eine Kugel im Knochen verursacht hatte, nicht mehr, sondern nur um den Schutz der Wunde in den Weichteilen vor der Wundinfektion. Ich habe dadurch mehr Schußwunden des Kniegelenks mit Zertrümmerung der es zusammensetzenden Knochen geheilt, als je vorher auch nur erhofft werden durfte.

So führte mich die Zeit, in der ich lebte, dazu, zu lernen, und ich lernte, um zu leben. Ihr gebührt mein voller, ganzer Dank. Die Zeit aber wirkt durch die Zeitgenossen. Wie viel schulde ich darin meinen Vorgesetzten — den Ministern, unter denen ich arbeitete. Was hat allein der Minister, der mich nach Berlin berief, Gustav v. Goßler, für mich, meine Klinik und meine Arbeit unermüdlich getan — zu einer Zeit, in der unendlich viel gerade für die chirurgische Lehre gefordert werden mußte! Ich habe mich seiner Freundschaft erfreut bis zu seinem letzten Augenblick, als ich an seinem Totenbette stand. Und meines Freundes Nachfolger haben, sooft ich kam, mir treulich geholfen. Wie fruchtbringend ist für mich mein Zusammenstehen mit den Generalstabsärzten der preußischen Armee geworden: mit Lauer, Coler, Leuthold und dem gegenwärtigen Leiter des Kriegssanitätswesens

Schjerning, der heute sich an die Spitze der mich Feiernden gestellt hat. Ich weiß und fühle es eben auf das Lebhafteste, wie viel ich meinen deutschen Kollegen in der Chirurgie zu danken habe, den längst leider schon dahingegangenen Wagner, Simon, Volkmann, Langenbeck, Billroth und denen, die heute es sich nicht haben nehmen lassen, mir persönlich ihren Glückwunsch zu bringen.

Vor allen Dingen aber feiere ich meine Assistenten, die von fern und nah herbeigeeilt sind, um noch einmal mich zu umstehen. Mit jedem einzelnen habe ich zusammen arbeiten, Mißerfolge und Erfolge teilen und in ein bleibendes warmes persönliches Verhältnis treten können. Ich habe von ihnen mehr genommen, als ich ihnen gegeben habe. Es war eine schöne Zeit gegenseitiger Förderung, einer Förderung, die fortwirkt bis heute. Mit Stolz darf ich bekennen, daß an den drei größten Universitäten Deutschlands meine ehemaligen Assistenten den Lehrstuhl der Chirurgie einnehmen, und in mehr als zehn der großen, neuen, so schön als praktisch erbauten städtischen Krankenhäuser meine Assistenten die ärztliche Leitung haben. Wie ihre Hospitäler in Bau und Einrichtung die Entwicklungsstätte in der Ziegelstraße übertroffen haben, so mögen sie selbst immer bedeutender und größer als ihr einstiger Lehrer werden — das wäre ihm die größte Freude. Ich danke der Berliner Ärzteschaft für ihre reiche Vertretung an meinem Ehrentage. Ich danke auch meinen Verwandten und meiner Familie: meiner Frau, die in unerschöpflicher Nachsicht Arbeit und Launen ihres Mannes getragen hat, und meinen Kindern, die mir stets Freude gemacht und noch gestern im Verein mit meinen Assistenten so poesievoll als liebevoll mir Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart meines Lebens vorführten.

Ich lasse meinen Dank in die Worte ausklingen:

Ein Glas, ein Hoch all denen, welchen ich freudig bewegten Herzens danken konnte. Rufen Sie, liebe Festgenossen mit mir: sie alle leben hoch!"

16. Das Ende.

In den Wochen, die dem siebzigsten Geburtstage folgten, nahm Bergmann sich oft vor, das Maß der Arbeit, das er sich aufgebürdet hatte, zu mindern, aber es gelang noch nicht; immer wieder fand er etwas, was beendet oder verbessert werden mußte, ehe er ging, und dieser Zeitpunkt stand fest: kurz vor Antritt seiner Wiesbadener Reise war er im Kultusministerium erschienen, um seinen Rücktritt zum Herbst 1907 anzukündigen. Von da ab sollten ihn nur noch einzelne Liebhabereien festhalten. Das waren seine Pläne. Doch kam es anders: die Schwere des Abschieds blieb ihm erspart.

Von seinem siebzigsten Geburtstage an hat er kaum einen gesunden Tag mehr gehabt. Schon auf dem Fest in der Philharmonie hatte er mit starken Schmerzen zu kämpfen, die er aber mit der alten Willenskraft zu überwinden vermochte, so daß niemand sie ihm anmerkte. Noch Wochen später plagten ihn bei jeder Bewegung die Muskeln und Nerven der rechten Hüfte und ließen sich trotz aller Versuche nicht beruhigen. Doch diese reißenden und stechenden Schmerzen waren nicht die einzige Quelle seiner Sorgen: er mußte sich bei Anbruch des neuen Jahres entschließen, seine an Gallensteinen erkrankte Tochter Alice einer schweren Operation zu unterwerfen. Er selbst brachte nicht über sich, das eigne Kind unters Messer zu nehmen, sondern vertraute sie Kehr in Halberstadt an, von dem auch er gern rühmte, daß er auf diesem Gebiete das Beste geleistet und die größten Erfahrungen hatte.

„Bei dieser Gelegenheit", schreibt Kehr in seinen Erinnerungen an Bergmann, „konnte ich seine große Persönlichkeit, das rührende Verhältnis zwischen Vater und Kind, das Zusammenwirken des um das Leben der Tochter schwer besorgten Elternpaars so recht bewundern. Es fiel ihm ungemein schwer, bei der Operation seiner Tochter zugegen zu sein, aber sie hatte ihn darum gebeten, und so glaubte er ihr den Gefallen tun zu müssen. Aber dem gewaltigen Manne, der so viele Wunden gesehen hatte, zitterten die Hände, als ich mein Messer ansetzte, und er wandte sich ab, und Tränen benetzten seine Wangen. Es müssen für ihn qualvolle Augenblicke gewesen sein, als sein geliebtes Kind so schwere Stunden durchmachen mußte. In den Tagen nach der Operation hatte ich stündlich Gelegenheit, sein gutes Vaterherz kennen zu lernen. Er wich nicht eher vom Krankenbett, als bis jede Gefahr beseitigt war, und oftmals in der Nacht ist der siebzigjährige Mann, der damals an schmerzhafter Ischias erkrankt war, aufgestanden und hat sich nach dem Befinden seines Kindes erkundigt. Wenn mich die Operierte zu sprechen wünschte, so wehrte er immer ab: ‚Kehr muß auch seine Ruhe haben'! Als der fünfte Tag vorüber war, und die Genesung immer größere Fortschritte machte, da wurde der ernste Mann fröhlich, und die Wände meines Refektoriums können von der hellen Freude berichten, die er über die Gemälde empfand, die die Meisterhand von Barlösius an die Wand geworfen hatte. Denn Bergmann war ein großdenkender Mensch, der für einen gesunden, kräftigen Humor viel übrig hatte und das Philister- und das Muckertum verachtete und haßte."

Am 6. Januar nahm er die gewohnte Berliner Arbeit wieder auf und war bis zum Schlusse des Winterhalbjahrs angestrengt tätig. Ende Januar war er zu einer Konsultation in Paris. Noch in den letzten Tagen des Februar führte er eine schwere Hüftgelenkoperation aus. Am 1. März fuhr er mit seiner Frau und seiner Tochter Bertha

nach Wiesbaden, um auf den Rat seines Sohnes durch Bäder endlich Heilung von den lästigen neuralgischen Schmerzen zu suchen.

Schon vor der Abreise fühlte er sich nicht wohl, und auf der Fahrt nahm die Bronchitis, an der er litt, zu: er hatte, in Wiesbaden angelangt, starken Husten und viel Auswurf, fieberte auch etwas. Nach einigen Tagen der Bettruhe ging die Bronchitis zurück, der Appetit aber blieb schlecht, und es stellten sich zunächst geringe Beschwerden von Aufgetriebenheit des Unterleibes ein, die aber immer hartnäckiger wurden. Über Darmstörungen hatte er in den letzten Jahren wiederholt zu klagen gehabt. Ein besonders bedrohlicher Anfall dieser Art war im November 1905 aufgetreten; schon damals war ein chirurgischer Eingriff erwogen worden, und die konsultierenden Ärzte hatten sich darüber geeinigt, daß bei einer Wiederkehr des Anfalls Schlange operieren sollte, aber unter abwartender Behandlung war der Anfall glücklich vorübergegangen. Diesmal stand es ernster: die früher mit Erfolg angewandten Mittel waren von keiner dauernden Wirkung: der Darm versagte völlig, und die zunehmende Aufgetriebenheit brachte so qualvolle Beschwerden, daß der Patient selbst sich nur von einer Operation Erleichterung versprach und seinen frühern Assistenten Professor Schlange aus Hannover zu sich berief. Am 23. März morgens traf er ein. Obwohl ihm Bergmann, wie er berichtet, mit großer Ruhe und Klarheit volle Freiheit in der Wahl der Operationsmethode zugestanden hatte, konnte bei der schnell zunehmenden Schwäche nur die Anlegung einer Darmfistel in Frage kommen. Sie geschah ohne Narkose unter örtlicher Schmerzstillung nach dem Schleichschen Verfahren und wurde so wenig empfunden, daß der Patient nach beendetem Eingriff zum Operateur bemerkte: „Aber fangen Sie doch endlich einmal an, richtig loszuschneiden!" Er fühlte sich danach sehr erleichtert und wiederholte im Laufe des Tages seinen Dank für die wirksame Hilfe. So groß die Schwäche auch war, unter der Wirkung von Kampfer und häufigen Einläufen von Kochsalzlösungen in den Mastdarm erholte er sich, so daß ein Hoffnungsschimmer aufdämmerte. Am 24. nachmittags stellte sich aber wieder größere Unruhe ein, und die Schmerzen wurden so heftig, daß Bergmann den Zustand unerträglich fand und die Anlegung einer Darmfistel auch auf der linken Seite wünschte. Diese zweite Operation wurde gegen drei Uhr nachmittags vorgenommen. Auch sie brachte Erleichterung, aber keine Besserung. Unter schwankendem Puls verfielen die Kräfte immer mehr. Dabei war der Kranke bis zum späten Abend bei klarem Bewußtsein. Am 24. früh hatte er sich noch eine Blume bringen lassen, um sie seiner Tochter Bertha als Geburtstagsgruß zu übergeben. Seine letzten Worte sprach er zu seiner Frau und seiner jüngern Tochter, die gerade bei ihm war, um elf Uhr abends, ein müdes: „Nun laßt mich schlafen. Gute Nacht!"

In der Nacht aber wurde es immer schlechter. Er schlief fast ununterbrochen, nur ein paarmal schien er aus der tiefen Bewußtlosigkeit, in der er mit gebrochenen Augen lag, für einige Sekunden aufzuwachen. Um halbzwölf Uhr vormittags am 25. März trat der Tod ein. An seinem Sterbebette standen außer seinen nächsten Angehörigen Dr. Erhard Schmidt, der Sohn seines alten Dorpater Kollegen und Freundes Alexander Schmidt, Dr. Guleke, Dr. Stein aus Wiesbaden und die einstigen Assistenten v. Bramann und Schlange, die ihm auf der Höhe seines Schaffens zur Seite gewesen und treue Freunde des Bergmannschen Hauses waren.

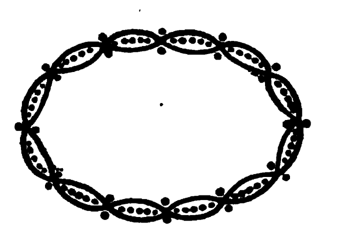
Man wußte schon lange, daß der Verstorbene sein Leiden für Krebs gehalten. Noch nach der ersten Operation hatte er sich dahin geäußert: „Ich habe die Diagnose schon vor fünf Jahren gestellt, und nun ist es auch so", und es gelang nicht, ihn zu einer andern Meinung zu bringen. Die Sektion, die Dr. Guleke ausführte, ergab aber mit voller Sicherheit, daß kein Krebs vorhanden war; die Diagnose lautete vielmehr auf Verengung des Dickdarms, Pankreasnekrose und diffuse Bauchfellentzündung.

In der Nacht vom 28. auf den 29. März traf die Leiche in Berlin ein und wurde auf dem mit Fackeln hell erleuchteten Hof der Klinik von Assistenten und Abgeordneten des Werkmeisterverbandes, dem Bergmann als Ehrenmitglied angehörte, und der die Beziehungen zu ihm stets hochgehalten hat, empfangen.

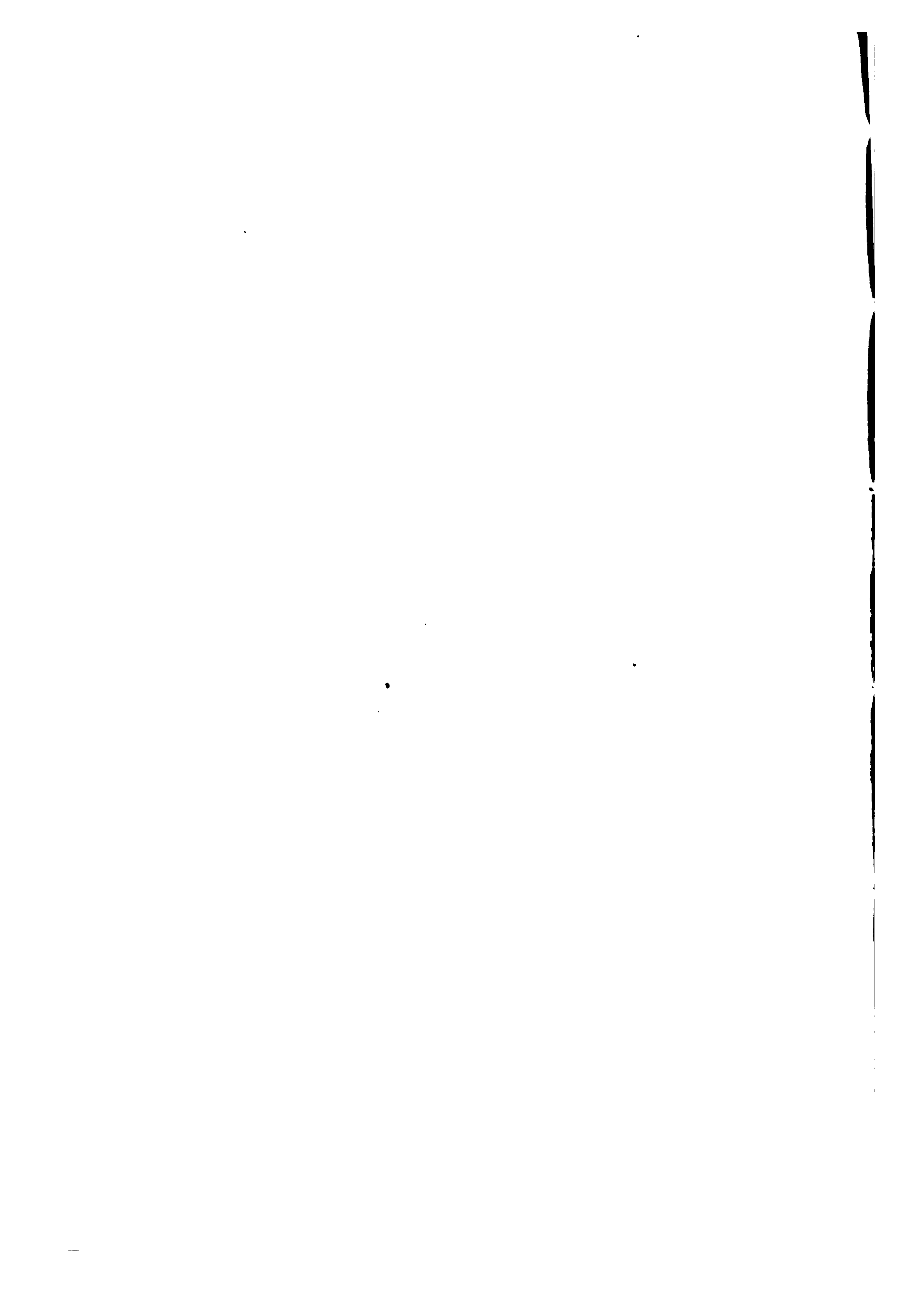
Am Karfreitage, dem 29. März, fand im großen Hörsaal des Langenbeck-Hauses eine imposante und ergreifende Trauerfeier statt. Wenige Stunden später wurde der Tote an seiner letzten Ruhestätte, auf dem Alten Kirchhof in Potsdam, in die Erde gesenkt. Es war der erste schöne Frühlingsabend des Jahres, am blauen Himmel zeigte der Mond sein fahles Licht, die Vögel sangen ihr Abendlied.

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.





Anhang



1. Anmerkungen, Quellen und Literatur.

Die vorstehende Chirurgenbiographie hat kein Chirurg und kein Mediziner geschrieben. Nun wäre es freilich ein unlöbliches Wagnis, wollte ein Historiker über einen Kliniker und chirurgischen Schriftsteller sachverständig urteilen, aber dieses Buch hat eine andre Aufgabe: der Familie von Bergmann kam es darauf an, daß das außergewöhnliche Leben Ernst v. Bergmanns mit seinem heroischen Einschlag dreier Kriege und der Mischung von Wissenschaft und Praxis, von Geist und Anmut, vollends von Aufopferung für die leidende Menschheit und mitempfindender Sorge für den einzelnen Hilfsbedürftigen nicht nur für den engen Ring der Fachgenossen, sondern namentlich für die weiten Kreise unsres Volks, die an jedem großen Menschenschicksal teilnehmen, geschrieben werde. Dabei ging sie von dem Gedanken aus, daß den Hauptanteil der Biographie Bergmanns livländische Zeit, der seine ersten vierzig Jahre angehören, beanspruchen müsse, ist doch schon nach einem bekannten Worte Goethes die bedeutendste Epoche eines Individuums die Entwicklung. In Livland aber lagen die Anfänge seiner Lebensarbeit, und gerade ihm war weit mehr als unzähligen andern die alte Heimat die Stätte lebendigster Erinnerungen bis zu seinen letzten Gedanken, auch als so viel in Trümmer gegangen, was sein einst war. Diesem Wunsch allein verdanke ich das ehrende Anerbieten, sein Leben zu schildern, denn ich entstamme demselben Boden; unsre Familien sind seit vielen Generationen miteinander verwandt; seit meiner Kindheit hab' ich Bergmann gekannt, und in Dorpater Studenten- und siebzehn Berliner Jahren hab' ich viel mit ihm und seinem Hause verkehrt und unverlierbare Eindrücke bewahrt.

Für meine Arbeit standen mir zur Verfügung: das reiche Familienarchiv und der gesamte handschriftliche Nachlaß des Verstorbenen. Frau v. Bergmann vertraute mir den Briefwechsel mit ihrem Gatten und ihre Aufzeichnungen über das gemeinsam-tätige Leben mit ihm im Kriege von 1870/71 und in Dorpater und Würzburger Jahren an, und die Lücken, die sich immer wieder auftaten, füllte sie durch viele mündliche Aufklärungen. Ihr Sohn, Professor Dr. med. Gustav v. Bergmann, las auf meine Bitte das Manuskript der Biographie, schrieb die Mitteilungen über das Sepsin auf S. 245—246 und regte manche andre Ergänzung und Besserung an. Reinhold v. Bergmann in St. Petersburg dankte das Familienarchiv schon bei Lebzeiten seines Bruders Ernst mit gewohnter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zusammengestellte Materialien zu dessen Lebensgeschichte, die besonders wertvoll und geradezu unentbehrlich für die livländischen Jahre sind. Was aber der Ergänzung bedurfte, hat er in unzähligen Briefen unverdrossen nicht nur, sondern lebhaft Anteil nehmend mir zugetragen und vertieft.

Viel zum Gelingen des Buches haben in dankenswerter Weise ehemalige Schüler und Assistenten Bergmanns durch Aufzeichnung ihrer Erinnerungen beigetragen. Soweit es nicht schon in der Darstellung geschehen ist, nenne ich weiter unten jeden einzelnen, von dem die Arbeit gevorteilt hat.

Herzlich dankbar bin ich meiner freundlichen Mitarbeiterin Fräulein Gertrud Hensel, die viele schwer lesbare Briefe entziffert, nach meiner Handschrift das Druckmanuskript hergestellt und mir dadurch große Mühen erspart, aber auch dem Inhalt und Fortgang der Arbeit ihre fröhlich-lebendige Teilnahme bewiesen hat.

Mit Absicht hab' ich Bergmann selbst so oft als möglich zu Wort kommen lassen, denn mein Ziel ist, daß hinfort auch die deutsche Literaturgeschichte von ihm Kenntnis nehme und ihm unter den Klassikern der deutschen medizinischen Literatur einen Platz anweise, wie er ihm gebührt, denn an Schwung und freiem Flug der Gedanken und an Kraft, Lebendigkeit und souveräner Beherrschung der Sprache kommen ihm nur wenige gleich, niemand aber übertrifft ihn darin.

Die biographische Literatur über Bergmann ist, wenn man von vielen Zeitungsartikeln absieht, schnell aufgezählt. Berücksichtigt hab' ich: die von ihm selbst niedergeschriebene Skizze im „Rigaschen Almanach" für 1886, Ernst Graser, Zur Geschichte der Wundbehandlung: Semmelweis-Lister-Bergmann in „Velhagen u. Klasings Monatsheften" Jahrgang 22, 1907—08, Band 2 S. 888—900, H. Fischer, Zu E. v. Bergmanns 70. Geburtstage, in der Festnummer der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" vom 13. Dezember 1906 Nr. 50, ferner die Nachrufe von O. v. Angerer in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" 1907 Nr. 17, M. Borchardt in der „Berliner Klinischen Wochenschrift" 1907 Nr. 24, Franz König im „Zentralblatt für Chirurgie" 1907 Nr. 15a, Fr. Kraus, gesprochen am Sarge im Namen der Berliner Fakultät am 29. März 1907 („Dem Andenken Ernst v. Bergmanns" III, S. 10—12) und Karl Ludwig Schleich in der „Woche" 1907 Heft 13 und in der „Zukunft" 1907 Nr. 28. Endlich: H. Coenen im „Biographischen Jahrbuch" Band 13, 1910, S. 387—396.

S. 1—33. Die Geschichte der Vorfahren hab' ich nach E. v. Bergmann, Von unseren Vorfahren. Eine Familien-Chronik. Teil 1. Als Manuskript für die Familie gedruckt, Berlin 1896, VIII 246 S., in kurzem Auszuge erzählt, auch schon das Vorwort für meine Einleitung benutzt. Das Werk schließt mit dem Tode Gustav v. Bergmanns † 1814 ab. Die Fortsetzung, das Leben Liborius v. Bergmanns umfassend, handschriftlich beinahe druckfertig im Familienarchiv, wo auch Anfänge einer Biographie des Großvaters Benjamin vorhanden sind.

S. 6. Über den Bruch des Landesrechts in Livland unter Polen und Schweden: C. Schirren, Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin, 1869, S. 160—174.

S. 9. Über den Zustand der lutherischen Kirche in Livland um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts: C. A. Berkholz, Jakob Lange, Generalsuperintendent von Livland, 1884.

S. 13. Über Gustav Bergmanns Konflikt mit Goethe: W. Freiherr v. Biedermann, Goethe und Leipzig, Teil 1, S. 223, 1865. Familienüberlieferungen.

S. 17. Über die Sammlung livländischer Provinzialwörter: W. v. Gutzeit, Wörterschatz der deutschen Sprache Livlands, Band 1, Lief. 1. S. IV, V, VII, VIII, 1859.

S. 26. B. Bergmann, Karl Ludwig Petersen, handschriftlich, Familienarchiv. Karl Petersens poetischer Nachlaß [herausgegeben mit einer Biographie von Woldemar v. Petersen 1846]. V. Hehn, Karl Petersen, „Baltische Monatsschrift" Band 2, 1860, S. 383—408. Benjamin von Bergmanns Briefwechsel mit Petersen in der Rigaschen Stadtbibliothek, Abschrift im Familienarchiv.

S. 35—50. Reinhold v. Bergmann, Erinnerungen an unser Elternhaus 1805—1878. 2 Bände, Handschrift, Familienarchiv.

S. 39. H. v. Samson, Gustav Heinrich Kirchenpauer, „Baltische Monatsschrift" Band 37, 1890, S. 584 u. folg.

S. 53—76. In der Skizzierung der Umgebung Bergmanns in Rujen, Birkenruh und Dorpat hab' ich mich oft und mitunter wörtlich an Julius Eckardt gehalten, denn wer hätte je so warm und tief bewegt wie er das alte Livland geschildert, wo in dreißig Jugendjahren sein ganzes Glück geruht, und das er in folgenden vierzig Jahren, wohin er auch verschlagen wurde, in die afrikanische Wüste, an den Mälarsee, in die Berge der Schweiz und in die letzte Zuflucht des entsagungsvoll ausklingenden Alters, die Preller-Straße zu Weimar, mit sehnsüchtiger Seele gesucht hat? In die Darstellung hab' ich namentlich viel aufgenommen aus seinen zu Bergmanns siebzigstem Geburtstage verfaßten „Erinnerungsblättern", 29 Seiten handschriftlich im Familienarchiv. Bergmanns Briefe an ihn sind nicht mehr vorhanden. Auch von Eckardt liegen nur wenige Briefe vor.

S. 64—76. J. Eckardt, Erinnerungsblätter; Eckardt, Albert Hollander, in den Baltischen und Russischen Kulturstudien, 1869, S. 290—308. Briefliche Mitteilungen des Herrn Propstes emer. Theodor Doebner in Riga an mich.

S. 81—83. V. Hehn, Karl Petersen, a. a. O., S. 384 u. folg.

S. 84—93. J. Eckardt, die Universität Dorpat, in den Baltischen Provinzen Rußlands, 1869, S. 361—397.

S. 88—90. L. Preller, C. O. v. Madai, 1850, S. 10—26.

S. 90—92, 97—98. E. v. Bradke, Erinnerungen an Georg v. Bradke, Heimatstimmen, Band 4, 1909, S. 3—32.

S. 93—95. [Th. W. Neander], Die Kaiserliche Universität Dorpat im Lichte der Geschichte und der Gegenwart, 3. Aufl., 1882, S. 98—129.

S. 93—107. Manches aus Eckardts Erinnerungsblättern. Briefliche Mitteilungen des Herrn Propstes emer. Robert Auning an Reinhold v. Bergmann.

S. 105—106. Über Liphart: J. v. Eckardt, Lebenserinnerungen, 1910, Band 2, S. 253—267.

S. 107. Emanuel Moritz, geboren 1836, Dr. med. 1860, seit 1862 Arzt in St. Petersburg, 1877—1885 Oberarzt des Obuchow-Hospitals, 1884—1906 Direktor des Deutschen Alexander-Hospitals, Begründer der

St. Petersburger Medizinischen Wochenschrift, gestorben 26. Januar 1908, ein im Ansehen der Deutschen Petersburgs seines Verstandes und seiner aufrechten Gesinnung wegen hochstehender Mann. Im Familienarchiv viele Briefe von ihm an Bergmann, 6. Februar 1871 bis 12. Januar 1907. Ferner E. Moritz, Meine Beziehungen zu Ernst v. Bergmann, Heimatstimmen, Jahrgang 3, 1908, S. 303—311.

S. 107—120. Mitunter wörtlich: [Graf A. Keyserling], Rückblick auf die Wirksamkeit der Universität Dorpat, 1866. Ferner über die einzelnen Professoren ihre Lebensläufe in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", die meist Professor Ludwig Stieda verfaßt hat, Nekrologe der „Neuen Dörptschen Zeitung", viele freundliche briefliche Mitteilungen Stiedas an mich, die mich zu herzlichem Dank verpflichten.

S. 109—110. N. J. Pirogow, Lebensfragen, 1894: Auf der Dorpater Universität, S. 336—348, In Dorpat, S. 363—370.

S. 110—111. Über P. U. Walter: [Jul. Walter], Bischof Ferdinand Walter, weil. Generalsuperintendent von Livland, 1891, S. 37—49.

S. 115—117. Über Adelmann: Selbstbiographie in O. Gerland, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Kunstgeschichte, 1863, Band 1, S. 241—264; Bergmanns Nekrolog in Langenbecks Archiv, Band 37, Heft 4, 1888; briefliche Mitteilungen über ihn von Dr. Ernst Masing in St. Petersburg und Dr. Arnold Schwartz in Fellin.

S. 117—119. Über G. v. Oettingen briefliche Mitteilungen Dr. Ernst Masings an mich.

S. 132—134. Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von seiner Tochter Freifrau Helene v. Taube v. d. Issen, 2 Bände, 1902.

S. 145—197. Bericht über eine im Jahre 1865 nach Deutschland unternommene wissenschaftliche Reise des Dr. E. Bergmann, Handschrift, Universitätsbibliothek zu Dorpat, Mspt. Nr. 254, 42 Blätter. Der Briefwechsel zwischen Bergmann und seiner Braut im Familienarchiv.

S. 169. Matthissons Elegie ist in Heidelberg gedichtet.

S. 213—214. Die Kenntnis dreier Briefe Bergmanns an Wagner, 10. Juni und 3. November 1866 und 29. April 1868, und Mitteilungen über die Beziehungen beider zueinander verdanke ich der Freundlichkeit von Frau Geheimrat Maria Wagner.

S. 214—233. Nach dem Abdruck in der „Rigaschen Zeitung" 1866, Nr. 196, 200, 201, 204, 206, 26. August bis 7. September a. St. Die Zeitangaben sind überhaupt, soweit Rußland in Betracht kommt, nach altem Stil gemacht. Bergmanns Erinnerungen „Aus vergangener Zeit", „Woche" 1906, Nr. 50, sind frei bearbeitete Auszüge aus seinen Kriegsberichten 1866 und 1870.

S. 219. Der „Trautenauer Verrat" ist schon lange als Legende erwiesen; vgl. R. Schmitt, Die Gefechte bei Trautenau am 27. und 28. Juni 1866. Nebst einem Anhang über moderne Sagenbildung, 1892.

S. 245. E. Bergmann, Das putride Gift und die putride Intoxikation, Abt. 1 Lief. 1, Dorpat 1868. E. Bergmann und O. Schmiedeberg, Über das schwefelsaure Sepsin (das Gift faulender Substanzen). Vorläufige

Mitteilung, Zentralblatt für die medizinische Wissenschaft 1868, Nr. 32, 2 Seiten. E. Bergmann, Über das durch Fäulnis- und Entzündungsprodukte erzeugte Fieber, St. Petersburger Medizinische Zeitschrift, Band 15, Heft 7, 8, 1868.

S. 247—248. Meditationen eines Arztes über livländische Sanitäts-Verhältnisse. I—III, anonym in der „Rigaschen Zeitung" 1862, Nr. 40, 41, 42.

S. 248. E. Bergmann, Das Chloroform, Baltische Monatsschrift, Band 14, 1866, S. 257—280.

S. 248—249. Th. Leber, Willy Kühne, Heidelberger Professoren aus dem 19. Jahrhundert, Band 2, 1903, S. 207—220.

S. 267—309. Mit vielen schon mit Rücksicht auf den Raum gebotenen Auslassungen nach dem Abdruck in der „Rigaschen Zeitung" 1870 Nr. 260—266, 268, 269, 273—275, 277, 297—299.

S. 288—289. Johann Fischart ist in Straßburg geboren.

S. 330—334. Das neue Barackenlazarett. I—III. „Neue Dörptsche Zeitung", 1875, August.

S. 337—339. Nach den dankbar empfangenen Mitteilungen der Frau Professor Mathilde Boettcher geb. Neumann in Dorpat.

S. 340—347. Nach den erbetenen und mir freundlichst zur Verfügung gestellten Aufzeichnungen der Herren Prof. Dr. Karl Dehio in Dorpat, Sanitätsrat Direktor Dr. August Merклin in Treptow a. d. R., Dr. Johann Eduard v. Miram in Riga, Dr. Arnold Schwartz in Fellin, Prof. Dr. Gustav Tiling in St. Petersburg. Dehios „Aus Professor Ernst v. Bergmanns Dorpater Zeiten" ist seitdem in der „Nordlivländischen Zeitung" 1910 Nr. 117 im Druck erschienen, ich habe es daher nur im Auszuge wiedergegeben, während ich die mir wichtigern Erinnerungen meines verehrten Freundes Merklin wörtlich aufgenommen habe: sie bilden den Hauptbestand des Abschnitts.

S. 353—358, 366—370. Besonders wertvoll waren mir die eingehenden Mitteilungen von Dr. v. Miram und Dr. Arnold Schwartz, die meist wörtlich wiedergegeben sind.

S. 354. Benewolenski war nach dem Kriege Arzt in St. Petersburg und starb am 15. November 1895 in dem dortigen Botkinschen Barackenhospital, wo er Ordinator gewesen war.

S. 358—366, 370—385. Die Berichte für das „Dorpater Stadtblatt" schrieb Bergmann auf Bitte des Redakteurs Johann Zalle.

S. 366—370. Eine „Kriegschirurgische Korrespondenz von Prof. E. Bergmann" (Piätra, 8. Juli 1877) erschien in der St. Petersburger Medizinischen Wochenschrift 1877, Nr. 30, 31.

S. 393—395. Fakultätsakten der medizinischen Fakultät der Kgl. Universität Würzburg unter dem Dekanat des Prof. Dr. Rindfleisch pro 1877/78 und andre Quellen.

S. 396—397. Ph. Stöhr, Die Beziehungen zwischen Universität und Julius-Spital, 1908.

S. 400. M. Flesch, Persönliche Erinnerungen an Ernst v. Bergmann, Frankfurter Zeitung vom 3. April 1907.

S. 405. Richard Schröders Erinnerungsblatt in einem Brief an Frau v. Bergmann 1910.

S. 406—412. Nach Frau v. Bergmanns Aufzeichnungen und vielen Briefen Bergmanns.

S. 413. E. v. Bergmann, Zur Sublimatfrage, Therapeutische Monatshefte 1887, Februar.

S. 419—420. E. v. Bergmann, Über antiseptische Wundbehandlung, Vortrag, Deutsche Medizinische Wochenschrift 1882, Nr. 42.

S. 423. E. v. Bergmann, Die Entwicklung des chirurgischen Unterrichts in Preußen, Rede zur Feier des Geburtstages des Kaisers, 1893.

S. 424—425. E. v. Bergmann, die Gruppierung der Wundkrankheiten, Berliner Klinische Wochenschrift 1882, Nr. 45 u. folg.

S. 426—427. Nachruf an Dr. Kurt Schimmelbusch von E. v. Bergmann. Gesprochen am Sarge in der Kgl. Klinik am 5. August 1895, Berliner Klinische Wochenschrift 1895, Nr. 33. — Zum Andenken an Prof. Dr. Nasse. Ansprache bei Beginn der klinischen Wintervorlesungen am 31. Oktober 1898 von E. v. Bergmann, Berliner Klinische Wochenschrift 1898, Nr. 46.

S. 436. E. v. Bergmann, Die antiseptische Wundbehandlung in der Kgl. chir. Universitäts-Klinik zu Berlin, Klinisches Jahrbuch I, 1891.

S. 454—455. E. v. Bergmann: Mitteilungen über die mit dem Kochschen Heilverfahren gewonnenen Ergebnisse, Deutsche Medizinische Wochenschrift 1890, Nr. 47, Extrabeil. — Bericht über die Wirksamkeit des Kochschen Heilmittels gegen Tuberkulose aus der Chirurgischen Klinik in Berlin, 1891. — Einleitender Vortrag zu der Besprechung über die Kochsche Entdeckung. Gehalten auf dem XX. Chirurgenkongreß zu Berlin. April 1891.

S. 460—504. Nach den handschriftlichen Materialien im Bergmannschen Familienarchiv.

S. 461. Die Denkschrift Bergmanns war für Bismarck bestimmt.

S. 530—531. Über das Stipendium haben mir sehr ausführliche und dankenswerte Mitteilungen des Herrn Dr. Woldemar Kernig in St. Petersburg vorgelegen.

S. 559—560. Jubiläum der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie: (E. v. Bergmann), Eröffnungsworte des Vorsitzenden. Am ersten Sitzungstage, 27. Mai. Berliner Klinische Wochenschrift 1896, Nr. 22. — Olim meminisse juvabit. (Erläuternde Worte zu den lebenden Bildern auf dem Feste bei Kroll.) Privatdruck 1896.

S. 564—565. E. v. Bergmann, Die diesjährige Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, Deutsche Medizinische Wochenschrift 1893, Nr. 9. — Worte der Erinnerung an A. W. v. Hofmann und W. v. Siemens, Verhandlungen 1893, Allgemeiner Teil. Auch im Sonderabdruck.

S. 566—568. E. v. Bergmann, Die letzte Stiftung der Kaiserin Augusta, 1890. — Zur Erinnerung an Bernhard v. Langenbeck. Rede. 1888. — Das Langenbeck-Haus, Deutsche Medizinische Wochenschrift 1892, Nr. 6. — Die Eröffnung des Langenbeck-Hauses, ebenda 1892, Nr. 23.

S. 569. L. Henius, Ernst v. Bergmann als Förderer der ärztlichen Standesinteressen, Deutsche Medizinische Wochenschrift Jahrgang 32, Nr. 50, 1906. S. Alexander, Ernst v. Bergmann als Standesgenosse, Berliner Ärzte-Korrespondenz, Jahrgang 11 Nr. 50, 1906.

S. 570—573. E. v. Bergmann: Die Wahrheit über das ärztliche Fortbildungswesen in Preußen, Ärztliches Vereinsblatt für Deutschland 1905, Nr. 559. — Ansprache bei der Eröffnung der Akademie in Cöln, Zeitschrift für ärztliche Fortbildung, 1904, Nr. 21. — Betrachtungen über die Cölner medizinische Akademie, ebenda 1905, Nr. 21, 22, und in der Kölnischen Zeitung 1905, Nr. 1101.

S. 573. E. v. Bergmann, Festrede bei der Eröffnung des Kaiserin-Friedrich-Hauses für das ärztliche Fortbildungswesen, Zeitschrift für ärztliche Fortbildung, 1906, Nr. 5.

S. 573—577. Das Urteil im Prozeß Seidel. Text mit einem Begleitwort des Rechtsanwalts Dr. Richard Huch zu Braunschweig. Herausgegeben von Paul Seidel, Braunschweig 1898.

S. 582—585. E. v. Bergmann: Unfallstationen und Rettungsgesellschaft, Vossische Zeitung 1897, Nr. 538 und 540. — Das Berliner Rettungswesen, 1899. — Über die Beteiligung der Ärzte am öffentlichen Rettungswesen, Medizinische Woche 1900, Nr. 1. — Zum Rettungswesen, Kleines Journal für Hygiene 1900, Nr. 312. — G. Alexander, Geschichte der Berliner Rettungsgesellschaft, in dem von ihm und George Meyer herausgegebenen und Bergmann gewidmeten Werke: Die soziale Bedeutung des Rettungswesens, S. 1—27, 1906. — Die Verstadtlichung des Rettungswesens im Sinne Ernst v. Bergmanns. Nach hinterlassenen Aufzeichnungen und persönlichen Äußerungen des entschlafenen Gelehrten, National-Zeitung 1907, Nr. 191.

S. 595—598. Die Bilder von Julie Hagen-Schwarz und Friedrich Moritz besitzt Frau v. Bergmann, das Lenbachsche Bild Professor Dr. Gustav v. Bergmann, das Starbinasche Bild Professor Dr. Philipp Bockenheimer. Die Hildebrandsche Büste bei Frau v. Bergmann und im Langenbeck-Hause.

S. 619. O. Heubners Trinkspruch in der Medizinischen Klinik 1907, Nr. 1, Bergmanns Ansprache zum Festmahl in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift 1907, Nr. 1.

S. 622—625. H. Schlange, Bericht über die Krankheit Ernst v. Bergmanns, Deutsche Medizinische Wochenschrift 1907, Nr. 15.

2. Personenregister.

F.

G.

J.

M.

T.



Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

sM







